



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

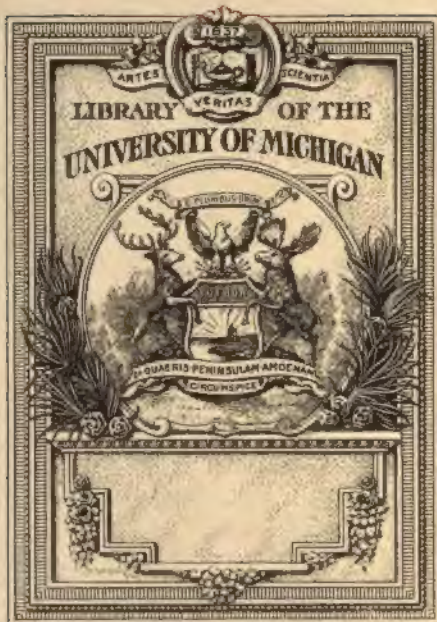
## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



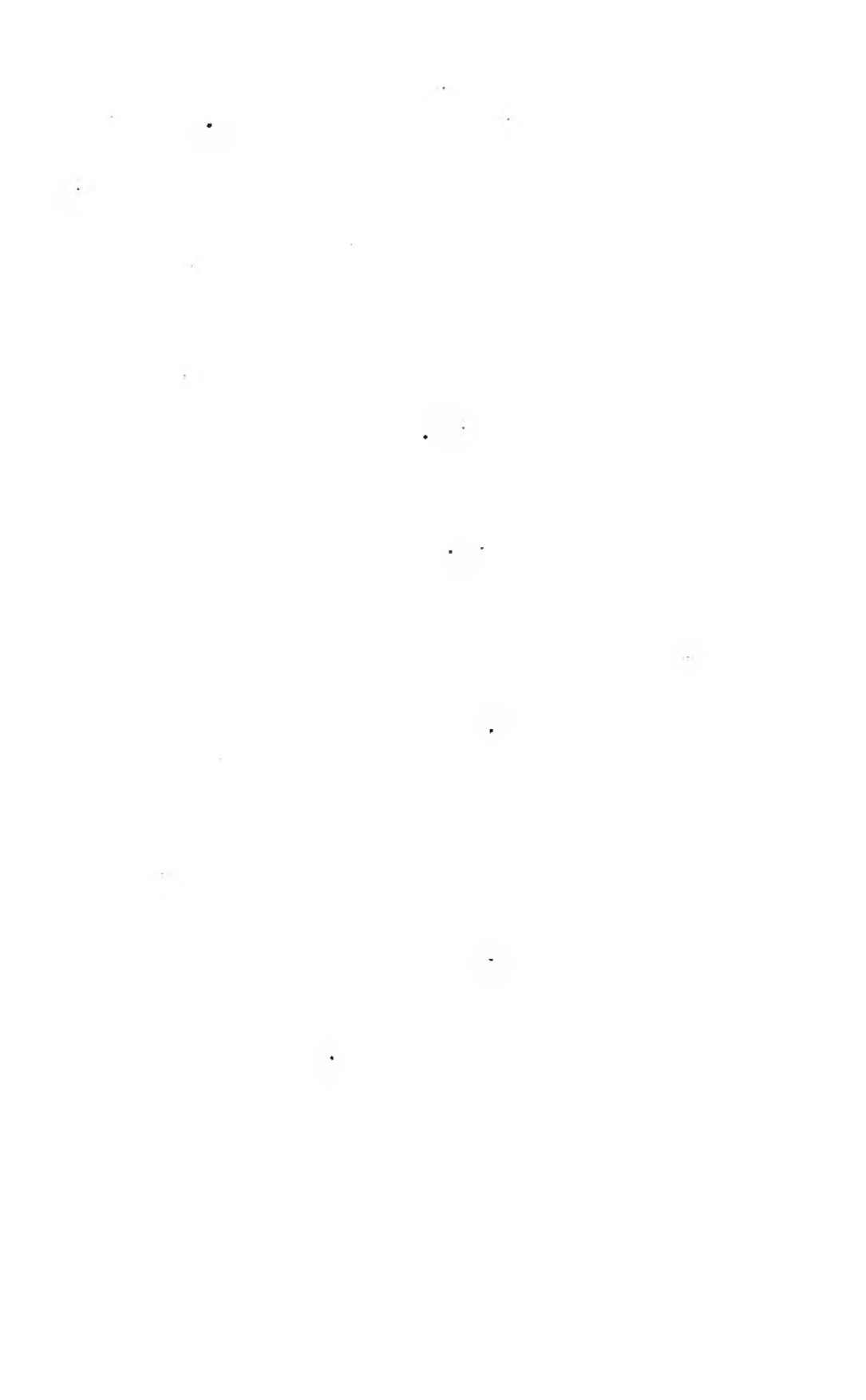
A 447263











O. Varlo



**Die Kunst**  
im  
**Zusammenhang der Culturentwicklung**  
und  
**die Ideale der Menschheit.**

Von  
**Moriz Carrière.**

---

**Erster Band.**

**Die Anfänge der Cultur und das orientalische Alterthum.**

---

**Dritte vermehrte und neu durchgearbeitete Auflage.**



**Leipzig:**  
**F. A. Brodhaus.**  
**1877.**

Die Anfänge der Cultur  
und 14963-  
das orientalische Alterthum  
in  
Religion, Dichtung und Kunst.

---

Ein Beitrag zur Geschichte des menschlichen Geistes.

Von  
**Moriz Carriere.**

---

Dritte vermehrte und neu durchgearbeitete Auflage.



Leipzig:  
**F. A. Brockhaus.**  
—  
1877.

**Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten.**



## Vorwort zur zweiten Auflage.

---

Als ich mich entschloß mit diesem Buch einen ersten Wurf zu wagen, da war ich mir wohlbewußt wie viel im Besondern immer mangelhaft bleibt, wenn man es versucht die Gesamtentwicklung der Menschheit darzustellen; aber das stand mir nicht minder fest daß wir das Wesen und die Bedeutung der Völker, die Eigenthümlichkeit der Künster und ihrer Schöpfungen nur dann recht erkennen und würdigen, wenn wir sie im Zusammenhang der allgemeinen Culturgeschichte betrachten. Sophokles und Shakespeare, Phidias und Michel Angelo, Dürer und Rafael, der griechische Tempel und der gothische Dom, Händel und Beethoven, Aias, Nibelungenlied und Mahabharata treten uns in ihrer Eigenthümlichkeit viel lebendiger entgegen, wenn wir sogleich die Unterschiede im Gesicht haben die sie voneinander abheben; was bloß zeitlichen und örtlichen Werth hat und was von Weltgültigkeit ist, und wie in aller Mannichfaltigkeit doch gemeinsame Bildungsgeetze walten das kann uns nur klar werden, wenn wir die einzelnen Erscheinungen im Lichte des Ganzen anschauen. Da galt es möglichst viele Kunstschöpfungen selbst zu sehen, zu hören, zu lesen und zugleich gewissenhaft dem nachzuspüren was die tüchtigsten Forscher ein jeder auf seinem Gebiet sichergestellt; es galt das eigene Urtheil an solchen Errungenschaften zu prüfen, und bei aller Treue und Liebe für das Mannichfaltige doch stets auf die gegenseitigen Beziehungen desselben und auf das Allgemeine und Einheitliche zu achten, das sich in der Fülle entfaltet. Hatten frühere Philosophen die Welt von ihren Gedanken aus construiert,

**Die Kunst**  
im  
**Zusammenhang der Culturentwicklung**  
und  
**die Ideale der Menschheit.**

Von  
**Moriz Carriere.**

---

**Erster Band.**

**Die Anfänge der Cultur und das orientalische Alterthum.**

---

**Dritte vermehrte und neu durchgearbeitete Auflage.**



**Leipzig:**  
**F. A. Brochhaus.**  
—  
**1877.**

Die Anfänge der Cultur  
und L14963-  
das orientalische Alterthum  
in  
Religion, Dichtung und Kunst.

---

Ein Beitrag zur Geschichte des menschlichen Geistes.

von  
Moriz Carriert.

---

Dritte vermehrte und neu durchgearbeitete Auflage.



Leipzig:  
F. A. Brodhaus.  
1877.



## Vorwort zur dritten Auflage.

---

Auch die dritte Auflage hat manche Verbesserung und Erweiterung erfahren. Den Abschnitten über Sprache und Sage hat sich einer über die Gebilde der Menschenhand in der Urzeit gesellt. Durch neue Hieroglyphenentzifferung ist die Kenntniß der alten Aegypter vervollständigt; und wie ich dieselbe zuerst durch Darstellung ihrer Poesie in die Literaturgeschichte eingeführt, so kann ich jetzt ein gleiches mit Babylonien und Assyrien thun, seit ihre Keilschrift lesbar geworden und die Schätze aus Assurbani-pal's Bibliothek sich uns erschließen; auch sie reben nun selbst durch ihre Dichtung zu uns.

München, im Herbst 1876.

Moriz Carriere.

## Aus dem Vorwort zur ersten Auflage.

---

In der Aesthetik habe ich eine Philosophie der Kunstgeschichte versprochen; sie ist mir wie von selbst unter den Händen zu einem mehr darstellenden als betrachtenden Buch geworden. Es genügt wol daß wir selber das lernen worüber wir philosophiren wollen; sobald wir jedoch die Gebildeten des Volks zur Theilnahme, zur Mitarbeit einladen, dann müssen auch diesen die Thatfachen kund sein, auf die wir unsere Schlüsse gründen, die wir erklären, deren Principien wir darlegen. Noch aber fehlt uns ein Geschichtswerk welches die sämmtlichen Künste in ihrem Zusammenhang untereinander und mit der Culturentwicklung behandelt, welches darthut wie unter verschiedenen Völkern und zu verschiedenen Zeiten jezt die eine und dann die andere Kunst die tonangebende ist, welches in dieser Auseinanderfolge selbst ein Gesetz aufweist. Daß wir die Kunst vom Leben nicht lösen dürfen, vielmehr sie in Verbindung mit den religiösen Ideen und politischen Zuständen betrachten müssen, wenn wir ihre Werke recht verstehen und würdigen wollen, das ist bereits in das allgemeine Bewußtsein übergegangen. Ebenso haben für die bildende Kunst Kugler und Schnaase, für die Poesie Bert-  
lage, Scherr, Rosenkranz den Weg gebahnt und ein Bild des Ganzen entworfen, wie dies Ambros jezt für die Musik unter-  
nimmt; für besondere Zeiten, besondere Völker stehen manche vor-  
zügliche Arbeiten in verdientem Ansehen. Vielfältig aber, und  
namentlich für den Orient, ist das Beste noch in einzelnen Ab-  
handlungen gebiegener Forscher niedergelegt und harret der licht-  
bringenden Aufnahme in zusammenfassende Darstellung. Es scheint

mir nun an der Zeit einmal den Versuch zu wagen, ob es gelingen möchte die Summe dessen zu ziehen was auf dem Gebiet der allgemeinen Kunstgeschichte für ausgemacht gelten kann, und eine anschauliche Schilderung des Ganzen nach seinem Entwicklungsang und innern Zusammenhang zu geben. Wol werden viele behaupten das sei selbst für Griechenland oder Deutschland noch zu früh, geschweige für fremdere Nationen oder für die weltgeschichtliche Darstellung; allein es würde immer zu früh sein, wenn erst die Einzelforschung fertig und zu Ende sein sollte, ehe man einmal Hand an die Zusammenordnung legt, und dagegen wird gerade das Detailstudium auf die noch bestehenden Lücken und Unvollkommenheiten am besten hingewiesen, wenn einmal die Errungenschaft der Gegenwart zu einem vorläufigen Abschluß kommt. Zugleich wird dadurch den Freunden des Schönen und dem heranwachsenden Geschlechte die Kenntnißnahme erleichtert, der Antheil an unserer Wissenschaft immer weitem Kreisen eröffnet. Das alles hat die Erfahrung für die Geschichte der bildenden Künste oder der deutschen Dichtung seit den Schriften von Rugler und Gerboinus glänzend erwiesen, und ein Blick auf das Verhältniß ihrer ersten Ausgaben zu den neuesten kann es sogleich zeigen wie fruchtbar jene waren.

So zögere ich nicht weiter mit dem ersten Bande eines lange vorbereiteten Werkes hervorzutreten, wie seither weder in Deutschland noch anderwärts ein ähnliches vorhanden war, um es der nachsichtigen und wohlwollenden Aufnahme der Mitarbeiter zu empfehlen, damit es selbst allmählich eine vollendetere Gestalt gewinne oder die mitwirkende Veranlassung werde daß andern ein besseres gelingen kann. Gerade die hier besprochenen Anfänge bewegen sich in Kreisen in welchen viel weniger zusammenfassende Vorarbeiten bestehen als für die spätern Zeiten und für die europäischen Völker. In Bezug auf Aegypten war seit den Forschungen von Lepsius und Bunsen auch von andern nicht blos eine Schilderung, sondern auch eine Geschichte der Architektur und Sculptur gegeben worden; die Hieroglyphenentzifferung, die Uebersetzungen von Papyrusrollen durch Brugsch, Rougé, Birch haben es mir möglich gemacht auch



der Poesie einen Abschnitt zu widmen. Bei den Semiten habe ich die eigene Anschauung der nach Europa gebrachten Bildwerke, die eigene Kenntniß der biblischen Dichtung durch die Arbeiten von Rawlinson, Layard, Movers, Ewald, Renan, Ernst Meier, Gustav Baur und anderen bereichert. Für Indien gewährten neben Lassen's Alterthumskunde die Uebersetzungen, die Böcher, die Aufsjäe von Wilhelm von Humboldt, Friedrich und A. W. Schlegel, Bopp, Wilson, Burnouf, Max Müller, Benfey, Brockhaus, Roth, Weber, Kuhn, Holmann, Rüppel, in Bezug auf den Parsismus die Arbeiten von Spiegel, Windischmann, Haug, Roth und Schach die beste Führung und Förderung für das Studium der überlieferten Werke. So ward es möglich auch hier eine historische Entwicklung zu geben, die Geschichte des indischen, des persischen Geistes zu entwerfen, ja den Versuch zu machen durch eine sorgsame Analyse verwandter Wörter, Sagen und Sitten das zu bestimmen was in der Sinnesart, Religion und Bildung das Gemeinsame war, ehe die Arier sich schieden und zu Kelten, Griechen und Römern, Germanen und Slaven, Indiern und Persern wurden, indem vieles Uebereinstimmende gleich den Wurzeln der Sprache sich als das Erbe ergab, das sie zu verschiedenartiger Aertzeistaltung aus dem Vaterhause auf die Wanderung und in die neue Heimat mitgenommen. Selbst China zeigte mannichfache Formen der Cultur, und so war es oder ist es jetzt aus mit der Ansicht von der Stabilität der Asiaten, als ob dort jedes Volk nur eine gewisse menschheitliche Entwicklungsstufe repräsentirt, aber auf ihr still gestanden und selbst keine großen Veränderungen im Fortschritt des Lebens erfahren oder hervorgebracht habe. Allerdings sind bestimmte Ideen, Kräfte, Richtungen des Geistes und Gemüths die Mitgift der einzelnen Völker, das was sie zu Völkern macht; aber sie wachsen mit denselben, entfalten sie auf besondere Art und erleben die Einwirkung anderer Nationen. Die Geschichte jedes Volksgeistes wird dadurch eine eigenthümliche, die sich nach keiner von anderwärts entlehnten Schablone regeln und meistern läßt. Sie ist kein bloßes Product logischer Nothwendigkeit, und deshalb auch nicht auf rein nationalem Wege zu erschließen

und zu construiren, sondern sie ist auch ein Werk der Freiheit, und darum durch Erfahrung zu erkennen. Aber auch die bloße Kenntnissnahme von Thatsächlichem ist noch keine Erkenntniß, sondern diese verlangt die Einsicht in den Weltzusammenhang und in den Grund der Dinge; dadurch werden die Thatsachen zu Thaten des Geistes, zu Gliedern und Momenten seines Organismus. Für diese zugleich empirische und philosophische Betrachtung wird der Reichthum der Menschheit viel größer, ihr Bild viel schöner; denn wie bei den Pflanzen gibt es auch bei den Menschen allgemeine Gesetze der Lebensgestaltung, aber zugleich sind diese für besondere Gruppen besonders modificirt, und jedes Einzelwesen erfüllt die Norm seiner Gattung mit originaler Triebkraft auf seine Art, bei den Menschen kraft ihrer Selbstbestimmung. Zarathustra, Moses, Buddha und Confucius, — wer diese großen Geisteshelden in ihrer geschichtlichen Persönlichkeit, in ihrem nationalen Gepräge und in ihrer allgemein menschlichen Bedeutung mit mir betrachtet, der wird ein Beispiel für das Gesagte haben.

Wir verstehen die Prozesse der Menschheit, ihren schmerzreichen Emporgang und ihr Ziel um so besser je mehr wir selbst in der eigenen Seele erlebt, in Kampf und Leid errungen und denkend begriffen haben; jede neue Lebenserfahrung eröffnet uns auch einen frischen Blick in Lebensgebiete der Gesamtheit. Die Lehre eines Platon oder Kant, Spinoza oder Fichte erkennt nur wer sie im eigenen Denken nacherzeugt; nur was uns im eigenen Gemüth offenbar, im eigenen Geist klar geworden das macht uns auch die Stimmungen und Ideen früherer Jahrhunderte deutlich. Es war mir eine Probe der eigenen philosophischen Gottes- und Weltanschauung zu sehen ob und wie weit sie ausreiche die Vergangenheit zu erklären, den Schlüssel für die Religion und für die geheimnißvolle Weisheit des Alterthums zu liefern. Sollen die Werke der Poesie, die Tempel und Götterbilder der Indier oder Aegypter, der Juden und heidnischen Semiten von uns nach ihrem Wesen aufgefaßt und in ihren Formen verstanden werden, so kann es nur geschehen wenn wir die Ideen erglücken, welche das Gemüth der Völker bewegten und in Stein und Klang einen

sinnenfälligen Ausdruck fanden; das Aeußere der Gestaltung ist ja die organische Erscheinung des Innern und nur von da aus zu begreifen. Ich bin daher überall den Grundstimmungen und Grundgedanken der Völker und Zeiten nachgegangen; die großen Männer sind dadurch groß daß sie dieselben ausgesprochen haben; ich habe sie nachzuempfinden, nachzudenken gesucht, ihren Wahrheitsgehalt und ihre bleibende Bedeutung darzulegen gestrebt, und von ihnen aus die Schöpfungen der Phantasie, die Ideale der Menschheit betrachtet. Inwieweit dies gelungen ist gibt mein Buch einen Beitrag zur Geschichte des menschlichen Geistes; es gibt damit zugleich Bausteine für eine objective Philosophie, für eine solche die nicht bloß die That des Einzelnen, sondern des ganzen Geschlechtes ist, deren Sätze durch die Bewährung im Leben auf die allgemeine Vernunft als ihren Quell hinweisen.

Die Erde ist überall des Herrn. Darum hat schon der vorliegende Band keine Scheidung von heiliger und profaner Geschichte. Auch das Indenthum hat ja seine anthropomorphistischen Elemente, seine nationale Beschränktheit und viel Unheiliges auf seinem Wege, während auch bei Indiern und Persern gottgesandte, gottesfüllte Männer aufstehen als Propheten und Gesetzgeber, und ein Aufstreben zur Humanität und Freiheit auch bei ihnen uns erfreut.

Vermag ich das begonnene Werk auszuführen wie ich es im Sinne habe, dann soll es ein schönes Wort Goethe's bewähren: „Der Lobgesang der Menschheit, dem die Gottheit so gern zuhören mag, ist niemals verstummt, und wir selbst fühlen ein göttliches Glück, wenn wir die durch alle Zeiten vertheilten harmonischen Ausströmungen bald in einzelnen Stimmen, in einzelnen Chören, bald fugenweise, bald in einem herrlichen Vollgesang vernehmen.“

München, im Herbst 1862.

---



## Inhaltsübersicht.

	Seite
Vorwort zur zweiten Auflage . . . . .	V—VII
Vorwort zur dritten Auflage . . . . .	VIII
Aus dem Vorwort zur ersten Auflage . . . . .	IX—XIII
Einleitung . . . . .	1—6
Die Künste werden nacheinander tonangebend. In der Mensch-	
heit wie im einzelnen Menschen sind Natur, Gemüth und Geist	
die drei Urmomente, deren Ideale in drei Perioden gestaltet	
werden. Grundzüge des im ersten Band Erörterten.	
Wesen, Ursprung und Entwicklung der Sprache	7—63
Zusammenhang von Geist und Natur; die Sprache als das bil-	
dende Organ der Gedanken, gestaltet durch die Phantasie, der	
Laut als Ausdruck von Empfindung und Anschauung. Das	
Symbolische. Das Wort ist Träger der Vorstellung, des Be-	
griffs (7—21). Die Wurzeln. Unterscheidung und Flexion der	
Wörter. Das ästhetische Element des sprachlichen Organismus	
(21—33). Ursprung der Sprache; Zusammenwirken göttlicher	
und menschlicher Thätigkeit. Die Sprache das Band und ge-	
meinsame Werk der Menschen, Ausdruck der Weltanschauung,	
des Volksgemüths und Charakters (33—48). Classification und	
Entwicklungsperioden der Sprache, weltgeschichtliche Sprach-	
stufen (48—63).	
Begriff, Ursprung und Entwicklung des Mythos	64—109
Die Gottesidee als das Ideal der Vernunft; die erste Anschauung	
des Unendlichen im Himmel und Licht. Entfaltung der Ein-	
heit zur Göttervielfeit. Die Völkerverscheidung. Der Geistes-	
glaube und die Naturbeseelung; die Thiergestalt als Bild des	
Naturlebens. Das Symbol. Personification von Naturmächten	

und geistigen Principien in Menschengestalt. Das Ethische im Mythos; doppelte Wahrheit des Phantasiebildes in Idee und Naturanschauung. Entstehung der Felsen- aus der Göttersage (64—84). Kritik und Zichtung der mythologischen Ansichten von Max Müller, Heyne, G. Hermann, Hirschhammer, Grenzer, Eilfried Müller, Weidner, Schelling (84—96). Fortbildung des Mythos durch Priesterfrage und Poesie. Der Götterkreis und die Theogonie. Rückkehr zur Einheit. Die Göttermythe wird Heldenfrage und Volksmärchen. Sage und Geschichte. Anekdoten und Sprichwort (96—109).

#### Die Schrift . . . . . 110—124

Ideen- Bilder- und Lautschrift im Zusammenhang mit den Sprachen der Völker und als Culturstufen. Bedeutung der Buchstabenschrift für Poesie und Prosa, Geschichte und Wissenschaft.

#### Gebilde der Menschenhand in der Urzeit . . 125—138

Emporgang des Lebens in Natur und Geschichte. Der Mensch als Zeitgenosß des Mammoth; die Rennthierperiode. Stein, Erz, Eisen. Die Pfahlbauten. Anfänge der Kunst.

#### Die Naturvölker . . . . . 139—172

Der Mensch ist Natur und Geist zugleich. Activer und passiver Massen. Das allgemein Menschliche. Das Jägerleben. Religion, Adresschmuck, Tanz und Gesang der Waldindianer (139—146). Der Fetschdienst (147). Das Fischerleben (147). Die Neger in Afrika; Fetischdienst; Volkslieder (148—151). Die Polarmentchen (151). Das Schamanenthum und die Zauberei. Das Hirtenleben. Poesie der Mongolen (152—159). Richte Elbseeinsulaner, ihre Pferdehüten und Steinpieker (159—162). Die Inka in Peru, ihre Religion und Bildwerke; das Mamtadrama (162—168). Die Azteken; Sonnendienst und Menschenopfer; Teotatlis, Plastik, Malerei, Poesie (168—172).

#### China . . . . . 173—222

Der Begriff des Chinesenthums, das die erste Culturstufe als solche festhält und auf ihr sich ausbildet. Das Familienprincip, die Autorität, der Ackerbau. Die Sprache; die Schrift; die Religion (173—184). Der Kaiser Weltmittelpunkt. Philosophische Anfänge. Die rechte Mitte (186). — Chinesische Pflanzen und Bildwerke (187). Kunst. Die Poesie als Spiegel der Entwicklung des Volks. Die alten Volkslieder im Schilf (190—206). Confucius (206). Laoise (208). Das Ge-

Lehrtenideal (212). Die Kunstlyrik. Die Prosadichtung in Novelle und Roman. Das Drama (212—221). Selbstbekenntniß des Chinesenthums (222).

**Aegypten . . . . . 223—237**

Das Architektonische und Symbolische als Anfang der Kunst. Land und Volk. Familie. Sprache (223—230). Hieroglyphenschrift (231). Religion (233). Unsterblichkeitsglaube im Zusammenhang mit dem Nirisdienst. Priesterwissenschaft (240—247). — Musik (247). — Die Poesie der Aegypter, ihre Form der Parallelismus. Lyrik: Hymnen und das Maneroslied. Episches: ein historisches Gedicht von Pentaur, eine märchenhaft novellistische Erzählung von Ennana, einem Zeitgenossen Moses. Religiöse Schauspiele; das Totenbuch (249—268). — Tamen und Bildwerke, ihr Grundgepräge. Die Pyramiden, Obelisken, Labyrinth, Felsengrüber mit Säulen aus der Zeit des alten Reichs (268—274). Die Sykkos; Tempelbau des neuen Reichs (275—280). Plastik; Relief und Wandmalerei (281—287).

**Das Semitenthum . . . . . 288—406**

**Die Semiten im Vergleich mit den Arieren . 288—302**

Weltgeschichtliche Völker. Subjective und objective Geistesart. Unterschied in Selbstenthum, Staat, Sprache, Religion, Wissenschaft, Kunst.

**Das alte Babylon . . . . . 302—321**

Das Land. Semiten und Akkader. Dämonen und Magie; Sternendienst. Schöpfungs- und Flutsage. Das Epos von Izdubar. Hymnen. Der Thurm von Babel, der Tempel des Bel.

**Ägypte und Assyrien . . . . . 321—333**

Götter- und Helbensage. Die Paläste und ihre Bildwerke. Musik und Lyrik.

**Neubabylon . . . . . 333—335**

Die hängenden Gärten; Bildwerke, Geräthe.

**Die Phönizier und kleinasiatischen Syrer . . 335—349**

Das Land. Entwicklung der religiösen Ideen des heidnischen Semitenthums. Sinnliche Wiedervereinigung der Göttergestalten in der Mannweiblichkeit. Theogonie und Schöpfungslehre (335—345). Phönizische und phrygische Bauten und Bildwerke; Musik (345—349).

Carriere. I. 3. Aufl.

b

	Seite
Israel . . . . .	350 406
Geistiger und weltgeschichtlicher Mittelpunkt des Semitentums. Das Land Kanaan. Der geistige Gott und die Kunst des Geistes (353). Beweglichkeit der Phantasie. Der Rhythmus des Gedankens im Parallelismus des Verses. Lyrischer Grund- ton der Poesie (353—356). Abraham und Moses, der Mo- notheismus (357). Josua. Debora; die Simsonsfage. David und seine Psalmen (361). Salomo, seine Weisheit und Spruch- dichtung. Das Hohelied (366). — Geschichtsschreibung. Die Genesis (368). — Das Prophetentum: Joel. Amos. Hosea. Sacharja. Jesajas. Micha, Nahum, Habakuk. Jeremias. Ezechiel. Jesajas II. Daniel (372—386). Die Psalmen- dichtung zur Zeit der großen Propheten und nach der Rück- kehr aus der babylonischen Gefangenschaft (386—391). Das Jdyl von Ruth; die Novelle von Esther. Persische und grie- chische Einflüsse (392). Personification der Weisheit; der Pre- diger Salomo's; Jesus Sirach. Das Buch Tobias. — Ijob (394—400). — Hebräische Kunst (401). — Die Bundeslade und Entschlösser, der Salomonische Tempel. Felsengraber- (402—406).	
Die asiatischen Völker . . . . .	407—656
Die Völker in der gemeinsamen Urzeit . . . . .	407—435
Gemeinsame Wurzeln und Formen der Sprachen; Deutung des Culturzustandes aus den Gegenständen und Begriffen für welche bereits Wörter vorhanden waren (407—412). Die Gottesidee; die mythologischen Anfänge, ihr Niederschlag und Nachklang in den verschiedenen Heldensagen (413—433). Platenornamente (433). Gottesdienst und Gesang (434).	
Indien . . . . .	435 604
Allgemeine Charakteristik . . . . .	435—442
Land und Volk. Ueberblick der Geschichte des indischen Geistes. Vorwiegen der Phantasie und der speculativen Richtung auf das Allgemeine und Unsichtbare.	
Die Veden . . . . .	442 479
Periode ihrer Entstehung. Noch fortdauernde Mythembildung. Poetische Auffassungsweise. Versmaß. Sittliche Ideen (442— 453). Hauptmännliche Völkergestalten: Varuna: Sonne und Morgengröße, Asvinen; Indra; Winde, Himmel und Erde; Agni der Feuergeist (454—463). Der Semantisch. Brahma	



(464). Macht des Gebets, des Zaubers, des Gesangs. Hel-  
denlieder (468). Lobtenfeier (471). Beginnende Philosophie;  
Einheit des Göttlichen (473—479).

Helidenthum und Volksepos . . . . . 479—507

Die Helbenzeit im Vergleich mit Homer. Geschichtliche und my-  
thologische Grundlage des Mahabharata. Gang und Inhalt  
des Gedichts (479—495). Ras und Damajanti. Nishias-  
ringa. — Das Ramayana (500—506). Das Versmaß.

Das Brahmanenthum . . . . . 507—523

Entstehung der Kasten und Priesterherrschaft. Das Opfer.  
Brahma. Die Weltseele. Die Brahmanas. Die Philosophie  
der Indier (514.) Weltentsagung, Bedeutung des Leidens  
(517). Poesie des Büßerthums. — Savitri (520).

Das Buddhistenthum . . . . . 523—539

Buddha's Leben und Lehre; seine Sprüche (525—533). Nir-  
vana nicht Vernichtung, sondern Eingang in das wahre ewige  
Sein (534). Reliquiencultus. Gegensatz von Priestern und Laien.

Vishnu und Siva. Abschluß des Epos. Die Bha-  
gavadgita und die Puranas . . . . . 539—554

Die neuen Götter. Vishnu's Menschwerdung. Ueberarbeitung  
des Epos (539—544). Büßerlegenden: Herabkunft der Ganga;  
Baskishta und Visvamitra (544—547). Die Bhagavadgita  
(548). Die Puranas (551). Verfall der Poesie in Verflüchtelung.

Lehrdichtung. Fabeln und Märchen. . . . . 554—567

Parabeln. Das Märchen, seine Entstehung und Ausbildung; Ein-  
fluß der indischen Märchen auf Asien und Europa.

Spruchdichtung und Kunstsprache . . . . . 567—572

Lehrhaftigkeit der indischen Poesie. Spruchsammlungen: Bhatri-  
hari. Kalidasa's Wolkensbote und Jahreszeiten. GitaGovinda.

Das Drama . . . . . 572—586

Charakteristik des Dramas der Indier mit Rücksicht auf ihre  
eigene Poetik und die europäische Literatur (572—576). Kali-  
dasa's Sakuntala und Urvasi (577—580). Dramen von Su-  
draka und Bhavabhuti. Ein politisches Intrigenstück. Das  
Gedanken-drama: Mondaufgang der Erkenntniß.

	Seite
Die Musik. . . . .	587—589
Die bildende Kunst . . . . .	589—604
Der Sinn für monumentale Kunst erwacht mit dem Buddhismus; Denkfäulen und Dagops (590). Höhlentempel (591). Wettstreit des Buddhismus und Brahmanenthums: Felsentempel auf der Insel Elefante und zu Ellora (593). Pagodenbau. — Plastik und Malerei; Sinn für Composition und landschaftliche Schönheit (596—602). — Schlußwort. Die Bramos (603).	
Iran . . . . .	604—656
Allgemeine Charakteristik . . . . .	604—605
Zarathustra . . . . .	605—619
Scheidung der Iranier und Indier im Zusammenhang mit religiösen Gegensätzen. Zarathustra's Prophetenthum und Lehre vom guten Lichtgeist Ahuramazda. Die ältesten Gesänge des Zend-Avesta. Personification von Begriffen. Die Feruer. Mithra.	
Die Helben Sage . . . . .	619—627
Nach Zarathustra's religiöser Reform wird die Göttermythologie zur Helben Sage. Darlegung ihrer alterthümlichen Bestandtheile nach Firdusi.	
Babylon. Bildende Kunst . . . . .	627—645
Die Weber (627). Kyros in Geschichte und Sage; sein Grab und Bild (628—631). Bauten von Darius und Xerxes. Die Felsengräber. Persepolis. Mischung assyrischer, ägyptischer, griechischer Elemente auch in der bildenden Kunst. Die Reliefs zur Feier des Königthums (639—645).	
Alexander der Große. Die Sassaniden . . . .	645—656
Hellenischer und semitischer Einfluß auf die Kultur. Zrvanatarana die unendliche Zeit. Sosiosch der Heiland der Zukunft. Die Auferstehung des Leibes (645—647). Das Wundergesch (648). Die Lehre Mani's. Die Mithrasmysterien (650). Die Sassanidenzeit. Ardat Wiraf's Sendung in die andere Welt (651). Bauten und Bildwerke.	

## Einleitung.

---

Seit ich in Universitätsvorträgen eine Darstellung der allgemeinen Geschichte sämmtlicher Künste gebe, lenkte sich mein Blick auf die Wechselwirkung derselben untereinander, und ich fand daß bald die eine bald die andere als die vorzugsweiße geübte und tenangebende bezeichnet werden kann. So herrscht in Aegypten und in Vorderasien die Architektur, und die Bildnerei wie die Malerei dient ihr und schließt ihren Werken und ihrem Stile sich an, während in Griechenland die Plastik nicht bloß für sich zur Blüte kommt, sondern ihr eigenthümliches Gepräge sowohl der Malerei wie auch der Musik und Poesie verleiht. Im Mittelalter entwickelt sich der malerische Sinn in der Gothik so gut wie bei den Dichtern, und kommt am Anfang des 15. Jahrhunderts durch die großen italienischen Meister Michel Angelo, Rafael, Tizian zu einer vorher und nachher nicht erreichten Höhe. Neben dem Verfall der bildenden Kunst tritt dann die der Töne in Oratorium und Oper hervor, sie erlangt ihre volle Selbständigkeit in der Instrumentalmusik, Händel, Bach und Gluck überragen weit ihre zeugnüsslichen Maler oder Dichter, und in Haydn, Mozart, Beethoven feiert der formale Schönheitsgenuß einen Triumph wie zu den Tagen von Pericles und den Medicern. Gleichzeitig arbeitet der denkende Geist sich zur Freiheit empor, die Wissenschaft wird durch Newton und Kant eine vorwaltende Macht in der Menschheit und schließt durch Lessing, Goethe, Schiller mit der Dichtung einen Bund, welcher dieser leuchten für die Zukunft die Herrschaft sichert, ja schon sehen wir wie der Ausdruck des Geistes als solcher in Beethoven, in Cornelius auch auf andern Kunstgebieten angestrebt wird.

Aus der sachgemäßen Gliederung und Aufeinanderfolge der Künste in meiner Aesthetik hätte sich dieser geschichtliche Gang auch

ableiten lassen, und niemand wird den weitem Schluß für un-  
 { rechtigt halten daß die vorzugsweise Ausübung einer Kunst stets  
 mit der Grundrichtung der Zeit oder des Volks zusammenhängt,  
 daß es verschiedene Ideen sind welche durch das eine oder das  
 andere Darstellungsmittel ihren vollgenügenden Ausdruck finden,  
 und daß diese Ideen auch in der Religion, im Staat, in der  
 Wissenschaft sich geltend machen. So tritt die Kunstgeschichte in  
 Zusammenhang mit der Culturentwicklung überhaupt, und die  
 Meisterwerke werden zu Denkmälen, welche die Menschheit von  
 ihrem eigenen Ringen aufstellt, in welchen sie die Ideale verkörpert  
 denen sie zustrebt.

Nun gibt es aber nothwendig drei Momente für den Be-  
 griff des Geistes: er muß vor allem sein, dasein, eine reale oder  
 natürliche Existenz haben; er muß sich selbst empfinden und seiner  
 selbst inne sein; er muß seiner selbst und zugleich der Welt bewußt  
 sein, weil er sich als Selbst nur in der Unterscheidung von andern  
 erfährt. Selbstbewußtsein ohne Selbstgefühl und ohne gegenständ-  
 liche Wirklichkeit wäre nicht möglich; und darum ist der Mensch  
 seinem Wesen nach Natur, Gemüth und Geist, und er wird als  
 Kind der Natur geboren, er empfindet dann sich selbst und erhebt  
 sich zur Welt- und Selbsterkenntniß. Sollte der Gang der Mensch-  
 heit im großen Ganzen ein anderer sein? Auch sie steht zunächst  
 unter der Herrschaft der Natur, ringt mit ihr und prägt dann den  
 Geist in der eigenen Natur lebendig aus; sie findet sich dann in  
 sich selbst, lehrt in der Innerlichkeit des Gemüthes ein, und läßt  
 { sich von diesem leiten; sie schreitet endlich zum Erkennen fort und  
 macht den selbstbewußten Gedanken zum Princip und Leitstern ihres  
 Wirkens. Daraus ergeben sich drei Weltalter der Natur, des  
 Gemüthes und des Geistes.

Die Philosophie der Geschichte besteht darin daß die Philo-  
 sophie diese allgemeinen Wahrheiten, diese leitenden Ideen aufstellt,  
 die Geschichte aber darthut wie sie im Besondern kraft der mensch-  
 lichen Freiheit und unter den Einflüssen der Außenwelt verwirklicht  
 werden. Und dies auf dem Gebiete des Schönen zu leisten, eine  
 Geschichte des menschlichen Geistes vom Standpunkte der Aesthetik  
 zu schreiben und die Gesehe ihres Weges zu bezeichnen ward die  
 Aufgabe die ich mir für das vorliegende Werk stellte.

Der erste Band schildert die Menschheit in den Anfängen der  
 Cultur, unter den Einflüssen der Natur und im Ringen mit ihr  
 im Orient; der zweite zeigt wie das Naturideal in Griechenland

und dem verwirklicht wird. Christus stellt dann das sittliche Ideal lebendig dar, und auf der Basis der Uebersieferung der alten Welt wird das Gemüthsideal nun künstlerisch ausgeprägt. Zwei folgende Bände werden demgemäß das christliche Alterthum und den Islam, dann das europäische Mittelalter, endlich die Zeit der Renaissance und Reformation betrachten. Mit dem 18. Jahrhundert bricht der Welttag des Geistes allmählich an, wir stehen in seinem Anfange. Dies zu zeigen wird der Schluß des Werkes sein.

In dem hier vorliegenden ersten Bande bin ich tiefer in die Vergangenheit zurückgegangen als es seither in den Geschichten der Poesie und Kunst üblich war. Es gibt ja eine große Periode menschheitlicher Entwicklung ehe sie durch Banten und Bildwerke, durch Erzählung und Gesang ein Zeugniß ihres Daseins und Wellens der Nachwelt hinterläßt, eine Periode in der jedoch die Phantasie nicht minder thätig ist, indem es das Material für Kunst und Wissenschaft zu bereiten gilt, ich meine die Zeit der Sprach- und Mythenbildung. Sie währt zwar immer noch fort, aber doch auf dem gelegten Grunde und im Zusammenhang mit Poesie und Philosophie. In jenen Tagen der Kindheit unsers Geschlechts aber war die Prägung des Worts zum Träger des erwachenden, mit ihm erwachenden Gedankens eine Urpoesie und Urphilosophie der Menschheit, welche die in ihr aufdämmernden Vorstellungen durch die Phantasie lautlich gestaltete. Wie sie hierdurch im Geist der endlichen Dinge mächtig war, so veranschaulichte sie die Idee des Unendlichen im Mythos durch Erscheinungen der Natur und der Geschichte, in denen dieselbe sich dem Gemüth offenbarte. Im Dienst der Religion wirkt auch hier noch ungeschieden was später als Wissenschaft und Dichtung besondere Bahnen einschlägt. Das Leben der Sprache hat seine aufsteigende Entwicklung und seine Blüte in der vorgeschichtlichen Zeit, da waltet die denkende und künstlerische Thätigkeit in der Bildung der Wörter und Formen, und in deren Anschaulichkeit und sinnlichen Fülle verwirklicht sie einen Organismus des Geistes im Einklang mit der Natur. Dann wird die Sprache das Mittel für Dichtung und Wissenschaft, aber das Wurzelbewußtsein erlischt, der Sinn wird im Laut nicht mehr unmittelbar empfunden, das Bild im Wort kaum noch erblickt, der frische Reichtum der Formen verweilt und fällt ab; es wird Aufgabe der Kunst in der Poesie für das ursprüngliche Leben der Sprache einen Ersatz zu bieten.

Ich habe also in zwei Abschnitten das Wesen, den Ursprung,

die Entwicklung der Sprache und des Mythos behandelt, ich habe eine Erörterung über die Schrift daran angereicht, ich habe die Gebilde der Menschenhand in der Urzeit nach den Funden und Ausgrabungen unserer Tage betrachtet und bin dann erst zur Schilderung der Naturvölker geschritten, in deren mannichfaltigen Zuständen uns die verschiedenen Stufen aus der Vergangenheit und vorgeschichtlichen Zeit der Culturvölker auf eine analoge Weise noch gegenwärtig find. Zwischen jenen und den eigentlichen Trägern der menschheitlichen Entwicklung liegt China als eine Welt für sich. Denn es ist die erste Lebensstufe der patriarchalischen Zeit, welche dort nicht überschritten, innerhalb welcher aber und mit deren Mitteln eine vielfältige Bildung und Ausbildung gewonnen und vollzogen wird. Den Anfang zum weltgeschichtlichen Proceß der Cultur hat Aegypten gemacht, seine Bauten sind nicht bloß die ältesten Denkmale, die Marksteine und Zeitmesser der  
 E Geschichte, das Aegyptertum selbst ist eine architektonische Grundlage für die Fortgestaltung des Geistes in freieren und schönern Formen. Semiten und Arier scheiden sich um besondere Richtungen des Geistes scharf auszuprägen, dann aber ihre besten Errungenschaften auszutauschen, wie Zettel und Einschlag das Gewebe der  
 . Weltgeschichte zu wirken. Die religiöse Idee ist das Vorwaltende im Semitentum. Hier wird die Wiege des Christenthums und des Islams stehen; im Alterthum sind Moses und die Propheten die Sterne welche seit ihrem Aufgang in immer weitem Kreisen die Welt erleuchten; durch Abraham sollen alle Völker der Erde gesegnet werden. Die Innerlichkeit des Gemüths und des Gedankens, die Geistigkeit Gottes und damit auch in der Kunst des Geistes, in der Poesie, die Darstellung der Gefühle und Gedanken  
 E im rhythmischen Wort ist das menschheitlich Bedeutende. Der Staat, die Auffassung des Kosmos in Natur und Geschichte, seine verklärende Darstellung in Dichtung, Bild und Wissenschaft ist die Aufgabe der Arier. Im Orient sind unter ihnen die Indier das Phantasierolk, und darum mußte in einem dem Phantasieleben gewidmeten Werke ihnen der größte Raum gewährt sein. Von den Veden an, die uns noch in das Werden der Mythologie hineinblicken lassen und die älteste Form der Poesie bezeugen, gehen wir mit ihnen aus dem patriarchalischen in das heroische Alter über, und haben dessen Abbild im Epos; wir kommen in ein Mittelalter, wo die Stände sich scheiden unter der Oberherrschaft der Priester; wir lernen die Kleine der Philosophie und im Anschluß an dieselbe



die Reformation Buddha's lennen, sehen bauende, bildende Kunst mit ihr auftreten, im Ringen mit ihr alte Göttergestalten auf neue Weise Form und Ausbreitung gewinnen, Myth und Drama sich entwickeln, und endlich eine künstelnde Verschönerung eintreten, die das Ende des original Indischen bezeichnet; wenn Indien fortbestehen soll, wird die Einwirkung des christlich europäischen Geistes für einen neuen Lebenstag nothwendig sein. Minder überschwenglich, milder reich sind die Iranier, von Anfang zu Maß und Klarheit durch Zarathustra berufen, und auf die sittlichen Ideen hingewiesen. Eine eigenthümliche Heldensage, aber in der bildenden Kunst bereits der Eklekticismus in der Verwerthung ägyptischer, assyrischer, griechischer Formen für die eigenen Zwecke und nationalen Anschauungen, dann die Aufnahme griechischer Bildung in der Zeit nach Alexander, die Fortgestaltung der Vichtreligion unter dem Einfluß der Semiten zeigen uns schon im Alterthum und in Asien ein Zusammenwirken der Völker, und dazu wird die persische Kunst ihre Blüte erst erreichen, wenn nach der Annahme des Islams Birdusi, Hafis, Dschelaleddin Rumi ihre melobische Stimme erheben.

Die Ideale des Patriarchen, des Helden und des Dulders, des gottbegeisterten Sehers und Weisen, des weltkundigen Gelehrten, des kriegerischen und fried samen, bürgerlichen und religiösen Lebens, der activen und passiven Seelenstimmung, der männlichen und weiblichen Natur werden uns bald bei einzelnen Völkern als deren Eigenthümlichkeit, bald bei mehreren oder bei allen in besonderer Form und Farbe begegnen. Wir werden erkennen wie sich der Mensch in seinen Göttern malt, wie die Gottesidee selber als das nothwendige Ideal der Vernunft nach ihren verschiedenen Seiten dem denkenden und bildenden Geist aufgefaßt und gestaltet wird. Wir betonen den Antheil der Phantasie am Leben der Menschheit, und unterscheiden von der geschichtlichen Wirklichkeit das schmückende Gewand das jene ihr gewoben hat und webt; wir halten für alle Ereignisse die Naturgesetze aufrecht, und was mit ihnen spielt oder sie durchbrechen soll weisen wir der Einbildungskraft zu, und suchen ihren Zauber zu verstehen, indem wir zugleich die ideale Wahrheit in der Dichtung erfassen. Wir streben alles Hypothetische möglichst bei Seite zu lassen, was sich aber aus der kritisch geprüften und gesichteten Ueberlieferung als Thatsache ergibt, für das wollen wir dann auch einen solchen Grund haben daß er es wirklich begründen kann. Wenn wir in der Entwicklung der Menschheit

{ organische Gesetze finden die über das Wollen und Verstehen der handelnden Individuen hinaus ein zusammenhängendes Ganzes bedingen, wenn wir einen Weltplan wahrnehmen, eine sittliche Weltordnung erkennen, die als heiliger Wille der Liebe die irdischen Geschehnisse durchdringt, wenn uns in der Natur und Geschichte eine fortbauende Erscheinung ewiger Wesenheit sich darstellt, wenn unsere Betrachtung uns in allem menschlich Großen ein Zusammenwirken unserer selbstbewußten Individualität mit der in und über ihr waltenben allgemeinen Lebensmacht aufweist: dann werden wir auch schließen daß diese allgemeine Lebensmacht, die das Sittengesetz aufrecht hält und vollstreckt, die Wahrheit offenbart und Schönheit vollendet, auch nothwendig Geist ist, Geist, der ebenso nothwendig in sich selbst einen Naturgrund hat, sodaß in der That alles aus ihm und durch ihn entsteht und lebt und zu ihm strebt und kommt.

---



## Wesen, Ursprung und Entwicklung der Sprache.

Daß wir Menschen miteinander reden gehört zu den großen Wundern des Daseins, die geheimnißvoll offenbar uns umgeben, in denen wir weben und wirken, neben deren ordnungsvoller Herrlichkeit alle vermeintlichen außerordentlichen Mirakel verblässen und verschwinden. Noch unbestimmt und dunkel, einer Ahnung gleich regt sich im Gemüth eine Idee; der Geist sucht sie sich klar zu machen indem er sie in Worte faßt und ausspricht. Der Wille veranlaßt durch das Gehirn eine Bewegung der Sprachwerkzeuge; die aus der Brust durch den Kehlkopf strömende Luft wird im Munde eigenthümlich geformt und ihre so bereiteten Wellen pflanzen sich nach außen fort; da schlagen sie an das Ohr des Hörenden und bringen darin Vebungen besonderer Art hervor; die werden von den Nerven zum Gehirn geleitet, dort erwecken sie Tonempfindungen, und durch diese wird die Seele des Zweiten angetrieben sich dieselben Gedanken im Bewußtsein zu erzeugen, die der Erste gedacht und ausgesprochen hat. Als solcher Vorgang stellt sich die alltägliche Erscheinung des Gesprächs bei näherer Betrachtung dar; ein weiteres Nachdenken über den Grund und die Möglichkeit desselben führt zu den umfassendsten und wichtigsten Fragen, den wahren Lebensfragen der Menschheit, und zu deren Lösung.

Wir gewahren zunächst den Zusammenhang des Geistes und der körperlichen Organisation; den idealen Bedürfnissen des einen leimnt die materielle Gestaltung und Bewegung des andern entgegen, eins ohne das andere wäre nicht möglich, der Leib ohne denkendes Bewußtsein würde nicht sprechen, der Geist ohne die Sprachwerkzeuge des Leibes nicht zum Wort, zur Mittheilung, zum bestimmten Gedanken kommen; Anschauungen und Gefühle könnte er haben, aber keine Vorstellungen und Begriffe bilden ohne die Sprache. Im Schrei des Schmerzes oder der Freude liegt

in dumpfer und unmittelbarer Totalität eine ganze Gedankenreihe eingehüllt; so kann er das Mitgefühl des Hörers erregen; aber erst wenn die einzelnen Momente zum Bewußtsein kommen, unterschieden, für sich festgehalten und miteinander verbunden werden, wie aus dem Keim der Pflanze der Stamm mit Blättern und Blüten hervorsproßt und in der Niederung doch die Einheit bewahrt bleibt, erst dann wenn auf diese Weise der Inhalt entfaltet wird, gewinnt er anschauliche Bestimmtheit, und so wird die in sich geschlossene Külle des Gefühls in dem ausgesprochenen Satz entwickelt, in welchem die Unterschiede der Gedanken und Gegenstände ihre Träger an den einzelnen Worten haben, an welchen ihre lebendige Wechselbeziehung selbst hervortritt. Die Sprache ist nicht bloß ein Vehikel und Mittel zur Mittheilung der Gedanken, sondern der Gedanke selbst bildet und erzeugt sich in ihr, er verwirklicht sich durch sie und kommt in ihr zum Bewußtsein. So sind Leib und Geist wie Laut und Gedanke füreinander da; wie die innere Gestaltungskraft die Materie gliedert und zusammenfügt, so artikulirt sie den Laut und macht ihn zum Ausdruck des Begriffs, so verknüpft sie die Worte zu einem lebendigen Ganzen; der Satz ist ein Organismus, wo ein Wort auf das andere hinweist, jedes um des Ganzen willen da ist, jedes in der eigenen Wendung und Umbildung den Einfluß der andern erfährt gleich den Gliedern des Leibes.

Die Seele als das Lebensprincip des Organismus ist das Erste. Soll sie Gestalt gewinnen und zu sich selbst kommen, so bedarf sie der Materie, in der sie sich verkörpert, in der sie sich ein Organ schafft, wodurch sie die Einflüsse der Außenwelt erfährt und damit die Möglichkeit hat ein Bild der Welt in sich zu erzeugen, und dadurch daß sie sich von demselben unterscheidet, als Ich zum Selbstbewußtsein zu gelangen. Das ist das große Recht des Sensualismus daß er die Nothwendigkeit und die Bedeutung der Sinnlichkeit betont; ihre Eindrücke erwecken das schlummernde Bewußtsein, und sie gewähren ihm den Stoff für die Bilder der Welt, sie erfüllen es mit deren Inhalt. Die Materie ist das Band der Monaden, der Seelen, sagen wir mit Leibniz, und erkennen wie die Seele nur dadurch individuell ist daß sie ein unterschiedenes Dasein hat, das heißt daß sie eine bestimmte Sphäre des Raumes als die ihrige setzt, wo sie außerhalb der andern Dinge für sich ist; durch ihre Verleiblichung erhält sie dies Fürsichsein, und steht zugleich durch dieselbe mit der ganzen Natur in

Verbindung; Luft und Aether als die Träger von Ton und Licht verknüpfen die Seelen miteinander und gewähren ihnen die Möglichkeit der gegenseitigen Mittheilung und Verständigung.

Aber schon jene Bilder der Dinge sind ebenso wenig materiell als sie der Seele fertig von außen überliefert werden. Licht und Ton sind als solche außer uns gar nicht vorhanden, sondern sind Lebensacte unsers Selbstgefühls, sind unsere Empfindung von Bewegungen der Materie, des Aethers und der Luft, die für sich dunkel und lautlos bleiben, aus deren Eindruck auf unsere Leiblichkeit aber wir innerlich das besondere Gefühl der Helligkeit, der Farbe, des Tones erzeugen. Die Seele bringt das Bild einer leuchtenden, tönenden Natur in sich hervor und strahlt es zurück, überträgt es auf die Gegenstände welche es veranlaßt haben. Diese geben ihr nicht das Bewußtsein, sondern nur den Anstoß zur Fähigkeit und Möglichkeit desselben sich bethätigt und verwirklicht.

In ähnlicher Weise ist der Geist als der Quell der Gedanken das Erste. Sie werden ihm niemals als etwas Fertiges überliefert, was für ihn sein soll das muß er in sich hervorbliden. Aber damit er den Gedanken in seiner Bestimmtheit gewinne, muß er ihn formen, muß er ihn von andern unterscheiden und ihm eine eigenthümliche Verwirklichung geben. Wir machen uns einen Gedanken klar indem wir ihn äußern; dadurch geben wir ihm ein äußerliches Dasein, eine Wirklichkeit außerhalb der andern. Das Mittel zu dieser Verleiblichung ist der Laut, ist die Stimme; wir geben dem Gedanken ein zunächst flüchtiges Gepräge in eigenthümlich gestalteten Luftwellen. Aber den Eindruck den sie machen, halten wir in der Erinnerung fest, wir können den Gedanken durch die Wiederholung derselben Luftwellen wiederholen, wiedererwecken, aber wir brauchen uns auch die mit ihm einmal verknüpften Tonbilder nur innerlich zu vergegenwärtigen, und können dann in Worten denken ohne daß wir sie laut aussprechen. Indes unser Denken ist ein inneres Sprechen, und ohne die Verkörperung des Gedankens im Laute mittels der leiblichen Sprachwerkzeuge würden wir zu keinem bestimmten Denken kommen. Der Laut macht uns den eigenen Gedanken wie den der andern vernehmlich. Aber der Laut erzeugt so wenig den Gedanken, als dieser ein Phosphoresciren des Gehirns, ein Product seiner Schwingungen ist. Vielmehr erzeugt der Laut den wir hören die Erinnerung an denselben, den wir gehört haben, und damit die Erinnerung an den Begriff,

dessen Träger und Ausdruck er war, und so bildet der Geist von neuem diesen Begriff. Wir hören den Schall einer fremden Sprache, aber wir verstehen den Sinn der Worte nicht, weil wir denselben nicht ursprünglich mit ihnen verbunden haben. Das Sprechen setzt das Verstehen voraus, das Verstehen ist kein bloß leidendes Aufnehmen, sondern ein innerliches Hervorbliben des mit den Lauten verbundenen Sinnes. Bei den Kindern ist Denken- und Sprechenlernen eins. Die Griechen haben für Vernunft und Sprache dasselbe Wort *Logos*, der Lateiner nennt Vernunft *ratio*, Rede *oratio*.

Man hat Sprachen gelernt um des Verkehrs willen den man mit fremden Völkern hatte, man hat seit Jahrhunderten das Griechische und Lateinische studirt um die Werke der Poesie, der Geschichtschreibung, der Beredsamkeit, der Philosophie verstehen und genießen zu können, die von großen Geistern in diesen Sprachen geschaffen und der Nachwelt vermacht worden; man fügte um der Bibel willen das Hebräische hinzu, aber erst als vor hundert Jahren das Altindische, das Sanskrit, bekannt wurde, zog neben dem Inhalt der Schriftwerke auch die Sprache selbst durch ihre Neuheit wie durch den Reichthum und die Feinheit ihrer Ausbildung und durch die gemeinsame Verwandtschaft mit dem Griechischen wie dem Deutschen die Aufmerksamkeit auf sich, und seitdem bildete sich eine Sprachwissenschaft als solche; das Wesen der Sprache ward von Wilhelm von Humboldt am tiefsten erfasst, das vergleichende Sprachstudium durch Bopp, die geschichtliche Entwicklung der Sprache durch ihn und Jakob Grimm meisterhaft begründet; Max Müller und Steinthal gehen auf ihrer Bahn als Sprachphilosophen voran. Wie die Geologen in den verschiedenen Schichten der Erdrinde die Geschichte unsers Planeten lesen, so eröffnen uns die Sprachen einen Blick in Jahrtausende, die vor der historischen Ueberlieferung der Völker liegen. In den Worten welche stammverwandten Nationen gemeinsam sind gewahrt man die Begriffe welche sie schon vor ihrer Trennung gebildet, die Lebensweise welche sie gemeinsam geführt; die Entwicklungsstufe welche innerhalb der allgemeinen Sprachbildung die einzelnen Sprachen einnehmen, bezeichnet zugleich den Culturgrad der Völker die sich ihrer bedient. Jahrtausendelang war die Sprache selbst der ausgespeicherte Erkenntnißschatz des Volks, jahrtausendelang übte die Phantasie wie der philosophische Trieb sich daran, das Wesen der Dinge zu erfassen und diese geistige Anschauung im Wort auszu-



schaffen; dies gemeinsame kunstvolle Werk des Volksgeistes ward dann wieder das Material mittels dessen einzelne hervorragende Geister nun Werke der Poesie und Wissenschaft vollendeten, die wiederum von der Art und Natur der Sprache mitbedingt und die volle Mähte derselben sind. 3

V Humboldt ist dadurch der Begründer der Sprachphilosophie geworden daß er die Sprache in ihrer Untrennbarkeit vom Geist 1/1 erfaßte, wodurch sie wie dieser lebendig wird, und statt eines todten Wortes als ein fortwährendes Wirken, als die fortschreitende Arbeit erscheint den artikulirten Laut zum Ausdruck des Gedankens zu erheben. Zugleich aber ist sie das bildende Organ der Gedanken, das Denken kann ohne Worte nicht zur Deutlichkeit gelangen, es muß seine Innerlichkeit gestalten und äußern. „Das unbestimmte Wirken der Denkraft zieht sich in ein Wort zusammen wie leichte Gewölke am heitern Himmel entstehen.“ Und hier glaube ich nun das Nähere in meiner Aesthetik hinzugefügt zu haben: es ist die Phantasie als die Gestaltungskraft der Seele überhaupt die wir hier thätig finden, und wie sie zuerst das Wesen der Seele selbst in der Form des Leibes räumlich darstellt, wie sie dann aus den Eindrücken der Sinne die Anschauungsbilder hervorbringt, so verknüpft sie nun in der Sprache das Sinnliche und Geistige, sie hebt den innern Sinn des Sinnlichen hervor und offenbart das Geistige durch ein sinnenfälliges Tonbild. Wir finden in aller Phantasieethätigkeit das Ineinanderwirken des Bewußten und Unbewußten, der Naturbestimmtheit, der menschlichen Freithätigkeit, der göttlichen Leitung und Begeisterung. Sehr schön nennt Vansen die Prägung der Worte das ursprüngliche Gedicht der Menschheit; 3 denn der Geist erzeugt das Wort durch dasselbe Vermögen wodurch jedes Werk der Kunst hervorgebracht wird, durch das Vermögen das Unendliche im Endlichen zu verwirklichen. Das Mysticism des Geistes ist das der Schöpfung des Alles: denn was ist dieses 3 anders als der Ausdruck des unendlichen Gedankens in raumzeitlicher Endlichkeit?

Wollen wir nun das Phantasieleben der Menschheit in seiner geschichtlichen Entwicklung schildern und die Kunst im Zusammenhang des fortschreitenden Lebens darstellen, so müssen wir mit der Sprachbildung beginnen, und wir werden uns hier sogleich über den Begriff des geistigen Organismus, über die Wechselwirkung des allgemeinen und persönlichen Geistes orientiren.

Wir haben zunächst die Naturbestimmtheit in dem Bau der

Sprachwerkzeuge und in dem unmittelbaren Trieb und Drang des Menschen auf empfindliche Einwirkung von außen durch eine Gegenbewegung zu antworten. Diese kann in Muskelzuckungen bestehen, durch welche wir eine schmerzliche Störung zu entfernen und abzuwehren suchen; sie kann eine Geberde sein, durch welche unsere Empfindung sich äußert, oder kann zum Laut werden, wenn sie einen Luftstrom aus der Brust durch den Mund hervordrängt. Das ist der Schrei des Schmerzes und der Freude, und ein unwillkürlicher Ausruf als der Ausbruch unsers Gefühls ist das erste Beginnen der Sprache; sie ist uranfänglich Interjection. Aus den eigenthümlichen Tönen die Leid und Lust aus uns hervorpressen, schließen wir auf ähnliche Empfindungen bei andern, wenn der ähnlich gefärbte Klang aus ihrem Munde schallt. Diese Laute sind der natürliche Stoff, dessen sofort der formende Geist sich bemächtigt. Er empfängt im wachen Leben fortwährend sowol äußere Eindrücke, als in seiner eigenen Tiefe Gefühle und Ideen sich regen; er sucht beide festzuhalten, sich gegenständlich zu machen, indem er sie gestaltet. Er empfindet die Bewegung der Dinge, wodurch dieselben sich thätig erweisen, und die eigene Thätigkeit des Menschen macht die Sinnesindrücke zu den besondern Empfindungen nach Maßgabe der aufnehmenden Sinne selbst, und aus den Eindrücken die ein Gegenstand auf die verschiedenen Sinne macht, oder strenger genommen aus den verschiedenen Empfindungen welche die Seele aus dem Zusammentreffen eines Gegenstandes oder der ihn vermittelnden Luft- und Aetherwellen mit der eigenen Körperlichkeit erzeugt und gewinnt, gestaltet die bildende Kraft der Seele eine gemeinsame Anschauung, und der Gesamteindruck dieser Anschauung äußert sich zunächst unwillkürlich, dann willkürlich wiederholt in einem Laut. Dieser ist damit nicht Nachahmung, sondern äußere Darstellung einer geisterzeugten Anschauung. Unmittelbar nehmen wir ja keine Dinge außer uns wahr, sondern nur die Aenderungen unserer eigenen Zustände; aus unsern Empfindungen entwirft die bildende Kraft der Seele, die Phantasie, nun Bilder, die sie als ihre Schöpfungen vom eigenen schöpferischen Wesen unterscheidet und damit sich gegenständlich macht, sich vorstellt, als etwas außer der eigenen Wesenheit anschaut. Die Außenwelt ist für einen jeden nichts anderes als das reflectirte Bild seiner eigenen Empfindungen; die Ton- und Lichtempfindung versetzen wir außer uns, wenn wir vom Gesang der Nachtigall und

dem Glanz der Sonne reden. So sind wir selbstthätig auch da wo wir nur leidend schienen.

Sinneseindrücke und innere Regungen des Geistes verschwinden wieder bis es gelingt ein Zeichen für sie zu schaffen und dadurch ihnen Gestalt und Ausdruck für das eigene Bewußtsein wie für die Mittheilung an andere zu geben. Als Mittel hierfür bietet sich der Laut, und die erste Möglichkeit des Verständnisses beruht darauf daß die Naturlaute nicht willkürlich individueller Art sind, sondern unwillkürlich auf eine allen gemeine Weise aus der Brust hervorquellen. Lazarus und Steinthal haben auf die Reflexbewegungen hingewiesen, wir zucken und wehren uns gegen den Nadelstich, wir antworten, reagiren auf die Einwirkung von außen durch den Ton den wir ausstoßen, und in diesem findet der Eindruck der Sache unge sucht einen Ausdruck. Wir haben eine Summe von Sinneseindrücken, wir haben geistige Regungen, wir haben innere Anschauungen für beide und haben das äußere Material des Lautes; in der Ineinsbildung und Verschmelzung derselben zur Einheit des Wortes, in welchem ein Tonbild den Gedanken darstellt, besteht nun die Sprache, und dadurch ist sie ein Werk der Einbildungskraft, der Phantasie. Diese schafft zwischen der Außenwelt und dem Geist ein Neues, eine Gedankenwelt in Worten, die das Wesen des Geistes zur Entfaltung und Gestaltung bringt und die Natur abspiegelt wie sie im fühlenden Geist aufblüht und erscheint.

Das innere Bild, der in das Licht des Bewußtseins auftretende Gedanke will in seiner Aeußerung für sich selbst Bestimmtheit gewinnen, er bedarf dazu des bestimmt abgegrenzten oder des articulirten Lautes, des Tons der in der Stimmröhre gebildet und durch die Bewegung des Mundes geformt und begrenzt wird. So ist der articulirte Laut Vocal und Consonant; der erstere selbst ist mehr Stoff, der letztere mehr formender Art, jener mehr Natur, dieser mehr Geist, sie verhalten sich in der Sprache wie Farbe und Zeichnung im Gemälde. Die Vocale, wörtlich die Laute, von vox Stimme, heißen im Sanskrit Töne, die Consonanten Deutlich- und Offenbarmacher. Diese sind das durch Begrenzung Bestimmende, und werden hervorgebracht durch Schranken welche wir dem bewegten Hauch in unsern Sprachwerkzeugen setzen, oder dadurch daß wir seinem Strome Halt gebieten. Grimm sieht im Vocal ein weibliches, im Consonant ein männliches Element. Solche articulirte Laute sind der Beginn und die Wurzeln der Sprache, sie sind das Abbild eines Gedankenbildes und damit dessen Verwirklichung

im äußern Material, in der Verleiblichung, damit die künstlerische Zweinbildung des Idealen und Realen.

Die Phantasiethätigkeit bekundet sich auch hier weniger durch Berechnung und Ueberlegung, zumal die eigentliche Reflexion schon die gebildete Sprache voraussetzt, als dadurch daß das Licht des Geistes einen dunkeln Gestaltungsdrang erleuchtet; hat doch wiederum gerade auf diesem Gebiet Humboldt die Erkenntniß eines Vernunftinstincts gewonnen, der die sprachschöpferische Thätigkeit leitet, und der als das unbewußte Walten des Rechts und Gesetzmäßigen in dem werdenden Geist auch in andern Sphären seine Anerkennung finden muß. Wie später in der Seele des Künstlers Stoff und Form sich vermählen und ein Totalbild des zu gestaltenden Werkes wie eine innere Offenbarung dem Gemüth aufsteigt, das nun der besonnene Sinn durchzuführen hat, so bringt auch der sprachschöpferische Genius Laut und Gedanken als Stoff und Form zusammen, und weil sie im glücklich gefundenen Wort zusammengehören, weil also der Genius auch hier aus der Tiefe der allgemeinen menschlichen Natur heraus wirkt, so erkennen die Hörenden wie ihre eigene geistige Anschauung oder der Eindruck den sie von einer Sache haben, nun in der That und sachgemäß laut und vernehmlich geworden ist, sie sprechen das Wort nach, sie behalten es. Man stellt zum Beispiel eine sich drehende, rasche Bewegung dadurch dar daß man sie mit der Zunge hervorbringt und ihr einen Vocal gefeilt, und wir haben die Wurzel *ro*; sie ist sogleich für sich verständlich, weil sie bezeichnend ist, und *rota*, *ρῶμα*, *rollen*, *Ros* sprießen aus ihr hervor. Die Sprache bildet diejenigen Thätigkeitsäußerungen der Dinge die der Mensch mit dem Ohr auffaßt, durch einen ähnlichen Laut nach, doch immer so daß sie das unartikulierte Geräusch artikulirt, wodurch unsere Auffassungsweise dem Wort eingeprägt und dasselbe keine bloße Naturnachahmung ist. So unsere deutschen Wörter *Krach*, *Schnarchen*, *Rischen*, *Schwirren*, *Gepolter*, *Säufeln*, *Rauschen*, *Donner*, *Klingel*, oder das *Mu* und *Mä* der Kinder für *Ruh* und *Schaf*; das griechische *βοῦς* bezeichnet das *bu* machende Thier. Hieran reiht sich aber sogleich die Nothwendigkeit nun auch hörbare Ausdrücke für die sichtbare Welt zu erzeugen oder den Eindruck der Formen und Gestalten auf das Auge durch analoge Tonbilder für das Ohr wiederzugeben. Das geschieht im Deutschen durch Wörter wie *Blitz*, *spitz*, *stumpf*, *starr*, *zackig*. Mit der Wurzel *sta* bezeichnen alle indogermanischen Völker das Stehende, mit *plu* oder *flu* das



Fließende; st! rufen wir um jemand zum Stehen zu bringen, indem wir die mit s-s-s bezeichnete Bewegung selber rasch durch t begrenzen, im pl oder ll haben wir das aus der Tiefe Hervorquellende, Fortwallende. Der Klang des Wortes schattet uns die Bewegung der Welle oder des Schwebens ab, Wörter wie weich, lind, dumpf, klar machen dem Ohr einen verwandten Eindruck wie die Vorstellungen dem Gemüth; die drei Grundvocale u a i zeigen ein Aufsteigen aus dem dunkeln Grund an den klaren Tag und das Licht der Liebe. In derartigen Bildungen wird die Macht der Phantasie schon freier; sie verläßt die Naturgrundlage nicht, aber sie verwerthet dieselbe nach eigenem Sinn für geistige Zwecke. Und von hier aus geht sie dazu fort auch für das Geistige selbst eine ihm entsprechende Naturform zu finden, und so im Wort ein Symbol des Gedankens zu gewinnen. Mit Härte und Nachgiebigkeit bezeichnen wir nun auch Charaktereigenthümlichkeiten, mit Begreifen und Schließen nun auch das denkende Verühren, Erfassen, Zusammenbringen und Verbinden. Und je inniger und tiefer dann später einzelne Denker das Wesen der Dinge verstehen, desto gehaltreicher und seelenvoller werden auch die Worte, indem der vollere Sinn und reifere Gedanke sie durchstrahlt. //

Neben dem Trieb nach charakteristischer Bezeichnung waltet zugleich auch bei der Wortbildung der Schönheitssturm; schwer aussprechbare oder übellautende Zusammenstellungen von Buchstaben werden vermieden und umgebildet, entlegene Laute durch Uebergänge verschmelzen, statt eintöniger Wiederholung ein verwandter Vocal genommen, in der Zusammensetzung der Wörter ein Consonant dem andern assimilirt. Doch wird die Sprache weichlich und schlaff, wenn ein Volk der Reichtigkeit der Aussprache, dem körperlichen Mechanismus zu sehr nachgibt; die Schönheit verliert dann das Charakteristische, und die Arbeit des Geistes wird nicht mehr getraht; die wollen wir aber sehen, nur nicht in einem fruchtlosen Ringen mit dem widerspenstigen Stoff, sondern in seiner glücklichen Verwältigung; Schönheit ist Siegesfreude.

Wie die Stimme die Stimmung verkündet und Ton und Laut das innere Leben, die Gefühlszustände offenbaren, und wie sich damit auf eine noch dunkle unentwickelte Art dasjenige verwebt was Leid und Lust in uns hervorruft, so wird dieses nach seinem Wesen und seiner Gestalt bildlich im Wort veranschaulicht. So liegt im artikulirten und modulirten Laut, im ausdrucksvoll betonten Wort die ursprüngliche Poesie und Musik, gerade wie uns der

1. Ausgangspunkt der bildenden Künste in dem aufgerichteten Stein vor Augen steht, der einen heiligen Ort bezeichnet oder das Denkmal eines Ereignisses ist, an den die religiöse Verehrung sich anknüpft. Humboldt sagt: „Die Worte entquellen freiwillig, ohne Noth und Absicht, der Brust, und es mag wol in keiner Eindrücke eine wandernde Herbe gegeben haben die nicht schon ihre Lieder besessen hätte. Denn der Mensch als Thiergattung ist ein singendes Geschöpf, aber Gedanken mit den Tönen verbindend.“ Nun ist es aber die Natur des Geistes nicht stehen zu bleiben bei dem Einzelnen und Vielen, sondern wie er selbst Eins ist in der Fülle der Anschauungen, Gefühle, Gedanken, die er alle zur Einheit des Selbstbewußtseins im Ich verknüpft, so sucht er auch in der Außenwelt das Allgemeine in der Mannichfaltigkeit des Besondern, das gleiche Wesen im Wechsel der Erscheinungen. Das Denken ist selbst das Allgemeine insofern es thätig ist, was wir denken gehört daher auch allen an. Und das Denken berührt nichts ohne ihm die eigene Freiheit und Allgemeinheit mitzutheilen; das Wort ist als Ausdruck des Gedankens Verknüpfung von Laut und Begriff, der Begriff aber ist eine allgemeine Einheit, die das Besondere unter und in sich begreift.

Wir würden der Fülle der Eindrücke und ihrem Wechsel erliegen und weder zu einem bestimmten Ausdruck für sie noch zu uns selbst kommen, wenn es uns nicht gelänge sie zu unterscheiden und zu ordnen und dadurch ihr Meister zu werden. Wir unterscheiden die Anschauungsbilder voneinander, dadurch gewinnt jedes seine Deutlichkeit, aber wir achten auch auf die Verschiedenheit der Unterschiede; wir entdecken daß wir einen Eichbaum von einer Linde anders unterscheiden als von einer Nachtigall oder einem Stück Marmor, von einem Haus oder von einem Jäger; wir entdecken daß die Nachtigall mit dem Finken, der Jäger mit dem Hirten vieles gemeinsam hat, was dem Marmor oder der Linde fehlt, die wieder am Kiesel, an der Buche verwandte Gegenstände haben, und so ordnen wir das Wesengleiche zusammen und bilden uns allgemeine Schemata wie Baum, Vogel, Mensch, Stein, unter denen wir uns vieles gleichartige Besondere vorstellen; sie sind die nicht in der Außenwelt vorhandenen, aber in der Seele gebildeten Vorstellungen, und um sie festzuhalten, um sie zu voller Bestimmtheit zu bringen bedürfen wir eines Trägers für sie, und den finden wir im Wort. Der Baum existirt nicht, sondern nur die Tanne, die Palme, ja auch diese nicht als solche, sondern nur als ein

besonderes Individuum, aber diesem Individuum geben wir den Namen der Tanne um es dadurch mit vielen wesensgleichen zusammenzufassen, die wir von Buchen und Erlen unterscheiden, wir nennen es ferner Baum und Pflanze, und ordnen es dadurch immer allgemeineren Begriffen unter. „Es ist in Namen daß wir denken“ sagt Hegel einmal; das möchte ich in dem Sinne von benannten Vorstellungen auffassen. Die gewonnene Vorstellung, dies allgemeine Schema für viele verwandte Einzelbegriffe, betrachten wir näher, suchen sein Wesen zu ergründen und dadurch den Begriff zu bilden, der das Gesetz und die Natur der mannichfaltigen Erscheinungen enthält. Auf ähnliche Weise bilden wir die Vorstellungen der blauen, rothen Farbe, des Laufens, Lebens aus einer Menge von Einzeleindrücken, und erlangen so die Ausdrücke für allgemeine Eigenschaften und Verhältnisse oder Thätigkeiten der Dinge. Das Wort aber ist die Verkörperung der Vorstellungen und Begriffe; wir können mit ihm nicht das Besondere in seiner Einzelheit sagen, darauf müssen wir deuten, das müssen wir aufzeigen, und wenn wir eine Anschauung einem andern sprachlich mittheilen wollen, so müssen wir sie beschreiben, das heißt viele in ihr zusammenfassende Vorstellungen aneinander reihen, — Metall, gelb, hellglänzend, feuerbeständig u. s. w. um das Bild des Goldes zu erwecken. Daher gibt es allerdings vieles Unausprechliche, und hat der Mensch neben der Sprache noch andere Mittel und Wege um auch die Anschauungen und Gefühle der Seele, die Formen und den Entwicklungsproceß des Seins unmittelbar kundzutun, aber in der Sprache hat er ganz eigentlich sein Vorstellungs- und Gedankenleben. Der Geist ist selbst die sich erhaltende und erlassende Einheit des Bewußtseins in der Fülle und Folge der Gefühle und Gedanken; er sucht und findet demgemäß auch das kleinste Wesen im Wechsel der Erscheinungen und in der Mannichfaltigkeit der Dinge, er erfaßt es im Gedanken und offenbart den Begriff im Wort. Darum heißt uns die Sprache auch die Gehirnhäute des Geistes; denn sie ist diejenige Offenbarungs- und Wirkungsweise in welcher er sich selbst in seiner Geistigkeit hervorbringt, ein klares Selbst- und Weltbewußtsein und damit die Möglichkeit der Wissenschaft gewinnt.

Im Deutschen sind Ding, dingen, denken eng verknüpft; Ding ist etwas dessen Eigenschaften innerlich auf einen Schwerpunkt bezogen sind; den Schwerpunkt, die innere Wesenheit einer Sache feststellen heißt denken. Sprechen dagegen hängt mit Versprechen

zusammen. Voo sagt: Zusammenziehen im Geist und auseinander-gießen, aussprengen mit dem Munde, das wird durch die Wörter denken und sprechen ausgedrückt. Der Gedanke ist eine Zusammen-ziehung der Dinge aus einzelnen Wahrnehmungen, das Sprechen ist wieder ein Sprengen des Gedankens in kleine Theilchen, aus denen die Darstellung sich zusammensetzt, ein Besprühen und Versprengen des Hörenden im Geist.

Dies, die Zusammenfassung vieler ähnlicher Erscheinungen zur Einheit der Vorstellung des Nothens, des Gehens, des Steines, des Guten oder Schönen, und die Schaffung eines Ausdrucks und Trägers für sie ist erst das eigentliche Wesen der Sprache. Dadurch, durch das Hervorhoben des Allgemeinen, des Gesetzes, der Ordnungen in der Vielheit der Dinge, durch das Denken unterscheidet sich der Mensch vom Thier, das auch einzelnes erinnert, vergleicht, Schlüsse zieht, liebt oder haßt, Mittheilungen macht, aber am Besondern haftet, und deshalb sprachlos ist. Die Menschen nennt Homer darum mit Zug die Redenden; die Sprache, wie sie eins mit der Begriffsbildung, mit der Vernunft ist, unterscheidet ihn vom Thier, wie Max Müller mit Recht immer wieder behauptet; das Thier hat Anschauungsbilder und Empfindungen, es hat Laute dafür, aber keine Begriffe und keine Worte. Durch sie erbaut der Mensch über der Natur das Reich des Gedankens, die ideale Welt der geistigen Güter, eine fortschreitende Cultur.

Indem wir hier den vollen Begriff des Wortes gewonnen haben, halten wir fest daß der fertige Gedanke nicht zum Wort herantritt, sondern im Wort und durch das Wort erst fertig wird, mit ihm erwächst und sich bildet. Und dies hört nicht auf solange die Menschheit eine Geschichte hat, solange die Natur uns noch Unerkanntes bietet und der Geist noch Neues erzeugt. Es gilt das rechte Wort dafür zu finden, das heißt das Wesen der Sache auf eine solche Weise auszusprechen daß es dadurch für uns und andere bestimmt und faßlich ist. „Wer das rechte Wort gefunden, sagt Kazarus, hat die vollkommenste Vorstellung; das rechte Wort ist kein anderes als dasjenige welches durch die innere Sprachform diese Vorstellung mit denjenigen Reihen von Vorstellungen in Verbindung bringt zu denen sie entweder objectiv am meisten gehört oder subjectiv nach dem augenblicklichen Zweck der Rede gehören soll. Daher wird auch die Kunst immer das rechte Wort zu finden in jeder Gesellschaft gepriesen; wie oft ist es der Zauber Schlüssel um die Seelen anderer zu öffnen, das Licht sie zu erleuchten!



Zweilen sind wir uns bewußt Gedanken zu haben die wir noch nicht fassen, für die wir das rechte Wort noch nicht finden können; es sind Gedanken die eben noch keine sind, Anfänge oder Reime 3 von solchen; ein anderer spricht diesen Gedanken in Worten aus, und nun begreifen wir ihn und das Streben der eigenen Seele; so ist das Wort Ursache von Gedanken. Es ist oft nur der einfache Wortsinne, welcher aber vermöge der innern Sprachform die mit ihm associirten Gedanken wach ruft, welche allesammt erst die rechte Einsicht verschaffen. Ein solches Wort ist der Magnet, welcher in des andern Seele aus dem Schacht der unbewußten Vorstellungen die ersehnten an das Licht des Bewußtseins zieht; die innere Sprachform ist ein chemisches Reagens, welches aus der trüben Mischung wolkenartig schwebender Gedanken die wahlverwandten sich miteinander verbinden, die unverwandten einander abstoßen, und alle dadurch zur Klarheit ihrer Qualität gelangen läßt. Dieselben Gesetze der psychischen Wahlverwandtschaften gelten dann mittelbar auch für die Erregung der Gefühle, für die Bewegung des Gemüths, für die Stärkung der Motive zum Handeln in allen Lebensgebieten; der Lehrer, der Redner, der Dichter sie bringen alle diese Gesetze erst in sich und dann in der Seele des andern zur Anwendung durch die Kraft und das Geschick ihre Gedanken mit der wirksamsten Sprachform zu verknüpfen."

Erkennen wir mit Humboldt also die Sprache für das bildende Organ der Gedanken, so dünkt es uns flach und platt wenn Whitney dieselbe eine menschliche Einrichtung nennt; er meint: erst denke man, dann erfinde oder finde man eine Bezeichnung um das Gedachte andern mitzutheilen. Allerdings geht unser geistiges Leben nicht in Worten auf; oft ist eine Geberde, ein Blick, ein Lächeln wirksamer, wir nennen selbst Gefühle unsagbar, und haben neben der Poesie auch bildende Kunst und Musik, weil weder der ganze Gehalt der Anschauungswelt noch der Empfindungseinnerlichkeit in Gedanken und Worte gefaßt wird, weil vieles angeschaut und genossen, nichts bloß begriffen und besprochen sein will; Farben muß man sehen, Töne hören, Liebe fühlen. Aber von den Anschauungen und Empfindungen unterscheiden wir die Vorstellung wie das Gemeinsame oder Allgemeine von dem Besondern und Mannichfaltigen, wie die Erfahrungsthatfachen vom vernunftnothwendigen Gesetz; die Vorstellung jedoch bedarf eines Trägers, und das Wort ist immer Ausdruck des Begrifflichen, Allgemeinen. Daß Ordnungen und Gesetze der Erscheinungswelt vorhanden sind

das sagen uns nicht die Sinne, sondern das findet das Denken. Wir sehen ein und dasselbe Wesen gehen und liegen, arbeiten und schlafen, und wiederum viele Wesen dasselbe thun, kriechen oder fliegen, wir haben vom Blut, von der Rose, vom Abendhimmel den ähnlichen Farbeindruck; daraus bildet unser Verstand den Begriff des Dings mit wechselnden Zuständen, die Vorstellung einer gleichen Thätigkeit oder gemeinsamen Eigenschaft vieler Dinge, und das Wort drückt dies aus. Hier liegt das eigentliche Wesen der Sprache; begehren, fühlen, anschauen können wir ohne sie, denken nicht; wir haben keine fertigen Ideen und ersinnen dann die Worte, sondern mittels der artikulirten Laute bildet unser Denken, unser Selbst- und Weltbewußtsein sich aus, indem wir das Sinnliche zum Symbole des an ihm sich entwickelnden, uns sich offenbarenden Geistigen nehmen, und die artikulirten Laute, die zunächst Empfindungen und Anschauungen ausdrücken, zur Bezeichnung der Vorstellungen machen, die dadurch von andern unterschieden, bestimmt und deutlich werden, gegenständlich für uns selbst und mittheilbar für andere. Im Wort Löwe, Mensch, Baum, lesen, wirken ist somit der Begriff ausgeprägt, lebendig, das innerlich Ideale äußerlich real; im Wort hat der Begriff sein bestimmtes Dasein, vorher und sonst nicht; durch die Sprache wird unsere geistige Anlage verwirklicht. Durch die Sprache kommen wir zur Vernunft. Nur nehme man dies nicht mit Lazarus Geiger und seinen Anhängern in dem falschen Sinne als ob in dem an sich Unvernünftigen durch die glücklichen leiblichen Organe die artikulirten Laute hervorbrächen, und es dadurch zu einem Andern, zum Vernünftigen würde, sodaß die Vernunft ein Ergebnisß des Sinnlichen wäre! Ohne die denkfähige Innerlichkeit, die nach Aeußerung, Selbst- und Welterfassung ringt, würde der Laut nicht artikulirt, ohne die Vorstellung in der Seele, dies Allgemeine, über das sinnlich Besondere Hinausgehende, das Wort nicht ihr Träger und Ausdruck; ohne Geist keine Sprache, aber auch ohne Sprache keine Gedankenwelt als das ideale Urbild der äußern Wirklichkeit und ihres beziehungsvollen Zusammenhanges. Die Vernunft kommt durch die Sprache zu sich selbst, das ist das Nützige. Der Mensch spricht, weil er denkt, aber er denkt in Worten.

Von Anfang an entsteht im Gemüth das Wohlgefühl des Schönen durch das Zusammenwirken der Dinge mit dem Sinn und Geist des Menschen; aber der entwickelte Reichthum ästhetischen Genusses bietet sich erst dadurch dem Bewußtsein und dem Ver-

ständniß, daß es gelingt die mannichfaltigen Stimmungen und ihre Objecte in Worten zu fixiren. Von Anfang an waltet die stiltliche Weltordnung in unserm Gewissen, aber ihr Gesetz gibt sich nur in dunkeln Regungen, in vorübergehenden Aufwallungen des Gefühls kund, bis wir diese festhalten und im Worte als Wohlwollen, Gerechtigkeit, Muth, Liebe, Freiheit und so fort bestimmen; dadurch wird es Licht im ethischen Gebiet, dadurch wird das Besondere als ein Allgemeingültiges ausgesprochen, dadurch wird es zu Gesetz und Recht. Und so schreitet die Menschheit durch die Sprache ihrem Ziel entgegen, welches darin besteht daß der Geist sich seiner selbst und der Welt klar bewußt werde und danach sein Wollen und Wirken bestimme. 3

Das Sein ist Thätigkeit, die mannichfaltigen Dinge bestehen nicht ruhig nebeneinander im Raum, sondern sie entwickeln sich zugleich in der Zeit und sie wirken aufeinander, und wo wir einen Eindruck von der Außenwelt gewinnen, da sind es immer Gegenstände und Handlungen zugleich die ihn hervorrufen. Mit einem Blick gewahren wir einen Keilertampf und sehen nicht blos Männer und Rosse, sondern auch die Bewegungen des Angreifens, der Abwehr, des Erliegens und Siegens, und solch ein Totaleindruck gewinnt auch zunächst seinen Totalausdruck in einem Laut, welcher als Ausruf aus unserer Brust hervorbricht. Nehulich geben wir das eigene innere Leben der Gefühle unmittelbar in Tönen kund. Aber es ist darin auf dunkle unentwickelte Art dasjenige verwoben was Leid und Lust in uns veranlaßt, und es beginnt hier wie dort das Denken damit daß es unterscheidet zwischen uns und den Gegenständen, und daß es die angeschauten Gegenstände und ihr Thun und Leiden in der Auffassung sondert; dann aber faßt es diese getheilte Hülle wieder zur Einheit zusammen. Indem die Sprache diese Thätigkeit des Geistes darstellt, wird aus dem Wort der Satz. „Der Ursprung und das Ende alles getheilten Seins ist Einheit“, sagen wir mit Humboldt, und erkennen mit den Physiologen daß alles Organische nicht durch Zusammensetzung fertiger Bestandtheile, sondern durch Entfaltung des einfachen Keimes, durch Scheidung und Vereintbleiben wird und wächst. Das alte Wort des Aristoteles, daß das Ganze früher sei als die Theile, gilt auch hier. Darum ist es aber wichtig für die Auffassung der Sprache als eines Organismus festzuhalten daß anfänglich, und stets noch bei dem Kinde, ein Wort den Satz vertritt, und daß es daher weder Substantiv, noch Adjectiv, noch Verbum, sondern noch keines

derselben und alle zugleich ist. Da es werden die ersten Sätze aus mehreren derartigen aneinander gereihten Wörtern bestehen.

Die wesentlichen Bestandtheile der Sprache sind die Wurzeln, einfache Typen, die entweder eine allgemeine Eigenschaft oder Thätigkeit ausdrücken, oder demonstrativer Art sind, dies, da, hier, dort, ich, du, er und dergleichen bezeichnend. Die Wurzeln sind einfach und bestehen aus einem Vocal, z. B. i gehen, oder einem Vocal und Consonanten; tritt noch ein zweiter, dritter Consonant hinzu, so modificirt er das Ursprüngliche; so ist tu bewegen, thun, englisch do, tud stoßen, tup schlagen, tur verlegen, turv besiegen. Aus 400—500 Wurzeln bildet die Sprache ihren Wortreichtum; im Gespräch braucht der Gebildete 3000—4000 Wörter, der wählerische Schriftsteller, der schlagfertige Redner verwerthet die doppelte Anzahl; bei einem Dichter der die größte Mannichfaltigkeit des Ausdrucks anbietet, bei dem Dramatiker Shakespeare hat man 15000 gezählt, im Englischen überhaupt rechnet man auf 40000.

Die Wurzel will uns eine Erscheinung erklären, kenntlich machen; wir erkennen eine Sache, wenn wir ihr Wesen, ihr unterscheidendes Merkmal erfassen und sie zugleich als Glied in der Ordnung der Dinge, als sinnenfällige Erscheinung einer Idee wahrnehmen. Die Naturobjecte, sagt Dersted ganz treffend, empfinden wir mit unsern Sinnen, die Naturgedanken können nur durch unsere Vernunft begriffen werden, und Max Müller fügt hinzu: Alles Benennen ist Klassifikation, Einordnen des Individuellen unter das Generale; wir kennen alles nur vermöge unserer allgemeinen Ideen. Jede Wurzel aber drückt etwas Allgemeines aus, sie ist eine lautgewordene Vorstellung; jeder Name nennt eine Eigenschaft oder eine Thätigkeit, welche für viele Dinge Geltung haben, so wie Thier, Pflanze, Stein viele Individuen unter sich befaßt, die wir eben durch diese Namen begreifen wollen. Es wird allerdings immer ein Gegenstand sein welcher den Menschen zur Bezeichnung anregt, aber dieser gilt für viele ähnliche; so bedeutet Har und Hare das gehende bewegte Wasser, und wiederum hängen viele Bäche und Flüsse ein Ach oder Ache an besondere Namen, und jenes ist gleich aqua, das Fließende. Rhein ist der Rinnende, das Wort hätte für Strom allgemein werden können, ist aber an unserm deutschen und an dem kleinern Rhenus bei Bologna haften geblieben. Ausß von der Wurzel plu, die deutlich das Hervorquellende, Fortfließende erkennen läßt, ist allgemein geworden wie es sogleich ein Allgemeines ausdrückte. Serpens ist im Lateinischen die Schlange als die



Strickende, aber anguis hängt mit angō beengen, beängstigen zusammen, ali heißt die Schlange der Indier als die Erwürgende, und anhas bedeutet Sünde, da ihr Bewußtsein und die Seele zusammenschwärt. Die Wurzeln sind Grundtypen aus denen sich zahlreiche Wortergeschlechter entwickeln, sie sind zum Ausdruck eines Gedankens artikulirte Laute, ein knappes präcises Tonbild für die Vorstellung die der Mensch eben in sich erzeugt, die er sich selber zur Bestimmtheit bringen und andern mittheilen will. „Es soll der Klang dem Sinn ein Echo sein“ sagt Pope. Der Werdrang des Bewußtseins, der Vernunftinstinct läßt die Menschen vielfältig sich versuchen, die artikulirten Laute brechen hervor wie die Blütenknospen des Baumes; viele fallen ab, aber einige bleiben und bringen Frucht. Diejenigen bleiben in welchen auch die andern Menschen, die das Wort hören, die geeignete, sachgemäße Bezeichnung für ihre Vorstellung und ihr Gefühl wiederfinden; diese werden wiederholt, und entweder mit bessern vertauscht oder umgeformt oder als Erbgut den Nachkommen überliefert.

Durch Darwin ist die Ueberzeugung verbreitet worden daß aus wenigen Grundtypen sich die mannichfaltigen Arten, Geschlechter, Individuen der Pflanzen und Thiere entwickelt haben; ähnlich ist es mit den vieltausend Wörtern und den einigen hundert Wurzeln der Sprache. Und wie diejenigen Pflanzen und Thierformen sich erhielten, fortpflanzten und gattungsmäßigen Bestand gewannen welche beim Kampf ums Dasein die meiste Kraft bewährten, den vorhandenen Lebensbedingungen sich am besten anschmiegten, ihrem Zwecke am vollsten genügten, so sind auch diejenigen unserer Wörter zu Wurzeln geworden welche die allgemeine Zustimmung der Genossen fanden, weil sie ausdrückten was alle sagen wollten, wodurch sie eben ihre Aufgabe erfüllten. So war die Wurzelschöpfung das Werk der Gesamtheit unter der Führung und dem Vorgang hervorragender Geister, die bahnbrechend das Rechte trafen; sie war die Uebung eines natürlichen, das heißt von Gott verliehenen Vermögens der Menschheit, welche dadurch recht eigentlich zu sich selbst kam, ihr Geistesbewußtsein sich erwarb. Sinnliche Eindrücke, welche einen entsprechenden lautlichen Ausdruck gefunden hatten, weckten in der Seele einen ihnen analogen Begriff, oder wurden verwandt um das Geistige zu versinnlichen und dadurch vernehmlich zu machen; das Lichte, Klare bezeichnet die deutliche Wahrheit des Begriffs, und avemos, der Wind, der Athem, der Lebenshauch, ward zum belebenden Geiste, animus; pensare abwä-

gen wird im Französischen zu *penser* denken, erwägen; von Wurzeln die Glanz bedeutenden wurden Worte für Freude, Liebe, Glück wie für Stern und Auge gebildet. Für die Wahrnehmung daß nicht die zufällige Abart sich erhält, sondern dasjenige Individuum besteht und sich fortpflanzt welches dem ursprünglichen Zwecke am nächsten kommt, hat Darwin, als sie der Wissenschaft nothwendig geworden war, auch das rechte Wort gefunden, als er das Princip der natürlichen Auswahl aufstellte, die zugleich die vernünftige ist; als Max Müller sie auf die Sprachbildung anwandte, bemerkte er mit Recht: wenn sonst die Naturforscher stolz darauf sind ihren Namen einer neuen von ihnen entdeckten Species anzuhängen, so kann Darwin um so stolzer sein, denn sein Name wird mit einer neuen Idee oder Kategorie verbunden bleiben; er bildete den Begriff und aus den vorhandenen Wurzeln das Wort, wie in der Urzeit ein Ausdruck für die aufdämmernde Vorstellung gewonnen ward; war er glücklich, so ward er behalten und ward zur Wurzel, wie Darwin's Wort bereits von der ganzen gebildeten Welt angenommen und gebraucht ist.

In unserer Sprache entstehen keine neuen Wurzeln mehr; Eisenbahnen, Telegramme, Dampfwagen, kommen als Erfindungen auf, aber sie werden nicht durch frische Wurzeln, sondern durch Wortbildungen aus den vorhandenen bezeichnet. Aber wie war der Ursprung der Wurzeln? Max Müller ließ sie aus einer der Menschheit innewohnenden Kraft hervorgehen; sie existiren ihm durch die Natur, wobei er zugleich im Sinne hat: durch göttliches Wirken. Jedes Ding gibt einen eigenthümlichen Klang von sich; wir lernen auf die mehr oder minder vollkommene Structur der Metalle und ihrer Vibrationen aus der Antwort schließen die sie ertheilen, wenn man sie anschlägt, sie nach ihrem Naturlaute fragt. Gold erklingt anders als Zinn, Holz anders als Stein, und nach den verschiedenen Erschütterungen eines Körpers ändern sich seine Töne. Nun war aber der Mensch, der vollkommenste Organismus, im Urzustande nicht bloß wie die Thiere mit dem Vermögen begabt seine Empfindungen durch den Schrei, seine Wahrnehmungen durch analoge Tonbilder auszudrücken; er besaß auch das Vermögen den vernünftigen Begriffen seines Geistes einen fein artikulirten Ausdruck zu geben. Es war ein Instinct des Geistes, eben so sicher, eben so mächtig wie jeder andere. Soweit sie sein Erzeugniß ist gehört die Sprache der Natur an. Aber der Mensch verliert seine Instincte sobald er aufhört ihrer zu bedürfen. So erlosch jenes

schöpferische Vermögen, welches jeder Vorstellung, sobald sie zum ersten mal durch das Gehirn drang, ihren rechten Ausdruck verlieh, nachdem es seinen Zweck erfüllt hatte.

Aber wenn die Wurzeln nothwendige Naturlaute wären, so würden sie überall gleich sein; das Gold klingt nicht anders in Californien als in England. Sein Sprachvermögen hat sich der Mensch nicht angeeignet, er hat es von Natur, aber er bildet es aus und übt es mit Freithätigkeit. Schallnachahmungen, symbolische analoge Tonbilder für Gesichtsbilder sind das erste; damit bezeichnet er die Dinge die ihm zunächst liegen, die ihn unmittelbar berühren, sein eignes Thun und Lassen, und er gewinnt für seine Vorstellungen bezeichnende Ausdrücke. Nun aber kommen neue Erscheinungen, und wenn diese ihn an vorhandene Anschauungen in seiner Seele erinnern, so fügt er sie denselben an, gliedert sie denselben ein; er sieht in der aufgerichteten bekleideten Gestalt, die ihm entgegentritt, den Menschen, indem er sie unter dieser Vorstellung aufsaßt, sie unter diesem Begriff apperzipirt. Seine Begriffe erweitern sich durch die neuen Elemente der Wahrnehmung; er fragt bei denselben wo er sie hinthun soll, und hat er den Ort gefunden, so wird ihm das Fremde ein Bekanntes. Fügt das Neue dem vorhandenen Begriffe sich nicht ein, dann ist ein neuer Begriff erforderlich, ein frisches Lautbild für ihn nöthig. Vor den Augen des Knaben, des Urmenschen bewegen sich Dinge in der Luft, er faßt sie unter der Vorstellung des Vogels zusammen, und apperzipirt nun unter dieser auch den Blitz und die Sonne, jener wird zur geflügelten Schlange, diese zum Schwanz des Himmels. Ein anderer apperzipirt die Sonne unter der Vorstellung des Auges und macht sie zum Auge des Himmels. Dann lernt er die großen Unterschiede des Hier Zusammengefaßten kennen, legt die Elemente aneinander und ordnet sie andern Begriffen ein, die Sonne unter die Weltkörper, den Blitz unter die elektrischen Funken. Der Verstand tritt an die Stelle der mythenbildenden Phantasie, aber er schafft keine Worte mehr, das hat die Phantasie gethan, er arbeitet auf dem was sie ihm überliefert hat. Die Wurzeln faß ich als solche Lautbilder für Urvorstellungen, auf die der Mensch nun viele Erscheinungen bezieht, durch die er solche apperzipirt. Ich sehe einen Quell, das von innen frisch Hervorkrechende regt mich zu einer Bewegung des Mundes, einem Laute der es abbildet; ein anderer macht die Bewegung die den Ton plu hervorbringt, für das von innen sich Ergießende, und es ward plure, mit einem

Hauch fluere, Fluß daraus, auch für den Strom der Rede, der Ideen, oder weicher blu für Blüte, Blume. W ist bewegender Hauch für Wind, Wehen, Wallen; st das Haltgebietende, Ständige in Staat, starr, steif, stehen. Dies lebendige Lautgefühl ist stumpfer geworden, doch nicht erloschen. Wollen wir aber Unsinnliches bezeichnen, so muß es durch analoges Sinnliches geschehen, und so ist ja unser Begreifen ein Zusammenfassen, wodurch wir einer Sache mächtig werden, indem wir sie in die Hand nehmen; wir apperzipiren, verdeutlichen das geistige Verstehen durch die bekannte sinnliche Anschauung, und durch das Wort für sie. Erwägen und penser bilden wir nach der Wage, nach pensare schwingen; ma bezeichnet Messen; ein Ermessen ward daraus, man, die Wurzel für denken. Renan sagt wol endgiltig: Die Verbindung von Sinn und Laut im Wort ist niemals nothwendig, niemals willkürlich, sie ist immer wohlbegründet.

Der urtheilende Verstand und die phantasievolle Anschauung wirken bei der Wortschöpfung und Wurzelverwerthung zusammen; Wissenschaft und Dichtung, die beide durch die Sprache möglich werden, sind bei ihrer Erzeugung im Vereine thätig. Oder man kann mit Recke sagen daß bei der Namengebung vornehmlich der Witz sich bewähre, die Kraft einer schnellen und mannichfachen Zusammenstellung von Ideen, in welchen eine Aehnlichkeit zu finden ist, um dadurch ansprechende Bilder in der Einbildungskraft hervorzubringen. Ich gebe ein paar Beispiele. Als unsere Urahnen in Hochasien das Land zu bebauen anfangen, brauchten sie ein Wort dafür, und als einer das Nessnen des Bodens mit dem Pflug, wo die Schollen rechts und links niederrauschten, mit ar bezeichnete, mit der Oeffnung des Mundes a und dem rollenden r, da fand dies Anklang, und das lateinische arare, das griechische aroun, das gothische arian, das englische ear hat daher seinen Ursprung, und heißt pflügen; aratrum, arottron, nordisch ardrhr das Werkzeug zum Pflügen ward danach benannt; die Erde, gothisch airtha, heißt daher die Gepflügte, aroura griechisch und arvum lateinisch das Ackerfeld; von dieser vorzüglichen Thätigkeit war das deutsche Wort auf alle Arbeit übertragen, von dieser ersten Kunst im Lateinischen alle Kunst ars geheissen; das Ader durchfurcht das Wasser und heißt dessen Pflug, eretmos, bei den Griechen, und von dem besten Geräth, der nothwendigsten Waffe konnten die Lateiner ihr arma bilden, wie Schiller im Räthsel vom Pfluge sagt daß er am nächsten dem Schwert verwandt sei.



Arier nannten sich unsere Urahnen vor der Trennung in Indier und Perser, Kelten, Griechen, Römer, Slawen, Germanen; *airya* heißt im Zend ehrwürdig; *ari* ist im Griechischen unser sehr und drückt das Vorzügliche aus, *aristoi* sind die besten, die am meisten arischen; die Vermuthung M. Müller's ist ansprechend daß die Arier sich als festhastige Ackerbauer von den Nomaden, den Turaniern, mit Stolz unterschieden und so benannten, während im Namen *Tura* die Schnelligkeit des Reiters liegt.

Für die Wurzel *mar* zerreiben bietet das knirschende Geräusch aufeinander bewegter Steine den Anlaß; das *r* etwas weicher wird *l*, und mahlen, Mühle, Møller, *mola*, *moly*, sowie Zermalmen ist die nächste Ableitung davon; sich im Kampf aneinander reiben nennt der Grieche *marnamai*, *Mars* ist der zermalmende Kriegsgott der Römer; das Zerreiben zerstört aber auch, und so ist *mors*, *morbus*, Tod, Krankheit und unser Mord aus der Wurzel hervorgesproßt. *Maru* ist im Sanskrit das Verwüstete, Zerstörte, die Leede. Als die Arier aus dem Binnenlande an die See kamen, da nannten die Italier sie *mare*, die Wasserwüste, im Gegentheil vom fruchtbaren Land, während der schiffahrtkundige Inselgriecher vielmehr die große Brücke oder Straße, *pontos*, im Meere sah, wo eben dann Homer doch gern das Beiwort ermelos hinzufügt; ein anderer Ausdruck war *thalassa*, das Hin- und Hergeschüttelte, ähnlich dem gothischen *saivs*, unserm See, das Siedende, Wogende, weher wieder *saivala* die Seele, das bewegte und bewegende Princip unsers Lebens genannt ward; oder „die Seele war von den germanischen Nationen ursprünglich als ein Meer in uns gefaßt, das mit jedem Athemzuge auf- und niederwogt und Himmel und Erde auf seiner Tiefe spiegelt“ (M. Müller). Doch blicken wir auf *mar* zurück, so liegt das Zermalmende im lateinischen *Mareus* Stößel oder Hammer, und in Karl Martell, im indischen *Marut* Sturm, im gothischen *malmu* Sand, das Zermalnte; aber nun ist das Abgeriebene ja auch das Geglättete, Polirte, und daraus kann die Bezeichnung für das gewählt werden dem man seine Raubigkeit genommen, das man besänftigt hat, darnach kann im Indischen die Rago *marjara* genannt werden, das Thier das sich immer reibt und pukt; das griechische *malakos* heißt sauft, und das Zerriebene ist mürbe, das Mehl ist mäßig, *mollis*, malt ist englisch das Geschmolzene, und mild ist unser mäßig; und wie der Mensch im Lieben, Schmachten, Hoffen zerschmilzt, so können auch solche Begriffe damit angedeutet werden, und der Grieche sagt

meledaino ich schmelze um auszudrücken daß er in Sorge um etwas sich auflöst. *Yogos* stammt von *lego*, das gleich dem lateinischen *legere* sammeln bedeutet; die Vernunft ist Sammlung, im Begriff werden viele Einzelercheinungen zusammengefaßt, und das Wort ist die Bezeichnung für dies Vereinte, Allgemeine.

Wie hatte man fertige Begriffe und suchte für sie die Laute, sondern im artikultirten Laut prägt sofort der werdende Gedanke sich aus, indem der Denkende ihn für sich und andere gestalten will. Ist aber einmal eine Reihe von Wörtern geprägt, so wird ein großer weiterer Schritt dadurch gethan und eine neue Stufe der Sprachentwicklung dadurch erreicht daß man zwischen Eigenschaften und ihren Trägern, zwischen Gegenständen und ihrem Thun und Leiden unterscheidet, und danach auch in der Sprache unterschiedene Wortarten dafür setzt. Wie das Leben selber in Bewegung und Wechselwirkung besteht, so kommt auch erst Leben in die Sprache, wenn durch das Zeitwort die Beziehung der Gegenstände, ihr Thun und Leiden ausgedrückt wird. So ist es eigentlich das Hauptwort, und mit Wort schlechthin oder *verbum* ward es nicht unpassend von den Lateinern bezeichnet. Es ist die Thätigkeit der Dinge wodurch sie auf uns einen Eindruck machen, von ihrer Thätigkeit aus sind die meisten Wurzeln gebildet: der Wind ist der Wehende, der Wolf der Zerreisende, der Hahn (die Wurzel in *canere*) der Krähende, *Esol*, *asellus*, nach einer Wurzel *as* der Rasche, der er im Orient und Süden ja heißen laun. Aber Thun und Leiden muß als solches in der Bewegung und damit die Wechselwirkung der Dinge ausgesprochen werden, wenn die Sprache ein Bild der wirklichen Welt gewähren soll. „Alle übrigen Wörter sind gleichsam todt daliegender, zu verbindender Stoff, das *Verbum* allein ist der Leben enthaltende und Leben verbreitende Mittelpunkt. Durch einen und eben denselben synthetischen Act knüpft es durch das Sein das Prädicat mit dem Subjecte zusammen, allein so daß das Sein, welches mit einem energischen Prädicate in ein Handeln übergeht, dem Subjecte selbst beigelegt, also das bloß als verknüpfbar Gedachte zum Zustande oder Vorgange in der Wirklichkeit wird. Man denkt nicht bloß den einschlagenden Blitz, sondern der Blitz ist es selbst der herniedersfährt; man bringt nicht bloß den Geist und das Unvergängliche als verknüpfbar zusammen, sondern der weist ist unvergänglich. Der Gedanke, wenn man sich so sinnlich ausdrücken könnte, verläßt durch das *Verbum* seine innere Wohn-

hätte und tritt in die Wirklichkeit über.“ (Humboldt.) Ganz eigentlich gilt dies vom fleetirten Verbum; dasselbe hängt damit zusammen daß der Geist zwischen sich, den andern Persönlichkeiten und den Dingen unterscheidet, daß er diese Unterschiede durch ich, du, er, wir, ihr, sie bestimmt, und diesen Formen des Pronomens nun die Formen des Verbuns gemäß macht.

Wir wissen durch den Scharfblick Bopp's daß die Endsilben, welche uns die Veugungen der Worte und dadurch ihre Beziehungen zueinander ausdrücken, anfänglich selbständige Wörter waren, die neben dem Stamme standen, dann mit ihm verbunden wurden, erstlich mit ihm verwachsen und nun wie aus ihm hervorgesplossen erscheinen und empfunden werden. Sagen wir gnadenvoll, so spüren wir noch die Zusammensetzung zweier Wörter, in gefährlich aber schon nicht mehr; doch hat sich gothisch *leik* gelautet und Gestalt bedeutet, daraus ist das englische *like* für gleich geworden; gefährlich war also gefahrgestaltet; das *lich* ist zur bloßen Bezeichnung der Eigenschaft herabgesunken, zu einem formalen Element geworden um das der Gefahr Verwandte zu bezeichnen. Paunenhaft heißt mit Paunen behaftet, bar heißt bringen, tragen; daraus ist in *essbar*, *brauchbar* der Sinn des Verwendbaren geworden; *schaft* heißt Beschaffenheit, es ward zur Endsilbe in Wissenschaft, Freundschaft. Um das Beiwort zum Nebenvort zu machen hängen ihm die Franzosen die Silbe *mont* an, die Italiener *mente*; das ist das lateinische *mente* von *mens*; *dulci mente*, von sanftem Sinn, wird *doucement* als Ein Wort, und die inhaltliche Bedeutung von Geist selber ist hier zur bloßen Formbestimmung herabgesunken. Ganz ähnlich ist es mit den Endungen der Flexion. Ich liebte, I loved enthält in dem *t* und *d* den Rest von *that* und *did*, und besagt genau was I did love, ich that lieben; aus ich liebenthät ist ich liebte geworden. Streng genommen: Im Altdeutschen war unser *that* *teta*, und aus *liobteta* hat sich durch Abschleifen der Schlußsilbe unser liebte ergeben. *J'aimer-ai* (*j'ai aimer*) ich habe zu lieben ward die Bezeichnung des Zukünftigen. In den griechischen Zeitwörtern auf *mi* (*ἔδωκεν*, *ἔδωκε*, *ἔδωκεν*) liegt die ursprüngliche, im Sanskrit durchweg erhaltene Form der Conjugation vor; das *mi*, von dem unser *mir*, *mich* stammt, heißt ich, das *ti* heißt der, unser *t* in *liebt* und *gibt* ist ein Nachklang davon. Die Pluralendung lautet ursprünglich *masi*, *tasi*, *anti*; das heißt: wir, ihr, sie: *lagamasi*, *lagatasi*, *laganti* also liegenwir, liegenihr, liegensie; es klingt noch im lateinischen *legimus*, *legitis*,

legunt, wir lesen, ihr lest, sie lesen. Je weniger man nun diese Endungen betonte, je mehr sie dadurch versielen, desto zweckmäßiger ward es die Person wieder voranzustellen, wenn sie nachdrücklich bezeichnet ward, und wenn man wir ihr sie voranstellte, so konnte nun wir liegen, ihr liegt, sie liegen aus lagamasi, lagatasi, laganti ohne Schaden für das Verständniß werden. Die Lateiner hängen dem Stamme ein i an um mehrere zu bezeichnen, oculi, und haben die Artikel vermieden; die Griechen sagten omma-ta, Augen-die; erst in der nachhomerischen Zeit setzten sie das hinweisende Fürwort auch als Artikel noch voran: ta ommata. Zudem in den romanischen Sprachen und im Englischen die Endungen abfielen, welche die Mehrheit oder die Verhältnißbeziehung ausdrückten, wie patres, patri, patrem von pater die Väter, dem Vater, den Vater, ward es nöthig durch Vorwörter wie de, a, to, of einen Ersatz zu bieten; statt stellae sagt der Italiener de illa, della stella, von jenem Sterne, wir können auch noch Sterne's sagen.

So sind es Vorwörter, Fürwörter, Hilfszeitwörter, aus welchen sich ursprünglich die Endungen gebildet haben; aber indem sie mit dem Stamm zusammenwuchsen und sich zu Silben oder Buchstaben abschliffen, bewahrten sie doch für den Geist ihre ursprüngliche Macht und Bedeutung, kraft welcher sie den Begriff modificiren. Man hat Sprachen welche mehrere näher erläuternde Begriffe als Formbestimmungen dem Wort einverleiben, synthetische genannt, und im Unterschied die andern, welche wieder das zusammengefügte auflösen, als analytische bezeichnet. Amavorinus, wir würden geliebt haben: dort ist Mehrheit des Pronomens, Tempus und Modus dem Wort ama angefügt, hier ist es wieder auseinander gelegt und neben das Wurzelwort gestellt. Die synthetische Sprache ist phantasievoller, die analytische verständiger. Die synthetische hat größere Freiheit der Wortstellung, da die Beziehung der Wörter zueinander in den Endungen klar zu Tage tritt, die analytische bindet sich mehr an die logische Wortfolge. Die größere Pausfülle, der vollere Tonfall gibt der Sprache einen mehr sinnlichen Reiz, dafür wird die Stammsilbe häufig von den Nebenbestimmungen überwuchert und scheint tonlos hinter ihnen zu verschwinden; sie macht in der analytischen Sprache ihr Gewicht wieder geltend, sie wird wieder frei und selbständig und legt die Nebenbestimmungen in klarer Sonderung neben sich hin. Dabei aber bleibt dieser doch noch Flexion, sie declinirt und conjugirt nicht bloß



durch Präpositionen, Pronomina und Hülfszeitwörter, sondern an dem Haupt- und Zeitwort selbst bleiben formbestimmende Endungen haften. Wir sagen nicht: du lieben, sondern: du liebst, nicht: ihr werdet lieben leiden, sondern: ihr werdet geliebt, nicht: von die Mann, sondern: von den Männern. Auf diese Art bleibt der Organismus der Sprache in der Wechselwirkung der einzelnen Redetheile aufeinander sichtbar, während zugleich der Unterschied und die Bestimmtheit der einzelnen Modificationen des Gedankens aufrecht erhalten wird. Die analytischen Sprachen bleiben organische Flexions Sprachen, aber die Formvollendung erscheint nicht mehr als Selbstzweck, sondern die Klarheit des Gedankens; die Poesie und Philosophie der Sprache selbst als das Werk und Eigenthum der Gesamtheit tritt zurück und gewährt der künstlerischen und denkenden Individualität größern Spielraum, und nun überwiegt das geistig Innerliche das leiblich Aeußerliche.

Es waren also zuerst einzelne Wörter für ganze Sätze; dann traten Ausdrücke für Hauptbegriffe nebeneinander; dann wurden Wortklassen unterschieden und neben das Hauptwort oder das Zeitwort besondere Bestimmungen gestellt, die selbständige Wörter haben; diese letztern wurden dann schwächer betont, an die Wörter, welche sie näher bezeichnen sollten, angehängt; dabei verloren sie ihre inhaltliche Bedeutung und wurden zur Formbestimmung, die aus dem gehaltreichen Wort selbst zu erwachsen schien; endlich aber ward die Fülle und der Reichthum der formgebenden Endungen wieder ermäßigt und wurden die Beziehungen der Hauptwörter wieder durch neben ihnen stehende Partikeln ausgedrückt oder Hülfszeitwörter bei der Conjugation angewandt, während doch die Bedeutung der Flexion für den Organismus des Gedankens und Sazes bewahrt bleibt.

Nun liegen die einzelnen Theile des Sazes nicht äußerlich nebeneinander; sie sind innerlich verschmolzen und durchdringen einander, die Wechselbeziehung der Wörter scheint durch eigene organische Thätigkeit aus ihnen selbst hervorzukommen, die Modificationen die sie erfahren oder bewirken, erscheinen als an ihnen selbst gesetzt. Es ist also etwas Großes und Herrliches daraus geworden daß wir aufhörten den eigentlichen Sinn der Auffügungen zu empfinden, daß diese für uns nur zur Formbezeichnung wurden, ihren Sinn im Zusammenhange des Sazes haben. Da erscheint das Wort selbst wie ein Organismus, wie eine Pflanze, die aus Wurzel oder Stamm mit innerer Kraft, nach Maßgabe der Ein-

wirkung die sie erfährt, Sprossen und Laub hervortreibt. Nun wird die Beziehung in welcher die Wörter zueinander stehen, auch an ihnen selbst vernehmlich, und das Zeitwort richtet sich nach dem Subject und bestimmt oder regiert das Object. Nun ist in der lebendigen Rede durch die Beugung der Worte oder die Flexion die Einheit in der Mannichfaltigkeit vorhanden; in der Form der einzelnen Nebetheile ist ihr gegenseitiges Verhältniß ausgeprägt, eins ist vom andern abhängig und bedingt zugleich dessen Stellung und Form, und sie alle erscheinen als die innerlich verbundenen Glieder eines Organismus. Jetzt ist die Sprache in Wahrheit der organische Ausdruck des Geistes, jetzt spiegelt sie treu den Kosmos, die geordnete und lebendige Außenwelt, in der Seele wieder. Welch ein Großes liegt schon darin daß der Unterschied des Geschlechts auf alle Gegenstände übertragen wird, daß sie dadurch in der Auffassung lebendig sind, daß im Wort empfunden und ausgedrückt ist ob die Sache mehr thätig oder empfangend, mehr machtvoll oder milde, mehr der männlichen oder der weiblichen Natur entsprechend oder als neutral aufgefaßt wurde! Die Tiefe des Gemüths wie die Schöpferkraft der Phantasie spiegeln sich gleichmäßig darin. Ueberhaupt: dieselbe göttliche Vernunft, die in der Natur und in dem menschlichen Denken waltet und beiden ihr Gesetz gegeben hat, herrscht auch in der Sprache, und es ist die Phantasie die in ihr den Gedanken realisiert, die Dinge idealisiert.

Unvergleichlich schön hat gerade das hieraus entspringende ästhetische Element auch Wilhelm von Humboldt gelegentlich hervorgehoben. „Die Sprache verpflanzt nicht bloß eine bestimmte Menge stoffartiger Elemente aus der Natur in die Seele, sie führt ihr auch dasjenige zu, was uns als Form aus dem Ganzen entgegenkommt. Die Natur entfaltet vor uns eine bunte und nach allen sinnlichen Eindrücken hin gestaltenreiche Mannichfaltigkeit, von lichtvoller Klarheit umstrahlt. Unser Nachdenken entdeckt in ihr eine unserer Geistesform zusagende Gesetzmäßigkeit. Abgesondert von dem körperlichen Dasein der Dinge hängt an ihren Umrissen wie ein nur für den Menschen bestimmter Zauber äußerer Schönheit, in welcher die Gesetzmäßigkeit mit dem sinnlichen Stoff einen uns, indem wir von ihm ergriffen und hingerrissen werden, doch unerklärbar bleibenden Bund eingeht. Alles dies finden wir in analogen Anklängen in der Sprache wieder, und sie vermag es darzustellen. Denn indem wir an ihrer Hand in eine Welt von Tönen übergehen, verlassen wir nicht die uns wirklich umgebende.

Mit der Gesetzmäßigkeit der Natur ist die ihres eigenen Baues verwandt; und indem sie durch diesen den Menschen in der Thätigkeit seiner höchsten und menschlichsten Kräfte anregt, bringt sie ihn überhaupt auch dem Verständniß des formalen Einbruchs der Natur näher, da diese doch auch nur als eine Entwicklung geistiger Kräfte betrachtet werden kann. Durch die dem Laute in seinen Verknüpfungen eigenthümliche rhythmische und musikalische Form erhebt die Sprache, ihn in ein anderes Gebiet versetzend, den Schönheitseindruck der Natur, wirkt aber auch unabhängig von ihm durch den bloßen Fall der Rede auf die Stimmung der Seele.“

Betrachten wir die Sprache als diesen geistigen Organismus, so sehen wir wie sie über das Wollen und Vermögen des einzelnen hinaus ein selbstständiges Dasein hat, und der einzelne vielmehr in sie hineingeboren wird, von ihr das Material und Gepräge seines Denkens empfängt. Zwar muß die Sprache immer wieder von Individuen gesprochen und der im Wort niedergelegte Gedanke wieder gedacht werden, wenn sie leben und wirklich sein soll, aber man reproducirt dabei doch nur ein objectiv Vorhandenes. Und so mag wol den Menschen ein Staunen ergreifen, wenn er das Wesen der Sprache erwägt, und leicht wird sie ihm als ein übermenschliches Wunder erscheinen.

Das Räthsel, woher die Sprache stamme und wie sie dem Menschen zu Theil geworden, steht freilich unlösbar da, wenn man auf der einen Seite den sprachlosen Menschen, auf der andern als den ihm unabhängig eine fertige Sprache voraussetzt; in der gerechten Betrachtung ihres Wesens aber, wie ich sie hier versucht habe, ist zugleich ihre Entstehung und Ausbildung dargelegt. Dagegen erweisen sich zwei frühere Annahmen über den Ursprung der Sprache als gleich unstatthaft, weil unmöglich. Die eine betont ausschließlich die Freiheit des menschlichen Geistes, die Sprache ist seine Erfindung, mit bewusster Absicht kommt man um des Verkehrs willen überein bestimmte Dinge mit bestimmten Worten zu bezeichnen. Hier ist der Zusammenhang der Sprache mit der Natur des Menschen, der Ausgang vom Naturlaut, ebenso übersehen wie die Nothwendigkeit für das Denken und seine Entwicklung selbst. Wie sollte man sich verständigen mit gewissen Worten gewisse Gegenstände zu benennen, wenn nicht Sprache und Verständniß schon vorhanden waren? Der Entschluß eine Sprache erfinden zu wollen setzt in dieser Fassung schon Worte voraus, setzt ein Wissen vom Wesen der Sprache voraus; wer aber weiß was Sprache ist,

der hat sie schon, der braucht sie nicht erst zu erfinden. Auch ist ja der Mensch der Gesetze der Sprache sich anfänglich nicht bewußt, sondern er lernt sie selber erst durch grammatische Studien kennen. Den einzelnen, der mit bewusster Absicht in das Leben der Sprache eingreifen will, sehen wir immer scheitern; sie ist so sehr Ausdruck des Gemeinfinns daß alles Willkürliche und Individuelle schon deshalb unstatthaft ist weil sie verstanden sein will, weil also was des einen ist auch des andern sein muß; sie läßt sich nicht meistern; sie ist ein fortschreitender Organismus, wir tragen zu ihrem Werden und Wachsen unwillkürlich bei, und der Neuzeit ist es gelungen Entwicklungsgeetze zu finden, die den Lauf der Jahrhunderte und Jahrtausende in der Sprachbildung beherrschen.

Dies weist allerdings über den Menschen hinaus, und so sah man denn den Urheber der Sprache in Gott, der sie dem Menschen als Geschenk, als Angebinde verliehen und in die Wiege gelegt. Hier setzt man den sprachlosen Menschen und die fertige Sprache voraus. Aber was sollte er mit ihr machen, wie sollte er sie aufnehmen, verstehen und handhaben? Worte sind Ausdrücke für Begriffe, sind Tonbilder für Anschauungsbilder; sie sind ein leerer Schall, solange nicht zugleich der Begriff gedacht, die Anschauung aus äußern Eindrücken entworfen und beides mit ihnen verbunden ist. So müßte also Gott mit der Sprache dem Menschen zugleich die Welterfahrung und die Ideen gegeben und fertig überliefert haben. Aber alle geistige Gabe ist eine Aufgabe, wir müssen sie uns aneignen, wir müssen sie für uns erarbeiten und sie verwirklichen. Einen Gedanken haben wir nur dadurch daß wir ihn selbst denken, das ist seine Natur und Wesenheit. Kein anderer kann ihn uns in den Kopf stecken wie den Apfel in die Tasche, der andere kann uns immer nur die Anregung geben daß wir den Gedanken in uns hervorbringen, daß wir mit ihm auch das Wort für ihn erzeugen. Als Gott die Freiheit des Menschen wollte, da hat er selber seine Macht und Offenbarung an unser Mitwirken gebunden. Gedanke und Wort sind nur wirklich als das Werk und die That geistiger Thätigkeit, alles Denken ist Selbstdenken. Und was die Anschauung der Dinge, die Welterfahrung angeht, so kann man auch die nicht geschenkt bekommen; bekanntlich hat schon Behriß zu dem jungen Goethe gesagt: Erfahrung ist daß man erfahrend erfährt worin die Erfahrenheit der Erfahrenen besteht. So wenig als der noch anschauungs- und gedankenlose Mensch mit der fertigen Sprache etwas anfangen könnte, weil sie für ihn gar nicht



Sprache wäre, weil ihm der Sinn fehlte der den Laut zum Wort hienpelt, so wenig könnte Gott sie ihm geschaffen haben, weil er das Begriffswidrige und Denkmögliche weder will noch thut. Bei Gott ist allerdings kein Ding unmöglich, aber jedes Un Ding; das Unwesen ist nicht Grund des Unwesens. Den Menschen mit einer ausgebildeten Sprache schaffen hieße ihn sogleich mit der Cultur schaffen, die ihrem Begriff nach nichts Gegebenes und Ursprüngliches, sondern das Werk der Geschichte, der zeitlichen Entwicklung ist. So ist die Sprache dem Menschen weder geschenkt noch anerschaffen. Denn im Wesen der Sprache liegt daß sie verstanden wird, verstehen aber ist selbstthätiges Erzeugen, Bedenken und Wort sind untrennbar.

Schon die Griechen stritten ob die Sprache von Natur oder durch übereinstimmliche Satzung geworden sei. Wie die Philosophen Heraclit und Democrit den Gegensatz ausdrücken, erfährt jeder eine Seite der Wahrheit. Die Wörter, sagt der erstere, gleichen Schatten oder Bildern der Däume in einem Fluß, oder unserm eigenen Bild, wenn wir in einen Spiegel blicken. Er behauptet damit daß die Wörter ein Ausdruck vom Abdruck der Dinge in der Seele seien, nichts willkürlich Gemachtes. Der andere betont die nothwendige Thätigkeit des Geistes, wenn er die Worte lösende Bilder nannte, Bildsäulen, Kunstwerke, aber nicht aus Stein und Erz, sondern aus Lauten.

Jacob Grimm, der vor einigen Jahren die Frage über den Ursprung der Sprache wieder aufnahm, die im vorigen Jahrhundert Herder zu lösen gesucht, gibt, indem er Herder's Antwort in Bezug auf den Nutheil der menschlichen Freiheit unterstützt, einige andere Gründe an, welche beweisen daß die Sprache als solche nicht geschaffen, sondern geschichtlich geworden sei. „Vergegenwärtigen wir“, sagt er, „uns ihre Schönheit, Macht und Mannichbarkeit, wie sie sich über den ganzen Boden der Erde erstreckt, so erscheint in ihr etwas fast Uebermenschliches, kaum vom Menschen selbst Ausgegangenes, vielmehr unter dessen Händen hier und da Verderbtes und in seiner Vollkommenheit Angetastetes. Gleichen der Geschlechter der Sprachen nicht den Geschlechtern der Pflanzen, Thiere, ja der Menschen selbst in aller beinahe endlosen Vielheit ihrer wechselnden Gestalt? Erblickt nicht die Sprache in allseitiger Lage wie ein Baum, dem nichts den Weg sperrt und der sich frei nach allen Seiten ausbreiten kann, und wird unentfalteter, veräümlter und absterbender sie nicht einem Gewächs ähnlich das bei Mangel

an Licht und Erde schwächen und dorren mußte? Auch die erstaunende Heilkraft der Sprache, womit erlittenen Schaden sie schnell verwächst und neu ausgleicht, scheint die der mächtigen Natur überhaupt, und nicht anders als diese versteht sich die Sprache darauf, mit geringen Mitteln auszureichen und volles Haus zu halten: denn sie spart ohne zu geizen, sie gibt reichlich aus und vergeudet nie.“

Dann aber macht Grimm auf die Stimme der lebendigen Natur aufmerksam, und wie bei den Thieren das Angeschaffene, weil es angeschaffen ist, einen unvertilzbaren Charakter hat. Darum steht die Stimme mit welcher die Thierwelt für alle einzelnen Geschlechter einformig und unabänderlich ausgestattet wurde, in unmittlbarem Gegensatz zur menschlichen Sprache, die immer abänderlich ist, unter den Geschlechtern wechselt und stets erlernt werden muß. Ein auf dem Schlachtfeld neugeborenes russisches oder französisches Kind wird in Deutschland erzogen deutsch zu sprechen anheben, seine Sprache war ihm also nicht angeboren. Die Sprache entwickelt sich in der Geschichte, sie hat selbst eine Geschichte, sie ist eine fortschreitende Arbeit, eine zugleich rasche und langsame Erzungenschaft der Menschen, die sie der freien Entfaltung ihres Denkens verdanken. Alles was die Menschen sind, haben sie Gott, alles was sie überhaupt erringen in Gutem und Bösem, haben sie sich selbst zu danken.

So weist uns die Sprache, wenn wir sie als Erfindung und Werk menschlicher Freiheit betrachten, auf ein Nothwendiges und auf Gott hin, und wenn wir sie als göttliche Schöpfung und Geschenk ansehen, werden wir auf die menschliche Thätigkeit bei ihrer Erzeugung hingeführt. Das Unbewusste und das Bewusste wirken in der Sprachbildung zusammen wie in aller Phantasiethätigkeit. Das Göttliche und das Menschliche durchdringen einander. Der Mensch hat von Natur die Sprachfähigkeit insofern er Geist ist, und hat in seinem Leibe die Werkzeuge der Lauterzeugung, ja diese geschieht zunächst absichtslos wie eine Reflexbewegung zufolge dem Reiz äußerer Eindrücke. Der Mensch hat in seinem Denken das logische Gesetz, und verfährt kraft dessen in der Entwicklung der Sprache vernunftgemäß, wenn auch nicht wissentlich vernünftig. Das alles ist nicht seine Erfindung, sondern Naturgabe. Aber der Zusammenhang der geistigen Sprachfähigkeit mit dem leiblichen Organismus setzt ein höheres Princip voraus, das beide vorher durchschaut, füreinander bestimmt und gestaltet, und das unbewußt



zweckmäßige Verfahren der leibgestaltenden wie der sprachschöpfenden Phantasie weist auf einen zwecklegenden Geist hin. Die geistige und leibliche Sprachfähigkeit und das Gesez der Sprachentwicklung ist Gottes Schöpfung, was wir Naturgabe nannten, ist nur als das Werk einer selbstbewußten Weisheit, nicht als der Erfolg blinder Zufälligkeit zu verstehen. Aber diese Gabe ist zugleich Aufgabe. Der Geist macht sein Wesen zu seiner That, darum muß die menschliche Freiheit die Sprachanlage entwickeln und dadurch wahrhaft zu sich selbst kommen. Die Sprachidee ist Gottes Gedanke und liegt jeder Sprache zu Grunde, aber ihre Verwirklichung in den besondern Sprachen ist des Menschen eigene That, die Sprachidee ist der Seele eingeboren, aber was so nur der Möglichkeit nach vorhanden ist, wird durch uns selbst entwickelt und verwirklicht. Unser Denken erfährt das Wesen der Dinge und spricht es aus im Wort, weil sie selber im göttlichen Geist ursprünglich gedacht und im ewigen Wort gegründet und geschaffen sind.

Dem Tieferblickenden tritt das Gottmenschliche überall entgegen. Er vernimmt die Stimme Gottes in seinem Gewissen, er gewahrt wie er die besten Gedanken nicht erschlossen oder errechnet hat, sondern wie sie urplötzlich in ihm aufsteigen als eine Offenbarung aus dem innersten Lebensgrunde, er begreift eine göttliche Begeisterung, kraft welcher die Phantasie über des Künstlers Willen und Verstehen hinaus die herrlichsten Werke schafft. Aber der Begriff des Gottmenschlichen selbst bleibt uns unzugänglich, solange wir Göttliches und Menschliches nicht bloß unterscheiden, sondern scheidend und auseinanderhalten. Erst wenn wir erkennen daß wir in Gott leben und Gott in uns, daß er in der Welt sein Wesen und seine Gedanken entfaltet und daß wir in der Rückkehr zu ihm unsere Bestimmung erreichen, indem wir mit liebendem Gemuth ihn in uns finden und einsehen daß er Grund und Ziel unsers Daseins ist, erst also wenn das göttliche und das menschliche Selbstbewußtsein gesetzt, unterschieden und zugleich vereint werden, wie unser Ich und seine besondern Gedanken und seine Thätigkeit, erst dann wird uns die Gottmenschheit verständlich und der Schlüssel zum Verständniß der Natur und Geschichte. Auch in der Geschichte vollzieht sich die göttliche Weltregierung nicht durch Fäden die uns wie Marionetten lenken und nicht durch von außen hereinbrechende Gerichte, sondern durch die Thaten der Menschen selbst, deren Erfolg freilich gar oft eben durch die im Ganzen haltende Dialektik des Schicksals ein ganz anderer ist als er von

den einzelnen beabsichtigt war. Die sittliche Weltordnung herrscht, der Uebermuth stürzt sich selbst, der ungerechte Druck erweckt das Volk zum energischen Freiheitsbewußtsein. So ist Gott auch kein äußerlicher Sprachlehrer und der Mensch kein nachsprechender Schüler, sondern der Mensch verwirklicht das gottverliehene Vermögen mit freier Kraft. Wie aber unser Geist in und über den einzelnen Gedanken und ihrer Entfaltung, so waltet Gott in und über allen Geistern, er bleibt ihnen einwohnend gegenwärtig, und wir erkennen sein Mitwirken und seine Leitung in der Entwicklung des Ganzen. Diese vollzieht sich durch Individualitäten, welche unvorhergesehen und unberechenbar selbst als eine neue Schöpfung in die Welt treten, und menschöpferisch sie fortgestalten.

Wir müssen auch deshalb den göttlichen Geist als den gemeinsamen und einwohnenden Lebensgrund aller menschlichen Geister festhalten, weil die Sprache nicht das Werk des einzelnen, sondern der Gemeintheit ist. Es ist die wesensgleiche Natur der Menschen die sie zum Sprechen treibt und das Verständniß möglich macht. Wie die Bienen ihre Zellen bauen, so wirken alle zum Bau der Sprache mit. Sie bricht aus der innersten Natur der Menschen hervor, und insofern ist es passend von ihrem Ursprung zu reden, es ist in der That ein Ur-Sprung aus dem Dunkel an das Licht, aus dumpfem Gefühl in das freie Bewußtsein. Gleiche Antriebe die auf alle wirken, erwecken die gleichen Gefühle, und wer die Empfindung theilt, welche seinem Nächsten einen Laut entlockt, der versteht diesen Laut, und wenn ihm derselbe bezeichnend erscheint, wendet er ihn wieder an. Sprache wird nur möglich durch das Vermögen des Geistes einmal Errungenes in sich zu bewahren, worauf wiederum aller Fortschritt und Zusammenhang seines Lebens beruht, und das Gedächtniß, dessen Untrennbarkeit vom Denken im deutschen Worte liegt, gewinnt wiederum seinen Inhalt durch die Sprache.

Der Mensch ist ein soziales Wesen. Nur in der Gemeintheit kann er seine Bestimmung erreichen. Schon von Natur existirt er als Mann und Weib, und in der Cultur wird die Humanität nur dadurch erlangt daß jeder seine eigenthümliche Gabe ausbildet und seine eigenthümliche Arbeit thut, dann aber deren Früchte ebenso den andern zum Mitgenuß beut, als er die Erfolge ihrer Thätigkeit sich zu Nutzen macht und an ihnen seine Kraft ergänzt. Dazu bedarf aber die Menschheit ein mit dem fortschreitenden Leben selbst sich fernerentwickelndes, stets in gemeinsamer

Thätigen sich wafendes Band ihrer Gemeinsamkeit, und dies Band ist die Sprache. Wir machen uns die eigenen Gedanken gegenständlich und lernen sie dadurch verstehen daß wir sie aussprechen, daß wir sie von der denkenden Thätigkeit des Selbstbewußtseins unterscheiden und sie doch zugleich demselben einverleiden. Indem ich aber das von mir gesprochene Wort, den in dem Laut verkörpertem Begriff vernommen habe, gewahre ich nun in demselben Laut, den ein anderer ausspricht, auch denselben Begriff, das heißt ich verstehe den andern und sein Wort. Und daß ich ihn verstehen kann kommt daher weil eine und dieselbe Vernunft in uns beiden waltet, weil wir individuelle Erscheinungen eines und desselben Wesens sind.

Wären die Dinge oder Atome getrennt voneinander, schlecht hin aufeinander befindlich und für sich, so könnte eine Einwirkung von einem auf das andere gar nicht stattfinden. Der Cartesianismus, welcher Geist und Natur voneinander schied, nahm darum an daß ein beständiger Beistand Gottes die Brücke von einem zum andern schlage und hier die Wirkung hervorbringe, welche dort erstrebt wurde. Leibniz setzte an die Stelle dieses fortwährenden zeitlichen Einwirkens die ursprüngliche und einmalige That der prästabilierten Harmonie, kraft welcher die für sich durchaus selbständigen Entwicklungen der einzelnen Wesen stets untereinander zusammenstimmen und so zusammentreffen als ob sie einander bedingten. Die Wechselwirkung bleibt dabei stets unmöglich. Sie kann nur stattfinden, wenn die Einzelwesen von einer gemeinsamen Substanz getragen und umschlossen sind, als deren Selbstbestimmungen und Entfaltungen sie erscheinen, sodas keine Kluft zwischen ihnen befestigt ist, sondern das eine und allgemeine Sein sich durch sie alle erstreckt und sich in ihnen nur eine besondere Existenz gibt. So verketten sich unsere Vorstellungen und vereinigen sich zu gemeinsamer Thätigkeit wie zur Einheit des Selbstbewußtseins, weil unser Ich sie alle durchbringt, in jeder gegenwärtig ist und in und über ihnen waltet. So verstehen die Menschen einander, wirken aufeinander und vollbringen ein gemeinsames Werk, weil sie alle in einer höhern Einheit umfaßt und begriffen sind, ihr Entstehen und ihr Bestehen haben.

Darauf führen denn auch mehrere Aussprüche Wilhelm von Humboldt's hin. „Es ist immer die Sprache in welcher jeder einzelne am lebendigsten fühlt daß er nichts als ein Ausfluß des ganzen Menschengeschlechts ist.“ — „Es kann in der Seele nichts

als durch eigene Thätigkeit vorhanden sein, und Verstehen und Sprechen sind nur verschiedene Wirkungen einer und derselben Sprachkraft. Die gemeinsame Rede ist nie mit dem Uebergehen eines Stoffes vergleichbar. In dem Verstehenden wie im Sprechenden muß derselbe Gedanke aus der eigenen innern Kraft entwickelt werden, und was der erstere empfängt ist nur die harmonisch stimmende Anregung. Das Verstehen könnte jedoch nicht auf innerer Selbstthätigkeit beruhen und das gemeinsame Sprechen müßte etwas anderes als bloß gegenseitiges Wecken des Sprachvermögens der Hörenden sein, wenn nicht in der Verschiedenheit der einzelnen die sich nur in abgesonderte Individualitäten spaltende Einheit der menschlichen Natur läge. . . . Wie könnte sich der Hörende des Gesprochenen bemächtigern, wenn nicht in dem Sprechenden und Hörenden dasselbe, nur individuell und zu gegenseitiger Angemessenheit getrennte Wesen wäre, so daß ein so feines, aber gerade aus der tiefsten und eigentlichen Natur desselben geschöpftes Zeichen, wie der artikulierte Laut ist, hinreicht beide auf übereinstimmende Weise vermittelnd anzuregen.“

Die Sprache also ist das Werk gemeinsamer Thätigkeit der Menschheit. Der einzelne bedarf ihrer zur Gewinnung einer Gedankenwelt, und er kann nur sprechen lernen indem er sein Denken mit dem Denken der andern zusammenwirken läßt, das von ihnen Errungene und Hervorgebrachte in sich nacherzeugt. Dadurch wird ihrer aller Kraft seine Kraft, aber dadurch ist zugleich die Thätigkeit des einzelnen bedingt durch das Werk der andern und durch die Errungenschaft der Jahrhunderte. Wer verstanden sein will der muß auf die Natur der andern eingehen. Sprechen heißt sein besonderes Denken an das allgemeine anknüpfen, jeder Neugeborene muß zu denken anfangen und erwerben was sein eigen sein soll, aber es kommt ihm die Sprache entgegen, er braucht die Bezeichnung für Anschauungen und Ideen nicht zu finden, er hört die Worte und sieht die Bilder der Dinge vor seiner Seele stehen und wird durch die Worte selbst zu den in ihnen aufgespeicherten Erkenntnißschätzen hingeführt, er macht als einzelner in einigen Jahren jezt die Arbeit vieler Jahrtausende des Geschlechts durch. Die Geistesstufe die er ersteigt, ist daher auch bedingt durch das Mit- und Nachwirken der Vorzeit, und er ist an sie gebunden. So ist unsere Freiheit stets nur wirklich auf der Grundlage unseres ganzen geistigen Seins, wie dasselbe selbster durch Gedanken und Thaten geworden ist; die Vergangenheit wirkt in uns fort, aber



nur weil sie fortwirkt, vermögen wir voranzuschreiten und ein Leben voll Charakter und Zusammenhang zu führen. In der Sprache wird uns klar wie der einzelne im Ganzen und das Ganze im einzelnen lebt. Sie ist todt und nur eine Schlacke des Geistes, wenn die individuelle Thätigkeit sie nicht beseelt, sie ist nur Sprache insofern sie gesprochen, das heißt insofern von einzelnen in ihren Formen gedacht, insofern das einmal Geformte geistig wiedergeboren wird. Andererseits wäre der einzelne äußerst wenig, wenn er alles für sich allein erarbeiten müßte; in der Sprache bietet sich ihm die Errungenschaft der Menschheit zum Mitgenuß, sein Denken und Dichten ist vom Zustand der Sprache bedingt, aber dieser ist zugleich der Stoff und das Werkzeug seiner geistaltenden fortbildenden Thätigkeit, der ihm eine höhere Entwicklung seiner Persönlichkeit und dadurch der Menschheit möglich macht. Shakespeare's Julius Cäsar ist nicht bloß durch die Geschichte des englischen Theaters oder dadurch bedingt daß North den Plutarch übersezt hatte, also durch die Wiederverweckung der Alterthumsstudien, durch Plutarch und Julius Cäsar selbst, sondern auch durch die Entstehung der englischen Sprache, die wieder ihre Wurzeln in Asien hat; und wie sie auf den Genius hinweist der mit göttlicher Begeisterung das indogermanische Gepräge zuerst feststellte, so war auch jenes Drama nicht aus der Summierung der vorhandenen Bedingungen, sondern nur durch die neu in die Weltgeschichte eingetretene Schöpferkraft des Dichters hervorzubringen, in der aber die ganze Summe jener Elemente mit wirksam war, von der ich einige Spitzen angedeutet habe. Hat nicht der Steinklopfer, welcher zuerst die Brennerstraße fahrbar machte, einigen Antheil an der Goethe'schen Iphigenie, deren Formvollendung nur in Italien reifen konnte, auf die nicht bloß Winckelmann, sondern die Meister des Apoll von Belvedere und der Nike wie Rafael einen nachweisbaren Einfluß ausübten? Dunsen stellt das Vaterunser im Deutschen von Wlffas (360), Tatian (860), Meiser (1000), Luther (1518) und der Gegenwart zusammen; eine Mutter hat es von der andern gelernt und ihr Kind beten gelehrt, seit Wlffas ist es durch 40—50 Geschlechter hindurchgegangen, aber was in alter Zeit die Mutter dem Kinde vorgebetet, würde heute kaum verstanden werden, und doch hat hier keine gewaltsame Unterbrechung stattgefunden. Ganz unwillkürlich ist die Veränderung der Sprache wie das Wachsthum eines Baumes vor sich gegangen. Die Geistesarbeit von Millionen lebt nur in der Sprache und geht auf in dem Resultat der allge-

meinen Bildung; einzelne Genien erheben sich selbständig innerhalb derselben und eröffnen neue ungeahnte Bahnen, vollbringen namhafte Thaten, werden aber auch nur dadurch verstanden und die Führer ihrer Zeit, daß sie von ihrem Volksgeist getragen sind und das aussprechen was Tausenden auf der Lippe brannte. Jeder große neue Gedanke hat seine Ahnen und wird zu der Zeit, wo er sich geltend macht, auch von andern prälubirt, bis einer ihn zur vollen Klarheit bringt. Das ist auch mit der Wortbildung, mit der Sprachschöpfung der Fall. Mannichfaltige Versuche wecken und steigern einander, das wird behalten was dem Gefühl oder Verstand der meisten zusagt und genügt, und der einzelne, der dies rechte Wort ausgesprochen, war damit nur der Mund der Gesamtheit.

Die Sprache ist Wechselrede, das Wort ist Wort und kein leerer Schall durch das Verständniß, was dem einen gelang das weckt und erhöht die Kraft des andern, und so entsteht die Sprache durch gemeinsame Thätigkeit, oder wie Humboldt es ausdrückt, „das Dasein der Sprache beweist daß es auch geistige Schöpfungen gibt welche ganz und gar nicht von Einem Individuum aus auf die übrigen übergehen, sondern nur aus der gleichzeitigen Selbstthätigkeit aller hervorgehen können. In den Sprachen also sind, da dieselben immer eine nationale Form haben, Nationen als solche eigentlich und unmittelbar schöpferisch“.

Das Volk legt seine Vorstellung von den Dingen, sein Wissen in der Sprache nieder, der einzelne gewinnt diese Erkenntniß, indem er sprechen lernt; später beginnt der einzelne weiter zu forschen, sein selbständiges Denken innerhalb der Ueberlieferung geltend zu machen, und so entsteht endlich die Philosophie neben der Weltanschauung des Volks, die schon in der Sprache liegt. Diese ist in gleicher Weise die erste poetische That, das Werk der Volksgemeinschaft Sinnliches zu vergeistigen und Geistiges zu versinnlichen, die Zueinsbildung des Idealen und Realen im Wort. Mittels der so zum Wort ausgeprägten Laute, und noch im Gefühl ihrer Bildlichkeit und Symbolik gestaltet die Volkspoesie auf dichterische Weise die allgemeinen Lebenserfahrungen und Empfindungen zu Liedern, in welchen das musikalische Element der Sprache durch Vers und Rhythmus gleichfalls im ganzen und über die einzelnen Worte hinaus seine Verwirklichung findet. Auch hier sind natürlich einzelne die Dichtenden, aber sie wollen nichts singen und sagen als was alle miterfahren haben und mitempfinden, ihre Individualität ordnet



sich dem Ganzen unter und ist nur die melodische Stimme desselben, und daher kann der andere fortfahren wo der eine aufhört, daher wird der Hörer das Vernommene nicht wie etwa Fremdes, sondern wie ein Eigenes aufnehmen, er wird es einschmelzen in sein Gemüth und wird von dem Seinen hinzuthun oder das Empfangene umbilden, ob auch in kaum merklichen Aenderungen, wenn er es wieder ausspricht. So herrscht auch hier noch ein gemisches Arbeiten, und das Volkslied ist aus dem Geist des Ganzen durch ein Zusammenwirken mannichfacher Kräfte allmählich erwachsen. Erst später erheben sich große Geister die mit selbstbewusster Kunst, mit überlegenem und überlegendem Sinn die Volkspoesie wieder als den Stoff für große und vollendete Werke betrachten und zu solchen ausbilden, oder auch die besondern Erfahrungen und Gedanken ihrer eigenen Persönlichkeit zu selbständigen Dichtungen gestalten. Aber wie diese auf das Verständniß des Volksgemüths rechnen, so bedürfen sie der vom Volk gebildeten Sprache, und Poesie wie Philosophie werden nur dann zur Blüte kommen, wenn ihnen in der Sprache ein Material voll frischer Bildlichkeit, voll reifer Sinnigkeit, voll Geschmeidigkeit und Wohlklang zur Hand ist. Eine Sprache wie die griechische ist nicht bloß die Muttersprache, sondern die Mutter selbst für Homer, Pindar und Platon. In diesen großen Männern webt und wirkt derselbe Gestaltungsdrang, der ursprünglich den Organismus der Innen- und Außenwelt im Organismus der Sprache abspiegelt; die seelenvolle und phantasiereiche Bildung der einzelnen Worte ist in der Sprache selber schon nur die Grundlage geworden, daß die einzelnen Ausdrücke zu einem lebendigen wechselwirkenden Ganzen sich verbanden. Die Werke der Dichter und Denker sind die schöne Blüte, in welcher das Wesen der Sprache wie das der Pflanze voll und rein aus Licht tritt. Jakob Grimm sagt: „Menschen mit den tiefsten Gedanken, Weltweise, Dichter, Redner haben auch die größte Sprachgewalt; die Kraft der Sprache bildet Völker und hält sie zusammen, ohne solches Band würden sie sich versprengen, der Gedankenreichtum bei jedem Volk ist es hauptsächlich was seine Weltherrschaft festigt.“

Die Sprache lebt indem sie gesprochen wird, Leben aber ist Veränderung. Die Wörter ändern sich aus Bequemlichkeit der Sprechenden, welches es leichter ist mit als nicht (neit als neight) hervorzubringen, welche Endungen oder Vorsilben verschlucken, wenn story aus historia wird, oder Vorschläge zur Erleichterung an-

fügen, wie aus status estado, dann état entsteht; es ist leichter morrow als morgen zu sagen, pronto als promptus, luna als luna, und die Kinder in Frankreich haben aus patre père gemacht. Aber auch die Bedeutung ändert sich, der Fortschritt des Geistes legt größern Gehalt in einzelne Worte, wie in Geist, das ursprünglich mit Gisch ein ist, in Recht, das ursprünglich die gerade Richtung bezeichnet; andererseits bedeutet schlecht = schlicht das Einfache, wie noch Bürger singt: „Sieh, schlecht und recht ein Bauersmann“, das Einfache ward aber als das Gewöhnliche, Werth- und Nutzlose genommen, und nun heißt schlecht uns auch das moralisch Verwerfliche. In Einfalt spielt das Edle und Un- genügende noch ineinander.

Die Sprache lebt indem sie gesprochen wird, also in den Mundarten; sie sind keine Entartung der Schriftsprache, sondern diese wird aus einem oder aus mehreren Dialekten künstlich fixirt, sie ist die Nebeweise eines gebildeten Kreises, wie der Athener, der Patricier in Rom, und wird von solchem Centrum aus durch Dichtung, Gesetze, religiöse Formen weiter verbreitet und ein gemeinsames Band der Glieder einer Nation. So verbinden sich Flüsse zum Strom; so hat Dante's Göttliche Komödie, so Luther's Bibelübersetzung die italienische, die neuhochdeutsche Schriftsprache gegründet. Der classische lateinische Dialekt aber verlor seine flüssige Beweglichkeit, er war krystallinisch fest geworden und die romanischen Sprachen sind nicht etwa aus ihm verderbt, sondern vielmehr durch den in den Provinzen und im Volkthum fortbauern- den Nachwuchs der Dialekte und durch ihr Zusammentreffen mit den Germanen entstanden. Diese gaben wie im Englischen den Geist der Sprache, die Grammatik, welchem die Wörter der Römer sich fügen mußten; die Sieger eigneten sich die Ausdrücke der Besiegten an, aber durchdrangen, formten und fügten dieselben nach eigenem Sinn. Die Schrift, die Literatur gibt den Formen Dauer und traditionelles Gepräge, gibt der flutenden Sprache feste Grenzen, ein Belt zum ruhigen Fortgang, indem das einmal Gewonnene treu bewahrt bleibt.

Wie jeder Mensch sein eigenes Gesicht hat und dabei zugleich den allgemein menschlichen Typus an sich trägt, so spricht jeder auch seine eigene Sprache und zugleich die der Menschheit, und hier wie dort steht innerhalb des Individuellen und Universalen die Nationalität. Der hebräische Mythos hat die Scheidung der Völker und Sprachen sinnvoll zusammengefaßt: die eine Menschen-

familie geht in die Vielheit der Stämme auseinander, indem einer die Sprache des andern nicht mehr versteht. Wie aus der in sich noch unerschlossenen Totalität der menschlichen Natur allmählich die einzelnen Seiten und Richtungen geistiger Thätigkeit und die Mannigfaltigkeit der Charaktere hervortreten, so ergreift auch der eine diese, der andere jene Idee, welche nun der Mittelpunkt seines Denkens und Wollens wird, nach der er sein Sinnen, Bilden und Handeln richtet. Je tiefer und umfassender dieser neue Grundgedanke ist, um so mehr wird er wiederum für viele ein Stern sein können, und je größer und hervorragender die Persönlichkeit ist welche zuerst ihn aussprach, desto leichter werden sich andere um sie sammeln. So bilden sich Ideencentra innerhalb der ursprünglichen Gemeinsamkeit wie mehrere Zellenkerne in der Mutterzelle, und damit eigene Lebenskreise mit einer bestimmten Ausdrucksweise. Solche Weisteeheroen die den Genossen die Bahn weisen, sind die eigentlichen Stammväter der Völker, und das geistige Gepräge eines Abraham und Moses oder Homer wird der Stempel für viele nachwachsende Geschlechter, die das Gesetz ihres Daseins und Werdens von jenen empfangen. Kein einzelner Mensch hat die griechische oder deutsche Sprache erfunden, keiner das ursprüngliche Arische oder Semitische: aber die Wurzel für die weitere Entwicklung oder lieber der erste Keim für die Entfaltung des Organismus muß doch von einem stammen, von einem doch die unterscheidende Weise der Weltanschauung und der innern Sprachform, der Typus der Wortbildung, des Flexion- und des Satzgefüges ausgegangen sein, und wahrlich es muß ein großer Genius gewesen sein wer so den Grundton einer organischen Sprache anschlug; die Weistee-richtung und Weltauffassung war in der Art der Wortbildung oder auch der Verwerthung vorhandener Wurzeln angedeutet, die Constructionsweise durch die ersten Schritte auf diesem Gebiet vorgezeichnet; die Ausführung geschah durch gemeinsame Thätigkeit, durch ein allmähliches Wachsthum im Lauf der Jahrhunderte.

Weil in der Sprache das Volksgemüth und der Volkscharakter, die Innigkeit und die Sinnigkeit des Empfindens, sei es der eigenen Seele, sei es der Welt, die Energie des Geistes in der Bewältigung der Dinge, die Schärfe des Verstandes und die Richtung auf das Sinnliche und Uebersinnliche sich kundgibt, weil die Phantasie in der Sprache dem Volksgeist eine künstlerische Verkörperung schafft, wird erst das Volk durch seine Sprache Volk, das heißt es hört auf ein Menschenhaufe zu sein und hat nicht bloß ein gemein-

saames Mittel des Verkehrs und der Verständigung, sondern darin zugleich den gemeinsam aufgespeicherten Schatz der Erfahrung und des Denkens, gemünzt und ausgeprägt nach dem Stempel der eigenen Individualität. Darum sagte der lateinische Dichter Ennius daß er drei Herzen habe, weil er griechisch, römisch und oskisch verstand. Darum meinte Karl V. nicht mit Unrecht eine neue Seele zu erhalten, wenn er eine neue Sprache lernte. Man erweitert dadurch den Gesichtskreis, man gewinnt eine ganz andere Weise der Bezeichnung der Dinge, an denen eben eine andere Seite ihres Wesens hervorgehoben ist, und gewinnt eine neue Methode des Denkens selbst, wenigstens der Formung und Beherrschung des Denkstoffs. Jede Sprache sucht mit andern Mitteln denselben Zweck zu erreichen, in jeder hat der Ausdruck für ein und dieselbe Sache eine etwas andere Färbung, namentlich hat auf ethischem Gebiet jedes Volk Gefühle, Anschauungen und Ideen eigenthümlicher Art, für die es ein Wort findet, dessen Gehalt niemals durch das ähnliche Wort einer andern Sprache völlig erschöpft wird. Man erinnere sich nur an das lateinische *virtus*, *honestus*, an das deutsche *edel*, das italienische *gentile*, das französische *esprit*, das englische *wit*, das deutsche *Geist*, *Gemüth*.

Im Lauf der Zeit sind die Worte vielfach zum Zeichen herabgesunken, bei welchem der ursprüngliche Sinn, das Bild oder Symbol vergessen wird; die Sprachwissenschaft gewinnt diese Urbedeutung durch die Ethnologie, und wir lernen daraus wie die alterthümliche Menschheit lebte, fühlte, dachte. Indier, Griechen, Römer, Deutsche sind aus demselben Stamm hervorgegangen, sie haben dieselben Grundwurzeln der Sprache, aber sie verwerthen sie auf mannichfaltige Art, und daraus wie sie es thun offenbart sich uns ihr Gemüth, ihr Geist, ihr Charakter. Ich erinnere nur an das bekannte Beispiel für das Wort das den Menschen bezeichnet: deutsch *menisco*, Mensch, indisch *manusha*, lateinisch *homo*, griechisch *ἄνθρωπος*. Das Deutsche und Indische haben dieselbe Wurzel, die im sanskritischen Verbum man denken zu Tage tritt; damit verwandt ist das griechische *μῆνος*, das lateinische *mens*, das deutsche *Minne*, welches Andenken bedeutet und an Minerva anklingt. Mensch heißt in Indien und Deutschland der Denkende, und dem Stammvater der Deutschen Mannus entspricht der indische Urmensch Manus. Schwieriger sind die Ethnologien der beiden andern Sprachen. *Homo* deutet durch das abgeleitete *humanus* auf *humus* die Erde; *Καταύχ* erinnert an die Uebereinstimmung



mit dem hebräischen Adam = rothe Erde, möchte aber lieber die alte Form hemo zum Ausgang nehmen, welches die männliche Form für semina wäre, da das h an die Stelle des s treten kann; semina ist von seo erzeugen abzuleiten, daher dann hemo der Erzeuger. Noch mehr schwanken die Erklärungen für ἀνθρωπος, aber doch kommen sie alle auf eins hinaus. Platon läßt das Wort zusammengesetzt sein aus ἀνδρ, ἀνδρῆν, ὤψ: der mit dem Antlitz Emporschauende. Wir erinnern uns der schönen lateinischen Verse:

Pronaque quum spectent animalia caetera terram,  
Os homini sublimē dedit, coelumque tueri  
Juunt, et erectos ad sidera tollere vultus.

Während gebeugt zur Erde die übrigen Wesen hinabschaun,  
Richtet der Mensch empor sein Antlitz, auf zu dem Himmel  
Verm er sehn und den Wind hinau zu den Sternen erheben.

(Beiläufig erwähne ich den Zusammenhang der aufrechten Stellung des Menschen mit der Sprache, die frei aus der erhobenen Brust hervortritt und bei der durch die (Heberde und den Aug' in Auge gerichteten Blick das Verständniß erleichtert wird.)

Doch hat man gegen Platon's Ableitung eingewandt daß aus ἀνδρ oder ἀνδρ und ἀνδρῆν schwerlich ἀνδρῆν werden könne, und das Wort leichter ἀνθρωπος lauten würde. J. Grimm dachte an ἀνδρῆς und ὤψ: der mit dem Mannesgesicht; Pott, H. Müller, Lesaulx erinnern an ἀνδρῆν, ἀνδρῆς und ὤψ wonach es den von blühendem Antlitz, von glänzendem Blick bezeichnen würde. Aufrecht theilt das Wort in ἀνδρῶ und ὤψ, und erklärt das erste durch ἀνδρ und τρᾶ, welches letztere im Sanskritischen tatra, yatra wie im Lateinischen citra, ultra, intra, extra vorkommt, durch den Einfluß des φ ward das τ aspirirt und zum δ, ἀνθρωπος wäre demnach ὁ ἀνδρ τρᾶτων τὴν ὤψα der sein Gesicht aufwärts wendet, eine Ableitung an die ich selber gedacht, und die das Sprachgefühl Platon's bestätigt. Stets ist aber im Griechischen das Aesthetische, Künstlerische, die Anschauung der Menschengestalt der Bestimmungsgrund, während der Deutsche und Indier vom Geistigen ausgeht, der Lateiner aber einen realistischen Sinn besundet, mag er nun auf den Stoff oder auf die erzeugende Thätigkeit des Menschen geachtet haben. Wenn wir wieder hinzunehmen daß die Griechen und die Römer unter ζῷον und animal Thier und Mensch begreifen, für Thier im Unterschied vom Menschen

so wenig ein besonderes, als wir für Thier und Mensch das gemeinsame Wort haben, so erkennen wir daraus daß sie Geist und Natur lange nicht so unterschieden wie wir, daß das Wesen des subjectiven Geistes und der Persönlichkeit viel energischer dem Geringeren aufgegangen.

Wie das Französische, Italienische, Spanische Töchter Sprachen des Lateinischen sind, aber nicht das eine aus dem andern hervorgegangen, so stehen überhaupt die verschiedenen Sprachen nebeneinander gleich den Klassen, Ordnungen, Arten des Thierreichs; das schließt indeß ein späteres Hervortreten der höher entwickelten Sprache oder Thiere nicht aus. Steinthal unterscheidet zwischen fleetirenden Sprachen, in welchen Haupt- und Zeitwörter unterschieden sind, und solchen die nur Wörter flexionslos aneinander reihen, wie zwischen wirbellosen und Wirbelthieren; andere haben diese beiden Reihen als anorganisch und organisch bezeichnet. Die geistige Kraft des Volkes ist immer das Bestimmende in jeder Sprachverschiedenheit, und wenn die Sprachen wie verschiedene Entfaltungen der Sprachidee nebeneinander liegen, so können wir zwar sagen daß jede dem genügt was das Volk bedarf, und daß wie die Muster für sich nicht unvollkommen ist, wenn wir auch der Nachtigall eine höhere Organisationsstufe zuschreiben, so auch mit minder vorzüglichen Mitteln doch ein Lebensziel erreicht werden kann. Das Chinesische zum Beispiel hat gerade den Verstand des Volks zu vielen der feinsten Ausbildungen gereizt um mit den unorganischen Bestandstücken doch dem Denken zu genügen, und hat wieder dadurch Vorzüge eigener Art.

So ist es ja keineswegs blos vom Uebel daß die sinnliche Frische und Anschaulichkeit der Sprache, ihr Lautreichtum sich mindert, daß wir das ursprüngliche Wurzelgefühl nicht mehr haben, das Bildliche nun hinter das Begriffliche zurücktritt. Wie es für den Organismus der Sprache ein Fortschritt war daß die ursprüngliche und selbständige Bedeutung der einem Stammbegriff angehängten Wörter erlosch und diese dadurch Flexionsendungen wurden, welche den Kasus, die Zeit, die Personen bezeichnen, so gewann unser Denken eine viel größere Beweglichkeit und Freiheit, wenn in den Worten welche Begriffe oder Vorstellungen ausdrücken, nicht immer auch das Anschauungsbild mithervorgerufen wurde, sondern der Gedanke als solcher unmittelbar und für sich vor der Seele stand. Wir denken bei der Frage nach der Zweckmäßigkeit der Kirchengesetze nicht an den schwarzen Holznagel in der Scheibe,



nach dem der Schüge zielt (Zweck heißt er, und nach ihm nennen wir das vorgestellte oder beabsichtigte Ziel des Wirkens), noch denken wir an das Maß womit wir Flüssigkeiten oder Zeug messen, noch an das körperliche Setzen oder Sitzen, noch an den Gott dem Herrn geweihten Raum. Wir reden von einer Herrschaft der Vernunft ohne dabei an das Verhältniß von Herr und Knecht, ohne an das äußerliche Vernehmen und Nehmen uns zu erinnern, ohne daß die Anschauungsbilder an uns vorüberziehen und das enge Gesichtsfeld unsers Bewußtseins ausfüllen. Nur dadurch daß wir von diesem Sinnlichen, Bildlichen abstrahiren lernen, gewinnen wir Raum für die Entwicklung des Wissens selbst.

Wing ursprünglich das Dichtungsvermögen der Menschheit in der Sprachbildung auf, so ward die Sprache selbst dadurch zum Kunstwerk, und ihre vollste und schönste Blüthe, der größte Reichtum der Formen und Töne bei noch lebendigem Wurzelbewußtsein, bei noch frischer Empfindung für die Bildlichkeit der Worte liegt vor der Literatur. Sobald diese die Sprache zum Darstellungsmittel macht, sobald die Gedanken selbst in der Sprache sich reiner und freier entwickeln, verläßt die Anschaulichkeit der Rede, schwächt sich die Tonfülle, die Sprache wird abstracter, sie wird prosaisch. Da tritt aber nun die Dichtkunst ein um das Ursprüngliche wieder zu beleben oder einen Ersatz zu bieten. Die Bildlichkeit der Rede, die malenden Reimwörter, die Gleichnisse, die Metaphern sind kein literer Schmutz, sondern naturgemäß, künstlerisch nothwendig. Wie die Poesie als Kunst Ideen in Charakteren und Ereignissen gestaltet, so setzt sie auch in der Sprache, damit Inneres und Aeußeres, Form und Inhalt einander gemäß sind, das Concrete, anschaulich Besondere an die Stelle des Abstracten und Allgemeinen, so ersetzt sie durch Reimwörter und Vergleiche die Anschaulichkeit die ursprünglich im Tonbild lag. Dies ist, wie ich in der Aesthetik dargethan, das plastische Element der Sprache, ihr musikalisches ist der Vers. Das Lautgefühl mindert sich gar sehr bei unserm stummen Denken und Lesen, die Freude an der Tonfülle wird beeinträchtigt durch das Verlangen nach Kürze, nach leichter Verwendbarkeit der Ausdrücke; da muß durch den Rhythmus der Worte im Satz, da muß durch die Hervorhebung der Klangfarbe flusschwerer Worte, die durch Alliteration, Assonanz und Reim andere Worte an sich heranziehen und die Zusammengehörigkeit auch dem Ohre vernehmbar machen, da muß durch das wiederholende Echo des Lautes sein Werth wieder empfindlich werden. Wie der selbstbewusste Geist nicht natur- und

gemüthlos ist, vielmehr das Dasein und das Selbstgefühl voraussetzt und in sich trägt, so offenbart sich auch das innerlich Ideale der Poesie durch die Bildlichkeit der Rede und den Wohlklang des Verses.

Ob wir indeß von der Entwicklung der Sprache im allgemeinen reden und einzelne Sprachen als Entwicklungsstufen betrachten, wird es zweckmäßiger sein die Geschichte einer einzelnen oder einiger stammverwandten zu betrachten, um uns dadurch so den Weg zu bahnen wie ihn auch die werdende Wissenschaft selbst geht. Wir betrachten das Indogermanische und hören zunächst Jakob Grimm, den Gründer und Meister der historischen Grammatik. Er sagt: „Dem menschlichen Geiste macht es erhebende Freude über die greifbaren Beweismittel hinaus das zu ahnen was er bloß in der Vernunft empfinden und erschließen kann, wofür noch die äußere Bewahrhaltung mangelt. Wir gewahren in den Sprachen deren Denkmäler aus einem hohen Alterthum bis zu uns gelangt sind, zwei verschiedene und abweichende Richtungen, aus welchen eine dritte ihnen vorhergegangene, aber hinter dem Bereich unserer Zeugnisse liegende, nothwendig gefolgert werden muß.“ Diese frühe Periode wird sich weltgeschichtlich wieder in zwei große Epochen sondern; wir folgen indeß der Grimm'schen Darstellung und bemerken nur wie es mit unserer ursprünglichen Darstellung vortrefflich stimmt, wenn die größte Formvollendung und der größte Formenreichtum in der vorliterarischen Zeit liegen, weil die künstlerische und wissenschaftliche Thätigkeit damit begann in der Sprache die Erkenntniß vom Wesen der Dinge niederzulegen und ein Idealbild der Welt anzuprägen, sodaß eben die ganze Kraft der jugendlichen Phantasie in der Sprachgestaltung selbst aufging und darum hier die vollsten Blüten trüb.

Den alten Sprachtypus, sagt Jakob Grimm, stellen uns Sanskrit und Zend, größtentheils auch noch die griechische und lateinische Zunge vor; er zeigt eine reiche wohlgefällige bewundernswerthe Vollendung der Form, in welcher sich alle sinnlichen und geistigen Bestandtheile lebensvoll durchdrungen haben. In den Fortsetzungen und spätern Erscheinungen derselben Sprachen, wie den Dialekten des heutigen Indien, im Persischen, Neugriechischen und Romanischen ist die innere Kraft und Gelenkigkeit der Flexion meistens ausgegeben und gestört, zum Theil durch äußere Mittel und Behelfe wieder eingebracht. Auch in unserer deutschen Sprache, deren bald schwach rieselnde, bald mächtig ausströmende Quellen

sich durch lange Zeiten hin verfolgen und in die Wagschale legen lassen, ist dasselbe Herabstufen vom frühern Höhepunkt größerer Formvollkommenheit unverkennbar, und dieselben Wege des Erfasses werden eingeschlagen. Halten wir die gothische Sprache des 4. Jahrhunderts neben unsere heutige, dort ist Wohlklang und schöne Wehentigkeit, hier, auf Kosten jener, vielfach gesteigerte Ausbildung der Rede. Ueberall erscheint die alte Gewalt der Sprache in dem Maß gemindert, als etwas anderes an die Stelle der alten Gaben und Mittel getreten ist, dessen Vortheile auch nicht dürfen unterschätzt werden.

Ein erreichter Gipfel der förmlichen Vollendung alter Sprache läßt sich historisch gar nicht feststellen, so wenig die ihr entgegen- gesetzte geistige Sprachausbildung heute auch schon zum Abschluß gelangt ist, sie wird es noch unabsehbar lange Zeit nicht sein. Man könnte vor dem Sanskrit noch einen ältern Sprachstand behaupten, in welchem die Fülle seiner Natur und Anlage noch reiner ausgeprägt gewesen. Aber ein Fehler würde es sein jene Formvollendung in einen paradiesischen Urzustand zu verlegen. Vielmehr ergibt der beiden letztern Sprachperioden Anelinanderhalten daß wie an den Platz der Flexion eine Auflösung derselben getreten sei, so auch die Flexion selbst aus dem Verband einmal erst entsprungen sein müsse. Nothwendig demnach sind drei, nicht bloß zwei Stadien der Entwicklung menschlicher Sprache anzusetzen, des Schaffens, gleichsam Wachsens und sich Aufstellens der Wurzeln und Wörter, da andere des Emporblühens einer vollendeten Flexion, die dritte des Triebes zum Gedanken, wobei die Flexion als noch nicht befriedigend (theilweise) wieder fahren gelassen und was im ersten Zeitraum naiv geschah, im zweiten prachtvoll vorgebildet war, die Verknüpfung der Worte und Gedanken abermals mit hellerem Bewußtsein bewerkstelligt wird. Es sind Laub, Blüte und reisende Frucht, die, wie es die Natur verlangt, in unverrückbarer Folge neben- und hintereinander eintreten.

Anfangs entfalteten sich, scheint es, die Wörter unbehindert in idyllischem Behagen ohne einen andern Haß als ihre natürliche zum Gefühl angegebene Aufeinanderfolge; ihr Eindruck war rein und ungefälscht, doch zu voll und überladen, sodaß Licht und Schatten sich nicht vertheilen konnten. Allmählich aber läßt ein unbewußt waltender Sprachgeist auf die Nebengriffe schwächeres Gewicht fallen und sie verdünnt und gelürzt den Hauptvorstellungen als mitbestimmende Theile sich anfügen. Die Flexion entspringt aus

dem Einwuchs lenkender und bewegender Bestimmwörter, die nun wie halb und fast ganz verdeckte Triebräder von dem Hauptwort das sie antreiben, mitgeschleppt werden, und aus ihrer ursprünglich auch sinnlichen Bedeutung in eine abgezogene übergegangen sind, durch die jene nur zuweilen noch schimmert. Zuletzt hat sich auch die Flexion abgenutzt und zum bloßen ungefühlten Zeichen verengt, dann beginnt der eingefügte Hebel wieder gelöst und fester bestimmt nochmals äußerlich wieder gesetzt zu werden; die Sprache küßt einen Theil ihrer Elasticität ein, gewinnt aber für den unendlich gesteigerten Gedankenreichtum überall Maß und Regel.

Grimm preist den Scharfsinn Bopp's, welcher es klar gemacht daß die Flexionen größtentheils aus dem Anhang derselben Wörter und Vorstellungen zusammengedrängt sind, welche im dritten Zeitraum gewöhnlich außen vorangehen. Diesem sind Präpositionen und deutliche Zusammenfügungen angemessen, dem zweiten Flexionen, Suffixe und kühnere Composition, der erste ließ freie Wörter sinnlicher Vorstellungen für alle grammatischen Verhältnisse aufeinander folgen. Die älteste Sprache war melodisch, aber weitschweifig und halbtos, die mittlere voll gebrungener poetischer Kraft, die neue Sprache sucht den Abgang an Schönheit durch Harmonie des Ganzen sicher einzubringen, und vermag mit geringern Mitteln dennoch mehr.

Den Stand der Sprache im ersten Zeitraum kann man keinen paradiesischen nennen in dem gewöhnlich mit diesem Ausdruck verknüpften Sinne irdischer Vollkommenheit; denn sie durchlebt fast ein Pflanzenleben, in dem hohe Gaben des Geistes noch schlummern oder nur halb erwacht sind. Ihr Auftreten ist einfach, kunstlos, voll Leben, wie das Blut in jugendlichem Leib raschen Umlauf hat. Alle Wörter sind kurz, einsilbig, fast nur mit kurzen Vocalen und Consonanten gebildet, der Wortvorrath drängt sich schnell und dicht wie Halme des Grases. Alle Begriffe gehen hervor aus sinnlicher ungetrübter Anschauung, die selbst schon ein Gedanke war, der nach allen Seiten hin leicht neue Gedanken aufsteigen. Die Verhältnisse der Wörter und Vorstellungen sind naiv und frisch, aber ungeschmückt durch nachfolgende noch unangereichte Wörter ausgedrückt. Mit jedem Schritt, den sie thut, entfaltet die geschwäzige Sprache Fülle und Befähigung, aber sie wirkt im ganzen ohne Maß und Einklang. Ihre Gedanken haben nichts Uebendes, Stetiges, darum stiftet diese früheste Sprache noch keine Denkmale des Geistes und verhält wie das glückliche Leben jener ältesten



Menschen ohne Spur in der Geschichte. Zahlloser Same ist in den Boden gefallen, der die andere Periode vorbereitet.

In dieser haben alle Lautgesetze sich vervielfacht und glänzend anzuwenden. Aus prachtvollen Diphthongen und ihrer Ermäßigung in Vocallängen entspringt neben der noch waltenden Fülle der kurzen achtlautender Wechsel; auf solche Weise rücken auch Consonanten, nicht mehr überall durch Vocale gesondert, aneinander, und steigern Kraft und Gewalt des Ausdrucks. Wie aber die einzelnen Laute sich fester schließen, beginnen Partikeln und Auxiliare näher anzurücken, und indem sich der ihnen selbst einwohnende Sinn allmählich abschwächt, mit dem Wort das sie bestimmen sollten sich zu engen. Statt der bei vermindelter Sinneskraft der Sprache schwer überschaulichen Sonderbegriffe und unübersehbaren Wortreihen erheben sich wohlthätige Anhäufungen und Ruhepunkte, welche das Wesentliche aus dem Zufälligen, das Waltende aus dem Untergeordneten vortreten lassen. Die Wörter sind länger geworden und vielfältig, aus der losen Ordnung bilden sich nun Massen der Zusammensetzung. Wie die einzelnen Vocale in Doppellaute drängten die einzelnen Wörter sich in Flexionen, und wie der doppelte Vocal in dichter Verengung wurden auch die Flexionenbestandtheile unkenntlich, aber desto anwendbarer. Zu fühllos gediehenen Anhängen gesellen sich nun deutlicher bleibende. Die gesammte Sprache ist zwar noch sinnlich reich, aber mächtiger an Gedanken und allem was diese knüpft, die Geschmeidigkeit der Flexion sichert einen wuchernden Vorrath lebendiger und geregelter Ausdrücke. Um diese Zeit sehen wir die Sprache für Metrum und Poesie, deren Schönheit, Wohlklang und Wechsel der Form unerläßlich sind, aufs höchste geeignet, und die indische und griechische Poesie bezeichnen uns einen im rechten Augenblick erreichten, später unerreichbaren Gipfel in unsterblichen Werken.

Doch konnte im Fortgang der Geistesentwicklung dies Gesetz der zweiten Periode nicht für immer genügen, sondern mußte dem Streben nach einer noch größern Ungebundenheit und schärfern Bestimmtheit des Gedankens weichen, welchem sogar durch die Anmuth und Macht einer vollendeten Form Jessel angelegt schien. Mit welcher Gewalt auch in den Chören der Tragiker oder in Pandar's Eiden Worte und Gedanken sich verschlingen, es entspringt dabei das Gefühl einer der Klarheit Eintrag thnenden Spannung, die noch stärker in den indischen Bild auf Bild häufenden Zusammensetzungen wahrnehmbar wird; aus dem Eindruck dieser wahr-



haft übermächtigen Form trachtete der Sprachgeist sich zu entbinden, indem er den Einflüssen der Vulgar-Idiome nachgab, die bei dem wechselnden Geschick der Völker auf der Oberfläche wieder vortauchten. So entstanden die romanische, die deutsche, die englische Sprache. Keine Consonanten trübten sich, Vocale wurden verschoben, aber dadurch auch neue Behelfe gewonnen. Eine Masse von Wurzeln wurde durch Lautänderung verfinstert und fortan nicht mehr in ihrer sinnlichen Urbedeutung, sondern nur wie Zeichen für Vorstellungen erhalten; von den Flexionen ging vieles verloren oder ward durch reichere freiere Partikeln ersetzt, vielmehr überboten, weil der Gedanke außer an Sicherheit auch an vielseitiger Wendung gewinnen kann.

Es ergibt sich aus dieser Betrachtung der arischen Sprache, wie wir das Indogermanische nach seinem Stamm und seinen Verzweigungen nennen wollen, daß die Sprache ihre Geschichte hat, welche uns für die menschliche Geistesentwicklung bedeutsame Aufschlüsse gewährt, und daß nur scheinbar und im einzelnen ein Rückschritt, im ganzen aber ein Fortschritt vom Sinnlichen zum Geistigen, ein Wachsthum innerer Kraft vorhanden ist.

Im großen Ganzen werden wir am besten zwei Perioden des sprachlichen Lebens und Werdens unterscheiden; in der ersten, der vorgeschichtlichen, ist das Sprachgefühl am frischesten und regsamsten, und die Bildung der Sprache selbst ist die eigentliche Geistesthat, Poesie und Philosophie gehen in ihr auf; in der zweiten Periode tritt das eigene Leben der Sprache zurück und der in ihr seiner selbst mächtig gewordene Geist tritt hervor, und die Sprache ist ihm das Mittel für sein Dichten und Denken.

Aber nicht alle Sprachen zeigen die gleiche Höhe der Bildung, sowie nicht alle Völker die gleichen Erfolge in der Culturgeschichte errungen haben; vielmehr geht die Entwicklung der arischen Sprache Hand in Hand mit dem thätigen Geist, der diesen Stamm zum weltbewegenden und weltherrschenden gemacht, ihn getrieben hat Fremdes sich bald zu unterwerfen, bald anzueignen und die Führung der Menschheit zu übernehmen.

Wilhelm von Humboldt unterscheidet unter den Sprachen 1) solche welche die einzelnen Wörter bloß nebeneinander stellen und zwar ohne daß die Unterscheidung in Substantiv, Adjectiv, Verbum vollzogen wäre, so daß jedes Wort embryonisch sie alle enthält und mit schwacher Andeutung für sie fungiren kann, während noch keine Umformung die Beziehung der Wörter hervorhebt, isolirende

Sprachen; 2) solche welche Nebenbestimmungen und Beziehungen der Wörter durch ihnen untergeordnete andere ausdrücken, die ihnen dann angefügt werden ohne daß sie ihre eigentliche stoffliche Bedeutung in eine formale übergehen lassen, — agglutinirende oder anfügende Sprachen; 3) solche welche nicht Stoffelemente zusammensetzen, sondern den Stoffelementen Formelemente zu näherer Bestimmung einverleiben und so anbilden daß die Form wie durch innere Triebkraft aus dem Wort selbst nach seinem Verhältniß zu den andern Wörtern des Satzes hervorgewachsen scheint, während jedes Wort selbst einen unterschiedenen Charakter an sich trägt und namentlich das Verbum als der Ausdruck des bewegten Lebens erscheint, — anbildende oder flectirende Sprachen. Die flectirende Sprache drückt zum Beispiel die Mehrheit durch eine Formänderung des Wortes aus, sie sagt: die Steine, wo die anfügende ein Wort der Menge, wie Haufen, dem ersten anreicht, Steinhaufen.

Max Müller redet im Hinblick auf die gesellschaftliche Entwicklung der Menschheit von Familien-, Nomaden- und Volkssprachen, und diese Eintheilung trifft im wesentlichen mit der Humboldt'schen zusammen. Die Menschen gebrauchen wie die Kinder zuerst einzelne Wörter die den ganzen Gedanken bezeichnen, die Geberde erläutert ob der Laie Brot sagen soll: das Brot liegt auf der Erde, oder: ich will Brot haben. Dies scheint mir als Ausgangspunkt aufzustellen; Müller erinnert daran wie Freunde, Mann und Weib, Mutter und Tochter über häusliche Angelegenheiten nicht viel Worte brauchen; eins weiß gewöhnlich schon was das andere sagen will, die Rede deutet den Gedanken mehr an als sie ihn ausführt; besondere Betonungen, Familienaccente, genügen um dem Hörer eine ganze Gedankenreihe anzuregen, eine begleitende Mine oder Geberde ersetzt nähere lautliche Bezeichnungen. — Die Nomadensprache geht einen Schritt weiter, sie drückt in Wörtern nicht blos Ideen, sondern auch deren Verhältnisse aus. Nur das Zelt trennt die Familien voneinander, sie berühren sich täglich mit Stammesgenossen, die Sprache muß vielen verständlich sein, sie unterscheidet Nominal- und Verbalwurzeln, und bezeichnet Beziehungen der Wörter durch angehängte Ausdrücke für dieselben. Der Wurzel, die im Arischen und Semitischen oft den Gelehrten rein herauszuschälen schwer ist, bleibt stets ihre selbstständige Form und Abgeschlossenheit. Die Sprache ist in der Macht jeder Generation, sie lebt nur im Gebrauch des Tages; wie sie dem Wechsel nicht widerstehen und nichts bewahren kann was nicht beständig au-

gewandt wird, so können wir daraus erklären daß sie eintönig und regelmäßig ist. Plötzliche Erhebungen einer Familie oder Genossenschaft reißen den Stamm in ihre Bahn und geben ihm ihre besondern Ausdrücke; der gemeinsamen Wörter verschiedener Genossenschaften sind nur wenige. Die einzelnen spielen damit neue Ausdrücke für die Dinge zu finden je nach der Seite die diese ihnen zulehren, je nach der Eigenschaft die sie empfinden; daher die vielen Dialekte nacheinander, nebeneinander. — Die Volkssprache glaube ich durch das Gepräge staatlicher Ordnung und organischen Zusammenhangs sowol im jeweiligen Bestand als in der geschichtlichen Entwicklung bezeichnen zu sollen, und darauf hinzuweisen daß wie der Staat sein geschriebenes Gesetz, so sie ihre Niedersetzung in Schrift und Literatur erhält.

Auch bei uns fügt das Kind nur Wörter zusammen: „Fris Fleisch haben“; und so stellt der Chinese nur Wurzeln ohne alle Beugung nebeneinander; statt mit dem Stod sagt er: anwenden Stod, statt Tag: Sonne Sohn; schlecht Mensch heißt schlechter Mensch, Mensch schlecht bezeichnet daß der Mensch schlecht sei. Wir können sagen: Den Sohn liebt der Vater, im Französischen muß die Wortstellung das Thätige voraussetzen, weil Nominativ und Accusativ gleiche Form haben: *Le père aime le fils*. So bezeichnet auch der Chinese das Subject und Object des Satzes durch die Stellung. Die agglutinirende Sprache leimt Pronomina an die Zeitwörter, Präpositionen an die Hauptwörter, und diese modifizirenden Silben werden als solche empfunden und verstanden, sie verschmelzen nicht mit der Wurzel; so sieht man bei der Mosail die einzelnen farbigen Steinchen, während der Maler die Farben ineinander treibt. Das Türkische hat die turanische Weise zu einer Vollendung gebracht welche das Entzücken der Sprachkundigen ist; der ganze Bau ist so verständig und durchsichtig, wie wenn scharfsinnige Gelehrte ihn entworfen hätten; wir blicken, sagt Max Müller, in die Werkstätte der Grammatik hinein wie in einen Dienestock von Glas, in welchem die Zellen vor unsern Augen entstehen. Sev zum Beispiel heißt lieb; die Wurzel muß unversehrt erhalten bleiben; um ein Zeitwort zu bilden wird er angefügt, sev-er, etwa liebend; daran setzt man nun im, sen, siz, ich, du, ihr, sev-er-im, sev-er-sen, sev-er-siz, liebend-ich, liebend-du, liebend-ihr, um auszudrücken ich liebe, du liebst, ihr liebt. Lieben heißt sev-mek; schiebt man il ein, so wird das Passivum bezeichnet: sev-il-mek geliebt werden; sev-dir-mek heißt lieben machen, sev-dir-il-mek

man Lieben veranlaßt werden; die Silbe me hinter dem Stamm verneint: sev-mo-mek nicht lieben, sev-eme-mek nicht lieben können, sev-isch-dir-il-mek zu gegenseitiger Liebe bestimmt werden. Und so kann jede Schattirung des Zweifels, Hoffens, Meinens durch eine angefügte Partikel angedeutet werden. — In der einfachen radicalen Weise, wie im Chinesischen, herrscht nicht plastische Gestaltung, sondern architektonische Ordnung, welche Stein an Stein legt; wie im Krystall lagern sich die Atome gesetzmäßig aneinander. Die agglutinirende Sprache vergleicht sich der Pflanze: die Wurzel macht sichtbar neben den Entfaltungen, der Stamm oder Zweig trägt die Blätter welche wie die mannichfaltigen Modificationen ihn umranken. Im Organismus der flectirenden Sprache wird alles wie im Menschenleibe assimilirt, die Lebenskraft des Ganzen bildet jede einzelne Zelle, durchdringt alle, und die Endungen scheinen durch den innern Gestaltungsdrang hervorgebracht, um in jedem einzelnen Worte den Einfluß welchen es übt oder erfährt zur klaren Bestimmtheit des Gedankens vernehmlich zu machen; die Wörter sind Glieder, nicht bloß Theile des Satzes. Alle Flexionszeichen sind einmal angehängte bedeutungsvolle Wurzeln gewesen, aber sind dann verschmolzen oder verbaut worden.

Nach dieser Rücksicht nun und auf der Grundlage der neuesten Sprachforschungen, die zum Theil für diesen Zweck durch besondere Verichtersteller zusammengestellt worden, haben Bunsen und Max Müller (in den „*Outlines on the philosophy of universal history*“, London 1854) eine Reihe von Ergebnissen und Schlußfolgerungen gewonnen, nach denen wir versuchen ein Bild von der Entwicklung der Sprache im Zusammenhang mit dem Gang der Weltgeschichte zu entwerfen.

Nichts nöthigt uns verschiedene Ursprünge für die materialen Elemente der verschiedenen Sprachen anzunehmen, und wenn wir auch die formalen Elemente nicht aus einander ableiten können, so verstehen wir doch ihre Ausbildung unter dem Einfluß geistiger Eigenthümlichkeiten, die sich innerhalb einer Gemeinsamkeit unsers Geschlechts erhoben: die Einheit des Menschengeschlechts und Hochzeiten als seine Wiege, dies findet vielmehr durch die Sprache neue Bestätigung.

Die erste Auswanderung von dem gemeinsamen Wohnsitze ging ostlich, und in China haben wir den Nachklang der frühesten Sprachform, einsilbige flexionslose halbgesungene Worte; das Familienhafte, Patriarchalische der Urzeit ist hier überhaupt festge-



halten und versteint; ich möchte sagen daß eine Genossenschaft, die in den kühnern, neuschöpferischen Fortschritt der Geschichte nicht mit eingehen wollte, sich zuerst von der andern Menschheit trennte, und nun ihre ganze und ausgezeichnete Verstandeskraft darauf wandte das anfängliche Besigthum festzuhalten und mit ihm so lang und häuslicherisch als möglich fortzuarbeiten.

Im schroffen Gegensatz hiermit sehe ich nun eine Reihe von Stämmen die ohne conservativen Zusammenhalt gleichfalls nicht zur eigentlichen Geschichte kommen, sondern einherschweifend, aufbrausend und wieder zusammensinkend, als Eroberer zerstörend, nicht als Culturbegründer schaffend in die Entwicklung der Menschheit eingreifen. Sie sind durch den nomadisch agglutinirenden Sprachcharakter bezeichnet, und haben sich lange vor dem Auftreten des Semitischen und Aritischen getrennt. Wir nennen sie mit Bunsen Turanier nach der uns aus der persischen Heldensage gekläufigen Bezeichnung; von den drei Söhnen Teridun's, Tur, Silim und Tri, erscheinen die beiden letztern als die Stammväter der Semiten und Arier oder Iranier. Wohin später die Arier kommen, da finden sie schon Bewohner, wilde Abkömmlinge von frühern Einwanderern; aber alle diese haben nicht einen gemeinsamen Stammvater, sondern sind aus verschiedenen Abzweigungen vom Ursprung im Lauf von Jahrtausenden hervorgegangen. Es fehlt den turanischen Sprachen die Familienähnlichkeit, welche die semitischen und arischen auszeichnet, kraft welcher der heute in Indien eintreffende Engländer in den heiligen Schriften der Brahmanen dieselben Wortwurzeln nicht nur, sondern dieselben Gesetze und denselben Geist der Wortfügung wiedererkennt, die ihm selber eignen. Wie mächtige Reiche, durch den Genius eines großen Mannes gegründet, kommenden Zeitaltern den Willen dieses einen als das Gesetz für alle bewahren, so verkettet auch die Sprache das Gesetz Moses mit dem Koran Muhammed's, das Epos Homer's mit dem Drama Shakspeare's.

Der geographische Abstand von China scheint auch der Maßstab für die Zeitfolge in der Scheidung der Turanier vom menschheitlich gemeinsamen Grundstock zu sein, und die verschiedenen Grade grammaticalischer Vervollkommenung stehen in einem ähnlichen Verhältnis zur Chinesischen Einsilbigkeit. Es sind zwei Scheidungen, eine nördliche und eine südliche; die nördliche begreift das Tungusische, Mongolische, Tatarische, Samojedische und Finnische; die südliche das Tal, das Malaische, Bhotiya und Tamulische. Das



Turanische und Tammlische zeigen die größte Entfernung von China, die reichste Ausbildung. Außerdem gibt es noch sporadisch verstreute Dialekte dieser Sprachenfamilie, von Bergen oder Wüsten eingeschlossen, im Kaukasus, oder in den Pyrenäen das Baslische. Bei ihrer Trennung hatten diese Stämme weder Gesetze, noch Volkslieder, noch religiöse Dichtungen, die sie als eine gemeinsame Natur bewahrt hätten. Sie brachen auf und nahmen mit sich eine jede einen Theil der gemeinsamen Sprache, und daher die Aehnlichkeit, aber sie besaßen noch keine eigentlichen geistigen Erbgüter, und daher die Verschiedenheit. Daß alle diese Zweige im Unterstiel vom Semitischen und Arischen eine Gemeinsamkeit und Einheit untereinander haben, ist bereits dargezogen; eine weitere Ausrechnung nach Amerika und Afrika zu verfolgen und nachzuweisen dürfte der weitem Forschung möglich werden.

Die Weltgeschichte, soweit sie den organischen Zusammenhang im Werden der Menschheit und in ihrem Bildungsgang bezeichnet, hat zu ihren Trägern die Semiten und die Arier. Es ist nicht zufällig daß wir hier auch die organischen Sprachen finden. Das Turanische repräsentirt einen Standpunkt der Sprache vor der Individualisirung durch den semitischen und arischen Typus. Die Trennung dieser beiden Dialekte und ihr eigenthümliches Wachsthum ist der Erfolg einer individuellen That, unberechenbar wie alles Neue und Persönliche nach ihrer Natur und ihrem Ursprung; die Unterschiede des Turanischen sind Folge eines allmählichen und einfachen Processes, der aus vielen möglichen Combinationen jetzt diese, jetzt jene Formen consolidirte. Wie wir in der Bildung der Staatsgesellschaft zur Erklärung von herrschenden und dienenden Klassen oder von Gesetzen gegen Räuber und Mörder keineswegs die Wirksamkeit einer mächtigen und hervorragenden Persönlichkeit voraussetzen, sondern das als die nothwendige Folge gefelligen Zusammenseins ansehen, so finden wir in der Organisation der turanischen Sprachen nichts was den Einfluß eines individuellen poetischen Genies bezeugte, einen solchen als Schöpfer eigenthümlicher Bildungsgesetze und Principien verlangte. Bei den Semiten und Ariern aber finden wir Einrichtungen und Gesetze die wie die Erbfolge in Rom und Indien der Ueberlieferung der Stämme den Stempel eines persönlichen Willens aufgeprägt zeigen; Solon in Athen und Moses in Judäa und Karl der Große in Deutschland wirken für Jahrhunderte, und ihre Schöpfungen lassen sich nicht als ein allmähliches Werden ohne ihre freie und leitende Geistes-

kraft erklären. So bedurfte auch das Semitische und Arische eines Genius, der das Bildungsprincip feststellte und in die Krystallisationen und Agglomerationen einen neuen und eigenthümlichen Lebensleim senkte, der aller weiteren Entfaltung ihre Norm und Grundlage bot. Von ihm aus beginnt das wirkliche Leben der arischen und semitischen Sprache und erhält sich in den mannichfachen Dialecten derselben. Aber das Arische und Semitische sind in der Verwerthung der Wurzeln und in allen formalen Elementen so verschieden, daß man erkennt wie hier von Hans aus zwei getrennte Richtungen eingeschlagen wurden.

Die fernere Entwicklung nun ist diese. Die Weltgeschichte beginnt damit daß Arier und Semiten nicht mehr zur chaotischen turanischen Masse gehören. Sie erscheinen wie Pallas in voller Rüstung, die Feinde der Barbaren, die Verehrer des Lichtgottes, die Urheber eines neuen Weltalters. Sie haben das Chinesisch Stationäre und das turanisch unstet Nomadische in sich selbst überwunden um die Principien der Dauer und Bewegung in einer wesenhaften Entwicklung zur Versöhnung zu bringen. Sie beginnen sogleich den Kampf der Jahrtausende, dessen Ziel und Preis für sie die Unterwerfung und die Civilisation der Erde sein soll, sie sind die Träger der Cultur, die sie für sich erwerben und den andern Nationen bringen.

Daß Semiten und Arier als Brüder aus einem Hause hervorgegangen, beweisen neben der Gemeinschaft religiöser Urgedanken und Mythen die Wurzeln der Sprache. Die ältesten uns aufbewahrten Reste derselben gehören dem Semitischen an und stammen aus einer Periode wo die turanischen Einflüsse noch nicht ganz überwunden waren und der Abstand vom Strom der arischen Sprache noch minder groß ist. Wir lernen sie kennen durch die ältesten Denkmale der Kunst und Geschichte: Aegypten zeigt uns den Niederschlag des ursprünglichen Semitenthums noch vor seiner Trennung in die asiatischen Zweige. Hierauf folgte die Chaldäische Niederlassung, die Gründung und Sprache von Babylon und Assyrien. Das Arabische, Aramäische und Hebräische endlich stehen vor uns wie Töchter eines Vaters, dessen scharf ausgeprägte Züge sie tragen.

Es war eine Zeit wo die Arier alle eine Familie bildeten; ihre Sprachen sind nur verschiedene Dialecte, ehe sie sich trennten hatten sie in Religion, Sitten, Thaten und Dichtung eine gemeinsame Cultur und die gemeinsame Sprache war vielleicht reicher als

alle ihre Schöpfung und von so festen Principien, so tiefer Individualität, daß der nationale Charakter, so verschieden auch der sinnige Indier, der praktische Römer, der künstlerische Griechen erscheinen, doch niemals den Stempel der gemeinsamen Abkunft verliert. Zunächst nun haben Indier und Perser, Griechen und Römer, Germanen und Slaven engere Bezüge zueinander; sie scheinen als Gruppen noch zueinander gestanden und zusammengelebt zu haben als schon die Trennung und Wanderung begonnen hatte, auf welcher die Gräcoromanen oder Kelten eine mehr südliche, die Slawo germanen eine mehr nördliche Richtung nach Westen, nach Europa einschlugen, während die Indoperser südlich in Asien sich ausbreiteten. Die Vedas und die Avesta sind zwei Vöcher aus einem Quell, aber jener ist der vollere und reinere. Der früheste Dämmerkeim der Ueberlieferung zeigt uns die Indier im Land der sieben Stämme südwärts vom Himalaja, und doch ist es wahrscheinlich daß sie vorher alle ihre Bruderstämme in der Urheimat scheiden sahen, daß auch die Perser sich infolge religiöser Zerwürfnisse von ihnen trennten, und daß sie dann selbst in anderer Richtung aufbrachen um eine neue Welt zu suchen: denn in den Wurzeln der Sprache wie in der Grammatik haben sie manches mit Griechen oder Germanen gemeinsam, was bei Griechen und Germanen selbst verschieden ist, und keine andere Nation hat vom gemeinsamen Erbgut in Religion und Dichtung so viel gerettet und erhalten wie die Indier.

Am frühesten scheinen die Kelten sich auf die Wanderung begeben zu haben; ihre Sprache zeigt unter allen arischen Dialecten die größte Verwandtschaft mit dem Aegyptischen, damit eine Zeit des Ursprungs wo die Nachkömmlinge der Gemeinschaft der semitisch-arischen Elemente noch mächtig waren; die grammatischen Formen sind nicht zur völligen Synthese wie das Sanskrit zusammengeschmolzen, sondern haben den ursprünglich analytischen Charakter freier Partikeln am meisten bewahrt, und das scheint auf die Wiederaufklärung im neuen Europa von Einfluß gewesen zu sein. Nach den Kelten folgten Thrazier oder Illyrier und Armenier; dann die Kelten, unter welchem Namen ich die gemeinsame vorgeschichtliche Periode der Griechen und Italier begreife; dann die Slaven und Germanen.

Die Cultur der Menschheit ist das gemeinsame Werk der Völker mit Flexions Sprachen, der Arier und Semiten. China steht bis jetzt außerhalb des Stroms der Weltbewegung, die Turanier

haben durch Attila oder Tamerlan wie durch die scythischen Einfälle in Persien und Babylon nur durch äußere Anstöße gewirkt, ohne selbst eine originale Idee erzeugt und fortgepflanzt zu haben. Die Geschichte beginnt mit Aegypten. Dann folgen auf arischer Seite die Reiche der Vatrier und Meder, der Indier und Perser, auf der semitischen die der Babylonier und Assyrier, der Hebräer und Phönizier. In einem folgenden Weltalter geben dort die Griechen und Römer, hier die Juden und Karthager den Ton an. „Japhet wohnt in den Hütten Sem's“, die Römer erobern Karthago und Jerusalem, aber die Arier nehmen das unter den Semiten offenbarte Christenthum in sich auf und die Germanen, die ungemischt oder romanisirt dann nebst den Arabern auf die Weltbühne treten, durchdringen die Religion mit philosophischem Geist und führen die in Griechenland blühenden Künste und Wissenschaften fort, während der arische Eufismus der Perser die Fesseln des Islam sprengt und Gott und Welt zu versöhnen trachtet. Schon Paulus und Johannes predigten und schrieben das Evangelium in griechischer Sprache, und wenn den Semiten mehr das Religiöse, den Ariern das Weltliche und menschlich Freie zu gründen und zu vollenden bestimmt war, so haben die Arier das Gute der Semiten voller und gründlicher aufgenommen als die Semiten die Errungenschaft der Arier. Der ununterbrochene Strom menschheitlicher Bildung wegt jetzt in den arischen Sprachen, deren Bildsamkeit und Kraft gleichen Schritt hält mit der Arbeit des menschlichen Geistes und begonnen hat die Früchte derselben allen Völkern darzubringen.

„Und wenn wir nun hinschauen von unsern vaterländischen Gestaden über diesen weiten Ocean menschlicher Sprache, wie er rollt von Land zu Land mit seinen Wellen, kühn aufsteigend unter dem frischen Hauch des Morgens der Geschichte und langsam anschwellend in unserer schwülern Atmosphäre, — mit Segeln die über seine Fläche dahingleiten und manchem Ruder das die Wogen furcht und den Flaggen aller Nationen die freudiglich zusammenwallen, — mit seinen Klippen und Trümmern, seinen Stürmen und Schlachten, doch alles was oben und unten und ringsum befindlich ist klar widerspiegelnd, — wenn wir dies schauen und horchen auf die fremden Töne, wie sie in ungebrochenen Weisen an unser Ohr rauschen, so scheint es uns nicht länger ein wilder Tumult, sondern wir fühlen uns wie hineingestellt in einen alten Dem, lauschend auf einen Chor unzähliger Stimmen; und je inniger

wir zuhören, desto mehr verschmelzen alle Misstlänge in höhere Harmonien, bis wir zuletzt nur einen majestätischen Dreiklang oder einen mächtigen Einklang vernehmen wie am Ende einer heiligen Symphonie.“

Solche Visionen, sagt Max Müller, fluten durch das Studium des Sprachforschers, und inmitten mühsamer Untersuchungen will sein Herz plötzlich klopfen, wie es die Ueberzeugung in sich wachsen fühlt daß die Menschen Brüder im einfachsten Sinne des Wortes sind, Kinder desselben Vaters, was immer auch ihr Land, ihre Farbe, ihre Sprache, ihr Glaube sei.

Wir aber erkennen dabei in der Sprache das große Gewebe das die Menschen untereinander und mit der Natur verknüpft, und in welches das Bild des Geistes und seiner Geschichte eingewirkt ist durch die Phantasie, wie sie nicht blos die Gabe einzelner, sondern der Völker ist, und ihre Arbeit in der gemeinsamen Thätigkeit aller in jenem unbewußten und doch so vernunftvollen Drang vollzieht, der auf göttliche Führung und Erleuchtung hinweist.

---



## Begriff, Ursprung und Entwicklung des Mythos.

---

Immanuel Kant zeigt in seiner Kritik der reinen Vernunft wie unser Denken, von der Erfahrung und deren verständiger Bearbeitung aufsteigend, nach den Principien forsche, und nur in der Idee einer höchsten und ersten Einheit sich befriedige, die alles Mannichfaltige in sich begreift und begründet; als das in sich Vollendete nennt er sie das Ideal der Vernunft, kein willkürliches oder zufälliges Gebilde, sondern ein nothwendiges Erzeugniß derselben, keine begriffliche Allgemeinheit, sondern eine für sich seiende Wesenheit; — es ist der Gedanke Gottes. Das Wort des Philosophen findet in der Geschichte seine Bestätigung soweit unsere Kunde von der Menschheit reicht; die ältesten Denkmäler der Kunst, die ältesten Schriftwerke bezeugen die Thatsache daß die Gottesidee in dem Gemüth der einzelnen wie der Völker lebendig ist, daß sie mit der Entwicklung der Cultur immer klarer ausgebildet wird, daß sie zuerst und immerdar im Gefühl und im Gewissen waltet, daß dann zunächst die Phantasie ihr Gestalt gibt, danach der denkende Geist sie zu bestimmen und zu beweisen sucht, indem er von der Wirklichkeit und ihrer Beschaffenheit auf das Wesen ihres Grundes seine Schlüsse macht. Denn es ist das uns eingeborene Causalgesetz kraft dessen wir überall nicht bei dem blos Thatsächlichen, Gegebenen stehen bleiben, sondern nach einer Ursache fragen und alles was geschieht als Wirkung einer solchen betrachten.

Der Mensch könnte sich und die Dinge nicht als endlich bezeichnen, wenn ihm nicht das Unendliche und Vollkommene in seinem Denken gegenwärtig wäre, sodas er dann alles durch die äußere Erfahrung Gebotene davon unterscheidet. Es gibt kein Oben ohne Unten, kein Rechts ohne Links; ebenso wenig können wir etwas endlich nennen ohne Bezug auf den Gedanken des Unendlichen.

Dieser wird im Geist allerdings durch die Eindrücke der Außenwelt erweckt und zum Bewußtsein gebracht, aber er stammt nicht aus der Außenwelt, die selber ja nur Mangelhaftes oder Begrenztes enthält; dagegen gibt im Gemüth das Gewissen von ihm Zeugniß. Wenn das Endliche seiner im Selbstgefühl inne wird, so kann es sich nicht anders denn von Anderem bedingt auffassen, und indem es sich in seiner Beziehung zu Anderem, in seinem Zusammenhange mit solchem begreift, sieht es sich eingegliedert in ein Ganzes und von diesem getragen. Aus diesem doppelten Gefühl entspringt die Religion. Wenn der Mensch sich vielfältig abhängig gewahrt, wenn erschreckende oder wohlthätige Naturerscheinungen ihn dann antreiben dieselben zu vergöttern, so geht er ja damit über dasjenige hinaus, was diese Gegenstände oder Eindrücke für sich sind; sie können ihn nur erregen den Gedanken des Göttlichen in sich hervorzubilden und dann mit ihnen zu verknüpfen. Wie könnte der Mensch in der Sonne nicht blos die strahlende Scheibe, sondern einen Gott sehen, wenn er nicht die Idee Gottes in seiner Seele trüge als ursprüngliche Mitgift, als Siegel seiner Abkunft aus dem Unendlichen, in welchem er ja entsteht und besteht, das sich in ihm offenbart?

Die Seele ist nicht jenes weiße Papier auf welches die Dinge der Außenwelt sich abzeichnen und einschreiben, so daß sie sich nur leidend und aufnehmend verhielte, wenn sie mit Inhalt erfüllt wird; außer unserer Subjectivität sind Töne und Farben als solche ja gar nicht vorhanden, sondern die lautlosen dunkeln Schwingungen der Luft und des Aethers werden erst von uns als Schall und Licht empfunden, und unser Selbst ordnet das Chaos der Empfindungen und gestaltet aus ihnen das Bild der Erscheinungswelt, das es in Raum und Zeit sich vorstellt. Die Sinneswahrnehmung erfaßt nur das Besondere; allgemeine Gesetze, Gattungsbegriffe formt und erzeugt erst unser Denken. Auch sind die Ideen als solche der Seele nicht angeboren, denn kein Inhalt liegt fertig in ihr; sie ist das Vermögen der Ideen und wird von den Eindrücken der Außenwelt angeregt über diese hinauszufragen und den ihnen zu Grunde liegenden Gedanken in sich hervorzubilden. Aber der Geist entwickelt sich nach Gesetzen und verfährt denkend nach ihnen, wie die Pflanze innerhalb einer Spirallinie an bestimmten Stellen die Knospen treibt und die Blätter in bestimmter Form entwickelt; so hat der Geist auch die Normen seiner Thätigkeit in sich, und indem er diese lektüre

beachtet und betrachtet, kommen ihm auch jene als Bedingungen und Gesetze seines Denkens und Wirkens zum Bewußtsein. Indesß der Geist hat auch Gesetze denen er nicht mit Nothwendigkeit folgt wie die Materie dem Zug der Schwere, sondern mit Freiheit; das stitliche Gebot ist ihm darum kein Müssen, sondern ein Sollen; ein Sollen, keine bloße Vorstellung mit der er nach Belieben schalten und walten könnte, vielmehr fühlt er sich verpflichtet dem Gesetz gemäß zu leben, das Gebot der Pflicht verlangt daß er das Gute um des Guten willen thut; aber was das Gute ist, das weiß er nicht unmittelbar, das soll er selbst finden und erkennen.

Das Wesen des Geistes ist die Freiheit, die Selbstbestimmung; darum ist er nicht von Natur was er sein soll, sondern wird erst durch eigenen Willen, und seine Selbstverwirklichung ist die Geschichte. Ist er aber nicht fertig von Natur, dann ist seine Aufgabe die Selbstvervollkommenung. Das Vollkommene liegt darum im Geist, aber nicht als inhaltsvoller Begriff, sondern, wie es Ulrich gewiß richtig bestimmt hat, als ethische Kategorie, als Unterscheidungsnorm, als leitender Gesichtspunkt; darum erst können ihm die Dinge und kann er sich selbst den Eindruck des Mangelhaften, Unvollkommenen machen, weil er sie und sich am Normalbegriff der Vollkommenheit mißt, der ihm gerade hierdurch empfindlich und erkenntlich wird. Das Vollkommene ist das Seinsollende, darum sind wir nur dort befriedigt wo es uns in der Erscheinung entgegentritt, wo es durch die That vollbracht oder im Denken erreicht wird. Danach bezeichnen wir es als das Schöne, Gute, Wahre; entsprechende Triebe unserer Natur leiten dazu hin; wir sollen und wollen Grund und Zweck der Dinge erkennen, wir begehren und erstreben das Werthvolle, unserer Bestimmung Gemäße, wir erstreuen uns der Verantwortung der Idee, wo sie uns in der Harmonie von Gesetz und Erscheinung, von Geist und Natur entgegentritt, und suchen sie herzustellen, darzustellen. Das Vollkommene aber ist das in sich Vollendete; das Endliche trachtet nach ihm, aber das Unendliche ist das Vollkommene, das Absolute oder Göttliche. Ein Gefühl des Unendlichen, ein Zug nach ihm liegt in der Seele; was aber das Unendliche sei, dies in bestimmter Weise zu erkennen ist eben eine Lebensaufgabe der Menschheit. Kunst, Religion, Philosophie bezeichnen nach den Grundrichtungen des Geistes die Formen innerhalb welcher die Arbeit an dieser Aufgabe vollzogen wird. Sie

sind anfänglich noch nicht unterschieden, sondern wirken vereint, und wie wir die Urphilosophie und Urpoesie der Menschheit in der Sprachbildung erkennen, durch welche das Selbstbewußtsein des Geistes zu Stande kommt, so ist im Mythos die gleich ursprüngliche Thätigkeit des Dichtens und Denkens vorhanden, um das Gottesbewußtsein oder die Idee des Vollkommenen, das Ideal der Vernunft zu gestalten.

Den Urzustand der Menschheit vermögen wir uns nicht als ein Culturleben vorzustellen, weil das immer erst das Resultat vielfacher Entwicklung und geistiger Thaten sein kann, ebenso wenig aber als Kampf aller gegen alle, Noth und Wildheit, weil der Mensch nicht als Bestie, sondern eben als Mensch geboren wird; die Kinderharmonie des Paradieses vielmehr oder des goldenen Zeitalters erscheint gegen jene beiden Annahmen als die richtige Erinnerung der Menschheit selbst an jene Tage wo sie in harmloser Unschuld sich des Daseins freute; die Vernunft leitete ihre Schritte noch nicht mit selbstbewußter Einsicht und Gedanken Klarheit, vielmehr mit der Sicherheit des Instincts; sie fand am mütterlichen Busen der Natur was sie bedurfte; die Kräfte des Geistes, die Richtungen seiner Thätigkeit waren noch eins in der Tiefe und im Frieden des Gemüths, und wie er auch mit der Außenwelt ringen mußte um sie erkennend, bearbeitend, genießend zu bewältigen, in dieser Wechselwirkung fühlte er die Einheit des Alls und sich in ihr, ahnte er den allumfassenden, allliebenden Gott. Aber es kam noch zu keiner sondernden Vorstellung von diesem weder im Wilde noch im Gedanken, sondern nur ein unmittelbares Gefühl der alldurchwaltenden Gotteskraft durchdrang das Herz. Die Menschheit lebte wie eine große Familie; nicht äußere Ordnungen, nicht bestimmte Gesetze, sondern die Pietät, die Empfindung der Liebe, diese Verschmelzung des Naturtriebs und der sittlichen Idee, beherrschte ein friedsam kindliches Dasein.

Fragen wir aber was denn in diesem Weltalter des Vernunftinstincts jenes Ideal der Vernunft, das Göttliche als das Unenolische und zugleich als eine wohlthätige und wissende Macht, im Gemüth der kindlichen Menschheit erwecken, an welchen sichtbaren Gegenstand der aufdämmernde Gedanke sich als an seinen Träger klinken konnte, so ist es der Himmel, der allumfassende, der mit seinem Licht alles erleuchtet und allem Lebenswärme und Gedeihen verleiht. Die Geschichte bestätigt diese Ansicht als die Uranschauung unsers Geschlechts. Wie wir heute noch sagen:



der Himmel weiß, der Himmel wird helfen, so ist der Himmel auch bei Naturvölkern wie bei den Aegyptern oder Südsseeinsulanern zugleich der Ausdruck für Gott, und dieser wird im Himmel verehrt; im Himmel ist der Eine und Unendliche sichtbar geworden. Und wenn wir mit Grund in China das Aelteste der Cultur, aber starr und mumienhaft geworden, zu sehen berechtigt sind, worauf ja auch die einfache einsilbige und flexionslose Sprache hindeutet, so finden wir dort gleichfalls das Ursprüngliche bewahrt, Gott im Himmel zu erkennen; ohne Physisches und Geistiges zu trennen sieht man im Himmel die Weltordnung ausgeprägt, und betet zu ihm als dem Princip, dem Herrn und Vater aller Dinge. Der Gott des Himmels, der Herr in der Höhe ist ebenso die Hauptgestalt des semitischen Glaubens als wir ihn bei den Turaniern wiederfinden; im Licht des Himmels, das alles umgibt und alles belebt, erblickt der alte Aegyptier das Göttliche, ebenso wie es die Arier der Urzeit gethan. Das gemeinsame Wurzelwort für das Göttliche in allen indogermanischen Sprachen (diu oder div leuchten) führt uns auf den lichten Himmel, welcher der Gottesidee den ersten Haalt und damit den Namen gab. Die Menschheit betete nicht zu dem äußerlichen materiellen Himmel, ebenso wenig hatte sie den Begriff eines rein geistigen Gottes; sondern die Gottesidee ward als der Gedanke des Ursprünglichen und Unendlichen durch die Naturschauung des Himmels erweckt und sofort mit ihm verknüpft; der Himmel war der sichtbare Gott, aber im sichtbaren Himmel waltete die Geisteskraft Gottes wie die empfindende wollende Seele in ihrem Leibe. Die Gottheit, das Ganze und Unendliche, ist Natur und Geist in einem. Alles ist in ihr, von ihr befeelt und beherrscht, wie der Himmel alle Dinge umschließt und ihnen Leben, Licht und Kraft verleiht.

So haben wir weder Naturvergötterung noch einen spiritualistischen Begriff als das Anfängliche, sondern Geist und Natur in Einheit; wir haben Monotheismus, aber nicht im Gegensatz gegen Vielgötterei, die noch nicht vorhanden ist, auch nicht gedanklich bestimmt, sondern in lebendiger Anschauung, in religiösem Gefühl; wir haben die Einheit die alle Fülle in sich trägt, die nicht eins neben dem vielen, sondern das Aelteste ist, eins und alles. Die Fülle wird sich hervorheben wie der Reichthum des menschlichen Geistes sich entwickelt; das Mannichfaltige wird sichtbar die Einheit aufzehren und für sich selbständig erscheinen; aber die Einheit wird es in sich zur Harmonie führen. Der Gegensatz



des Pantheismus und des Deismus ist hier von Haus aus überwunden: Gott ist gegenwärtig im All, und ist zugleich selbstsehende Wesenheit, er ist der Quell alles Lebens und zugleich sein Herr; die sichtbare Unendlichkeit des Himmels ist seine Erscheinung.

Die Entfaltung der Einheit führt zunächst zum Polytheismus. Nachdem einmal die Gottesidee ausgesprochen ist und im lichten Himmel ihren Träger gefunden hat, kann nun auch eine andere Kraft der Natur oder Macht des Gemüths einen überwältigenden Eindruck auf den Menschen machen und gleichfalls vergöttert werden neben dem ersten Gott, oder an seine Stelle treten. Wie in der Menschheit dem Manne das Weib, so gesellt sich zuerst dem männlich gedachten Gott, der geistigen Schöpferkraft, ein Princip der Weiblichkeit, Empfänglichkeit, der Natur, oder vielmehr es wird aus der Einheit eine Zweieit, die aber im Liebesbunde von Himmel und Erde, von dem bestimmenden Geist und der bestimmbaren Materie, vereint bleibt. So heißt es in den Veden daß die alten Weisen Himmel und Erde als Götter angerufen, so stehen Zeus und Dione im Cultus der Pelasger, so Baal und Melitta bei den Babyloniern. Oder man sieht in der Sonne den Kern und Quell des Lichts, und sie wird als der Erstgeborene des Himmels, als eine besondere Gottekmacht neben ihm verehrt. Die Arier nannten den ursprünglich einen Himmelszott (Diaus) auch den Allumfasser und den Regner, Varuna (Uranos) und Indra; daraus wurden in der Personification besonderer Offenbarungsweisen des Einen besondere Götter. Oder das Naturleben ward zur Grundlage der phantasievollen Betrachtung, wie es im Frühling ausblüht, im Herbst abwelkt, die Sonne wie sie täglich geboren wird und untergeht, im Sommer höher steigt und wärmer scheint, im Winter tiefer sinkt und ihre Kraft verliert; und dadurch kommt Weiden, Tod und Wiedergeburt in die Geschichte des Gottes, des Adonis, Osiris, Dionysos. Sodann aber haben, wie man in Aegypten, Indien, Griechenland, nachweisen kann, verschiedene Stämme eines Volks die ursprünglich gemeinsame Idee des Göttlichen nach besondern Natureindrücken, nach besondern innern Erfahrungen verschiedenartig und unter verschiedenen Namen weiter ausgebildet, was zuerst Beinamen war, ist selbständiger Hauptname geworden, und wenn nun die Stämme zum einigen Volk sich verbanden, hielt jeder seine Vorgesetztheit fest, nahm aber die der andern mit hinzu; unter der Herrschaft eines obersten Gottes entsteht ein Völkerverstaat.

Gemeinsame Götterverehrung ist im Alterthum nicht bloß das Band eines Volks, sondern auch der Stämme, der Genossenschaften, der Familien. Die verschiedenen Völker aber sind die selbständig entfalteten Aeste des einen Menschheitsbaumes; sie gingen nicht bloß räumlich, sondern auch geistig auseinander, als besondere Kräfte, Eigenschaften, Richtungen des Geistes mächtig hervortraten und Mittelpunkt wurden, von denen aus nun eigenthümliche Lebenskreise ihr Gepräge empfangen. Besondere Gedanken und Erfahrungen, besondere Weltanschauungen bedurften eigenartiger Ausdrucksmittel und Darstellungsweisen, und so entstand die Verschiedenheit der Sprachen; ebenso ward die Idee des Göttlichen nach Maßgabe der Grundrichtung und der äußern und innern Erfahrung eines eigenthümlichen Lebenskreises fortgebildet; und durch das unterscheidende Band besonderer Ideen, Sprachen und Religionen entstanden die verschiedenen Völker; denn ein Volk ist kein bloßer Menschenhaufen, sondern eine organische, natürliche wie geistige Einheit. Die für sich entwickelten Völker verstanden zunächst weder die Sprache der andern, noch fanden sie in deren Religion den eigenen Gott, den eigenen Glauben wieder, und so entstanden für das menschliche Bewußtsein die verschiedenen Volksgötter nebeneinander.

Es war Jakob Böhme der in diesem Sinne die Erzählung vom babylonischen Thurmbau gedeutet hat, wie ich dies in der „Philosophischen Weltanschauung der Reformationzeit“ (S. 703 fg.) nachgewiesen. Dieweil die Kräfte der Menschheit sich noch nicht angewickelt hatten, sagt er, redeten alle Menschen nur einerlei Sprache; als die mannichfachen Eigenschaften sich sonderten ward der Unterschied geförmt, und als die Völker sich zerstreuten ward ihre Sprache nach der Natur der Länder gebildet. Wie die Eigenschaft eines jeden Reiches ist, so verhalten sich auch Sprachen, Sitten und Religion, wie geschrieben steht: Welch ein Volk das ist einen solchen Gott hat es auch. Nicht daß mehr als ein Gott sei, sondern man versteht darunter die Offenbarung wie sich Gott nach aller Völker Eigenschaft in ihnen ausdrückt.

Die mosaische Ueberlieferung stellt imilde eines einmaligen und plötzlichen Ereignisses dar was ein langsamer und mehrfach sich wiederholender Proceß war, wenn z. B. nachher die anfangs noch gemeinsamen Semiten und Arier, und unter diesen wieder die besondern Völker sich schieden.

So betont denn auch Schelling in der Einleitung zur Phi-

osophie der Mythologie daß es innere, im Innern der homogenen Menschheit entstehende Ursachen gewesen, die sie in einander ausschließende Theile auseinander geführt, daß eine geistige Krisis, eine Erschütterung des Bewußtseins eingetreten sei und die ursprüngliche Einheit aufgelöst habe. „Denn auf eine Einheit, deren Macht selbst in der Zertrennung besteht, deuten die Erscheinungen, deutet das Benehmen der Völker, soweit es ungeachtet der großen Entfernung durch den Nebel der Vorzeit noch erkennbar ist. Nicht ein äußerer Stachel, der Stachel innerer Unruhe, das Gefühl nicht mehr die ganze Menschheit, sondern nur ein Theil derselben zu sein, und nicht mehr dem schlechthin Einem anzugehören, sondern einem besondern Gott oder besondern Göttern anheimgesallen zu sein, dieses Gefühl ist es was sie von Land zu Land, von Küste zu Küste trieb, bis jedes mit sich allein und von allem Fremdartigen sich geschieden sah und den ihm bestimmten, ihm angemessenen Ort gefunden hatte.“ Was man auch über Schelling's besondere Ausführung urtheilen möge, daß Religion, Sprache und Volk sich nur zusammen entwickelt haben, und daß die Scheidung im Willen der Vorsehung gelegen, zur Befreiung und Entfaltung der Wahrheit nothwendig gewesen, das werden wir festhalten dürfen. Aber ehe wir zur eigentlichen Mythologie, zur phantasievollen Gestaltung der religiösen Ideen in mannichfaltigen Götterbildern und Göttergeschichten kommen, müssen wir noch einige Zwischenglieder betrachten, die zwischen ihr und zwischen dem ursprünglichen Gefühl der Einheit und seiner Anschauung im Himmel liegen.

Das Erste ist der Geisterglaube. Wie die Idee Gottes ist die Hoffnung der Unsterblichkeit der geistigen Natur des Menschen eingebernen, das heißt der Anlage nach ihr eigen, und so tritt sie mit dem erwachenden Bewußtsein hervor. Der Mensch erkennt oder fühlt in sich einen Mittelpunkt des Lebens, er erfährt sich als selbstselektendes Wesen, er gewahrt wie er als solches im Wechsel der Außenwelt und ihrer Eindrücke, der eigenen Zustände und Vorstellungen beharrt; als dies Dauernde erhebt er sich über die Macht der Zeit, hält er sich für unzerstörbar, so daß ihm der Tod des Leibes nur zur Befreiung des Geistes wird. Darum finden wir mit der Anschauung des einen Himmelsgottes auch den Glauben an eine Geisterwelt bei den Naturvölkern wie im chinesischen Alterthum, bei Aegyptern und Turaniern, bei Semiten und Ariern; die Verehrung der Laren und Penaten als der fortlebenden, über den

Nachkommen waltenden Ahnen ist nicht bloß bei den Römern, sondern bei allen Nationen etwas Urfängliches. Die Geister umschweben die Erde, ihr eigentlicher Wohnsitz ist im Himmel, sie gehen ein zu Gott, auf den Schwingen des Windes durchfliegen sie die Wolkenregion und leben im Licht.

Der kindliche Mensch nun beurtheilt alles nach sich, er ist // sich selbst das Maß aller Dinge. Da gewahrt er denn daß was er thut das Werk seines Willens, der Ausdruck eines Gedankens ist, und danach macht er Willen und Gedanken zum Grund einer jeden Bewegung und Wirkung die er außer sich gewahrt; seine Einbildungskraft besetzt die Natur und sieht in allen Dingen und Vorgängen die Thätigkeit geistiger Kräfte, wie er solche in sich selbst und als die Ursache seiner Handlungen weiß. Auch die materielle Welt hat ihr Princip in Gott, in der göttlichen Natur, sie ist lebendig, ihre Ordnung, ihre Gesetze, sind Bestimmungen des göttlichen Geistes, der in ihr waltet; diese Wahrheit liegt den Gebilden der Kinderphantasie zu Grunde, darum finden sie Glauben. Noch gibt die Einbildungskraft den Geistern der Dinge keine Gestalt, noch sind die Dinge selbst ihre Erscheinung, wie Gott im Himmel angeschaut wird; aber die Geister der Natur und die abgeschiedenen Seelen der Menschen gesellen sich einander und verschmelzen zum Geisterreich. Das ruhige Wandeln der Gestirne, das Aufsprudeln des Quells, die belebende Wärme des Sonnenstrahls, das Flackern der Flamme, die Bewegung der Wellen, das Brausen des Windes, das Wachsen des Baumes, dies und so vieles andere kann sich der Mensch mit Recht nicht erklären, wenn er nicht ein selbststehendes Wesen als den Grund davon annimmt; aber den allgemeinen Grund zerlegt die von den einzelnen Eindrücken und Gegenständen ergriffene Einbildungskraft in eine Fülle besonderer Gründe, besonderer geistiger Wesen, die in den Dingen walten und die Erscheinungen bewirken. Alles Sichtbare, Gegenständliche, Objective ist der Ausdruck, das Werk unsichtbarer, selbststehender, subjectiver Kraft und Wesenheit; das ist die große Idee, die im Gemüth der kindlichen Menschheit noch unbewußt schlummert, aber durch die Thätigkeit der Einbildungskraft in der Vergleichen der Außenwelt mit der eigenen Natur und in der Gefaltung der Dinge nach dem eigenen Willen sich bereits bezeugt. Die Menschheit führt auf dieser Stufe das traumselige Phantasielieben des Kindes, dem auch alle Dinge persönlich sind, das sich in seinem heitern und sinnigen Idealismus noch nicht stören läßt, noch



unbefangen an die Wahrheit seiner Vorstellungen glaubt, und in ihnen in der That eine Form der Wahrheit für die sinnliche Fassungskraft hat. Ihres schöpferischen Vermögens froh übt und genießt sie in dieser Beseelung und Verklärung der Natur das erste Aufdämmern der Kunst, und alle spätere Kunstblüte ist die Entfaltung dieses Keimes.

Hier nun tritt der Polytheismus ein, wenn die Menschen in einzelnen bedeutsamen Naturgegenständen, in der Sonne, im Meer, in einem Strom, im Sturm, im Feuer einen besonders mächtigen, über die eigene Kraft erhabenen Geist ahnen, wenn sie zu demselben als zu einem höhern Wesen aufblicken, wenn die Idee Gottes damit verschmilzt und nun diese Gegenstände ihre Träger werden.

Die Kinderphantasie der Menschheit glaubt an die Beseelung der einzelnen Naturgegenstände, und wenn dann auch deren Gestalt an wirklich belebte Wesen erinnert, so schafft sie nun Naturbilder, und sieht eine Schlange im Blitz der aus der Wolke zuckt, oder im Fluß der sich durch die Wiese dahinwindet; sie hört den Sturm und sein Geheul läßt ihn als ein Raubthier erscheinen, während die Sonne als Vogel ruhig am Himmel dahinschwebt ein Schwan im Luftmeer; einem andern aber erscheint sie als ein Feuerrad, und einem dritten als das strahlende allsehende Auge des Himmels-gottes. Wellen sind Rosse, sie bäumen sich gleich ihnen und der Schaum wird zur wallenden Mähne. Die Gegenstände selbst haben verschiedene Seiten und werden anders vom Hirten, anders vom Jäger aufgefaßt. Dem Hirten sind die weißen Wölkchen eine Lämmerheerde oder die Regenwolken Kühe die mit ihrer Milch die Erde tränken; einem andern werden die Strahlen der Morgenröthe nach ihrer Farbe gleichfalls zu Kühen, während der Jäger in den vom Sturm gescheuchten Wolken eine Heerde sieht die in wilder Jagd dahlnbraust, Rosse, deren Hufschlag das Donnergetöse hervorbringt. Die dunkle Wetterwolke erscheint als ein finsternes Ungeheuer, ein feuerschnaubender Drache. Und wiederum ist das Gewölk aufgeschichtet wie ein Gebirge oder ausgebreitet wie ein zettiges Thierfell, und so kann es denn als ein Gewand des Himmels-gottes gelten, das er um seine Brust trägt, das Ziegenfell oder die Aegis des Zeus, während der Regen nach andern Bildern aus Vergesslichkeit stammt oder aus dem Wollenbrunnen herniederquillt. Oder die Wolken, diese vielgestaltigen, sind Frauen, die aus ihren Brüsten die Erde tränken, die das Wasser zu seinem



Geriesel durch ein Sieb rinnen lassen, oder es in vollen Strömen aus Krügen herabgießen. Der Sturm wird zum wühlenden Himmelsseber, oder man denkt sich daß ein Adler mit seinem Flügel-schlag ihn wehen macht. Die ersten Strahlen des Lichts wie sie aus dem Dunkel der Nacht oder des Gewölks wieder hervorbrechen, erscheinen als jugendlich glänzende Reiter auf weißen Rossen. So wird Irdisches an den Himmel versetzt und nach wirklich vorhandenen Aehnlichkeiten ein Gegenstand zum Gleichniß des andern; nicht bloß die dichterische, auch die gewöhnliche Sprache bedient sich fortwährend solcher Bilder; der Phantasie der Urzeit aber verschmelzen sie mit der Sache, das Zutreffende des Vergleichs leuchtet ein, er wird mehr unwillkürlich gefunden als mit Bedacht erfunden, und der künftliche Sinn steht nun im Gegenstand das ihm ähnliche lebendige Wesen selbst. Denn der Mensch faßt neue Erscheinungen dadurch auf daß er sie mit schon vorhandenen Anschauungen in Verbindung bringt, und mittels dieser jene in sich aufnimmt, sich verständlich macht; er sieht den Vogel in der Luft schweben, und danach wird ihm auch die Sonne, auch der Blitz zu einem lebendigen geflügelten Wesen; durch die Vorstellung der milchgebenden Kuh deutet er sich die regenspendende Wolke. Solche Anschauungen werden später bewahrt, sie leben im Volksglauben fort, wenn sie auch von ihrer natürlichen Stelle gerückt werden. Schwarz hat neuerdings hiernach die Mythologie als Bilder der Himmelserscheinungen zu deuten gesucht, und darauf aufmerksam gemacht wie die Wollenfrauen mit ihren Krügen und Sieben als Danaiden in der Unterwelt sind, oder nach dem Kinderglauben die Kinder aus dem Brunnen kommen, nur daß dieser jetzt im Dorfe selbst quillt und nicht mehr der Wollenbrunnen am Himmel ist, aus welchem die Seelen stammen.

Der entsprechende Gegensatz für diese Beseelung und Belebung der Naturdinge ist das Symbol, der Ausdruck geistiger Anschauungen und Vorstellungen durch analoge Erscheinungen der Außenwelt. Der Mensch sucht die innern Regungen seines Gemüths festzuhalten, ihnen Gestalt zu geben, sie zu äußern, um sie sowol andern mitzutheilen als sich selbst klar zu machen. Eindrücke der Außenwelt erwecken die Thätigkeit des Geistes Vorstellungen und Gedanken hervorzubringen; nur in Formen der Außenwelt kann er sich wieder kundgeben, wir kennen dies sinnliche Element in der Sprache, die selbst für die Begriffe des Erwägens und Betrachtens diese der Sichtbarkeit und äußern Thätigkeit entlehnten

Worte hat. So wird ihm denn das Licht zum Symbol geistiger Klarheit, die düstere trübe Atmosphäre zum Sinnbild einer bekümmerten Seelenstimmung, das Wasser, das Element körperlicher Reinigung, zum Veranschaulichungsmittel sittlicher Wiedergeburt. Der in sich geschlossene Kreis, oder die Schlange die sich in den Schwanz beißt, bezeichnet ihm das Anfangs- und Endlose, die Ewigkeit. Der Baum wie er blüht, welkt, wieder aufgrünt, wird das Sinnbild der Natur im Wechsel der Jahreszeiten. Fruchtbare Thiere wie der Stier, der Widder werden zum Symbol zeugender schöpferischer Kraft, und vermögen danach sinnbildlich die leben-erweckende Gottesmacht zu bezeichnen. Die allernährende Natur wird als Kuh oder als Weib mit vielen Brüsten dargestellt. Wie das Samenorn in die Erde gesenkt wird und dann eine neue Pflanze aus ihm hervorsproßt, wie die Raupe in der Puppe erstorben und eingefargt erscheint und dann als Schmetterling zu neuem schönern Leben aufersteht, so knüpft sich die Unsterblichkeits-hoffnung des Menschen an diese Naturerscheinungen, und der Gedanke macht sie zu seinem Symbol. Sinn und Bild weisen aufeinander hin, der Sinn wird sich am Gegenstand, bewußt und ver- deutlicht sich wieder durch denselben, es herrscht auch hier keine willkürliche Zusammensetzung, das Sinnbild ist nicht das Werk der Reflexion, diese ist in ihrer reinen Gedankenmäßigkeit noch gar nicht vorhanden, die Idee ist mit der Anschauung verwachsen, sie liegt auf ähnliche Weise in allen Seelen und auf diese wirkt wie- derum der gleiche Natureindruck; wer zuerst eins im andern wider- scheinen läßt, erhebt zur Klarheit was in allen aufdämmert, und wird darum auch verstanden. So sagt auch F. G. Welcker daß ein glücklich gefundenes Bild für die jugendliche Menschheit die im Geist aufkeimende Idee selbst war, eine lebendige augenscheinliche Offenbarung, eine Inspiration des von der Phantasie erleuchteten Verstandes, welche auf das nachmals Begriffene hindeutet, es im voraus zur Ahnung und Anschauung bringt, ungefähr was in an- dern Zeiten die eigentliche Erfindung des Dichters, in andern das wissenschaftliche Aperçu eines Kepler und Newton. Das wun- derbare Zusammentreffen der Naturerscheinung und des Inhalts im eigenen Gemüth dient zum Pfand der Wahrheit und Gewißheit. Das Symbol ist Mittel und Werkzeug zum sittlich-geistigen Ver- ständniß der Dinge wie zum anschaulichen Ausdruck der Gedanken; der Sinn spricht im Bild unmittelbar zum Schauenden.

In den Thieren erscheinen einzelne geistige Eigenschaften ver-

körpert, der Muth im Löwen, die List im Fuchs; sie werden zum Sinnbild für jene, so wie die Eule, die auch in der Dämmerung sieht, dem Hellenen den scharfen Geistesblick bezeichnet; die Schlange häutet sich, so wird sie zum Symbol der Lebensverjüngung. Nehmen wir nun hinzu daß der kindlichen Menschheit, die im Naturzustand ihre Geistigkeit noch wenig entwickelt hatte, die Thiere in vertrauter Nähe und doch wieder geheimnißvoll gegenüberstanden in der stummen Sicherheit ihres Instincts, in der Schnelligkeit ihrer Bewegung, in der Fülle ihrer Kraft, so wird es erklärlich wie sie nicht bloß zum Bild der Naturgegenstände, sondern auch zum Symbol geistiger Wesenheit und göttlicher Mächte werden konnten. So versinnlichen nicht bloß dem Aegypter Siter und Ankh die bereits als männlich schöpferisches und als weiblich empfangendes und bestimmbares Princip in zwei zusammengehörigen Wesen vorgestellte Gottheit; auch Indra, auch Dionysos werden als Sitere angerufen, Baal in Thiergestalt abgebildet. Der Thierdienst ist Thiersymbolik, der Mensch belet nicht das Thier als solches an, sondern die Gottesmacht, die ihm die Schlange als das Bild der Ewigkeit, der Lebensverjüngung, die ihm der Wieder als Bild der Zeugungskraft und damit des Schöpferwillens versinnlicht.

Die Naturgeister waren ursprünglich gestaltlos, die in den Gegenständen wirkenden unsichtbaren Mächte; indem sich die Seelen der Verstorbenen ihnen gesellen, liegt es nahe sie in menschlichen Formen vorzustellen. Je mehr dann der Mensch seiner eigenen Vernünftigkeit inne wird, desto klarer wird ihm daß die wahre Naturgestalt des Geistes seine eigene ist; je mehr er Vernunft und Ordnung in der Natur erkennt, desto weniger genügt ihm das Thiersymbol für die in ihr waltende Gottheit, desto mehr schaut er sie menschlich an. Zugleich erfreut sich der Mensch seiner geistigen Gaben, die Kräfte seines Gemüths, die sittlichen Gefühle bilden sich aus und kommen zum Bewußtsein, die Stimme des Gewissens, die Erfahrungen des Lebens weisen auf eine sittliche Weltordnung hin. Nun werden auch geistige Principien, wie Liebe und Weisheit, personificirt. Wie der Mensch seine Subjectivität als den Träger seiner Gedanken und Handlungen weiß, so setzt er mit Recht überall wo er ein zweckmäßiges Wirken oder wo er sittliche Verichte vollzogen sieht, eine Persönlichkeit voraus die solches vollbringt. Und will er sich ein Bild von ihr machen, so genügt nur das eigene, das er sich aber größer, herrlicher vorstellt, um

der Erhabenheit des Göttlichen würdig zu sein. Wie das Kind mit den Dingen als mit Personen verkehrt, so zeigt sich die personificirende Phantasieethätigkeit sogleich in der Sprache, wenn diese den Dingen ein Geschlecht gibt, sie als männlich oder weiblich unterscheidet und bestimmt; dasselbe geschieht mit geistigen Eigenschaften und Begriffen. Die Ursprache hat statt der allgemeinen und abstracten Ausdrücke stets die concreten; sie macht die Nacht zur Mutter der Träume, wo wir sagen daß wir zur Nachtzeit träumen; sie braucht den Ausdruck des Erzeugens für verursachen, und im Regen des Himmels, der die Erde fruchtbar macht, steigt der Himmelsgott liebend zu ihr herab. Die Musen sind die Töchter des Juns und der Erinnerung, denn schöpferische Macht und treues Verhalten des einmal Gewonnenen bedingen die Cultur. Zum Geschlecht fügt dann der Geist auch Menschengestalt und Menschenart, indem er die Personification vollendet. Jede Weise geistigen Lebens, deren Einheit man erkennt, wird nicht blos in ihrer Allgemeinheit oder als Prädicat angenommen, sondern zu einem Gipfel concentrirt, als Persönlichkeit in einer entsprechenden Gestalt angeschaut; so die Liebe, die Weisheit, der Kriegsmuth, die Jugend, das Gesetz, die Anmuth. Hierfür wie für die Naturkräfte ward nun die menschliche Gestalt und Handlungsweise gewählt, und so tanzten nun Nereiden als Jungfrauen den Wellenreigen, und hauste eine Nymphe in der Tiefe die den Quell ergoss. „Sah man dann“, bemerkt Mannhardt weiter, „weiße Nebel gewandartig an dem Wasser aufsteigen, so erweiterte sich die Anschauung schon dahin daß die Quelljungfrau ein wunderbares Gewand webte. Das Plätschern, Murmeln und Rauschen der Wasser klang wie die Stimme, wie der wunderbare nur dem Herzen verständliche Gesang der Göttin. Aus diesen Elementen sind die griechischen Mythen von den Nymphen und Musen, die germanischen von den spinnenden gesangliebenden Waldfrauen erwachsen.“ Dies zeigt zugleich wie man das Ideale und das Reale verband, wie man an den murmelnden Quell die Gabe des Liebes und den Trank der Vergeistigung kuspste, wie die Geister des Gesangs, die Musen, eine Naturbasis in den Nymphen fanden. So bleibt auch dem menschlich gedachten Meerergott etwas von der Wildheit des Elements, wie die Götter des Lichts und Frühlings als schöne Jünglinge gebildet werden, oder der klare süßle Aether, der den Athenern den Eindruck der Jungfräulichkeit machte und als Jungfrau personificirt ward, zugleich das Symbol des Geistigen war, und die Jungfrau



dadurch zur Göttin der Weisheit und Selbstbesehung erwuchs, — oder die Idee dieser idealen Wesenheit fand sofort die Trägerin an jener Naturgestalt. Die Ideen werden in dieser phantasievollen Jugendzeit unsers Geschlechts nicht als reine abstracte Gedanken, sondern als lebendige leibhaftige Wesen dargestellt, ausgestattet mit geistigen und physischen Kräften; daß Gedanken nicht für sich sein können, sondern eine denkende Subjectivität voraussetzen, daß Principien entweder selbst Persönlichkeiten sind oder ihren Begriff ausmachen und durch sie zur Wirklichkeit gebracht werden, diese Wahrheiten sind auch hier die allerdings noch nicht gewusste aber aus der Natur des Geistes und der Sache stammende Grundlage, auf welcher die Poesie des Gottesbewußtseins sich entwickelt.

Wie der Mensch lebhaft fühlt oder klar denkt, so erfährt er Gott als Einen, und in dem Gott den er gerade anruft betet er die ganze Gottheit an. Aber in verschiedenen Stimmungen, bei verschiedenen Erfahrungen hebt der einzelne und heben andere Menschen andere Seiten des Göttlichen hervor, und diese mannichfaltigen Formen und Offenbarungsweisen werden um so leichter mehrere Götter, als auch in der Natur so große überwältigende Erscheinungen wie die Sonne, das Erdbeben, das Meer, der Sternenhimmel, das Gewitter, das Feuer für sich hervortreten, ihren besondern Eindruck machen, zum Symbol der im Gemüth aufstämmernden Ideen werden. Nie wird das Ding, die Naturerscheinung als solche vergöttert, sondern in aller Wirksamkeit ahnt man ein Selbst, eine persönliche Kraft, und die Innenwelt wird dadurch zum Phänomen des Idealen, zur Aeußerung und zum Gleichniß des Geistes.

Das religiöse Leben entwickelt sich innerhalb der Familie; sie ist die Wiege der Dankbarkeit, der Ehrfurcht, sie ist auf die Liebe gegründet, und das Gefühl der Verpflichtung, die Stimme des Gewissens erwacht; die Gesinnungen welche die Kinder gegen die Aeltern hegen werden auf Gott oder die Götter, auf die unsichtbaren Helfer und Wohlthäter übertragen. Der Mensch ahnt und sieht Gesetze in der Natur wie in seiner eigenen Brust, und wenn er zu den Gestirnen emporblickt, wenn er in ihnen wohlthätige Mächte, eine heilvolle Ordnung verehrt, so werden keine astronomischen Kenntnisse in die mythischen Bilder hineingeheimnißt, denn solch ein Wissen ist noch gar nicht vorhanden, sondern die Sterne sind das Sinnbild einfacher Ideen, der den Segen des Lichts und der Wärme spendenden, den Verlauf der Zeit und



damit den Wechsel der irdischen Natur regeln und lenken den geistigen Macht; an ihre Ordnung knüpft sich der Gedanke einer Weltordnung überhaupt, sie veranschaulichen das allgemeine Gesetz und Schicksal. Der Kreislauf der Sonne, wie sie auf- und niedergeht, wird zum Sinnbild für das Geschick der Menschenseele, die auch hier ihr Tagewerk zu vollbringen hat, auch auf ein neues Leben nach ihrem Verschwinden aus der Sichtbarkeit hofft.

Insofern die Naturmächte in Menschengestalt vorgestellt wurden, lösten sie sich vom Element, und gewannen ihm gegenüber eine freie Selbstständigkeit, ein eigenthümlich geistiges Dasein und Wirken. Man bringt die einzelnen Wesen in Familienbeziehung zueinander, indem man sie entweder als Söhne und Töchter des ursprünglich einen und höchsten Gottes, damit als die Ausstrahlungen seines Lichts, die Entfaltung seiner Idee betrachtet; oder man bewahrt die Erinnerung an die Natur, und Sonne und Mond sind Geschwister, die Nacht des Tages Mutter oder Tochter, der Sonnengott bald der Sohn bald der Geliebte oder Gemahl der Morgenröthe. Die Kinder des Himmelsgottes erhalten nach ihrer Individualität verschiedene Mütter; wird dann später eine Gemahlin als die Himmelskönigin und Ehegenossin anerkannt, so bildet sich die Vorstellung von Liebschaften, von der Eifersucht der rechtmäßigen Gattin. Der denkende Dichtergeist bewahrt bis tief in die geschichtliche Zeit hinein die Freiheit in der sinnigen Bezeichnung der Natur und Eigenart göttlicher Wesen durch die Bestimmung von Verwandtschaftsverhältnissen; er kann nur dadurch auf Anerkennung und Beifall rechnen daß er etwas leicht und allgemein Einleuchtendes findet.

In dem menschlich gestalteten Gott tritt die Beziehung auf das menschliche Leben in den Vordergrund, und verknüpft sich mit der Forderung der menschlichen Vernunft daß das Gute als das Göttliche gewußt werde, daß durch Gott das Böse bestraft, das Rechte zum Sieg geführt, das Edle begnadet werde. Nun wird der einschlagende Blitz ein rächender Strahl des Zeus und die Strahlen der Sonne werden zu Pfeilen, die der Ferntreffer Apollon sendet, der bogenbewehrte Gott: denn man hat die Erfahrung daß auch ungesehen und aus der Ferne die Gottheit den Frevler erreicht. Die verzehrende Glut der Sonne wird jetzt ein Strafgericht des zürnenden Gottes, er erscheint dadurch ebenso sehr als der Furchtbare wie als der Wohlthätige.

Ist aber das Geistige, das frei Persönliche in einer Göttergestalt ausgebildet, dann wird der Naturvorgang, in welchem man ursprünglich sein Walten sah, nicht mehr als das Immerwährende sondern als eine einmalige Geschichte aufgefaßt, und die Darstellung einer Idee oder einer Naturerscheinung in der Form einer Erzählung, die Ausprägung des religiösen Glaubens durch veranschaulichende geschichtliche Thatfachen macht gerade den Begriff des Mythos aus; oder mit Otfried Müller's Wort: „Der Mythos erzählt eine That wodurch sich das göttliche Wesen in seiner Kraft und Eigenthümlichkeit offenbart, das Symbol veranschaulicht sie dem Sinn durch einen damit in Zusammenhang gesetzten Gegenstand.“ Das Physikalische wird in das Ethische erhoben, damit hört aber der Mythos auf bloß Naturbild zu sein, damit wird er zur Darstellung einer sittlichen Idee. Demgemäß bedarf und erhält der Vorgang seine Motivirung. Daß die Kinder der Erdmutter, die Getreidehalmen, von der Sommer Sonne getrocknet werden, daß sie im Herbst über den Tod derselben trauert, ist die Naturgrundlage des Mythos von der Niobe; ist aber sie wie Apoll anthropomorphosirt, so wird die Tödtung ihrer Kinder durch ihn aus einem jedes Jahr wiederholten allgemeinen Ereigniß eine einmal vollbrachte That, und diese bedarf der Veranlassung, der sittlichen Rechtfertigung; man findet beides in der Gesinnung Niobe's; ihr Mutterglück macht sie stolz; übermüthig vergift sie der Demuth vor den himmlischen Mächten, rühmt sie sich vor der Mutter des Apoll und der Artemis, und muß dafür ihrer Endlichkeit inne werden, die Hinfälligkeit des Irdischen kennen lernen; die beleidigte Mutter zu rächen, den Uebermuth zu strafen entsenden Apoll und Artemis ihre Pfeile, und Niobe's zu Stein erstarrender Schmerz lehrt uns Demuth im Glück, Mäßigung und Ehrfurcht vor den Göttern. — Hephaistos, das Feuer, wird als Blik vom Himmel auf die Erde geworfen; die flackernde Bewegung der Flamme, die am Stoff des Holzes haftet, erscheint gelähmt; der Sturz motivirt die Lähmung, aber auch der menschlich gestaltete kunstreiche Feuer-gott bleibt hinfend, und nun muß eine Veranlassung gefunden werden daß einmal der Vater oder die Mutter das Kind hinabgeschleudert habe. Wenn der Vollmond aufgeht, sinkt die Sonne hinab; Endymion, der Niedertaucher, heißt der abendliche Sonnengott, Selene's liebender Kuß ist ihm tödlich; daraus wird die Geschichte von Luna und Endymion. Die Sonne liebt den Morgen-thau, aber ihr Strahl verzehrt ihn; daraus wird die Sage daß

Prokris von der Lanze des Kephalos getödtet worden. Beide Namen hat Max Müller in diesem Sinn gedeutet. Auch in dem Namen Daphne's hat er eine Bezeichnung der Morgenröthe gefunden; der Sonnengott liebt sie, aber sie flieht vor ihm, sie stirbt in seinem Arm; die Bedeutung des Namens ward in Griechenland vergessen, aber das Wort für Vorber bot einen Anlaß an ihn, und so ward die vom Gott verfolgte Geliebte in einen Vorber verwandelt, der Vorber ihm geheiligt und eine Geschichte, die sich einmal ereignet haben sollte, die ursprünglich das Bild eines alltäglichen Naturvorgangs war, motivirte nun warum der Gott sich mit dem Zweig des Baumes schmückte.

Ueberhaupt erklären sich die Verwandlungen der Götter auf diese Weise. Man stellt jetzt die Götter sich menschlich vor, aber die Erinnerung an das alte Thierbild ist noch wach, man gibt ihnen das Vermögen Thiergestalt anzunehmen, man erzählt von dem besondern Anlaß wo sie sich einmal in Thiere verwandelt, wie Zeus in Stiergestalt die Europa raubt, oder aus dem Wellenreiß, das der Sturm vor sich herjagt, die Sage wird daß die indische Göttin Saranyus in Krokodilgestalt der Umarmung des Himmelsgottes entfliehe. Die irrende Mondgöttin wird auf ihrer wechselreichen Bahn dennoch behütet, bewacht vom tausendäugigen Argos, dem vielsternigen Nachthimmel; die Sichelform des Neumonds und des letzten Viertels erinnerte an die Hörner der Kuh, die Mondsichel auf dem Haupt der Göttin konnte so verstanden werden als ob sie Hörner bezeichnen sollte; nun lag es nahe daß so einmal durch die Eifersucht Here's in eine Kuh verwandelt worden sei. Auf gleiche Weise erklärt es sich wenn die Göttin Berchtha den Schwanenfuß oder der Sturmgott Odin den Adlerkopfs behält, oder wenn der Adler dem Zeus, der Schwan dem Apollo geheiligt wird.

Aus unserer ganzen Betrachtung folgt daß das Phantasiebild der Götter eine doppelte Wahrheit hat, die Naturschauung liegt ihm zu Grunde und zugleich die Idee, die sinnliche Erfahrung, und beides ist innigst verschmolzen und der Gott dadurch zum Ideal des Lebens in einer bestimmten Richtung geworden; er ist keine bloße Vorstellung, sondern eine Macht, deren Wirken man in der Außenwelt wie in der eigenen Brust gewahrt. Hat sie einmal bestimmte Gestalt gewonnen, so werden auch fernerhin neue Ereignisse an sie geknüpft oder im Glauben an sie gedeutet. Sah man in Luthen einmal die wetterhaltende Macht, glaubte man einmal daß

nichts Größes in der Geschichte ohne Gott geschieht, wie sollte er da nicht bereits in der alten Heldenzeit sich bezeugt haben? Nahm man an daß er sich sichtbarlich verkörpere um thätig in die Geschichte einzugreifen, so waltete er nicht bloß theilnehmend vom Himmel herab oder als eine vorübergehende Erscheinung wie die Homerischen Götter, sondern der die Entscheidung bringende Held war selbst die Verkörperung des menschengewordenen Gottes. Galt einmal Apollo als der die Unbill strafende Gott und eine plötzlich ausbrechende Krankheit als sein Werk, wie nahe lag es für Kalkas die Pest am Anfang der Ilias so zu deuten daß Apollo zürne, weil Agamemnon seinen Priester beleidigt habe! So empfing die Mythologie im Lauf der Zeiten neue Züge, während andere unkenntlich wurden, frische Farben, während die alten verblassten. Apollo hieß ursprünglich Delios, der Leuchtende; das klang an den Namen einer Insel an, und so ward er der delische, und seine Geburt auf Delos durch einen Mythos motivirt.

Ich habe schon oben angedeutet wie aus verschiedenen Namen des einen Gottes mehrere Götter wurden; dies wiederholt sich im Polytheismus. Apollon ist Phöbus der Glänzende, aber auch Phaeton der Leuchtende, Helios die Sonne, Hyperion der über uns Wandelnde. Wenn er aber der Mäusenführer, der Orakelgeber, der Entzündiger ist, er der physische und geistige Lichtgott, so meinte man ihn doch nicht gut zugleich als den Lenker des Sonnenwagens ansehen zu dürfen, und kam zur Annahme eines besondern Helios, und gab diesem wieder den Hyperion zum Vater. In Bezug auf Phaeton erinnern wir uns der alten Vorstellung nach welcher das abendliche Niedersinken der Sonne in die Wellen des Meeres als der Hinabgang des leuchtenden Gottes in die Unterwelt, als sein Tod aufgefaßt wurde; dann aber ließ man den Gott nicht mehr sterben und wieder geboren werden, sondern auf goldenem Becher durch den Ocean fahren, und der Leuchtende, der einst ins Meer und damit in den Tod gestürzt war, Phaeton, ward nun als ein Sohn von Helios oder Apollon aufgefaßt und da galt es seinen Tod zu motiviren: er erbat sich von seinem Vater nur auf einen Tag die Zügel der Sonnenrosse; da er aber die rechte Bahn nicht innehielt, und bald den Himmel, bald die Erde in Flammen setzte oder in Frost erstarren ließ, so schleuderte ein Blitz des Zeus ihn hinab in die Tiefe.

Je mehr das geistige Leben des Volks sich entwickelt, desto geistiger werden die Götter, desto mehr werden sie als Spender



und Principien der geistigen Gaben und Güter, als stiftliche Weltordner verehrt, desto mehr werden sie zu Idealen in welchen ein ganzer Stamm sein Vorbild oder seine Eigenthümlichkeit in vollendeter Gestalt anschaut, wie die Dorier in Apollon, die Athener in Pallas Athene. Je mehr der Mensch aus dem Naturzustand sich zur Cultur hervorarbeitet, je mehr ihm die Angelegenheiten der Familie, der Gesellschaft des Staats in den Vordergrund treten und der innige Verkehr mit der Natur seine Ausschließlichkeit verliert vor dem Wechselverkehr der Menschen und der Völker, desto klarer wird er sich der leitenden Gottheit nun auch in der innern Erfahrung, im eigenen Loos wie im Geschick der Nationen bewußt, desto mehr zieht ihn jetzt die menschliche Form der Mythen an, sodaß er leicht die anfängliche Naturgrundlage ganz vergißt. Er ist selbst in ein Jagenbalth der Thatenfreude, des Heldenthums eingetreten; da übt nun gerade das seinen Zauber auf ihn daß die Naturerscheinungen als Thaten der Götter dargestellt werden, er hält sich an das Abenteuerliche, das Verdienstvolle der Handlung, und spinnt diese weiter aus. Und wenn nun wirkliche Erlebnisse, wirkliche Heldengestalten an solche Ueberlieferungen der Urzeit erinnern, so entsteht die Heldensage, welche durch diese Verschmelzung mit der ursprünglich ethischen und idealen Göttermythe ihre Tiefe und ihren Glanz empfängt. Sie entwickelt sich namentlich aber auch dadurch daß anfänglich eine Göttersage an verschiedenen Orten localisirt und eigenthümlich gestaltet ward, dann aber ein allgemeiner Cultus an die Stelle der besondern Auffassungen trat, und während nun die eine Gestalt göttlich verehrt wird, gelten die andern für Heroen. So war Siegfried ursprünglich ein Frühlings- und Sonnengott, ward aber zum Sonnenhelden, ähnlich wie Perseus. Denn der Kampf und Sieg des Lichts über die Finsterniß war schon im grauen Alterthum als ein Streit mit Ungeheuern dargestellt, und wie Siegfried den Fendwurm, so haben Apello, Perseus, Herakles die furchtbaren Drachen geschlagen; aber der Apollodienst überwächst den andern, und sie werden nun zu Heroen, das Heldenhafte wird ausschließlich fortgebildet. Durch andere Sitten, durch andere geschichtliche Verhältnisse kommen andere Motive in die Sage; aber der ursprüngliche Grundgedanke klingt hindurch.

Doch ehe wir uns zum historischen Mythos wenden, wird es rathend sein über den religiösen noch einige abschließende Worte zu sagen. Ich habe die Mythologie genetisch betrachtet, soweit die gegenwärtige Forschung reicht; es sind besonders die Vedas, welche



in dieser Hinsicht vor allen andern Büchern wichtig erscheinen, und uns einen Einblick in das Werden der Mythologie gewähren; denn Naturbilder wie Symbole tauchen auf und verschwinden wieder oder werden bewahrt, die Menschengestalt der Götter kommt hinzu und wird allmählich ausgebildet, die Naturvorgänge werden in Thaten der Götter übersetzt, die Mythen nach den Erfahrungen des Volks im Fortschritt seines Lebens fortentwickelt, und immer bleibt dabei die Idee des einen Göttlichen im Gemüth, das Gefühl daß die mannichfaltigen Götter nur verschiedene Namen für das eine ewige, geheimnißvolle Wesen sind, und das reine Licht sammelt bedeutsam die mannichfache Strahlenbrechung in sich zurück.

Ich möchte nun nicht mit dem Meister der Bedalinde Mor Müller sagen: der wesentliche Charakter einer Mythe sei der daß sie in der gesprochenen Sprache nicht mehr verständlich sein dürfe. Denn ursprünglich ist die Metapher, ist das Bild für den Sinn durchsichtig und verständlich, aber später kommt es vor daß das Bewußtsein von der Bedeutung der Wurzeln sich trübt und verdunkelt, und daß dem Enkel unverständlich wird was dem Großvater klar war, daß aber der Enkel doch den Ausdruck bewahrt und weiter verwendet. Müller selbst hat eine mythenbildende Periode in der Entwicklung der Sprache in dem Sinn angenommen daß dieselbe in Wörtern wie Tag, Frühling, Tugend ja nichts Individuelles oder Körperliches bezeichnet, sondern eine Reihe von Eindrücken zu einer Gesamtheit verknüpft, oder eine Eigenschaft zum Wesen erhebt. Die Wörter sind gewichtig, und der jugendlichen Menschheit ist der Sonnenuntergang ein Altern, Abnehmen, Sterben der Sonne. Die Nacht ist die Mutter des Abendsterns und des Schlags, weil zu ihrer Zeit jener sichtbar wird und wir einschlafen; die Morgenröthe enthüllt das Verbrechen, welches die Nacht erzeugt oder verborgen hatte, und so kann sie zur Grimme werden, und diese verfolgt wie eine leichtgeschürzte Jägerin mit den umschlingenden Schlangen des bösen Gewissens den Missethäter.

Wenn Bonaventura um der salbungsvollen Kraft seiner Worte willen von Thomas von Aquin gerufen wird, so deutet er auf das Crucifix in seiner Zelle: „Dies Bild dictirt mir alle meine Worte.“ Er will damit nur sagen daß seine Begeisterung aus dem Glauben an den leidenden Heiland quillt, aber das Volk macht daraus das profane Mirakel eines sprechenden Kreuzes. Nimmt man materiell und falsch was in der Sprache der Dichter und Seher, was in der ursprünglichen Rede überhaupt, dieser Schöpfung der Phantasie, bild-

lich gemeint ist um den Sinn zu gestalten, so verliert man die tiefe Bedeutung und verfällt in schwer erklärliche Seltsamkeiten. Es geht uns heutzutage kaum anders. „Das mein Leib, das mein Blut“ sagt Christus beim Abschiedsmahl, Brod und Wein darreichend, deren Genuß das sinnliche Zeichen, der Träger der geistigen Liebesgemeinschaft mit ihm sein soll. Das Wort „ist“, an das sich Luther und seine Anhänger klammern, hat er im Aramäischen gar nicht ausgesprochen; der gläubigen Seele werden allerdings im Genuße Brod und Wein zu Fleisch und Blut Christi, insofern überhaupt die Dinge das für uns sind wofür wir sie nehmen. Aber die Transsubstantiationslehre von Paschasius Ratbertus behauptet daß die Elemente von Brod und Wein in die von Fleisch und Blut des wirklichen Leibes Jesu, wie ihn Maria geboren, ungeschaffen würden, doch aber die anfängliche äußere Erscheinung behielten, und Voltaire spottet nun darüber, daß den Christen die Geistlichen ihren Gott aus Teig schaffen, und berechnet wie viel Centner Fleisch und wie viel Eimer Blut Christi täglich verzehrt würden. Und doch fehlt dem Abendmahl keineswegs seine religiöse Weihe und die heiligende Kraft der Versöhnung und sittlichen Förderung für das Gemüth.

May Müller scheidet zu sehr zwischen Religion und Mythologie. Es sei ein Räthsel daß die gebildeten Griechen bei ihrer Abneigung gegen alles Ungeheure und Maßlose doch von ihren Göttern Dinge berichten welche die wildesten Nothhüte in Schauer und Schrecken versetzen würden, — wie z. B. Uranos von seinem Sohn Kronos verstümmelt wurde, wie Kronos seine eigenen Kinder verschlang. Wol eifert schon Xenophanes dagegen daß man von den Göttern Ehebruch und Betrug erzähle, und nach Epikur ist nicht derjenige irreligiös welcher die Götter der Menge leugnet, sondern derjenige welcher ihnen die Meinungen des großen Haufens anheftet. Diese Meinungen sind aber das abergläubische Mißverständnis der Mythen; denn daß die Zeit dem stets neue Formen hervorbringenden Schöpfungsdrange Schranken setzt, daß sie selber wieder verzehrt was sie hervorgebracht, aber das Ewige doch nicht zerstören kann, das sind auch uns noch verständliche Metaphern, deren kühnere Bildlichkeit in der alten Sprache niemals hätte buchstäblich genommen werden sollen. Daß der Himmelsgott in die Tiefe der Erde mit seinem goldenen Strahlenregen hinabbringt um die im Winter eingeschlossene Kraft der irdischen Natur zu wecken und zu befruchten, diese Mythe von Zeus und Danae ist

ja ganz dasselbe wie die Frühlingsfeier seiner heiligen Hochzeit mit Here, und wird nur dann zur ehebrecherischen Buhlschaft, wenn man den Gedanken vergift und die Erzählung als eine besondere Geschichte berichtet. In der Odyssee, sagt Müller, herrscht überall das unbedingte Vertrauen auf die göttliche Weltregierung, und es ist echte Religion, wenn der Saubhirt Eumaios sagt: Gott wird uns geben was er im Herzen beschleßt, denn er vermag alles; — wenn die formaleute Elavin, während es donnert, zu Zeus betet daß er durch die Heimkehr des Odysseus die Frevel der Freier strafen möge; — wenn Nestors Sohn äußert: die Menschen alle bedürfen der Götter. Nur habe die Mythologie der alten Religion fast die Lebenslust geraubt, und es sei schwer durch das üppige giftige Unkraut ihrer Phrasologie den gesunden Stamm zu erkennen, den diese umwuchern. Kann man nicht Aehnliches von der Religion Jesu und der scholastischen Dogmatik sagen? Ist es nicht dasselbe Räthsel daß sie neben Newton und Kant ihre Stelle unter uns behauptet, statt daß man endlich den ursprünglichen Kern rein erfassen und die ethische Wahrheit mit der Natur- und Geschichtsansicht unserer Zeit zusammenbringen sollte? Was ist denn die den Telamachos in Mentors Gestalt begleitende Pallas Athene anders als die göttliche Vorsehung, die mittels des Freundes dem Jüngling mahnend und helfend zur Seite steht? Wer alles was die mythologischen Compendien von Zeus berichten zusammennimmt und für eine Lehre von Gott ansieht, der wird freilich über die Widersprüche nicht hinauskommen, daß neben dem Höchsten und Edelsten auch das Unwürdige und Endliche oder Schwache steht: der Allwissende wird betrogen, der Ewige hat einen Vater, der Gott der Treue ist treulos. Aber das Verkehrte liegt nur darin daß man bei einzelnen Mythen die Naturgrundlage vergessen, den dichterischen Ausdruck materiell genommen, und was verschiedenen Zeiten und Orten angehört kritiklos zusammengestellt hat. Der mirakelsüchtige Aberglaube und der Passiengelst, welcher die Menschen an seine unbegreiflichen Dogmen bindet, das sind die Feinde der wahren Religion; aber der kindliche Sinn des Volkes hält sich auch trotz der verdunkelnden, weil dunkel gewordenen mythischen Hülle an den Wahrheitskern, an den Sinn, der ja auch das Bild besetzt hat. In Aegypten heißt ein Gott der Gemahl und Bruder seiner Mutter. Welch ein Greuel, wenn man das dogmatisch nimmt, wenn man vergißt daß der Geist ja der Natur verschwistert ist, daß sie, das objective Dasein, dem sich erfassenden Selbstbewußtsein vorausgeht,

es gleichsam im Schoße getragen hat, und daß der Geist mit der Natur in innigster Gemeinschaft lebt! Wenn Namen undurchsichtig werden, wenn Metaphern buchstäblich aufgefaßt sind, wenn man das Mißverständene oder Dunkle dennoch festhält und nun damit weiter arbeitet, so kann allerdings ein seltsam verworrenes Gewebe entstehen, und der Aberglaube im Heidenthum wie in den monotheistischen Religionen besteht eben darin daß man den Mythos, das Bild nicht dichterisch, sondern prosaisch versteht. Mit Rücksicht hierauf denkt Müller in dem Namen der Mythologie jeden Fall einbegriffen in welchem die Sprache eine unabhängige Kraft gewinnt und auf den Geist zurückwirkt, anstatt ihrem eigentlichen Zwecke gemäß die bloße Verwirklichung und äußerliche Verkörperung des Geistes zu sein. Aber ich glaube nicht daß wir berechtigt sind in der Verdunkelung und dem Mißverständnis das Wesen der Sache zu sehen. Ich erinnere dabei an das treffliche Wort von Jakob Grimm: „In unserer heidnischen Mythologie treten Vorstellungen deren das menschliche Herz hauptsächlich bedarf, an denen es sich aufrecht erhält, stark und rein hervor. Der höchste Gott ist ihm ein Vater, der Lebenden Heil und Sieg, Sterbenden Aufnahme in seine Wohnung gewährt; Tod ist Heimgang, Rückkehr zum Vater. Dem Gott zur Seite steht die höchste Göttin als Mutter, weise und weiße Frau. Der Gott ist hehr, die Göttin leuchtend von Schönheit, beide ziehen um und erscheinen im Land, er den Krieg und die Waffen, sie spinnen, weben, säen lehrend, von ihm geht das Gedicht, von ihr die Sage aus.“

Die Mythologie ist Religion; sie ist dem Volk kein Spiel, sondern feierlicher Ernst, sie herrscht über die Geister. Einer Allegorie, einer poetischen Fiction bringt man kein Opfer, fühlt man sich nicht verpflichtet; das Heidenthum hat aber in der Mythologie seine religio, sein Band mit der Gottheit, es fürchtet den Zorn seiner Götter, es fühlt daß der Mensch durch die Sünde, durch das Uebertreten des göttlichen Gebots und Willens das Leben verwirkt hat und dem Tode verfallen ist, und sucht durch das selbstverletzende Blut der Thiere, ja durch das Blut von Menschen, von unschuldigen Kindern die Gottheit zu versöhnen, die Unterwerfung und Hingebung des eigenen Willens zu bezeugen.

Die Mythologie ist keine Fabel, sondern Wahrheit, wenn auch im Gewand das die Phantasie gewoben hat; den Einschlag bildet dabei die Gottesidee, das Ideal der Vernunft im menschlichen Gemüth, der Gedanke des Unendlichen; die Idee kommt dadurch zum



Bewußtsein daß Naturerscheinungen sie erwecken, daß der Mensch durch äußere und innere Erfahrung des Waltens höherer Mächte inne wird, von denen er sich abhängig, aber zugleich auch getragen, liebevoll umfassen fühlt. Der Idee, der subjectiven Wahrheit kommt die Objectivität, die Erfahrung der Natur und Geschichte entgegen, und diese wird verständlich, wird gebettet, indem sie jene bestätigt und als thatächlich zur Erscheinung bringt. Idee und Factum stehen in ungeschiedener Einheit und lebendiger Wechselwirkung, der Gedanke hat noch keine andere Form als die des Symbols, des Bildes, der Erzählung, er entwickelt sich selbst erst in ihr zur Klarheit und zum Ausdruck.

Wir sehen also mit Fehne in der Mythologie eine Kindersprache des Geschlechts, eine Darstellungsweise die der alten Zeit nothwendig war, indem diese sich noch nicht anders ausdrücken konnte; aber wir nehmen nicht mit diesem Geschlechte an daß das Symbolische oder die Personification eine bloße Form gewesen, die man nur mißverständlich für wirklich genommen hätte, indem man später den Ausdruck mit der Sache verwechselte und die Dichter dann der Göttergestalten und Göttergeschichten sich als artiger Phantasiegebilde bedienten, sie zum Schmuck ihrer Werke mit Anmuth und Schönheitsfönn auswählten. Danach würden die Mythenschöpfer nicht an die Naturgeister geglaubt, eine heilige Hochzeit des Himmelsgottes und der Erdgöttin, des Zeus und der Here, nicht als den Grund für das aufblühende Leben und die Fruchtbarkeit des Jahres angenommen haben; sie hätten abstracte Begriffe im Sinn gehabt, nur die Armuth der Sprache hätte es veranlaßt sie durch Personen zu bezeichnen, logische oder reale Verhältnisse durch das Bild der Zeugung auszudrücken; die Dichter dann hätten das festgehalten und so sei es endlich Volksglaube geworden. Aber die Urzeit hat sich nicht anders ausgedrückt als sie dachte, die allgemeinen Begriffe haben sich erst allmählich aus den Anschauungen entwickelt, die symbolische Ausdrucksweise selbst hat erst zu ihnen geführt, die Urzeit hat an die Realität ihrer Götter geglaubt, das gläubige Gemüth hat seine eigene Ahnung im Anschluß an die Eindrücke der Außenwelt in ihnen ausgeprägt, sich selber versinnlicht und klar gemacht.

Wir sehen mit Gottfried Hermann eine philosophische Wahrheit in der Mythologie, wir erkennen in ihr die Weisheit, das Wissen des Alterthums von göttlichen und menschlichen Dingen, wir betrachten mit ihm die Namen der Götter als bedeutsame Be-



zeichnung ihres Wesens und Begriffe, aber wir nehmen nicht mit diesem Gelehrten an daß die Priester durch Naturbeobachtung eine wissenschaftliche Bildung gewonnen und das was sie begriffen, was aber dem Volk noch unbegreiflich war, in bildlicher Rede dargestellt, deren Personification dann das Volk für wirklich und als Gegenstand des Glaubens genommen habe. Danach wäre die Personification nur eine grammatische gewesen, und die Mythologie keine Religion, sondern nur ein athristisches System der Natur.

Philosophie und Poesie sind in der Mythenbildung noch gar nicht als solche vorhanden, sie wirken vielmehr in ihr ein gemeinsames Werk und treten nachher als besondere Kräfte und Richtungen des Geistes hervor. Der Erkenntnistrieb und das dichterische Vermögen gehen über das Gegebene hinaus, suchen den Grund und das innere Wesen des Lebens, finden das Göttliche, Geistige als Princip und Wirkungskraft der Dinge und geben es symbolisch und mythisch in den Formen der Natur und Geschichte kund. So sind Denken und Dichten auch in der Sprachbildung thätig, wie die noch unbewußte Seele leibgestaltend sich die Organe der Weltauffassung und der Vorstellung bereitet, mittels deren sie dann zum Bewußtsein kommt, gerade wie durch die Sprache das Denken und Dichten erst zur Wirklichkeit gelangen. Dem Begriff, welchen der Geist sich von einer Sache bildet, gibt er anschauliche Bezeichnung im Wort. In den Worten, in der Sprache, bestimmt er unterscheidend das Mannichfaltige, in der Mythologie sucht er dagegen das Eine und Ganze, das Unendliche sich zum Bewußtsein zu bringen und auszudrücken. So wenig wie die Sprache erfindet er die Mythe mit Reflexion und Absicht; sie sind organische Erzeugnisse seiner vernunftbegabten Natur; er arbeitet sie mit Nothwendigkeit nach ihm eingeborenen, ihm noch unbekannten Gesetzen aus der Tiefe seiner Innerlichkeit hervor, und gewinnt in ihnen die Mittel und die Grundlage der freien poetischen und philosophischen Thätigkeit, die dann wieder die Schätze hebt die schon in der Sprache und Mythe liegen.

In ähnlicher Weise sagt Schelling: „In der Mythologie konnte nicht eine Philosophie wirken welche die Gestalten erst bei der Poesie zu suchen hat, sondern diese Philosophie war selbst und wesentlich zugleich Poesie; ebenso umgekehrt: die Poesie, welche die Gestalten der Mythologie schuf, stand nicht im Dienste einer von ihr verschiedenen Philosophie, sondern sie selbst und wesentlich war auch Wissen erzeugende Thätigkeit, Philosophie. Das Rechte bewirkt daß in den mythologischen Vorstellungen Wahrheit, doch nicht blos

zufällig, sondern mit einer Art von Nothwendigkeit sein wird, das Erstere daß das Poetische in der Mythologie nicht ein äußerlich Hinzugekommenes, sondern ein Innerliches, Wesentliches und mit dem Gedanken selbst Gegebenes ist.“ Dabei betont Schelling die natürliche Verwandtschaft und gegenseitige Anziehungskraft von Poesie und Mythologie. „Muß man doch erkennen daß von wahrhaft poetischen Gestalten nicht weniger Allgemeingiltigkeit und Nothwendigkeit gefordert wird als von philosophischen Begriffen. Freilich hat man die neuere Zeit vor Augen, so ist es nur wenigen und seltenen Meistern gelungen den Gestalten, deren Stoff sie nur aus dem zufälligen und vorübergehenden Leben nehmen konnten, eine allgemeine und ewige Bedeutung einzuhauchen, sie mit einer Art von mythologischer Gewalt zu bekleiden; aber diese wenigen sind auch die wahren Dichter, und die andern werden doch eigentlich nur so genannt. Hinwiederum sollen die philosophischen Begriffe keine bloßen allgemeinen Kategorien, sie sollen wirkliche bestimmte Wesenheiten sein, und je mehr sie dies sind, je mehr sie von dem Philosophen mit wirklichem und besonderm Leben ausgestattet werden, desto mehr scheinen sie sich poetischen Gestalten zu nähern, wenn auch der Philosoph jede poetische Einkleidung verschmäht; das Poetische liegt hier im Gedanken und braucht nicht äußerlich zu ihm hinzuzukommen.“ — Bei jenen mit begrifflicher Allgemeingiltigkeit bekleideten Gestalten denke man an Cervantes' Don Quixote, Shakespeare's Hamlet und Falstaff, Goethe's Faust und Werther.

Wir sagen mit Aristoteles daß die Alten die Principien vergöttert haben, aber nehmen das nicht in den Sinn daß sie zu dem abstracten und in der Gedankenform gegenwärtigen Begriff die Personification hinzugebracht, sondern so daß ihnen die Principien selbst sogleich Lebensmächte, reale geistige Wesen waren. Und wenn Forchhammer behauptet die Mythologie sei die Lehre von der auf dem Doppelsinn des Wortes beruhenden Darstellung der Nothwendigkeit als Freiheit, der Physik als Ethik, der Natur als Geschichte, so erinnern wir daran daß eben die jugendliche Menschheit nicht das Element oder den Naturvorgang als etwas Außerliches, Objectives, sondern als die Aeußerung innerer geistiger Kraft, alle Bewegung als vom Geist gewollte Handlung anschaut, weil sie instinctiv die Ueberzeugung in sich trägt daß alles wahre Sein Selbstsein ist, jedes Wesen ein von der Subjectivität Gesehtes, nicht das sie Gesehe, daß der Geist das Erste und der allgemeine Gedanke seine That ist, nicht umgekehrt der Geist eine Erscheinung oder Bestimmung des

logischen Begriffe. Darum liegt im Mythos etwas mehr als Physik, das Ideal wird in ihm als der Grund des Realen offenbart, die Erscheinungswelt ist ihm das Gleichniß des Ewigen, das Sichtbare ein Symbol des Unsichtbaren.

So sehen wir denn auch mit Creuzer Religion, religiöse Wahrheit in der griechischen Mythologie, und erkennen das Verdienst an, welches er sich in der Durchführung dieser Idee erworben hat; aber wir können nicht mit ihm annehmen daß aus dem Orient stammende oder im Orient gebildete Priester ihre höhere Erkenntniß dem noch ungebildeten Volk in Simbildern mitgetheilt. Wol mögen wir mit Plutarch den Mythos dem Regenbogen vergleichen; die Idee, die religiöse Wahrheit ist dann die Sonne, die Erscheinungswelt aber die Wolke, und indem der Geist beide zusammenschaut, erzeugt sich in seinem Auge das holde farbenschimmernde Phänomen. Allmählich fortschreitend lernt er unterscheiden, die Natur und die Idee für sich betrachten, und wiederum ihre Einheit in Gott erkennen; dann freut er sich wieder des Scheins, und sieht die doppelte Wahrheit in der mythischen Dichtung. Creuzer aber meint die Priester hätten das reine Licht der Weisheit sich an körperlichen Gegenständen brechen lassen, damit es im Reflex und gefärbt auf das noch schwache Auge des Volks falle. Aber wir fragen: woher hatten die Orientalen die höhere Erkenntniß? Waren auch da die Mythen wieder die Gewänder die ihr etwa Priester eines Urvolks umgeworfen? Sind alle oder nur die griechischen Sagen „Hauche besserer Zeiten, die auf die Nothypfeifen der spätern Völker gefallen“, am mit Bacon von Verulam zu reden? Dem widerstreitet daß die Cultur nicht das Ursprüngliche sein kann, sondern ein Erarbeitetes und Gewordenes sein muß. Nur wenn man eine untergegangene Geschichte der Menschheit annimmt, nach welcher sie von neuem ihren Emporgang begonnen habe, kann man von Trümmern und Resten früherer Weisheit reden, wie wir die Kunde früherer geschichtlicher Perioden in den Versteinerungen haben. Allein der Traum des hochgebildeten Urvolks ist vor der Geschichtswissenschaft verschwunden, und gerade in den Mythen wie in den Worten der Sprache haben wir die Zeugnisse aus der Zeit in welche die geschichtliche Uebersieferung mit ihren Denkmalen nicht hinaufreicht, deren Geist und Sinnesweise aber in jenen dem Forscher sich entbietet der sie recht zu nehmen weiß. Dazu gehört aber daß man der Meinung sich völlig entschlügt als ob eine reflectirte Erlaubung, eine bewußte Einlebung anderwärts fertiger Erkenntniß in poetische

Normen bei der Mythenbildung gewaltet habe, woran eben die Kreuzer'sche Ansicht noch leidet.

Wir sagen daher mit Efried Müller „daß bei der Verbindung des Ideellen und Reellen, welche im Mythos vereinigt liegen, eine gewisse Nothwendigkeit einwirkte, daß die Bildner des Mythos durch Antriebe, die auf alle gleich wirkten, darauf hingeführt wurden, und daß im Mythos jene verschiedenen Elemente zusammen wuchsen ohne daß diejenigen durch welche es geschah selbst ihre Verschiedenheit erkannt, zum Bewußtsein gebracht hätten. Es ist der Begriff einer gewissen Nothwendigkeit und Unbewußtheit im Bilden der alten Mythen, auf welchen wir bringen. Haben wir diesen gefaßt, so sehen wir auch ein daß der Streit ob der Mythos von einem oder von vielen, von dem Dichter oder dem Volk ausgehe, nicht die Hauptsache trifft; denn wenn der Eine, Erzählende bei der Dichtung des Mythos nur den Antrieben gehorcht welche auch auf die Gemüther der andern, Hörenden, wirken, so ist er nur der Mund durch den alle reden, der gewandte Darsteller, der dem was alle aussprechen möchten zuerst Gestalt und Ausdruck zu geben das Geschick hat“. Es ist einmal die gleiche menschliche Vernunft, der gleiche Zug des Herzens nach dem Ewigen, die gleiche Idee des Unendlichen, es sind dann dieselben Eindrücke der Natur, dieselben innern Erfahrungen, dieselben Wahrnehmungen des geschichtlichen Lebens; sie wirken als Bedingungen zusammen, da ist es kein Wunder wenn in vielen ein ähnliches Bild entsteht, und wer das bestimmte und bestimmende Wort ausspricht wird darum von den andern verstanden, die andern bewahren und verwenden nur was ihnen selber zusagt, wie in der Sprachbildung; sie arbeiten mit, jeder spricht sich aus, die eine Sache wird dadurch vielseitig dargestellt, in der gemeinsamen Thätigkeit aller erwächst die symbolisch veranschaulichte Idee zur Klarheit und Lebensfülle.

Auch jetzt stellen die Begriffe sich nicht ohne Vermittelung der Phantasie dem Bewußtsein dar; anschauungslos wären sie leer. Aber gegenwärtig sind ausgebildete, in der Allgemeinheit des Gedankens ausgesprochene Ideen vorhanden; in der Urzeit war das nicht der Fall, da schlummerten sie noch in der Seele, und ihr Erwachen gab sich in der Verschmelzung mit dem Gegenstande kund der sie erweckte; der erste Ausdruck ist darum symbolisch. Das ist auch Welter's Ansicht. „Der Mythos kudet sich nicht aus einer Idee heraus eine Thatsache, sondern unbewußt vermittelt einer bekannten Thatsache einen Begriff, der ohne sie nicht gefaßt und aus-



gesprochen werden konnte. Er ist immer ein Ganzes, wenn auch nur als Embryo, und auf einmal gegeben oder eingegeben im Gegensatz des Bedachten oder Gemachten. Er ist der Erweiterung und Aus schmückung fähig, auch der Verknüpfung mit einem andern Nothus, nicht durch äußere mechanische Zusammensetzung, sondern wie durch Anpfropfen oder durch Verschmelzung. Der Gedanke, die Wahrnehmung innerer Gesetze rankt sich wie eine zarte Pflanze an der Erfahrung aus dem Leben der Menschen als an einer Stütze empor, die Phantasie ist die Hebamme des Gedankens; die Analogie, das Bild einer gegebenen äußern Thatsache muß hinzukommen um das Wesen eines innern Verhältnisses aufzuklären, und so bricht erst unter der geschichtlichen Einkleidung der Begriff hervor, tritt in und mit ihr in das Dasein. Solche Urmymphen sind das schönste Gewächs auf dem Boden des der Religion sich erschließenden Gemüths. Denn diese Urerkenntnisse sind die Hauptbedingungen des Geisteslebens der Nation in einem großen Theil seiner ganzen Entwicklung. Dieselben Mythen mit Reflexion ersonnen würden Gleichnisse aus dem Menschenleben sein; in der Zeit ihrer Entstehung waren sie wie Offenbarungen und machten ihren tiefen religiösen Eindruck dadurch daß sie annoch der einzige und ein überraschender Ausdruck großer Wahrheiten waren, daß in diesen Bildern gewisse Gedanken sich zuerst selbst erkannten und verstanden. Der Mythos ging im Geist auf wie ein Keim aus dem Boden hervor, Inhalt und Form eins, die Geschichte eine Wahrheit.“

Schelling sagt: „Die mythologischen Vorstellungen sind weder erzwungen noch freiwillig angenommen. Erzeugnisse eines vom Denken und Wollen unabhängigen Processes waren sie für das ihm unterworfenen Bewußtsein von unzweideutiger und unabwieslicher Realität. Völker wie Individuen sind nur Werkzeuge dieses Processes, dem sie nicht überschauen, dem sie dienen, ohne ihn zu begreifen. Es steht nicht bei ihnen sich diesen Vorstellungen zu entziehen, sie aufzunehmen oder nicht aufzunehmen; denn sie kommen ihnen nicht von außen, sie sind in ihnen ohne daß sie sich bewußt sind wie; denn sie kommen aus dem Innern des Bewußtseins selbst, dem sie mit einer Nothwendigkeit sich darstellen die über ihre Wahrheit keinen Zweifel gestattet.“

Ich habe in meiner Aesthetik ausführlich erörtert wie in allem Phantasieleben ein Unbewußtes und ein Bewußtes zusammenwirken, wie etwas Nothwendiges, Unwillkürliches mit der freiwilligen Thätigkeit verbunden ist; ich habe darzuthun gesucht wie ein Ähnliches



auf andern Gebieten des Geistes vorkommt, und den Gedanken ausgesprochen daß alles Große und Bedeutungsvolle in Denken, Thun und Wollen aus einem Zusammenwirken Gottes und des Menschen hervorgeht, indem die göttlichen Ideen, die göttlichen Ordnungen alles Geschöpfliche durchbringen, leiten und beseelen. Die Offenbarung Gottes, sagte ich dort, in dem wir leben wehen und sind, kommt nicht von außen, sondern quillt aus dem innersten Lebensquell, aus der Tiefe des Geistes, in das Licht des Bewußtseins; das Gemüth spricht aber diese Regungen und Erfahrungen nicht sofort in der Form des Gedankens aus, sondern jahrtausendlang werden sie durch die Phantasie zu Bildern gestaltet, und dazu werden die Erscheinungen der Natur und der Geschichte verwendet. Der Mensch steht von Haus aus in der Einheit mit Gott, aber indem er sich selbst erfährt, sich von dem Unendlichen unterscheidet und selbstsüchtig mit seinem Willen sich vom Ganzen abwendet, verliert er das Gefühl der Wesensgemeinschaft, und nun geht die Religion aus der Sehnsucht der Wiederherstellung und Versöhnung hervor. Die Gottesidee waltet im Gemüth, und die Seele ringt nach ihrer Darstellung durch Phantasie und Gedanke, durch Mythos, Kunst und Philosophie, bis die Versöhnung in der That und Wahrheit durch Christus vollbracht und die Religion vollendet, die Ähnlichkeit der Menschheit in Gott, das Ebenbild Gottes im Menschen wiederhergestellt wird. So sehe auch ich mit Schelling in der Mythologie einen nothwendigen Proceß, aber ich habe in der ganzen Entwicklung den menschlichen Factor, die Thätigkeit des menschlichen Bewußtseins in ihren verschiedenen Formen, auf verschiedenen Stufen hervorgehoben, und betone ihn hier ausdrücklich nochmals. Schelling sagt: der theogonische Proceß, durch den die Mythologie entsteht, ist ein subjectiver, insofern er im Bewußtsein vorgeht und sich durch Erzeugung von Vorstellungen erweist; aber die Ursachen und also auch die Gegenstände dieser Vorstellungen sind die wirklich und an sich theogonischen Mächte; der Inhalt des Processes sind die Potenzen selbst, die das Bewußtsein und die Natur erschaffen; ihre Succession ist eben der Proceß, der nach demselben Gesetz und durch dieselben Stufen hindurchgeht, durch welche ursprünglich die Natur hindurchgegangen ist. Schelling sagt: nur das mache den Polytheismus möglich daß das was in seiner überabstrangiellen Einheit Gott ist, als Substanz getrennt werden könne; daß die göttlichen Potenzen in der Welt getrennt seien, und das Bewußtsein ihnen anhehufiel. Die Potenzen sind ihm die drei Ursachen, die

erste aus welcher, die zweite durch welche, die dritte zu welcher oder in welcher als Ende oder Zweck alles wird. Als den Hiesig ihres successiven Hervortretens und ihrer Herrschaft im menschlichen Bewußtsein sieht er die aufeinander folgenden Mythologien oder Hauptgottheiten an, und lehrt daß das menschliche Bewußtsein in dem Mythologie erzeugenden Proceß wieder in die Zeit des Kampfes zurückgesetzt werde, der in der Schöpfung des Menschen sein Ziel gefunden hatte. Die mythologischen Vorstellungen sollen gerade dadurch entstehen daß die in der äußern Natur schon besiegte Vergangenheit im Bewußtsein wieder hervortritt, jenes in der Natur schon unterworfenen Princip jetzt noch einmal sich des Bewußtseins selbst bemächtigt. — Über die Folge der Göttergestalten, die Schöpfung annimmt, ist durch die gründliche historische Forschung keineswegs bestätigt, und nicht in das ewige Wesen Gottes selbst, sondern nur in sein Reich, seine Entfaltung und Schöpfung kommt durch die Sünde Spannung und Kampf, — in Gott nur insofern als er in der Menschheit offenbar geworden und in die Endlichkeit eingegangen ist. Die göttliche Wesenheit bleibt den Geschöpfen einwohnend, auch wenn diese kraft ihrer Freiheit von derselben abtrünnig werden wollen, und wenn in den verschiedenen Mythologien auch nicht das ganze Göttliche in seiner Einheit und Fülle zugleich faßt und bestimmt wird, sondern nach Maßgabe des geistigen Vermögens und der Bildungsstufe einzelne Seiten des Ewigen besonders hervorgehoben werden und das Unendliche in einer Reihe von Gestalten aneinander gelegt ist. Das Natürliche, das Gemüthliche, das Geistige, die nirgends in der Menschheit fehlen, werden innerhalb ihrer wie im einzelnen Menschen successiv entwickelt, und wenn wir im Alterthum das erste, dann in der christlich-germanischen Welt das zweite vordringen sehen, und in ein Reich des Geistes eintreten, so folgt daraus noch nicht daß während dieser Perioden auch in Gott das eine oder andere Princip die Herrschaft geführt, daß sie auch successiv bei ihm vorwiegen. Auch ich sage ungenau mit Schelling daß wir die Mythologie eigentlich nehmen müssen, und daß den Göttern wirklich Gott zu Grunde liegt, er selbst die wahre Materie und der Inhalt der mythologischen Vorstellungen sei; die Mythologie ist ein wirkliches Werden Gottes im Bewußtsein; auch in ihr ist göttliche Eingebung, und solchen Inspirationen verdanken wir die kolossalen, die herrlichen Schöpfungen des Alterthums; „die Gewalt die das menschliche Bewußtsein in den mythologischen Vorstellungen über die Schranken der Wirklich-

heit erhob, war auch die erste Lehrmeisterin des Großen, Bedeutungsvollen in der Kunst“. Darum möchte ich nicht einmal das Heidenthum die wilde oder wildwachsende Religion nennen, sondern lieber die natürliche. Auch im Heidenthum und seiner Entwicklung sehen wir den göttlichen Pögos, die allgemeine Vernunft und den in der sittlichen Weltordnung, in der Erziehung der Menschheit sich bethätigenden Willen der Weisheit. Das war Hegel's große religionsphilosophische Leistung daß er die Hauptformen des Heidenthums als Entwicklungsstufen der religiösen Idee darstellte; so vieles im einzelnen bei ihm wie bei Schelling sich nicht als stichhaltig bewährt, der Grundgedanke wird immer das Ziel der Wissenschaft sein. Derselbe feherische, dichterische Trieb und Blick der einst die Naturphilosophie ins Leben rief, dieselbe geistvolle Combination, dasselbe phantasievolle Generalisiren nach einzelnen Wahrnehmungen herrscht auch in Schelling's Philosophie der Mythologie; die kritische Sichtung des Materials bringt vielfach andere geschichtliche Resultate, und diese führen zu andern Schlüssen und philosophischen Betrachtungen; das soll uns aber doch nicht abhalten den Sinn und die Bedeutung des Ganzen zu würdigen und das erprobte Einzelne dankbar anzunehmen.

Hat einmal der Glaube Gestalt gewonnen und sind die Götter als Mächte der Natur und des Gemüths innerhalb einzelner Gemeinden und Stämme auf besondere Art ausgebildet, so entsteht nun ein Götterkreis, wenn Städte und Stämme sich in gemeinsamem Nationalbewußtsein verbinden; so in Aegypten, in Babylon. Der einzelne Ort behält seinen Gott, seine Göttin vorzugsweise, wie die meeranwohnenden Jonier ihren Poseidon, die Aelizer ihre Hera, aber der Dienst dieser Götter verbreitet sich auch anderwärts, und ihre ursprünglichen Verehrer bauen ebenso den andern Göttern Altäre. Die Urmythen sind nun selbst ein Stoff für das religiöse Denken, für das dichterische, künstlerische Bilden; sie werden erweitert durch neue Eindrücke, neue Erfahrungen, die man auf sie bezieht; sie werden entwickelt und miteinander versflochten. So verwachsen zur Gestalt und Geschichte des Herakles nicht bloß verschiedene griechische Lokalsagen mit alterthümlichen Sonnenmythen, sondern die Griechen glauben auch in den semitischen bogenbewehrten Löwenbezwingenden Göttern ihn wiederzufinden, und nehmen auf was von ihren Thaten und Geschiden erzählt wird, und im Fortschritt des Volksbewußtseins wird er immer mehr durch die Dichter zum Ideal sittlicher Heldenkraft. Hier beginnt schon eine freiere Erfindung.

Priesterlegenden geben Erzählungen von dem Ursprung weltlicher Gebräuche oder Sagen, und manches Bild wird wörtlich und eigentlich genommen und findet nun eine mythische Deutung oder Metawirkung. Wenn die Reden vom Goldarm der Sonne reden, vergleichen wir dies sofort der rosenfingerigen Cos Homer's; die Brahmanen aber wissen von einem Kampf zu erzählen, in welchem der Gott die eine Hand verliert und sie durch eine von Gold ersetzt. Ähnliche Verwandniß mag es mit des Pelops elsenbeinerer Schulter haben. In Bezug auf solche Dinge mahnt Pindar daß es den Menschen gezieme nur Schönes von den Göttern zu sagen, indem er hinzufügt:

Viel sind der Wunder fürwahr,  
Und fesseln mehr als der Wahrheit Wort  
Täuscht der Sterblichen Seele die Dichtung  
Mit vielfach verschlungenen bunten Sagen.  
Der Amnth Janber, der alles den Sterblichen  
Stiller macht und mit Würde besseidet,  
Verleiht zum Glauben oft an Unglaubliches;  
Unbestechliche Zeugen aber  
Bleiben die kommenden Tage.

Bekannt ist der Ausspruch Herodot's daß Homer und Hesiod den Hellenen ihre Theogonie gemacht, den Göttern die Beinamen gegeben, jedem sein Amt und seine Kunst zugetheilt. Damit ist nicht behauptet daß der mythologische Stoff, daß die Götter selbst eine Erfindung dieser Dichter seien, nur die Göttergeschichte, den Götterstaat haben sie ausgebildet, die mannichfaltigen Gestalten haben sie zum Ganzen verbunden und jeder ihre besondere Stelle darin gegeben. Homer und Hesiod sind die Repräsentanten ihrer Zeit, ihrer Sangesgenossen und Schulen. Wie der Zug nach Troia die mannichfaltigen Stämme und Städte der Griechen zum ersten mal zu gemeinsamer That verband, wie sich daran das Erwachen ihres Nationalbewußtseins knüpft, so bringt die epische Poesie, indem sie die völkstümlichen Heldenslieder vereinigt und jedem Stamm, jedem Führer seine Ehre gibt, auch die Götter der einzelnen Kreise zusammen, und ordnet sie zu einer Familie, deren Haupt der eine Stammesgott der Urzeit bleibt. Was Homer von den Mythen aufnimmt das wird dadurch Gemeingut; wie er die einzelnen Götter auf der Grundlage der Ueberlieferung charakterisirt das bildet wiederum den Ausgangspunkt für die nachkommenden Dichter und Dichter. Die große Wahrheit von einem Watten der Vorsehung,



von einer Veitung der menschlichen Dinge durch Gott veranschaulicht er durch die Theilnahme welche die Götter an den Menschen haben, und durch das Einwirken der himmlischen Mächte auf die Angelegenheiten der Erde. Er erfindet den Stoff nicht, die Helden und ihre Thaten so wenig wie die Götter, aber er gibt ihm eine kunstvoll schöne Gestalt mit freiformender Dichterkraft, die ein harmonisches Ganzes aus der dem einen und gleichen Volksgeist entspringenen Vielheit macht. Daß dies Ganze wiederum mehr durch die schöpferische Phantasie als durch die Reflexion hervorgebracht wird, entspricht dem Wesen der Mythologie. Die alte Naturbedeutung der Götter trat im Epos in den Hintergrund, das Walten über den Menschen, die Ausprägung der geistigen Eigenthümlichkeiten ward das Hauptfächliche; sie wurden die Ideale, Ur- und Vorbilder des sittlichen und geschichtlich fortschreitenden Lebens. Diese Gestalten, sagt auch Schelling, entstehen nicht durch Poesie, sondern sie verkörpern sich in Poesie; die Poesie selbst entsteht erst mit ihnen und in ihnen.

Was von Homer das können wir in gleicher Weise vom indischen und germanischen Epos sagen, und nicht minder findet die religiöse priesterliche Poesie Hesiod's in der Edda — ich nenne nur den Gesang Völuspá — und in der indischen Literatur ihre Analogien. Die Theogonien sind doppelter Art, einmal primitive Betrachtungen über die Anfänge der Dinge, über den Ursprung des Weltalls und der Seele in Bezug auf Gott, dann das Bestreben die vielen Götter durch Familienbände untereinander zu verknüpfen, ältere und jüngere zu unterscheiden, und nicht bloß durch Nebeneinanderordnung, sondern auch durch Succession ein zusammenhängendes Ganzes hervorzubringen. In jener Hinsicht ist das Bild des Eies, das leimkräftig das Leben in sich beschloßen hält und aus sich entläßt, dieser sichtbare Ursprung der Einzelorganismen schon in der Urzeit auf das Weltall übertragen worden; das Weltliche ist keine Erfindung der Orphiker und Brahmanen, es kommt auf ägyptischen Bildwerken, in semitischen Kosmogonien und im finnischen Heldenepos gleichfalls vor, und wird dadurch als ein Urgedanke der Menschheit bezeugt. In Bezug auf die Genealogie zeigt Hesiod ein Zusammenwirken priesterlicher Weisheit mit dichterischer Kunst. Aber ganz irrig ist die Annahme, der auch Schelling ergeben ist, daß Uranos und Kronos ältere Götter als Zeus seien, oder früher als er von den Hellenen verehrt worden wären; vielmehr zeigt die vergleichende Götterlehre der Arier daß sie sich erst aus ihm ent-



wickelt haben, wie bereits auch Welcker's griechische Mythologie dargehan.

Ein anderes ist die wirkliche Folge, das successive Hervortreten neuer Götter in der Fortentwicklung des Volks, sei es daß ganz neue Gestalten aufstauen, sei es daß solche welche früher wenig Bedeutung hatten, zu den ersten und herrschenden werden. So sind Athene und Apollon jünger als Zeus und entwickeln sich mit Athen und Sparta oder Delphi zu der hervorragenden Stellung; so wird der Dionysuskultus in jüngern Tagen von den Hellenen ausgebildet. So ist der allgemeine Himmels-gott bei den Germanen zurückgetreten und blieb nur als Schwertgott Ziu oder Tyr, während zuerst in der bäuerlichen Zeit der Donner-gott die oberste Stelle erhielt, dann aber in der Wanderzeit der Volksgeist sich im Sturm-gott Wodan oder Odin am liebsten wiederfand, und ihn zum Götter-könig, zum Geber aller Götter, auch der Weisheit und des Gesanges fortgestaltete. In den Vedem werden neben dem Gewitter-gott Indra der himmlische Allumfasser Varuna und der im Feuer waltende Agni am meisten angerufen. Später wird der Geist des Gebets, Brahma, durch die Priester als der Schöpfer und Grund aller Dinge gelehrt, und der in den Vedem nur gelegentlich erwähnte Genius der Himmelsklänge, Wischnu, wird allmählich im Gangesthal von seinen Verehrern als der welterhaltende Gott, wie am Himalaja der Geist des Gewittersturms, Siva, als der höchste und wahre Herrscher der Welt verehrt, bis endlich die Brahmanen beide Gestalten mit Brahma zu einer Dreieinigkeit zusammenstellen.

Die Spaltung und Auflösung aber der Einheit in die Vielheit habet mit dem erwachenden Nachdenken einen Gegensatz in dem Streben das Vielheitliche wieder zur ursprünglichen Einheit zurückzuführen, den Einen mit seinen Entfaltungen zu bereichern. In den spätern vedischen Hymnen erhält der Gott welcher gerade angerufen wird auch die Namen der andern, z. B. Indra, du bist Varuna, Agni und Zurja, d. h. der Himmel als der Umfasser, das Feuer, die Sonne. Die Semiten, welche das männliche und weibliche Princip gesondert, ebenso das Wohlthätige und Verzehrende, Schaffende und Nichtende in dem einen Gott, dem Licht- und Feuergeist, als zwei Wesen nebeneinander gestellt, sehen zunächst auch wieder jedes als die doppelseitige Offenbarung des Einen an, und geben ihm mit einem naturalistischen Ausdruck der Idee die mannweibliche Gestalt, der Götin die Waffen des Mannes, dem Gott das Frauen-

gewandt. In heidnisch-semitischen Hymnen heißt jeder Gott der Vater und Fürst aller; jeder ist nur ein besonderer Name, eine besondere Wesenheit des Einen. Ebenso reden Inschriften ägyptischer Götterbilder. In Griechenland gefiel sich dem Bestreben die Götter zu individualisiren und den Menschen menschlich nahe zu bringen — ein Bestreben in welchem Pindar von dem Geschlecht der Götter und Menschen als einem und demselben redet —, doch zugleich eine dunkle Ehrfurcht, eine Scheu vor dem geheimnißvollen Unendlichen, wie sie im Cultus der Demeter, des Dionysos sich zeigt, und Zeus, der auf dem Olymp mit den andern Göttern thront, von Here getäuscht wird und über den lahmen Mundschenk Hephästos lacht, heißt bei demselben Homer der Vater der Götter und Menschen; er vermählt sich bei Hesiod mit der Weisheit und der Weltordnung, und ist der Vater der Gesetze und Schicksale wie der Muth die den freien Lebenstrieben entquillt. All die Gaben welche einzelnen von andern Göttern verliehen werden, hat und schenkt auch er. Phidias bildete ihn in der Verschmelzung von Macht und Liebe, von Heil und Huld; wie er sein Walten und Wirken offenbart das war in dem Schmuck des Thrones sichtbar; die Vasis zierte ein Reigen der Götter, sie waren alle um den Thron des Höchsten versammelt, und erschienen als die Ausstrahlungen seines Lichts, die Entfaltung seiner Einheit in die Personificationen seiner Eigenschaften, seiner Offenbarungswesen, unter ihnen Zeus selber an Here's Hand: der Zeus der ein Gott ist neben andern erschien als Rerath am Thron, auf welchem der Zeus saß zu dem als dem ursprünglich Einen die gebildeten Hellenen zurückkehrten, wie Aeschylus sagt:

Zeus ist die Erde, Zeus die Luft, der Himmel Zeus,  
 Ja Zeus ist alles und was über allem ist.

Das Heidenthum erhielt in den theologischen Mythen seine eigenthümliche Form dadurch daß menschliche Gestalt und Handlungsweise auf die Natur und auf die göttlichen Principien übertragen ward; die anthropologische Mythe oder die historische Volkssage zeigt dagegen vielfach den Widerschein oder den Nachklang von Bildern, Thaten und Geschichten der Götterwelt. Ich habe schon erwähnt wie Volksgottheiten zu Heroen werden, Götter zu Götterföhnen, wie im Heldenalter einer Nation das Heldenhafte und Abenteuerliche in den Mythen, die ursprünglich Naturprocesse in der Form von persönlichen Thaten und Thaten darstellen, besonders

ausgebildet, die Grundlage vergessen wird. Kommen nun in der Geschichte selbst hervorragende Männer, die mit ihrem Charakter oder Geschick an die Mythe erinnern, so schlägt dieselbe leicht auf sie nieder. Und zwar wird dies dann am meisten und leichtesten geschehen, wenn der religiöse Glaube selbst eine Wandlung erfahren, wenn er ein anderer geworden ist. Als die Germanen z. B. Christen geworden, da lebten die großartigen und tiefstimmigen alten Mythen in der Seele fort, schwebten aber nun gleichsam in der Luft; wie willkommen mußte ihnen da ein menschlicher Träger sein, eine vollständig große Persönlichkeit, auf die sie sich niederließen, mit der sie verschmelzen konnten! Ich habe schon andernwärts darauf hingewiesen: wir finden im Epos der Indier, Perser, Griechen und Germanen als eins der herrlichsten poetischen Gebilde einen jugendlich reinen Helden voll Schönheitsglanz, der in irgendeine Verbindung mit dem Feindseligen, Niedern oder Unreinen tritt, wie zur Sühne dafür von dessen Vertretern hinterlistig ermordet wird in der Blüte seiner Jahre, aber ihnen den Untergang bringt durch den Rachekampf der sich an seinen Tod kuppelt: Karna im Mahabharata, Sijawusch im Schahnameh, Achilleus und Siegfried. Dies hat kein Volk vom andern entlehnt; ebenso wenig aber gab es in der Zeit vor der Trennung schon eine Heldensage. Der gemeinsame Grund der Ueberlieferung liegt in der Göttermythe. Es ist die Sonne die ihre Bahn geht wie ein Held, aber jeden Tag in frischer Jugendkraft untergeht, hinabgezogen von den Mächten der Nacht, oder getroffen vom Dorn des Winters am Ende der Sommerzeit. Die Sonne aber verläßt ihre Geliebte, die Morgenröthe, oder sie hat im Frühling die Erde wach gelüßt, dann aber erkaltend verlassen. Am Reich der Finsterniß selbst winkt dem Sonnengott eine neue Geliebte, die Abendröthe, aber wenn er in ihre Arme sinkt, überliefert er sich den dunkeln Mächten des Untergangs. Doch der neue Lichtaufgang, der neue Frühling wird nicht ausbleiben. — Der schöne Mythos wird als gemeinsames Erbe auf die Völkerschaft mitgenommen; Helden, die durch die Reinheit ihres Wesens der Sonne gleichen und eines frühen Todes sterben, bieten sich der Allen Erinnerung zu neuen Trägern. So ein aufräucher König Sieghart für den fränkischen Sonnengott Sigfrid. Homer weiß vom Tode des Achilleus daß er durch Apollo bald nach Hektor gefallen. Aber gerade der Homerische Achilleus erinnerte an die Gestalt der Urzeit, und so ließ man auch ihn um die Liebe von Polyxena zu gewinnen einen Bund mit dem Feind eingehen, aber

neuschlings von dem neuen Verwandten ermerdet werden; hier war keine neue Erfindung, sondern die alte Sage ward an ihn unbillend angeknüpft.

Das Gewitter war nach alt-arischer Anschauung der Kampf des Lichtgottes mit dem Dämon der Finsterniß, dem feuerschnaubenden Wollendrachcn, der den Schatz des Sonnengeldes oder die wasserspendende Jungfrau geraubt; der Lichtgott erschlägt ihn und gewinnt den Schatz oder die Jungfrau. So bei den Griechen Persens, bei den Deutschen Siegfried, und später noch der heilige Georg. Die Mythe der arischen Urzeit vom lichten Frühlingsgott, der im Winter fern ist, in der Unterwelt oder im Wollenberg weilt, im neuen Pcnz aber siegreich wiederkommt, ist zunächst in der deutschen Göttersage erhalten, wenn Wodan seine Gemahlin, die Natur, während der sieben Wintermonate verlassen hat, im Frühling aber den Eindringling schlägt, der sich ihrer und der Herrschaft bemächtigen wollte, und die Welt wieder beglückt, — wenn Wodan mit seinem Heer in einen Berg entzückt ist, aber zur rechten Zeit siegreich hervorbricht. Nach Einführung des Christenthums ward beides auf geschichtliche Helden übertragen. Heinrich der Vöwe ist sieben Jahre lang im Orient, da kommt er unter Wodan's Jagdgenossenschaft, das wilde Heer, und erfährt daß ein anderer Mann mit seiner Gattin Hochzeit machen will, wird schlafend von einem der Geister in die Heimat gebracht, und behauptet die Gattin für sich. Gleich Wodan aber schlummern gewaltige Helden, Karl der Große, Otto der Große, Friedrich Rothbart im Untersberg, im Nysshäuser; die Raben die um den Berg fliegen sind Odin's Raben, die ihm Kunde bringen, Fugi und Mumi, Verstand und Erinnerung. Wenn aber das Volk in großer Noth ist, dann wird der Held als Retter aus dem Berge kommen. Der Weltbaum, die Esche Yggdrasil, die wieder grünt wenn der Frühlingsgott zurückkehrt, ist nun zum bürren Birnbaum auf dem Wasserfeld geworden, der frische Mütter treibt, wenn der wiederversehene Kaiser seinen Schild an ihn hängt. — So gehen die alten Mythen in die veränderten Sitten des Volks ein, und werden den neuen Umständen gemäß selber modificirt; unverständlich gewordene Motive werden durch andere ersetzt. Hlidskialf, der Thron von welchem der germanische Götterkönig die Welt überblickt, das Symbol seiner Allwissenheit, bleibt in der christlichen Zeit ein Stuhl im Himmel, und wer darauf sich setzt der sieht was auf Erden vorgeht, wie der Schneider bei Hans Sachs, der einen Schemel nach der alten Frau



wirft die ein Tüchlein sticht, ohne zu bedenken wie viel Rappen er selbst behalten hat. Das Märchen ersetzt aber auch den Stuhl durch eine verbotene Thür, durch die wer sie öffnet einen fernem Gegenstand erblickt. Die im Winterschlaf erstarrte Erde wird zur Schilfjungfrau, welche Odin's Schlafdorn getroffen, und die nun hinter dem Flammenwall liegt; der Frostpanzer der Erde ist jetzt die Brünne die Siegfried's Schwert durchschneidet, wie der Sonnenstrahl jenen; aber dann wird aus dem Schlafdorn Odin's, der dem Volk nichts mehr bedeutet, die verhängnißvolle Spindel, mit welcher die Königtochter sich sticht und sofort sammt der Umgebung in Schlummer sinkt; aus dem Flammenwall wird die Dornhecke, von welcher die schöne Jungfrau den Namen Dormäuschen empfängt; der heldenhafte Jüngling bringt muthig durch und weckt sie mit seinem Kuß, wie Siegfried die Brunnhild, wie die Sonne die Erde.

Hiermit sind wir bei dem letzten Ausläufer des Göttermythos angelangt, beim Kindermärchen. Der Mensch ist Idealist von Haus aus. Das beweist uns die Phantasie der Kinder immer wieder, wie sie ungebunden mit den Dingen schaltet, alle Gegenstände besetzt, im Schemel das Reippferd und im Strohhalin und der Bohne selbständig handelnde Wesen sieht; ein geringer Stoff genügt ihr Raubergärten um sich zu schaffen; man hat ja das Paradies der Kindheit darin gefunden daß die Natur den Wünschen der Einbildungskraft noch süßsam erscheine. Der Reiz des Märchens aber beruht darauf, daß es uns in die Wunderwelt der Frühjugend zurückversetzt, daß es uns zur Frühjugend der Menschheit hingleitet.

Dem echten Volksmärchen ist das Wunderbare das Natürliche, und seine Gestalten und Begebenheiten locken uns an, indem sie in ihrem gaukelnden Spiel, in ihren schwebenden Formen einen tiefen Sinn ahnen lassen; denn religiöse Ideen, die sich ursprünglich durch die Naturbeseelung ausgedrückt, bilden seine Grundlage, und daher nimmt denn auch sein ethischer Kern. Denn es zeigt die Herrschaft der sittlichen Weltordnung; es zeigt wie das Böse sich bestraft und müßte auch das Unglaubliche geschehen und aus den gesammelten Geheimen des Kindes, das dem eigenen Vater zum Wahl war vorgelesen worden, der Vogel emporfliegen, der am schwächsten Hälchen den schweren Mühlstein trägt um ihn niederfallen zu lassen und das schuldige Haupt zu zerschmettern; es zeigt das Bild der Weisheit und Tüchtigkeit, der die Hindernisse und Gefahren nur der Anreiz zur Bewährung und Kraftentfaltung werden;



es zeigt die verfolgte Unschuld, die zurückgekehrte Schönheit wie sie durch das Leiden verherrlicht und endlich doch erlöst werden; es zeigt wie dem rechten Sinn alle Dinge zum Besten dienen.

Auch der Märchenerzähler ist kein bewusster Ersinner oder Erfinder, der seine besondern Ansichten oder Erfahrungen mittheilen will, sondern er überliefert vielmehr wie ein treuer Hüter die erbten Schätze. Das Kind, das Volk will das ihm Liebgewordene immer wieder hören, und geht an anderm vorüber das in seinem Gemüth nicht Wurzel schlägt; so löst der Hörer durch sein Verlangen einen mitwirkenden Einfluß auf die Erzählung, und läßt das besonders ausmalen was ihm am meisten zusagt. Das Ueberlieferte wird gehegt und gepflegt nicht wie ein todtter Besitz, sondern wie ein lebendiges Gut. Ein jeder behält was ihm gefällt und fügt hinzu was er Besseres weiß, und indem ein Lied, eine Erzählung von Mund zu Munde geht, gewinnen sie in dieser Gesammthätigkeit der Geschlechter gleich viel hin und her bewegten Rollsteinen allmählich den treffenden Ausdruck, die runde präcise Form, die der Kunstdichter beneidet und sich zum Muster nimmt.

So sehen wir eine staunenswerthe Fähigkeit der Ueberlieferung, und sehen wie der Mythos in seinen Wandlungen ein Band der Geschlechter ausmacht, sodas dieselben Bilder die einst die Menschheit in den Jahrhunderten der Kindheit schuf, noch heute den Geist der Kinder nähren und ergötzen, und haben in ihnen einen Ring der die fernsten Jahrtausende aneinander schließt.

Aber der Nachhall und Widerschein der Götter- und Naturmythe ist lange nicht das einzige in der die menschlichen Dinge gestaltenden oder umwebenden Sage, vielmehr findet der neue Inhalt auch seine neue Form. Der Ursprung der Völker wie der Menschen liegt im Dunkel, die Anfänge auch des Großen waren klein, und weil niemand ihrer achtete, wurden sie vergessen. Da schließt der Geist aus dem Gewordenen auf das Werden, aus der Blüte und Frucht auf den Keim zurück, die Phantasie entwirft nun das Bild des Anfänglichen, und in ihm stellt sie das Wesen, die Richtung auf das Ziel bereits anschaulich dar. Daher die wunderbaren Erzählungen von der Kindheit und Jugend so vieler großer Männer, daher die sagenhaften ersten Kapitel aller Völlergeschichte. Sie sind auch historisch von Werth, nicht insofern als sich aus der schönen blühenden Hülle ein dürrer profaischer Kern des Factischen herauschälen ließe, sondern insofern wir daraus erkennen wie das Volk sein eigenes Wesen und Werden sich vorstellte, wie es die

Ahnung von seiner Bestimmung und seinem Schicksal sich klar machte. Es ist der römische Volksgeist der einen Horatius Cocles, einen Mucius Scävola, der hellenische der einen Achilleus und Odysseus hervorbrachte, und es ist von größerer Bedeutung für die rechte Würdigung beider Nationen, wenn solche Gestalten nicht absonderliche Persönlichkeiten waren, sondern das darstellten was der Römer, der Grieche seiner Natur nach dachte und fühlte, was ihm Römersinn und Römertugend, was ihm die Art des hellenischen Jünglings und Mannes war. Die Volksphtasie hat die Erfahrungen des wirklichen Lebens und seine Eindrücke hier ebenso gut zum Stoff wie auf einem andern Gebiet die Realität der Naturerscheinungen, und sie trägt die Idee des eigenen Wesens ebenso in sich wie den Gedanken Gottes; indem das Bewußtsein der Idee auch hier durch Erfahrungen geweckt wird und an ihnen erwächst, bilden sich die Idealgestalten der Sage, die dem weitem Leben zum Vorbild gereichen, auf das Gemüth der nachwachsenden Geschlechter wirken, und dadurch zu einem Element der Geschichte werden. Auch hier gibt der Mythos Gedanken in der Form von Begebenheiten erzählend kund, auch hier schmückt er die Wirklichkeit dichterisch aus. Auch hier will man nichts Willkürliches erfinden, noch etwas für wahr ausgeben an das der Urheber selbst nicht glaubt, vielmehr ist er überzeugt einen ursprünglichen Hergang errathen, eine Lücke ausgefüllt, das Rechte getroffen zu haben. Nur ausnahmsweise mag eine beabsichtigte Täuschung vorkommen, im ganzen sind die aus der Fülle der Erscheinungswelt gewonnenen Eindrücke und die Ahnungen des eigenen Gemüths zu absichtlosen Phantasiegebilden verschmolzen, und noch jetzt können solche im Geist dessen der sie schafft oder der sie vernimmt zur Wirklichkeit verfesten, ebenso wie in Tagen vorherrschender Verständigkeit die Menschen ihre Reflexionen für das Reale selber halten. Wir können hier eine feine Bemerkung von Strauß wiederholen. Livius, sagt er, findet die Ueberslieferung von religiösen Bräuchen die Numa angeordnet haben soll, und gibt sogleich pragmatisirend den Grund an: damit die Menschen etwas zu thun hätten und nicht in der Müße ausgefallen würden, und weil er die Religion für das beste Mittel gehalten die Menge zu zügeln. Er erzählt weiter daß Numa freie und geschlossene Tage (dies fastos et nefastos) angeordnet, weil es voraussichtlich manchmal gut sein könnte, wenn mit dem Volk nichts verhandelt werden dürfte. Diese Beweggründe waren sicherlich nicht die leitenden bei der Entstehung jener Ordnungen. Aber

Vioius glaubte es, und die Combination seines erwagenden Verstandes dünkte ihm so nothwendig daß er sie mit voller Ueberzeugung der Wirklichkeit vortrug. Die Volkssage erklärte die Sache anders, nämlich aus den Zusammenkünften Ruma's mit der Göttin Egeria, die ihm offenbart habe was für Dienste den Göttern die willkommensten seien. Und ich meine die Volkssage hatte die tiefere Wahrheit erfaßt daß in der Religions- und Staatsgründung ein göttlicher Wille durch den Menschen vollstreckt wird, oder wie Heraklit sagt daß ein göttliches Gesetz alle menschlichen nährt.

Ferner begleitet dann die Sage die Geschichte, sie schafft dem Geist derselben einen idealen Leib und offenbart Sinn und Bedeutung epochemachender Ereignisse in einzelnen strahlenden Bildern, die in der Wirklichkeit gründen, aber zum Ausdruck vom Charakter des Volks und der Zeit idealisirt werden. So stellt das Nibelungenlied den Mythos von Völkertkampf und Völkeruntergang in der Völlerwanderung dar, statt vieler Begebenheiten während mehrerer Jahrhunderte Ein großartiges und herrliches Gemälde, und Dietrich von Bern wie er einsam unter den Trümmern steht repräsentirt sein Volk das so schnell als ruhmreich aus der Geschichte verschwand. Der Mythos ist eine poetische Philosophie der Geschichte; die große Bedeutung einer Person oder einer That, der Zusammenhang mit andern Gebieten und Zeiten, der innewohnende Geist der Sache wird durch ihn symbolisch ausgesprochen. Die Phantasie nimmt die Läuterung der Zeit an den irdischen Dingen vor, indem sie das Vergängliche, das Unbedeutende schwinden läßt oder frei behandelt, und die Helden der Geschichte statt durch die Sage zu leiden, gehen in reinem Licht wiedergeboren aus ihrer Werkstatt hervor. Wir erkennen aus den Mythen wie Moses und Christus, Jesus und Muhammed, Alexander oder Karl der Grosse im Bewußtsein ihrer Zeitgenossen lebten und wie die nachwachsenden Geschlechter den Charakter und das Wirken dieser Männer anfaßen. Wenn sich Mythen bilden, so beweist das immer daß unter dem Eindruck großer Persönlichkeiten neue Ideen im Volksgemüth austauschen und nach Gestaltung ringen. Sehr richtig sagt Weiske: „Allerdings läßt sich nicht anders annehmen als daß jeder einzelne Zug der Sage auch auf einen einzelnen Urheber zurückweist; aber daß viele Einzelzüge zusammenwachsen können, das erweist sie fähig einem Volksglauben, einer Idee die für die Menschheit Wahrheit hat, zum Ausdruck zu dienen. Jeder Erzähler knüpft an die Geschichte und die folgenden halten sich an die Ueberlieferung, aber

unwillkürlich verschmilzt ihnen Thatsache und Gedanke, und das Idealbild hat für sie die gleiche innere oder geistige wie factische Wahrheit. Mit welchem Laub- und Blüthenschnud lustiger Sagen-  
gewinde umgab das Griechenthum oft schon zur Zeit des Lebens, fast immer wenigstens sehr bald nach dem Tode fast jeden seiner großen Männer! Nicht etwa nur solche deren Thaten ohnehin schon zu dichterischer Fassung aufforderten, sondern auch Philosophen, Staatsmänner, Dichter, solche deren Schicksale sich in unbemerkter Einsamkeit verloren und nichts weniger als einen romantischen Charakter der Anschauung darboten. Und diese Sagen sind keine leeren Erfindungen, vielmehr liegt in ihnen ein nicht gering zu schätzender geistiger geschichtlicher Gehalt. Sie sind bestimmt die Geschichte im Einzelnen und Besondern auf entsprechende Weise zu ergänzen, wie die großen Mythentriebe, die von der Götter- und Heroenwelt reden, die Weltgeschichte im Ganzen und Großen nach rückwärts zu ergänzen und sie an das Ewige, aus dem alle Geschichte ihren Ursprung hat, zu knüpfen die Bestimmung haben. Sie enthalten bildlich ausgedrückt in sinnreicher kühner Symbolik geistige Bezüge und Charakterelemente der Begebenheiten, solche die nicht in unmittelbarer Thätigkeit erscheinen, und sich auch nicht in einer geschichtlichen Erzählung ohne jene tiefer gehende Reflexion mittheilen lassen, welche man Philosophie der Geschichte nennt. Sie enthalten recht eigentlich eben eine Philosophie der Geschichte, so eingeleidet wie die Zeitgenossen der Begebenheiten sie einleiden mußten, wenn sie ihnen verständlich werden sollte, oder vielmehr wie der Geist der Geschichte sich für die Zeitgenossen ohne ihr Zutun, ohne irgend eine Absichtlichkeit der Erfinder, selbst einleidet um ihnen sich zu offenbaren.“

So wirft denn nicht bloß die Phantasie ihre bunten Bilder in eine ferne Vergangenheit, sondern ihr Verklärungstrieb will auch das Gegenwärtige in sein Ideal erhöhen, zerstreute Züge vereinigen und ergänzen und den Eindruck, welchen Persönlichkeiten im Verlauf ihres Wirkens, welchen Ereignisse in der Mannichfaltigkeit ihrer Einzelheiten machen, in leichtfaßlichen Gesamtbildern ausdrücken. Das geht nicht bloß durchs Alterthum und Mittelalter, es erstreckt sich bis in die neueste Zeit. Ich erinnere nur daran wie die historische Kritik erwiesen hat daß Napoleon weder bei Arcole die Fahne ergriff, noch seine Soldaten bei Waterloo den Ruf erhoben: die Garde ergibt sich nicht, sie stirbt! Aber das Volk sah in dem jugendlichen Nelson den Bannerträger um den es sich scharen



wollte, und was es von ihm hieß, was seiner würdig schien, das gewann in jenem Schlachtbericht seine Form, gleichwie die Thaten der Garde einen angemessenen Schluß fanden; man glaube die Erzählung, weil ihnen das Sachliche zu Grunde lag. In den officiellen Berichten die während des ersten Kreuzzugs an den Papst abgestattet wurden, ist Gottfried von Bouillon nicht erwähnt: die Krone in Jerusalem ward ihm erst angeboten, als mehrere andere Fürsten sie abgelehnt; sein Name aber ward als der des ersten Königs von Jerusalem allbekannt, und damit lag dem Volk die Annahme nahe daß er auch von Anfang an die Seele der Unternehmungen gewesen sei. Und dabei vermute ich daß die Vieder von seinen Thaten, die Erzählungen von seinem Antheil am Kreuzzug die weiteste Verbreitung und größte Theilnahme erlangten, und im Volksbewußtsein die Kunde von den andern Führern überwuchsen, weil in seinem Sinn und Wirken der Geist der Kreuzzüge den geeigneten Träger fand, und darum die Phantasie des Abendlandes ihn zu dem Helden gestaltete der das Fühlen und Wollen der Zeit verkörperte.

Endlich gehört noch die Anekdote in diesen Kreis. Sie schleift der Erzählung eine Spitze, wodurch dieselbe leicht in der Erinnerung haftet, aus dem Material der Wirklichkeit gibt sie durch treffende Einzeltüge, durch schlagende Worte den Charakteren oder Ereignissen eine handgreifliche Form, ein prägnantes Bild. Das Anekdotische gehört vorzugeweise in das Gebiet der Einfälle, deren absichtsloses Entstehen schon das Wort bezeichnet. Die Anekdote gibt im Einzelzug ein Bild des Ganzen, wie das Sprichwort die allgemeine Wahrheit in der Form einer Erfahrungsthatfache und damit am liebsten wieder in bildlicher symbolischer Redeweise ausdrückt. Eine Schwalbe macht keinen Sommer, sagte Aristoteles um anzudeuten daß die Tugend eine bleibende Gesinnung sei, und noch nicht durch eine oder die andere gute Handlung realisirt werde. Das Sprichwort sieht im besondern Fall das Ideale oder Allgemeine verwirklicht und stempelt ihn daher unmittelbar zum Ausdruck einer Erkenntniß; es ist dieselbe Verknüpfung oder lieber dasselbe ursprünglich gemeinsame Werden und Verwachsen des Realen und Idealen wie im Mythos; es ist ebenso das allen vorliegende Thatächliche und das allen einwohnende Vernünftige, wodurch, indem beides sich verbindet, das Sprichwort mehr gefunden als erfunden wird; absichtlich machen läßt es sich nicht, das treffende Wort wird nicht gesprochen damit es Sprichwort werde, sondern weil es so ist



daß ihm alle zustimmen, wird es von ihnen aufgenommen, wiederholt und ein Nationalgut.

So finden wir im Mythos wie in der Sprache Schöpfungen die mehr instinctiv als selbstbewußt und willkürlich aus der gemeinsamen Natur der Menschen hervorgehen; der gemeinsame innere Trieb, die gleiche Idee, die gemeinsamen Eindrücke führen auch zu einem gemeinsamen Ausdruck; wir erkennen einen geistigen Zusammenhang, kraft dessen der einzelne nicht etwas für ihn Absonderliches vollbringt, sondern wie ein Werkzeug des allgemeinen Geistes erscheint; wie die Bienen ihre Zellen bauen, so wirken viele zusammen. Den Gesetzgeber können wir dem Dichter oder Philosophen vergleichen, aber lange vor ihm bildet sich das Gewohnheitsrecht aus dem Zusammenwirken des sittlichen Gefühls und der Vorgänge des täglichen Lebens; es wird zur Grundlage auf welcher die bewußte Thätigkeit weiter baut, ordnend, ergänzend, nach der Idee gestaltend. Aehnlich ist es mit der Sprache und dem Mythos, dieser Urpoesie und Urphilosophie der Menschheit; auch sie gehen aus der Gemeinsamkeit hervor und bieten sich dann dem Genius als das Material seines denkenden dichtenden Schaffens.

---

## Die Schrift.

Das Wesen des Geistes besteht nicht blos darin daß die Einheit des Selbstbewußtseins sich in der Fülle der Gedanken und Empfindungen erhält, sondern auch darin daß er diese in sich behält, daß alles was er einmal gethan oder erfahren sowol die Intensität seiner Kraft als den Umfang seines Wirkens erhöht und vermehrt und in ihm als Lebenselement besteht; was er einmal in sich aufgenommen oder aus sich hervorgebildet — und er bildet nichts aus sich hervor das er nicht zugleich anschauend, fühlend, denkend in sich aufnähme, er nimmt nichts in sich auf das er nicht zu einem Erzeugniß seiner eigenen, die Eindrücke innerlich gestaltenden Thätigkeit machte — es bleibt fortan sein eigen, und darauf beruht seine fortschreitende Entwicklung. Das meiste verschmilzt mit der Totalität des geistigen Lebens, manches aber führt ein eigenes Dasein in ihm fort und tritt gerufen oder ungerufen als Vorstellung wieder in das Licht des Bewußtseins. So bewahrt er die Verknüpfung der Anschauungsbilder mit den Tonbildern, des Begriffs mit dem Wort. Aber wie der Gedanke Gestalt gewinnt im Laut, so verhallt er auch wieder sobald er vernommen ward. Später aus dem Innern aufs neue herbergerufen wird er bald von seiner Bestimmtheit etwas verloren, bald bei dem beständigen Werdepocess des Lebens eine andere Farbe gewonnen haben. Es gibt aber wichtige Gedanken, es gibt Ereignisse des äußern und innern Lebens die der Mensch bewahren, die er zu einem Gemeingut der Menschheit, zu einer Erbschaft kommender Geschlechter machen möchte; es gilt sie zu festigen, ihnen ein von dem Individuum und der wechselnden Ueberlieferung unabhängiges Dasein zu geben.

Wie die erste Regung des musikalischen und dichterischen Sinnes der Menschheit in der Sprachschöpfung aufgeht, so sehen wir die erste Bethätigung der bildenden Kunst in der Errichtung

eines Denkmals, d. h. eines im Raum dauernden Werkes, an welches das Denken, die Erinnerung sich heftet, zunächst so daß es an einem bestimmten Ort ein Ereigniß bezeichnet. So errichtet Jakob einen Stein an der Stelle wo ihm die Himmelsleiter im Traum erschienen war; oder der Stein auf dem Grabe erinnert an den Helden, den Patriarchen, der unter ihm ruht. Oder es wird in der Aufzeichnung handelnder Individualitäten die Anschauung eines Ereignisses festgehalten. Dies würde nicht geschehen, wenn der Mensch noch in wort- und gedankenloser Dumpsheit vegetierte; — er knüpft sein Denken an das Mal, das seiner Erinnerung einen sichtbaren Halt und Ausdruck gibt.

Von diesem einzigen Grund führen zwei Wege der Entwicklung weiter. Entweder wird das Werk für die Anschauung als solche möglichst befriedigend ausgebildet, sodaß sein Ausblick dem Geiste genügt und die äußere Erscheinung das Innere ganz und unmittelbar offenbart, und es entsteht die bildende Kunst, welche in der räumlichen Form das Wesen der Dinge und die Ideale der Seele darstellt. Oder der im Wort gefasste Gedanke ist die Hauptsache, ihn mitzumachen wird beabsichtigt, das Werk ist nur ein Zeichen für denselben und wir haben den Anfang der Schrift.

Wie Musik und Poesie in der Stimme aus der Brust des Menschen hervorquillt und er zum Verständniß der Töne gelangt weil er sie zuerst selber hervorbringt und mit der sie veranlassenden Empfindung vernimmt, so hat er in seinem eigenen Leib und in seiner Geberde auch die ursprüngliche Weise gegenwärtig wie ein inneres Sein, eine innere Bewegung räumliche Gestalt gewinnt und in die Sichtbarkeit tritt; er lernt von sich aus auch andere Körperformen auffassen, deuten, durch Nachbildung in einem äußern Material sie festhalten oder innern Anschauungen dauernde Gestalt geben. Die bildende Kunst will aber gerade daß das Werk in einem äußern Material auch unabhängig von seinem Urheber Bestand gewinne, und ein Gleiches will die Schrift. Wir können Empfindungen und Gedanken allerdings durch Bewegungen sichtbar machen, aber wir nennen dies nicht Geberdenschrift, sondern Geberdensprache; denn hier ist es die gegenwärtige Persönlichkeit die mit derselben Unmittelbarkeit lautlose, wie in der Sprache laut werdende Bewegungen macht, und die sichtbare Erscheinung nicht verborren läßt, sondern das Hervorgebrachte sofort wieder in sich aufnimmt. Wenn wir daher wol von einer Geberdensprache, oder nicht von einer Geberdenschrift reden, so liegt darin das Ge-

fäßt daß die Sprache mit der lebendigen Persönlichkeit als deren unmittelbarer Ausdruck zusammenhängt, während die Schrift mittelbar durch die Darstellung in einem äußern Material den Gedanken offenbart, der dadurch aber einen objectiven Bestand für sich gewinnt. Der Drang hiernach, der in der Natur des Geistes liegt, ist der Quell der Schrift. Aber wenn auch ihre Anfänge aus einer ähnlichen innern Nothwendigkeit wie die Sprache entspringen, so herrscht in ihrer Ausbildung weit mehr die selbstbewußte Ueberlegung, der erfinderische zergliedernde Verstand, und wie die Civilisation mit ihrem Gebrauch zusammenhängt, so die Kunstbildung und künstlerische Prosa in Geschichtschreibung, Beredsamkeit und freier Wissenschaft. So nennt auch Steinhilber die Schriftbildung eine Urthat des menschlichen Geistes; er sieht in derselben das Werden der Cultur, die erst durch sie einen freien Lauf nehmen kann, und sagt gewiß richtig: „Man wolle nur ja nicht die Schrift von Bedürfnissen des Verkehrs ableiten; nicht Äträmer haben sie gebildet, sondern Priester und Könige.“

Es ist das Verdienst Wilhelm von Humboldt's den Zusammenhang von Schrift und Sprache aus Licht gestellt und dabei die Stufen der Schriftentwicklung gezeigt zu haben. Wir betonen auch hier wieder daß der Gestaltungsdrang des Geistes durch die Phantasie vollzogen wird, die in der ursprünglichen Einheit von Schrift und bildender Kunst allerdings am sichtbarsten waltet, aber auch in der eigentlichen Bilderschrift fortherrscht und als formende Thätigkeit niemals entbehrt werden kann; unsere Buchstaben sind aus Bildern hervorgegangen.

Wie wir sahen daß erst in der Sprache der Gedanke des Menschen sich bildet, so ist Schrift stets die Darstellung der schon im Wort ausgeprägten Ideen. Hier entsteht nun der Unterschied ob nur der Gedanke als solcher berücksichtigt wird und veranschaulicht werden soll, oder ob gerade seine sprachliche Form, die ihn offenbarenden artikulirten Laute in bestimmte Zeichen ausgeprägt werden. Im erstern Fall haben wir Ideenschrift durch Bilder und Figuren, im andern Lautschrift durch Buchstaben. Es ist klar daß nur die letztere dem Wort als solchem gerecht wird. Das Princip der Schrift hängt mit dem Sprachsinne zusammen; wo derselbe die Rede zu einem lebendigen Organismus gliedert, da will er sowohl die sprachlichen Tonbilder als die Bestimmtheit, Ordnung und Beziehung der Worte in der Schrift befestigen, und dem genügt allein die Buchstabenschrift; wo ihm aber noch ein Wort der Empfindungs-

ausdruck des Gedankens ist und den ganzen Satz vertritt, oder wo er bloß noch Wörter gleich den Gegenständen als den Trägern von Eigenschaften und Handlungen nebeneinander stellt, da genügt ihm die Bilder- und Figurenschrift.

Das Anfängliche ist also historisch wie nach der Natur der Sache die Ideenschrift, und zwar wie sie noch ungetrennt von der Malerei erscheint. Eine Thatsache die ihm wichtig dünkt, eine äußere oder innere Erfahrung stellt der Mensch durch Abbildung der Begebenheit oder einzelner Gegenstände dar, gerade wie er den Eindruck der Anschauung in einem oder in mehreren Lauten hervorsteß. Schwolcraft in seinem Werk über die Indianer der Vereinigten Staaten gibt unter andern Beispielen solch malender Ideenschrift das folgende: Zwei Jäger, die den Fluß hinaufgefahren waren, lagern am Ufer desselben, tödten einen Bären und fangen Fische. Das war eine That würdig daß niemand ihres Volks vorübergehen sollte ohne von ihr unterrichtet zu werden; auf einem Brett wird sie niedergeschrieben und dies als Denkmal aufgestellt. Der Vorübergehende sieht darauf zwei Hähne und über jedem ein Thier welches das Kennzeichen der Familie eines jeden der beiden Jäger ist, und er weiß nun daß zwei Personen aus diesen Familien hier gelandet sind. Ein Bär und sechs Fische sagen ihm was sie vollbracht haben. Steinthal sieht hierin mit Recht eine Stufe des Bewußtseins auf welcher dasselbe nur die einzelnen Dinge zum Anhalt hat, Subject und Prädicat noch nicht scheidet. Die Thiere leben ihm gar nicht für sich selbst, sondern nur für seine Jagd, seinen Rang; nur in diesem Verhältniß denkt er sie sich. Daher auch die vielen Möglichkeiten von Verhältnissen der gezeichneten Gegenstände, die uns hindern sogleich diejenige zu finden welche die wirklich vom Schreibenden gemeinte sei, für den Wilden gar nicht existiren. In unserm Bewußtsein liegen jene Gegenstände jeder für sich vereinzelt und fähig sich mit jedem zu verbinden; im Bewußtsein des Wilden liegt der Gegenstand oft gar nicht einzeln, sondern nur in einer geringen Anzahl von Complexionen, von denen jede, sobald zwei Elemente der Anschauung geboten werden, als Ganzes und sogleich ins Bewußtsein tritt. Daher die Verständlichkeit der Schrift.

Eine solche Uebersetzung des Gedankenstoffs sind viele Bilder in Aegypten wie in Assyrien oder Mexico: sie stellen in Palästen oder an Gräbern Ereignisse aus dem Leben der Menschen dar, und es soll hier die Thatsache festgehalten und gelesen, nicht der



anschauende Geist durch das Bild befriedigt werden; dieses ist noch Mittel, nicht Selbstzweck wie in der freien Kunst, wo es eine Idee durch die sichtbare Form so offenbart daß in dieser Form selbst das innere Wesen auf eine wohlgefällige Weise zur Erscheinung kommt, und gerade was sich in Worten nicht genügend ausdrücken läßt dem anschauenden Geist unmittelbar durch die Phantasie erschlossen wird.

Sobald der Geist aus den vereinzeltten Sinnesindrücken sich in seine eigene Sphäre, in die der Freiheit und Allgemeinheit erhebt, und Vorstellungen bildet die stets eine Hülle wirklicher Gegenstände unter sich begreifen, gibt er ihnen einen Träger im Wort, das nun gar nicht mehr unmittelbar sinnlich dargestellt werden kann. Die Vorstellung des Baums in ihrer Allgemeinheit, wie sie Laub- und Nadelholz in sich befaßt, kann durch die Wilschrisft nicht ausgedrückt werden, man muß eine bestimmte Art statt der Gattung setzen, wie bei den Aegyptern ein Habicht den Vogel, eine Palme den Baum bezeichnet. Die Anschauung ist damit zum Zeichen und Träger des Begriffs geworden, sie gilt nicht mehr für sich, sondern drückt auf eine übereinkömmliche Weise die viel allgemeinere Vorstellung aus. Dies genügt freilich nicht, und darum treibt das Bedürfniß des Geistes über die Ideenschrift mittelst äußerer Gegenstände zur eigentlichen Wort- und Pauschrisft.

Zunächst aber bleibt der Geist noch auf einer Zwischenstufe stehen, auf welcher die Ideen in ihm selbst durch Naturgegenstände erweckt und darum auch von Haus aus mit diesen verknüpft und in ihrer Form dargestellt werden. Dies ist der Ursprung des Symbols; wie in der Sprache erscheint es auch in der Schrift. Die Welt ist ein sichtbarer Ausdruck göttlicher Gedanken, Natur und Geist sind aus einem Lebensgrund hervorgegangen und entsprechen einander, und darum ist die Kunst die Vergeistigung des Sinnlichen, die Versinnlichung des Geistigen, sodaß beide ineinander aufgehen. Das Symbol ergreift den Naturzusammenhang eber Naturanfang des Idealen um es durch denselben kund zu geben; es ist darum nicht willkürlich erfunden, sondern glücklich gefunden, es ist nicht übereinkömmlich angenommen, sondern durch die Natur der Dinge, durch die Analogien des Sinnlichen und Geistigen gegeben. Indem wir jemandem die Hand reichen, legen wir das Organ unserer Thätigkeit in das seine, und so ist auch unser Wille mit dem seinen verbunden; wir fühlen die Liebe im Herzen, darum wird es ihr Symbol; wir haben durch das Licht in der Heiligkeit

der Außenwelt die Analogie für die Klarheit des Bewußtseins. So schreibt der Aegyptier die Gerechtigkeit, welche das rechte Maß gibt, durch das Symbol der Elle, so sind zwei verbundene Herzen dem Wilden die Zeichnung der Freundschaft.

Die malende Schrift, mag sie nun direct oder symbolisch darstellen, bleibt noch immer vom Wort gelöst und ist mehr eine Gedächtnishülfe für dasselbe. Die Wilden haben geschriebene Liebes-, Jagd- und Kriegslieder, aber man muß sie anwendig wissen um sie entziffern zu können; man weiht durch die Ueberlieferung der Worte in das Verständniß der Schrift ein. Wir geben ein Beispiel. Bild eines Mannes mit Flügeln statt der Arme = o hätte ich die Schnelligkeit des Vogels; ein Krieger unter einem blauen Stern = ich sehe nach dem Morgenstern; bewaffnete Krieger unter dem Himmel, den ein Regen bezeichnet = ich weihe meinen Leib dem Kampf; ein Adler über dem Himmel = der Adler fliegt in der Höhe; ein Krieger liegend mit dem Pfeil in der Brust = ich bin zufrieden, wenn ich unter den Erschlagenen liege; ein himmlischer Gesang = die Geister oben rühmen meinen Namen.

Die Knotenschnüre sind gleich den Kerkstöcken nur conventionelle Zeichen, die man willkürlich mit Gedanken verknüpft; man muß über die Bedeutung vorher übereingekommen sein, an sich ist kein Zusammenhang zwischen der Idee und dem Ausdrucks- oder Erinnerungsmittel vorhanden.

Sobald die Sprache durch eine bestimmte Folge der Wörter ihre Beziehungen zu einander ausdrückt, selbst wenn diese an ihnen noch nicht durch Beugung formal gesetzt ist, muß sich auch das Verlangen zeigen die einzelnen Worte zu schreiben. Die ursprüngliche Sprache ist einsilbig, die Wortschrift damit Silbenschrift. Der Fortschritt ist der daß man für das Bild des Gegenstandes dessen Abreviatur setzt, einige Grundlinien hervorhebt, und daß man bei verschiedenen Bedeutungen eines Wortes die abstractere oder unsinnliche durch die sinnliche gleichfalls ausdrückt, wie wenn wir das Datum wagen durch einen Streitwagen bezeichnen wollten, durch einen Reif auch den gefrorenen Thau und den Zustand der Zeltigung. Die Aegyptier schreiben den Begriff Herr durch einen Korb, weil Herr und Korb heißt. Die chinesische Schrift hat zunächst eine Figur für jeden der 450 articulirten Laute, die ihre Sprache ausmachen; jeder aber gewinnt durch seine Betonung oder durch den Zusammenhang verschiedene Bedeutungen; man stellt nun neben das Lautzeichen des einsilbigen Wortes die Figur der Sache die es

gerade bedeuten soll. Aehnlich unterscheidet auch im Englischen mehr die Schrift als die Aussprache ob der Laut reit schreiben, Recht, Ritus (write, right, rite) ausdrückt. Nun wird aber sowohl die Einbildungskraft als der Verstand gereizt auf Mittel zu finden wie man Dinge darstellen soll die sich weder zeichnen noch durch ein Symbol ausdrücken lassen. Man setzt mehrere Gegenstände zusammen deren Umrisse deutlich sind, und aus deren Beziehung das Beabsichtigte hervorgeht. Der Aegyptier bezeichnet den Durst durch ein zum Wasser laufendes Kalb, den Honig durch ein Gefäß mit einer Biene, Führung, Leitung durch einen Arm mit einer Perlsche. Besonders haben die Chinesen auf diese Art die Vorstellungen analysirt und ihre Ansichten von der Natur der Dinge, namentlich auch der sittlichen Begriffe, veranschaulicht. Sie schreiben Strafe durch die Figuren für Verbrechen, Richterspruch und Schwert, fürchten durch Herz und weiß, Charakter durch Herz und geboren, Meinung durch Herz und Ton, bedenken und lieben durch Herz und verbergen. Es ist dies das Analogon der Sprachstufe welche neben ein Wort noch andere Wörter stellt oder ihm anhängt um seine Beziehung auszudrücken.

Der selbe große Unterschied wie zwischen anorganischen und organischen oder flectirenden Sprachen waltet zwischen der Ideen- und der Lautschrift. Daß beide eintreten ist eine geniale Geistes- that, die etwas Neues schafft. Es ist ein Höhepunkt des Sprach- gefühls den Laut in seine Elemente zu zerlegen und ihn durch die Zeichen derselben dem Auge zu veranschaulichen; es ist eine große Entdeckung daß die Worte aus wenigen für sich darstellbaren Laut- elementen bestehen, auf deren mannichfaltiger Verbindung der ganze Reichthum der Sprache, die ganze Fülle der artikulirten Töne beruht. Je mehr der musikalische Tonsinn lebendig war, je weniger man den Lautaussdruck für gleichgültig in Bezug auf den Gedanken hielt, desto mehr mußte man seine Bezeichnung erstreben. Die Ideen- schrift wendet sich an die Anschauung und den Verstand, sie ist allgemein zu verstehen, sie ist eine Pictographie, welche den Begriff darstellt unbekümmert um den Laut des Wortes, sodaß sie für verschiedene Sprachen dieselbe ist; auf dieser Allgemeinheit, die sie auch den musikalischen Noten vergleichbar macht, beruht ihr Ungenügen für die Bestimmtheit des Gedankens in der Sprache. Erst die Buchstabenschrift drückt nicht bloß den Laut und den Gedanken ebenso untrennbar aus wie sie im Wort selber verbunden sind, sie ist auch fähig die feinen formaten Umbildungen der Wörter im

Daumen des Fingers wiederzugeben. Darum ist sie Erforderniß der organischen Sprache und tritt ein sobald diese nach äußerer Aesthetik trachtet.

Ueber die Ideen- und Buchstabenschrift äußert sich Humboldt also: „Die Individualität der Wörter, in denen jedem immer noch etwas anderes als bloß seine logische Definition liegt, ist insofern an den Ton geheftet als durch diesen unmittelbar in der Seele die ihnen eigenthümliche Wirkung geweckt wird. Ein Zeichen das den Begriff aussucht und den Ton vernachlässigt, kann sie mithin nur unvollkommen ausdrücken. Ein System solcher Zeichen gibt nur die abgezogenen Begriffe der äußern und innern Welt wieder, die Sprache aber soll diese Welt selbst, zwar in Gedankenzeichen verwandelt, aber in der ganzen Fülle ihrer reichen bunten und lebendigen Mannichfaltigkeit enthalten.“ Humboldt erinnert daran wie man auch in der Ideenschrift schon die Worte, nicht wortlose Begriffe vor sich hat, wie daher der Laut doch seinen Einfluß übt, und wie sie doch gleich einer Lautschrift von den meisten gebraucht wird, welche die den Wörtern entsprechenden Zeichen mechanisch kennen lernen und sie anwenden ohne den logischen Schlüssel ihrer Bildung zu beachten. Da man aber doch der Geltung, dem Zusammenhang ihrer Zeichen nach Begriffen nachgehen, den Gedanken gleichsam mit Uebergang des Lautes unmittelbar bilden kann, so wird sie dadurch zu einer eigenen Sprache, und schwächt den natürlichen vollen und reinen Eindruck der wahren und nationellen. „Sie ringt auf der einen Seite sich von der Sprache überhaupt, wenigstens von einer bestimmten frei zu machen, und schleibt auf der andern dem natürlichen Ausdruck der Sprache, dem Ton, die viel weniger angemessene Anschauung durch das Auge unter. Sie handelt daher dem instinctartigen Sprachsinne der Menschen gerade entgegen, und zerstört, je mehr sie sich mit Erfolg geltend macht, die Individualität der Sprachbezeichnung, die allerdings nicht bloß in dem Laut einer jeden liegt, aber an denselben durch den Eindruck verbunden ist den jede bestimmte Verknüpfung artikulirter Töne unentzogen spezifisch hervorbringt. Das Bemühen sich von einer bestimmten Sprache unabhängig zu machen muß, da das Denken ohne Sprache einmal unmöglich ist, nachtheilig und veröden auf den Geist einwirken.“

„Die Buchstabenschrift ist von diesen Fehlern frei, einfaches durch keinen Nebengriff zerstreutes Zeichen des Zeichens, die Sprache überall begleitend ohne sich ihr vorzudrängen oder zur



Seite zu stellen, nichts hervorrufend als den Ton, und daher die natürliche Unterordnung bewahrend, in welcher der Gedanke nach dem durch den Ton gemachten Eindruck angeregt worden, und die Schrift ihn nicht an sich, sondern in dieser bestimmten Gestalt festhalten soll. Durch dies enge Anschließen an die eigenthümliche Natur der Sprache verstärkt sie gerade die Wirkung dieser, indem sie auf die prägnanten Vorzüge des Bildes und Begriffsausdrucks Verzicht leistet. Sie stört die reine Gedannennatur der Sprache nicht, sondern vermehrt vielmehr dieselbe durch den nüchternen Gebrauch an sich bedeutungsloser Züge, und läutert und erhebt ihren sinnlichen Ausdruck, indem sie den im Sprechen verbundenen Laut in seine Grundtheile zerlegt, den Zusammenhang derselben untereinander und in der Verknüpfung zum Wort anschaulich macht, und durch die Fixirung vor dem Auge auch auf die hörbare Rede zurückwirkt.“

Wie wir zuerst durch die Entzifferung einiger Königsnamen es erfahren haben daß die Aegyptier neben der unmittelbar abbildenden und der symbolischen Darstellungsweise auch Buchstaben-schrift bei ihren Hieroglyphen anwandten, so ist das wahrscheinlich auch zuerst bei Eigennamen geschehen. Das Princip aufzustellen war eine jener Thaten welche sich durchaus nicht durch den Proceß allmählicher Fortentwicklung erklären lassen, sondern welche, allerdings wohl vorbereitet und vom Drang der Zeit gefordert, eine neuschöpferische Persönlichkeit voraussetzen. Man zerlegte also das Wort in seine Lautelemente und bezeichnete jedes derselben durch einen Gegenstand der mit diesem Laut anfängt; im Deutschen würde man demgemäß V durch Löwe, H durch Haus schreiben. So geschah denn in dem ältesten Culturlande auch der entscheidende Schritt für eine wirklich genügende Schrift; und wie sogleich nach den Aegyptern die Semiten die Kulturträger wurden, so bildeten diese auch die Buchstaben-schrift weiter aus. Die assyrische Keilschrift bezeichnete Silben durch Figuren, welche in ihren Stellungen wechselnde Keile hervorbringen; sie ist der Abschluß eines uralten und vortrefflich durchgeführten übereinkömmlichen Zeichensystems; sie ward bei Denkmälen angewandt; aber für den Verkehr des Lebens selbst eignete sich die phönizische Buchstaben-schrift, die auf jenem ägyptischen Princip beruht den Laut durch das Bild eines mit ihm anfangenden Wortes darzustellen, wie die Namen der Buchstaben das noch festhalten: aleph heißt Stier, beth Haus, gimel Kameel; statt des ganzen Gegenstandes aber gab man seine Abbeviatur, den



Strichlopf, eine äußere Umrißlinie des Hauses, den Kameelhals oder einen Hocker u. s. w., und auch das ward wieder zu festen und einfachen Linien durch den Gebrauch selbst ermäßigt. Der arische West nahm die semitische Erfindung auf, und der hellenische Genius versuchte mit ihr wie mit aller orientalischen Ueberlieferung: er eignete sie sich an und gab ihr das Gepräge seiner intellectuellen Macht und Freiheit, er führte sie vom bloß Nationalen zum Weltgültigen; er ließ einige Lautbezeichnungen fallen und führte neue ein. Und wie die Römer die griechische Kunst, wenn auch mit kleinen Modificationen, aufnahmen, über die Erde verbreiteten und der Nachwelt vermittelten, so thaten sie auch mit dem Alphabet. Die Arier in Indien auf der einen, die Araber auf der andern Seite haben das ursprüngliche Alphabet für sich weiter entwickelt, aber die europäische Schrift, wie sie fähig ist die asiatischen Biome auszudrücken, so wird sie auch maßgebend für die Völker die von japhetischen Händen die Fackel der Civilisation empfangen. Unsere sogenannte deutsche Schrift ist der Nachlaß einer mündlichen Verechtigung der lateinischen, die einmal im spätern Mittelalter allgemein war, von den meisten Völkern längst aufgegeben ist und auch bei uns schon vielfach dem Ursprünglichen und Bessern wieder weicht. Wenn Bausen in der Structure des griechischen Verbuns denselben Schönheitsgenuß erkennt der vom Parthenon und vom Zeus des Phidias so unvergleichlich und entgegenstrahlt, so dürfen wir sagen daß wie durch Hellas das Humane, das Menschenwürdige zuerst in reiner Form hervortrat, auch die orientalische Schrift ihr menschheitliches Gepräge erhielt. Dadurch war sie fähig dem Reichthum und der Freiheit der Sprache ein Genüge zu thun.

Sahen wir die Stufen der Schriftbildung analog denen der Sprachentwicklung, so fragen wir jetzt welchen Einfluß die organische Sprache selbst durch die ihr genügende Buchstabenchrift erfährt. Zunächst erhalten durch die Unterscheidung der Lautelemente diese selbst eine reine scharfbestimmte Form; der Mensch wird inne daß er nach seiner Seelenanlage, mit seinem Willen den Laut articulirt, und mit Abschneidung des unbestimmten Tönens, mit dem im ungebildeten Sprechen ein Laut in den andern überfließt, wird hier jeder richtig begrenzt, und damit das Ohr wie die Sprachwerkzeuge an Bestimmtheit und Feinheit gewöhnt. Und es ist nicht zu viel gesagt, wenn Humboldt noch hinzufügt daß durch das Alphabet einem Volke eine ganz neue Einsicht in die Natur der Sprache aufsteht. „Da die Articulation das Wesen der Sprache ausmacht, die

ohne dieselbe nicht einmal möglich sein würde, und der Begriff der Gliederung sich über ihr ganzes Gebiet, auch wo nicht bloß von Thnen die Rede ist, erstreckt, so muß die Versinnlichung und Gegenwärtigung des gegliederten Tons vorzugsweise mit der ursprünglichen Wichtigkeit und der allmählichen Entwicklung des Sprachsinns im Zusammenhange stehen.“ Nur die Buchstabenschrift vermag ferner das sinnlich geistige Wesen der Sprache, den Anklang des Tons an den Gedanken und die Zueinsbildung beider im Wort zu fixiren; sie gibt dadurch dem Schwebenden und Wechselnden der mündlichen Rede einen dauernden Halt, sie bindet die Gegenwart und Zukunft an die Vergangenheit und befriedigt auch dadurch den geschichtlichen Sinn, auf welchem die Ausbildung der Culturvölker im Gegensatz zu dem Kreislauf der Natur oder dem gedächtnislosen Treiben der Wilden in der Wiederholung des gewohnheitsmäßigen Lebens oder zu dem Aufstodern und Wiederverböschern der Bewegungskraft unter den turanischen Steppennomaden beruht. Aber die Buchstabenschrift versagt sich auch der Neuerung nicht, sie schmiegt sich den Lautveränderungen im Wachsthum der Sprache selber an, oder gestattet ihr sich über der ursprünglichen Niedersehung mit modificirtem Ton zu bewegen.

Die Buchstabenschrift hängt in logischer Beziehung mit der Gliederung der Rede zusammen, sie ist Trennen und Verbinden, Unterscheiden und Beziehen, sie vermag die Flexion der Worte auszudrücken und schärft damit wieder den Sinn für dieselbe. Die Schriftsprache bewahrt und erhält was sich im Volksmunde dialektisch längst abgeschliffen und verwischt hätte, und indem ich Schriftsprache sage, bezeichnet das Wort schon das gewonnene Neue: die Sprache der Bildung, der Civilisation, die das Gesetzmäßige, das hohe Entfaltete und Schöne feststellt und aus der muntartigen Mannichfaltigkeit das stichend aufnimmt was als gemeinsam nationales Gut zu achten ist. So ist sie auch in einem größern Volke über die Stammesverschiedenheiten hinaus das Mittel der Verständigung, das Werkzeug künstlerischer Gestaltung und wissenschaftlicher Darstellung.

Was Humboldt endlich über den Rhythmus und seinen Zusammenhang mit der Buchstabenschrift sagt, führt uns ganz auf das ästhetische Gebiet. „Das reine und volle Hervorbringen der Laute, die Sonderung der einzelnen, die sorgsame Beachtung ihrer eigenthümlichen Verschiedenheit kann da nicht entbehrt werden wo ihr gegenseitiges Verhältniß die Regel ihrer Zusammenreihung bildet.

Es hat gewiß rhythmische Dichtung bei allen Nationen vor dem Gebrauch einer Schrift gegeben, auch regelmäßige Silbenmessung bei einigen, und bei wenigen, vorzüglich glücklich organisirten, hohe Vortrefflichkeit in dieser Behandlung. Es muß diese aber unlenzbar durch das Hinzukommen des Alphabets gewinnen, und vor dieser Epoche zeugt sie selbst schon von einem solchen Gefühl der Natur der einzelnen Sprachlaute, daß eigentlich nur das Zeichen dafür noch mangelt, wie auch in andern Bestrebungen der Mensch oft erst von der Hand des Zufalls den sinnlichen Ausdruck für dasjenige erwarten muß was er geistig längst in sich trägt. Denn bei der Würdigung des Einflusses der Buchstabenschrift auf die Sprache ist vorzüglich das zu beachten daß auch in ihr zweierlei liegt, die Sondernung der articulirten Laute und ihre äußern Zeichen. Wo auch noch ohne den Bes.ß alphabetischer Zeichen durch die hervorsteichende Sprachanlage eines Volks jene innere Wahrnehmung des articulirten Lautes (gleichsam der geistige Theil des Alphabets) vorbereitet und entstanden ist, da genießt dasselbe schon vor der Entstehung der Buchstabenschrift eines Theils ihrer Vorzüge. Daher sind Silbenmaße, die sich wie der Hexameter und der sechzehnsilbige Vers der Stolas aus dem dunkelsten Alterthum her auf uns erhalten haben, und deren bloßer Silbenfall noch jetzt das Ohr in einem unnachahmlichen Zauber wiegt, vielleicht noch stärkere und sicherere Beweise des tiefen und feinen Sprachsinns jener Nationen als die Ueberbleibsel ihrer Gedichte selbst. Denn so eng auch die Dichtung mit der Sprache verschwistert ist, so wirken doch natürlich mehrere Geistesanlagen zusammen auf sie; die Auffindung einer harmonischen Verflechtung von Silben-Längen und Kürzen aber zeugt von der Regsamkeit des Ohrs und des Gemüths durch das Verhältniß der Articulationen dergestalt getroffen und bewegt zu werden daß man die einzelnen in den verbundenen unterscheidet, und ihre Tönung bestimmt und richtig erkennt.“

Die Ausübung des Homerischen Hexameters ist ohne Auffassung der Lautelemente schwer denkbar. Wenn auch der musikalische Sprachsin an einem unwillkürlich rhythmischen Erguß seine Freude haben und denselben wissentlich wiederholen konnte, wenn schon die alten Griechen sagten daß die Natur selbst den heroischen Vers gelehrt habe, und derselbe aus den Lautverhältnissen der griechischen Sprache wie eine schöne Blüte erwächst, so ist doch die kunstverständige und feinsinnige Durchbildung und die ordnungsdolle Freiheit, die der individuellen Triebkraft Raum gebende Gesetzmäßigkeit desselben

nicht ohne eine klare Erkenntniß der besondern Elemente, nicht ohne eine Würdigung der Vocale und Consonanten verständlich, die das unterschiedene Hervortreten derselben voraussetzt. So kann auch das bloße Naturgefühl an Alliterationen ein Wohlgefallen haben und von ihnen sinnig berührt werden, aber daß man einen wiederkehrenden Reiz darauf baut, wie im Altdutschen geschehen ist, das ist unmöglich wenn das Sprachbewußtsein bereits zur Zerlegung der Worte in Buchstaben vorgeedrungen ist. Indem man den Anlaut, den ersten Buchstaben der Worte, erkannte und absonderte, lag es nahe ihm in der Rune auch ein Zeichen zu erfinden, und aus solchen Zeichen auch wieder ganze Wörter zusammenzusetzen.

Volkspoesie ist möglich ohne Schrift und die Sagenbildung hat ihre rechte Zeit vor der Literatur, aber sobald das Dichten als eigentliche Kunst geübt wird bedarf es der Schrift. Unser Wort Dichten kommt von Dichtern her. Homer mag uns den Uebergang bezeichnen. Ich glaube keineswegs daß er die *Iliad* und *Odyssee* aufgeschrieben habe, denn von einer Inschrift bis zu so viel tausend Versen ist noch ein großer Schritt im Schriftgebrauch; metrische Lizenzen mußten durch die mündliche Betonung gut gemacht werden, und die Aussprache des Griechischen selbst war verändert zu der Zeit als man die Homerischen Gedichte niederschrieb im Vergleich mit den Tagen ihrer Entstehung: das Digamma ward anfangs noch ausgesprochen und hat seine Rolle im Versbau, fand aber in keiner Handschrift einen Platz, weil es später nicht mehr gehört ward. Aber ich glaube nicht daß in einer Periode vor der Buchstabenauffassung überhaupt der Homerische Vers so vollendet durchgebildet worden wäre, mochten immerhin die einzelnen Gesänge in lebendigem Vortrag geboren und dem wiederholenden Gedächtniß anvertraut sein. Eine Pindar'sche Strophe indes verlangt vollends daß der Dichter sie vor Augen hatte, und für die lausstreiche Durchbildung eines Dramas ist die Schrift unentbehrlich. Sie stellt die einzelnen Theile des Werkes fest, gewährt bei fortschreitender Arbeit den Rückblick auf sie, gestattet die Umbildung des Einzelnen nach dem Wachsthum des Ganzen, und macht ein schönes wohlgezogenes Ganzes möglich im Ebenmaße der Theile und in der Wechselbeziehung der Glieder. Die Einheit des Homerischen Epos gleicht doch mehr der Krone des Baumes, wo die innere Triebkraft die Aeste rechts und links mit gleicher Stärke wachsen läßt, und der eingeborene Schönheitsinstinct alles Besondere zusammen; aber jene dem animalischen Organismus verwandte



in sich geschlossene Einheit des Dramas oder jeder echten Kunstichtung kann das Frühere und Spätere gleich den Pulsadern und Venen nur dann ineinander überführen, wenn sie so klar für sich stehen wie nur das Niederschreiben es mit sich bringt.

Der Dichterschriftsteller schafft und wirkt aus dem Geist des Ganzen, er ist sich nicht eines besondern Inhalts bewußt, er ist des Herzens theils seiner Hörer gewiß, und kann ihrer Zustimmung, ihrem aufnehmenden Gemüth sein Lied vertrauen; aber der Wiederholende kann auch vom Seinen hinzuthun, oder er wird weglassen was ihm unnöthig, was ihm ungebührlich dünkt, denn auch er ist ein Glied des Ganzen, und dies ist in der Erzeugung des Werkes thätig. Wer aber seine von andern unterschiedene Individualität poetisch darstellen, wer seine eigenthümliche Weltauffassung vortragen will, der soll seinem Werk erst Theil gewinnen, der soll und will ihm auch den unabänderlichen Stempel seiner Persönlichkeit aufdrücken; deshalb setzt die Dichtkunst oder genauer die Kunstichtung die Schrift voraus, und die Schrift führt den phantasiebegabten Genius zu ihr hin. Aehnlich sind ein Solon und Perikles als Volksredner gewaltig wie ein Homer als Sänger; die Redekunst eines Isokrates und Demosthenes lehnt sich an die Schrift.

Schon Friedrich August Wolf hat in seinen Homerischen Untersuchungen richtig bemerkt daß der Gebrauch der Schrift im gewöhnlichen Leben zur Prosa und deren Ausbildung führt, also mit dem Beginn einer prosaischen Literatur zusammenfällt. Jetzt werden die Ereignisse aufgezeichnet wie sie geschehen sind, und nicht mehr der umgestaltenden mündlichen Ueberlieferung, der Sage, überlassen, und an die Stelle derselben tritt die Geschichte. Es sind die Denkmale, es ist die Schrift auf welche die Geschichtsdarstellung sich gründet, und ein helles geschichtliches Leben selbst beginnt erst da wo die Buchstabenschrift allgemein wird. Kyrurg und Solon, die großen Verfassungsgründer, verwenden die Schrift zur Aufzeichnung ihrer Satzungen, und zur Seite tritt das Gesetz. Durch die Schrift erhalten die Ordnungen des Staats, die Gesetze und das Recht des öffentlichen wie des privaten Lebens eine feste, objectivie Form, und im aufgezeichneten Vertrag gewinnt der Geschäftsverkehr seine sichere Grundlage. Nun ist es dem Einzelnen möglich auch in die Ferne mit seiner bestimmten Willensmeinung zu wirken. Nun vermag ein Geschlecht dem andern seine Erbschaft, so daß das geschriebene Wort nicht mehr bloß im Gedächtniß der Einzelnen, sondern der Menschheit niederzulegen ist und seine Wesenheit für die Jahrhunderte



bewahrt. Daß das metrische Band den Worten eine unverrückbare Stellung gibt und die rhythmisch geformte Rede sich unveränderlicher dem Hörer einprägt, war sicherlich auch ein Grund für die Anwendung des Verses zur Darstellung religiöser und wissenschaftlicher Ideen im Alterthum. Indem die Schrift eine gleiche, ja größere Sicherheit der Ueberlieferung gewährte, gab sie der Wissenschaft ihre volle Freiheit in der Wahl der Worte nach Maßgabe der Sache und der Erkenntniß, und der künstlerische Sinn konnte sich nun auf die Composition des großen Ganzen wenden, wie er früher von der Poesie des einzelnen Wortes zu der des Verses in Bildern und Rhythmen vorgeschritten war. Die Poesie hat durch die Schrift also nicht verloren, sondern gewonnen, und was auf frühern Stufen das Ziel der Phantasiethätigkeit war, ist auf der höhern nicht verschwunden, sondern das Mittel und Material für die kunstgerechte Gestaltung umfassender Werke.

---

## Gebilde der Menschenhand in der Urzeit.

Es steht nun fest daß der Mensch viel älter ist als man bis vor kurzem glaubte, daß er noch ein Genosse von Thieren war die nun untergegangen sind, daß die Entwicklung zur Cultur sehr langsam geschah. Die Organismen zeigen eine mit der fortschreitenden Erziehung aufsteigende Reihe vom Einfachen zum Reicherem, Vollkommenerem, von der Zelle zum vielgliederigen harmonischen Zellensystem. Das Anfängliche, Niedere ist die Grundlage aus welcher das Höhere hervorgeht. Diese Ansicht einer zusammenhängenden Entwicklung des Ganzen, der bereits Kant, Herder und Goethe andeuteten, hatte für mich längst etwas Aussprechendes ehe Darwin sie in den Mittelpunkt der Naturforschung und des Zeitbewußtseins stellte, und ich begrüßte sie freudig, da sie in der Veränderlichkeit und Vererbung, im Kampf ums Dasein und in der natürlichen Auswahl und Hebel und Vermittelungswege aufzeigte, kraft deren die Fortbildung sich verwirklicht und alles in der Natur natürlich geschieht. Aber eine Entwicklung vollzieht sich von innen heraus nach einwohnenden Principien und ihre Bewegung geht in bestimmter Richtung, sie hat ein Ziel, das liegt in ihrem Begriff; und wenn der Materialismus ohne Princip und Zweck blos durch äußere Veränderung und eine Anpassung an wechselnde Zustände der Außenwelt die Reihe der Organismen entstehen, sie mehr von außen hergedrückt, als von innen geformt werden läßt, so setzt er zuletzt den Zufall an die Stelle des Vernunftgesetzes und leiht einer bloßen Nothwendigkeit die Erfolge des sehenden ordnenden Geistes. Nach meiner Ansicht ist es der innere Trieb lebendiger Wesen welcher neue Formen hervortreibt im Kampf mit der Außenwelt oder unter begünstigenden Bedingungen von außen, und diese Formen bestehen wenn sie zweckmäßig sind, wenn sie eins der Bildungs-gesetze erfüllen, eine der idealen Typen ausführen die im Weltplan

angelegt sind. Das Individuum einer neuen Art ist stets nur dadurch möglich daß die Eltern etwas von ihnen Verschiedenes erzeugen, daß im befruchteten Keim die Anlage eines vorher nicht Vorhandenen gegeben ist. Daß jedes Wesen seine Eltern nach ihm wiederholt, sondern etwas Eigenthümliches ist, bahnt den Weg zur Weiterentwicklung der Arten, aber sie vollzieht sich immer doch nur dadurch daß einer noch nicht realisirten Lebensidee die Möglichkeit zur Erscheinung geboten wird, daß die alldurchwaltende Kraft der Natur die Eltern zu Organen macht durch welche sie ein neues Ziel erreicht, ein höheres Bildungsgesetz erfüllt. So macht nicht das Niedere das Höhere, nicht die Affen den Menschen, sondern sie sind die Mittel kraft welcher und durch deren Vermittelung der Schöpfer seine Gedanken ausführt. Dies Zusammenwirken göttlich allgemeiner und geschöpflich individueller Thätigkeit bringt Geschichte in die Natur, Natur in die Geschichte; dadurch haben wir keinen bloßen Kreislauf stets wiederholter gleicher Nothwendigkeit, darum keine planlose Verwirrung immer sich ändernder Einzelbestrebungen; das Göttliche gibt aus seiner Wesenheit die Kraft, die Anlage, und setzt das Ziel; am Natürlichen, Individuellen ist es nun durch eigene Thätigkeit sich zu entwickeln, zu seiner Bestimmung sich emporzuarbeiten oder auch in eine neue höhere Sphäre sich zu erheben, für welche die realen und idealen Bedingungen bereit liegen, da sind für den Willen der sie ergreife.

Einen fertigen Organismus wie den Menschen zu schaffen ist völlig unmöglich, weil es dem Begriff des Organismus widerspricht, in welchem es liegt daß er durch eigene Kraft sich bildet, aus einfachem Keim sich entfaltet und fortwährend das entfaltete Mannichfaltige in sich einigt. Nur die Zelle also wäre zu schaffen, oder wäre im Zusammentreffen der sie bildenden Atome gegeben, wie der Materialismus meint, indem er das Leben statt aus der Lebenskraft, der Seele, lieber aus dem Todten durch einen Machtsspruch hervorbringt; aber die Zelle braucht eine neumonastische Entwicklung, eine bestimmte Ernährung, eine mütterliche Hut, und die findet sie doch weit besser im Uterus eines hochstehenden Thieres als im Meeresthau oder im Koth; Ei und befruchtete Zelle hochstehender Thiere, diese bereits organisirte Materie, sind doch der geeigneteren Stoff für die Menschenseele um ihn zu durchdringen und in ihm sich darzubilden, als der Erdenkloß, dem Jehovah den Athem einbläst! Jene Thiere sind die Organe die der Schöpfer verwendet um den befruchteten Keim zu erhalten, der einer neuen Wesengattung

die Möglichkeit zur Verwirklichung bietet und der Träger einer neuen Form oder Idee wird; und dann liegt das Menschenkind an der Mutterbrust und empfängt die nöthige Pflege bis es selbständig wird. Und es unterscheidet sich wol noch nicht viel von den Eltern, aber es trägt die Anlage zu all dem in sich was im Verlauf vieler Generationen sich zu dem Menschenleibe entwickeln wird, der nun den Begriff verwirklicht den Organismus des selbstbewußten Geistes darzustellen, der nun für viele Jahrtausende seinen Typus bewahrt. So haben wir nichts Unnatürliches, und kein anderes Wunder als das innerdar sich vollziehende, bei der Entstehung jedes Menschen gegenwärtige, daß die Eltern den natürlichen und gemüthlichen Stoff liefern für die Gestaltung einer neuen Lebensidee, eines eigenthümlichen Gottesgedankens.

Ob es uranfänglich eine einzige Zelle war aus welcher alles Lebendige auf Erden hervorgegangen, ob viele mit verschiedenen Klängen und Bildungsgesetzen, das vermögen wir heute nicht zu begreifen; nur daß die Anfänge einfach sein mußten um sich erhalten zu können, nur daß die vielgliederigen Organismen andere Annäherung zur Voraussetzung haben, die ihnen die Lebensbedingungen bieten, das können wir sagen, und können uns freuen, wenn die Naturforschung immer klarer die Verwandtschaften der Geschlechter, die zusammenhängende Kette des Emporgangs nachweist, auch wenn die Phantasie des Menschen hier noch oft ihr eigenes Spiel treibt neben der Urphantasie, der Schöpferin der Typen und des Schöpfers.

Der Mensch erhebt sich über die Natur, indem er zugleich als Naturwesen innerhalb ihrer stehen bleibt, in die stülpische Weltordnung, als deren Glied er durch die Ideen des Wahren, Guten, Schönen, durch Staat und Religion, durch Sprache, Kunst und Wissenschaft sich von den Thieren unterscheidet; aber langsam muß er diese geistigen Güter in sich selbst erarbeiten, denn dem Geist ist nur was er sich selbst zum Bewußtsein bringt. Selbstvervollkommenung ist des Menschen Bestimmung; das Ziel der Entfaltung, das Bildungsgezet trägt er in sich wie die Eichel den Baum, wie das Ei den Adler, und in seinem Bewußtsein erfährt er es als die Idee des Vollkommenen, das Ewige und Ewige; er ahnt es, was es sei; das zu erkennen ist eine Lebensaufgabe des ganzen Geschlechts. Der Menschenteib aber war als Organismus des Geistes für diesen bestimmt, im ersten Menschenleim, der im Thiere der Thierheit aufwuchs, war der aufrechte Gang angelegt.

Dem wie wol wir uns aufrichten und aufrecht behaupten durch den Willen, die Möglichkeit dies zu thun muß vorhanden sein; ja die Einrichtung des Leibes kommt dem Geist anregend entgegen. Unser Fuß mit Ballen und Ferseubein, die Kniegelenke, die Lenden sind für den Stand gebaut, und stehen wir, so ruht der Kopf beweglich auf dem Halswirbel ohne daß es uns Mühe macht ihn zu tragen; das ist sogleich der Fall, wir ermüden von seiner Last so wie wir nach Art der Thiere auf allen Vieren gehen oder kriechen; auch die Ellbogen sind dafür nicht eingerichtet. Goethe schreibt in seinem letzten Brief, an dem Tag seines Erkrankens zum Tode, an Wilhelm von Humboldt: „Die Thiere werden durch ihre Organe belehrt, sagten die Alten; ich setze hinzu: die Menschen gleichfalls; sie haben jedoch den Vorzug ihre Organe wieder zu belehren.“ Es ist ja der Lebenskeim, der in unbewusster Thätigkeit die Organe zum Ausdruck seiner Wesenheit heranbildet, seine Triebe in ihnen zu Tage fördert, und dadurch kann er mittels ihrer seiner selbst inne werden. Die Menschenseele hat unbewußt den Leib gestaltet; nun richtet er sich auf, und gewinnt die Hände frei, und frei ertönt die Stimme aus der Brust und frei blickt das Auge um sich und aufwärts; so wird er durch seine Organe belehrt, und er belehrt sie wieder, wenn er nun den Laut artikulirt zur Sprache, wenn er nun den Blick forschend in die Welt dringen läßt, wenn nun die Hand nach idealen Anschauungen und Phantasien Neues schafft, den Stein, die Keule zur Waffe macht um die eigene Kraft zu verstärken, ein Haus baut, Werkzeuge bereitet, Künstlerisches bildet. Die aufrechte Stellung ist das Mittel für das geistige Leben; es ist der Anlage nach da, sie bietet die Möglichkeit zu seiner Verwirklichung und gibt den äußern Anstoß dazu. So sind Boden, Regen, Sonne Bedingungen für die Pflanze, aber die blüht doch nur weil sie im Sterne ideal vorhanden war. Neben der Gnuß der Umstände ist es „die große Meisterin, die Noth“, wie Hölderlin sie so prächtig bezeichnet, welche die schlummernden Vermögen zur That erweckt und die Wesen antreibt durch Anstrengung sich zu entwickeln. Der Mensch greift zum Stein um sich zu vertheidigen, und die Perioden des vorgeschichtlichen Weltalters charakterisiren sich nach dem Material das er zu Schneidewerkzeugen und Waffen verwertht als Stein-, Erz- und Eisenzelt.

Es steht jetzt erfahrungswissenschaftlich fest daß der Mensch schon in Wäldern und Höhlen lebte als der Gnuß von Thieren wie Mammoth und Höhlenbär die nun ausgestorben sind, daß er



sie jagte, durch Muth und List überwältigte, in ihr Fell sich hüllte, und ihre Markknochen an rechter Stelle mit sicher treffendem Schlag zu öffnen verstand. Aus den Splintern von Knochen und Feuersteinen bildete er sich Nadeln, Pfeil- und Speerspitzen, und er lernte die Steine so zu behauen daß sie in einen Stiel eingesteckt oder eingebunden mit Bast oder Sehnen ihm als Hammer oder Beil dienten. Mit der rohesten Bearbeitung tritt der ästhetische Sinn für Symmetrie hervor. Der Mensch lebt in der Familie, in der hilfreichen Gemeinsamkeit, an deren Spitze der Vater, der einzeltige starke Führer steht, und es beginnt eine Theilung der Arbeit nach Altern und Geschlechtern. Die Funde von Vougeot de Perthes im Sommethal bei Abbeville haben durch die Untersuchungen helgischer und schwäbischer Höhlen ihre Bestätigung und Erweiterung erhalten; er selbst hat praktisch dargethan wie mit einem Kiesel in einem Holzstiel der Feuersteinknollen sich zu jenen Geräthen bearbeiten läßt, und fügt hinzu: der Erste welcher einen Stein gegen einen andern schlug um ihm eine Form zu geben that zuerst den ersten Meißelhieb für die Monumente des Parthenon. Mit Kieselwerkzeugen aber haben auch die alten Aegypter und Mexikaner ihre Unterschrift dem Gestein eingegraben.

Es folgt eine zweite Stufe der Menschheit auf welcher in Mitteleuropa das Rennthier verbreitet war, die Gletscher der Schweiz sich bis an den Jura erstreckten und von dem Eise Scandinaviens die Aintlingsklode nach Norddeutschland getragen wurden. Noch ist der Mensch Fischer und Jäger, aber er beginnt Thiere zu zähmen, sich eine Hütte zu bauen, sich zu schmücken und durch das Feuer sich geistig und leiblich ein höheres Leben zu bereiten. Stein geräthe und Knochen werden regelmäßiger behauen, runde Muscheln in der Mitte durchbohrt, mit Linien umsäumt um gleich den Zähnen wilder Thiere, diese wol auch als Siegeszeichen, den Hals zu verzieren. An die Stelle der Höhle tritt die Hütte unter dem Baum als Wohnstätte, Geflechte zu Matten, Färben und Taschen aus Rinden, Bast, Riemen zeigen den Wechsel auf- und abtauchender Streifen, vom Mittelpunkt ausstrahlende, den Mittelpunkt umkreisende Linien, und daraus werden Motive späterer Decoration. Man richtet Steinplatten auf, deckt sie mit einer solchen und bestattet die Todten in diesen Steinkisten; man gibt ihnen Waffen mit. Das beweist daß die Gedanken von Gott und Unsterblichkeit im Gemüth aufdämmerten. Die Pfeilspitzen und Nadeln aus Knochen bereitet zeugen für die Kleiderverfertigung, für Nähen, das den

Zaden verlangt. Pfeil- und Lanzenspitzen sind nun mit Widerhaken versehen und in regelmässiger Ordnung bilden diese eine Harpune; Steinbeile und Messer werden nun gezähnt, und haben viel größere Schneiden; Sägen werden eingezaht, Knochen und Steine werden durchbohrt; Feuersteinsplitter dienen dazu, und hier war Gelegenheit Funken aufsprühen zu sehen, zu gewahren wie das Material sich erwärmte, und wenn man den harten Bohrer im weichen Holz lang und rasch drehte, so fing es Feuer. Indem der Mensch das Feuer hervorrief, war es in seiner Gewalt, stand er ihm nicht fremd gegenüber. Der vom Blitz entzündete flammende Baum mußte ihn erschrecken; daß aber im Wind bewegte Nester sich durch Reibung entzünden und so beim Menschen ein Vorbild gewesen, scheint mir völlig unmöglich. Darwin denkt an Vulkane, an denen ja die Glut sich lange hält und unter der Decke forzlimmt; aber selbst wenn der Mensch hier sich Holz angezündet, die Flamme ging bald wieder aus. Daß aber die Feueranzündung durch sich einbohrende Reibung beim Opfer in Indien die heilige blieb, daß so das Nothfeuer in Deutschland, das Wilsfire in England gewonnen, so die erloschene Flamme der Vestalinnen wieder erweckt ward, dies bezeugt uns daß hier die Art und Weise der ersten Feuerergewinnung vorliegt. Mit Recht betont Caspari wie hier dem Menschen Ursache und Wirkung in ganz neuer Weise entgegentrat, wie sich hier das irdische Gegenbild für die Sonne und die Gestirne des Himmels zeigte, wie die Seele als der himmlische Funke erscheinen konnte, der den Fels erwärmt, durchdringt und wieder aus ihm emporsteigt; die Flamme schien im Holz zu schlummern und als verzehrende Schlange hervorzu springen; ein geheimnißvolles Inneres im Aeußeren war offenbar geworden. Caspari geht zu weit wenn er die Lahnheit bei Vulkan, Dädalus und dem Schmied Meland daher ableitet daß die Gebrechlichen, Lahmen daheim hätten für die Jäger und Krieger die Geräte und Waffen bereitet und so in den Besitz des Feuers gekommen wären, und wenn er sie nun als Zauberer und Feueranzünder einherwandern und priesterliche Macht erwerben läßt. Aber der Gesichtskreis der Menschheit war erweitert, es war ein neuer Lichtaufgang im Bewußtsein. An die Stelle des rohen Fleisches tritt das gebratene, gekochte; der Anbau des Getreides wird durch das Backen der zerriebenen Körner zum Brote eingeführt, das Gefäß aus gebranntem Thon wird möglich, ja es wird gefordert, und die Metallgewinnung kann nun stattfinden. Die Feuerstätte wird zum Herd, um den das Haus sich aufbaut, wo

die Familie, wo die Stammesgenossenschaft sich zusammenfindet, die Menschen können nun sesshaft werden. Nun finden wir die Spinnwirtel, die zur Weberei hinführen; und die Thongefäße haben schonungslos gerundete symmetrische Gestalt, sie haben Linien die in Wellen und im Zickzack sie verzieren, und wenn bei kleinen runden Töpfen der Mittelpunkt offen ist, von ihm aus aber Strahlen kreuzweise nach dem Umkreis gehen und dieser durch eine Kreislinie umsäumt ist, so zeigt sich Einheit in symmetrischer Mannichfaltigkeit. Wenn Schliemann den Schatz des Priamos in Troja gefunden haben will, so ist das eben so lächerlich als wenn er von einem isländischen Taucher den Becher holen ließe den Goethe's König von Thule ins Meer geworfen; aber abgesehen von dem Wolke hat er aus der Tiefe der Erde Urzeitliches zu Tage gefördert, das weit älter ist als Homer, das uns an die Rennthierperiode in Europa erinnert.

Und zu solchen idealistischen Kunstansängen, in welchen die Phantasie der Menschheit frei und architektonisch sich in geometrischen Formen bewegt, ist in Verdogne überraschend auch ein naturalistischer getreten, der in der Nachbildung organischer Wesen sich erweist. Vartet hat solche Bildwerke gesammelt und herausgegeben. Geplättete Knochen oder Geweihe des Renntiers werden zurecht geschnitten daß der Messerstiel selbst wie ein Thier behandelt ist, dessen Stopf sein Ende bildet, während Renntiere, Pferde, Fische die Fläche verzieren, ja kämpfende Renntiere sind auf einer Schiefer tafel eingegraben, und ein Elefantenzahn läßt das Bild eines Mammuths erkennen, langmähnig, wie der Elefant nicht mehr ist, wie aber sein Vorgänger im Eise Sibiriens gefunden werden. Wie bei den Zeichnungen der Kinder herrscht die Profilstellung. Manches ist steif und unbehülflich, aber anderes zeigt die Auffassung des Wesentlichen und Charakteristischen in Formen und Bewegungen, eine erste Regung echter Künstlerthätigkeit. Dabei sind deutlich Einschnitte auf Knochentafeln als Zeichen zu erkennen die der Schrift vorausgehen, die auf Zahlenbegriffe und Zählen hinweisen. Farbstoffe, die man aufgefunden, lassen neben der Bekleidung mit Thierfellen auch auf ein Bemalen des eigenen Körpers schließen. Es ist hier bemerkt worden daß der weiße Mensch für seine Nacktheit empfindlicher ist als der braune und röthliche, der in der dunklern Hautfarbe selbst schon eine Hülle um sich zu tragen scheint.

Auf den dänischen Inseln und an der sächsischen Küste erkannte Steinstrup in massenhaften Ansammlungen von Muschelschalen die

Küchenabfälle eines Volkes der Steinzeit. Knochen von Gänsen, Enten, Schwänen, ja des fast ganz verschwundenen großen Tauchers finden sich dort, aber ohne die Wirbel, die der Haushund verzehrte, der auch die knorpelartigen Gelenke der Ochsen, Fische, Schweine vertilgte. Auch mit der Hand gefertigte Töpferkerben finden sich dort sammt Geräthen und Waffen aus Feuerstein, sowie Pfriemen, Ahle, Kämme aus Knochen und Hirschhorn. Jetzt ist die Buche der dänische Waldbaum; ihr ging die Eiche, dieser das Nadelholz voraus. In den Mooren aber der Nadelholzzeit findet man bei Nichten und Föhren polirte Steinäxte in Hirschhornstiefeln, Lanzen und Pfeile in zweckmäßig wohlgefälliger Form. Ähnlich in französischen Mooren, sowie Haufen von Küchenabfällen aus jener Zeit auch in Italien untersucht worden sind.

„Ins Freie, wo wir hingehören“, sagt einmal Goethe's Egmont; das Leben in der Freiheit wird jenen Urmenschen gemüthlich gewesen sein, so daß sie es vielleicht nicht mit unserer Stubencivilisation vertauscht hätten. Schüttelt doch der Wilde in Amerika den Kopf über den Ackerbauer der sich täglich hinter dem Pflug, über den Handwerker der in der Werkstatt sich abmüht um die Mittel des Lebens zu gewinnen, während er dasselbe nicht genießt. War doch der Motokurenjüngling, der als Knabe in einer brasilianischen Familie erzogen war, der auf einer Universität studirt hatte, so lange schwermüthig, bis er wieder in seinen Wäldern nackt herumstreifte, und warf doch der in England von vornehmer Gesellschaft verhätschelte Feuerländer die Pockstiefel und Handschuhe weg, als er wieder zu den Seinigen kam und seines Daseins wieder froh ward. Ostar Pischel erinnert an die Indianerstämme wie sie das Jenseits sich als Fortsetzung des Diesseits denken; der große Geist wird sie in wilderelche Gefilde versetzen. So hoffen die Neuseeländer heut wie die Germanen vor 2000 Jahren auf Kampf bei Tag und abends Siegesfeier. Ihnen erscheint ihr Leben so glücklich daß sie das künftige als eine Steigerung des gegenwärtigen denken. Aber wird es sich unser Arbeiter als meilenlange Garmühle, unser Beamter als große Kettenstube, unser Soldat als Kaserne träumen? „Wir alle sind Knechte der Gesellschaft, mühsam abgerichtet von Jugend auf um den Dienst eines Rades im Räderwerk des bürgerlichen Lebens, oft genug nur den einer Spindel oder Schraube zu vollziehen. Den Verlust der natürlichen Freiheit, wie sie der Wilde genießt, fühlen wir nie, weil man nicht verlieren kann — was man nicht besessen hat.“ Oder wir besaßen sie im Paradies der



Kindheit, ehe die Schule anging. Oder ein Rousseau fühlt den Verlust und sehnt sich nach dem Naturzustande. Und halb im Ernst, halb im Scherz stimmt Goethe in diesen Ruf ein:

Nichts Ganzes habt ihr allzusammunt!  
 Habt eures Ursprungs vergessen,  
 Euch zu Sklaven veressen,  
 Euch in Häuser gemauert,  
 Euch in Zügel vernauert,  
 Kennt die goldenen Zeiten  
 Nur als Märchen, von weiten!

Den Erfas bietet uns die geistige Freiheit, die wir in Ideen finden, die Erhebung in das Allgemeinmenschliche, welche Kunst und Wissenschaft uns gewähren, die Liebe, der Aufschwung zum Ewigen und Unendlichen.

Daß auch Aegypten eine Steinzeit hatte, ebenso das semitische Alterthum, dafür zeugt die religiöse Sitte, wenn für die Beschneidung das urthümliche Steinmesser beibehalten wird. So schreibt auch der Chinese das Bell mit dem Schriftzug des Steins. Eine neue Epoche aber wird durch den Gebrauch des Metalls bezeichnet, und zwar sind es die Schneidewerkzeuge auf die es hier ankommt, ob sie von Stein, von Erz, von Eisen sind; andere Geräthe hat man auch in der Eisenzeit aus Stein und Erz, und durch den Handel kommt einzelnes Eisenwerk zu Stämmen die für sich noch das Metall nicht zu gewinnen wissen. Das Kupfer findet sich häufig gebiegen und ist leicht aus seiner Vererzung auszuscheiden; ein Zusatz von Zinn gibt ihm größere Härte und macht es zur Bronze. Die Eisen- und Stahlbereitung bietet größere Schwierigkeiten, die Ueberwindung derselben aber auch volleren Gewinn. Das Eisen lag wol zuerst in Meteorsteinen vor; dafür spricht das griechische Wort *si leros*, das es an die Gestirne, *sidera*, knüpft, so wie das Aegyptische *banope* das vom Himmel Herabgefallene bedeutet. Schmiedekunst und Weberei treffen wir überall bei den Turaniern. Damit hängt denn der Uebergang vom Jägerleben zur Viehzucht, zum Hirtenthum und zum Ackerbau zusammen. In turanischen Gräbern der Urzeit aber findet sich bereits die Bronze in der Mischung welche 10 — 15% Zinn zum Kupfer setzt, und da diese nun die gewöhnliche ist, so scheint sie von Turaniern ausgegangen und von ihnen aus die Bronze verbreitet worden zu sein. Zinn und Kupfer mußten beide häufig sein wo die Bronze erfunden



werden sollte; das weist uns auf die Gegenden des Kaukasus und Paropamisus. Die Schmiedekunst, die Metallarbeit erschien aber den Völkern selbst als etwas so Wunderbares daß sie dieselbe den Göttern zuschrieben; gewöhnlich ist es die im Feuer waltende Gotteskraft, naturgemäß, da diese Kunst an das Feuer geknüpft ist. Aus der Gegend zwischen Ural und Altai wurde noch zu Herodot's Zeit die Metallausbeute durch Karawanen zu den Griechen gebracht, und Kolchos, das Ziel der Argonauten, lockte diese durch das goldene Vlies. Semiten und Arier aber besaßen Bronze und Eisen und waren mit der Metallbereitung vertraut als sie sich zu besondern Völkern schieden. In der Vorzeit waren die Menschen weit mehr als im historischen Alterthum auf der Wanderung; sie waren noch nicht festhaft, sie zogen umher bis sie die ihnen zusagende Stätte fanden, und was immer ein Land für die Cultur Förderndes, besondere Culturformen Verbingendes bieten mochte, es mußte vom Menschengeist ergriffen, aufgeschlossen und verwerthet werden.

Nun im Besitz des Metalles ist der Mensch nicht mehr an die Naturform des Steins, des Horns und Knochens gebunden, nun schafft er selber seine Form für den Erguß und läßt das flüssige Metall sie ausfüllen, und symmetrisch schwingvolle Linien begegnen uns bei Schwertgriffen und Ringen wie bei Gefäßen. Parallellinien in einfachem Zug wie in Wellen und Zickzack aufgelöst oder entfaltet dienen zur Verzierung; die Spirale, die in weiteren Ringen den Mittelpunkt umkreist, wird beliebt; verticale und horizontale Richtungen werden betont, Kreise mit angedeutetem Centrum, Dreiecke, Kreuze verzieren die Flächen.

Herodot erzählt uns von den kaukasischen Scythen: „Mitte im See Prejias stehen zusammengefügte Gerüste auf hohen Pfählen, und dahin führt vom Lande nur eine einzige Brücke. Und die Pfähle, auf denen die Gerüste ruhen, richteten die Bürger in alten Zeiten ausgemein auf; nachher machten sie ein Gesetz, und nun machen sie es also: für jede Frau, die einer heirathet, holt er drei Pfähle aus dem Gebirge, das Oribetos heißt, und stellt sie unter; es nimmt sich aber ein jeglicher viele Weiber. Sie wohnen aber daselbst auf folgende Art. Es hat ein jeder auf dem Gerüst eine Stätte, darin er lebt, und eine Fallthür in dem Gerüst, die hinuntergeht in den See. Die kleinen Kinder binden sie mit einem Seil an aus Furcht daß sie hinunterfallen. Ihren Pferden und ihrem Vieh geben sie Fische zum Futter.“

Bei dem niedrigen Wasserstand der Schweizerseen in den

Jahren 1853 und 1854 wurden auch hier, zuerst im Zürichersee, dann in vielen andern nördlich und südlich der Alpen, endlich auch in Irland die Reste ganz ähnlicher Pfahlbauten entdeckt, und zum Gegenstand vielseitiger und eifriger Nachforschungen, deren Fäden zumerst in der Hand A. J. Keller's zusammenlaufen und durch die Mittheilungen und Berichte der antiquarischen Gesellschaft in Zürich veröffentlicht werden. Eine vor Wind und Wellen etwas geschützte Bucht an sonniger Uferstelle ward am liebsten ausersehen zu solchen Niederlassungen. Sechs bis zehn Schritte vom Lande, mit ihm durch leicht abbrechbaren Steg verbunden, wenn nicht bloß die zu Rähnen ausgehöhlten Baumstämme den Verkehr vermittelten, wurden Pfähle, ganze oder gespaltene Baumstämme, 4–8 Zoll dick, eingerammt. Unten sind sie zugespitzt und zwar durch Brennen und Behauen, und die Untersuchung hat gelehrt daß dies bei den ältesten Werken allein mit dem Steinbeil geschah, während jüngere Bauten auch mit scharfgeschliffenen Bronzewerkzeugen bearbeitet wurden. Die Pfähle laufen in parallelen Reihen dem Ufer entlang der Seeuferwärts; zwischen ihnen finden sich auch wagerecht liegende Balken eingeklemmt. Die senkrechten aber ragen mit ihren Köpfen aus dem Wasser hervor und tragen einen aus Baumstämmen und Bohlen gezimmerten Boden, den die Wohnungen und Vorrathskammern der Menschen sowie auch Stallungen für Thiere besetzten. Die äußerste Pfahlreihe umgab ein Geflecht von Zweigen zum Schutz gegen den Andrang der Wellen. An manchen Orten finden sich 30–40000 Pfähle, und die Werke erscheinen über 100 Schritt breit und sechs- bis achtmal so lang. Sie wurden gewiß allmählich erweitert wie die Ansiedler sich vermehrten. Auf dem von den Pfählen über dem Wasser emporgehaltenen Boden nun standen Stangen, die mit Ruten und Gezweig zur Härte durchflochten waren, und dann verband sich ein 2–3 Zoll dicker Lehm mantlel zur Wand. Das Dach, mit Baumrinde, Rinden und Stroh gedeckt, tief spitz zu, kegelförmig bei runder Anlage der Bauten, bei eckiger pyramidenartig. Eine große Steinplatte diente zum Herd.

Um die Pfähle zeigt der Seeboden gegenwärtig drei Schichten; zwischen dem sandigen Boden nämlich, in dem sie stehen, und der ähnlichen Ablagerung aus dem Wasser seit der Zeit daß die Bauten verlassen sind, befindet sich schwarze Erde, wie sie bei der Verwesung organischer Stoffe entsteht, in ihr liegen die Ueberreste der frühern Zeit, sie ist der Fundort der Alterthümer und heißt die Cultur-schicht. Seit Traian und den Karolingern ist das Eichenholz

unter dem Wasser an ihren Brücken festgeblieben, ein Zehntausend ist spurlos daran vorübergegangen, aber die Eichenpfähle der Driegeringer See-Verhauung werden vom Spaten wie Ketten durchstoßen, — ein Zeichen daß sie der grauen Vorzeit angehören. Nach geologischen Anhaltspunkten glaubt man die alten Bauten bis 2000 Jahre v. Chr. hinaufreichen zu müssen. In der Ostschweiz findet sich an manchen Orten nur Steingeräth, in der Westschweiz Bronze, ja auch Eisen; hler und da entdeckt man Stein, Erz und Eisen zu sammeln, und schließt daraus daß die Ansiedelung während dieser drei Perioden gedauert.

Zum Schutz gegen feindliche Ueberfälle und mehr noch gegen die wilden Thiere, Bären, Wölfe, Wisente, Ure, wurden diese Wohnungen im Wasser angelegt. Die Bewohner jagten dies Wild, indem sie es in Gruben fingen oder mit Steinwürfen, Steinpfeilen erlegten; Bärenzähne an einer Schnur waren ein Schmuck der Männer. Dazu fingen sie Fische, deren Gräten ihnen zu Nadeln und Pfeilspitzen dienten, ähnlich wie die Splinter der Knochen, die sie schon um des Marks willen zerklopfen, allerlei spitzes und schneidiges Geräth abgaben. Beile, Meißel, Hämmer, Sägen aber wurden mühsam und handfest aus Feuerstein bereitet. Die Griffe dieser und anderer Werkzeuge waren von Holz oder Hirschhorn. Die Töpferei ward noch ohne die Drehscheibe roh mit blecher Hand getrieben, doch zeigt sich schon die Lust an der Verzierung durch Ritzacklinien und Blätterwerk. Die Menschen kleideten sich in Felle, und verstanden die Lederbereitung, ja sie wußten auch Pflanzensafte zu spinnen, worauf die thönernen Spinnwirtel hindeuten. Den Feuerstein werden sie aus Frankreich bezogen haben, aber der sorgsam verarbeitete und hochgeschätzte Nephrit oder Weilsstein, von dem sie jedes Splinterchen benutzten, kommt, wenige erratiche Blöcke in Sachsen abgerechnet, nur im Orient vor, war also auf der Wanderung mitgebracht oder ging in der grauen Vorzeit als Handelsgegenstand von Hand zu Hand.

Die einwandernden Stämme lehrten den Pfahlbauern, Turaniern, die sie versandten, Viehzucht und die Anfänge des Ackerbaues gebracht haben. Denn wir finden nun auch bei diesen neben den Pflanzfrüchten und den Knochen der Hausthiere Steine zum Zerquetschen des gerösteten Getreides und Reste von verfohlter Pflanzfrucht, sowie steinerne Töpfe mit durchbohrtem Boden zur Käsebereitung. Oder sind die Turanier selbst auf der Zwischenstufe des Jäger- und Hirtenlebens nach Europa gewandert? Rindvieh, Pferd, Schaf,

Ziege, Hund sind als Haustiere wol mit den Menschen nach Europa gekommen; ihre Wartung setzt schon ein geregeltes Leben und Sorge für die Zukunft voraus.

Die ältesten Pfahlbauten sind schon zerstört gewesen als Herodot von den Echthen schrieb; wir wissen noch nicht ob die Kelten sich anderer bemächtigten, ob sie selber neue errichteten. Es ist aber wahrscheinlich und die jüngsten scheinen die von Biel und Neuenburg zu sein und die Tage der beginnenden Römerherrschaft gesehen zu haben. Die verkohlten Früchte und Pfähle zeigen die Zerstörung durch Feuer an, mag dies nun wider Willen der Bewohner ausgebrochen oder von Feindeshand angelegt worden sein. Mit großer Wahrscheinlichkeit nimmt Keller an daß diese einsame verlämmerte Art zu wohnen, die besonders im Winter ebenso ungesund als unbehaglich sein mußte, bei vorgewückter Civilisation, beim Eintreten friedlicher Zustände in staatlicher Ordnung nach und nach aufgegeben wurde, wie man am Schluß des Mittelalters die Burgen verließ, weil die Umgestaltung der Verhältnisse den Besitzern einen viel wohlthueren und nicht minder sichern Aufenthalt auf der Ebene, in Städten gestattete.

Wie die Sprache aus 40 Wurzeln ihre 40000 Wörter bildet und diese durch Biegung verändert, wie die Natur bei aller Formenfülle doch mit ihren Motiven sparsam erscheint und ihre Grundformen in stetiger Wiederholung nach den Daseinsbedingungen der Geschöpfe leise und allmählich gestaltet, hier verkürzend, dort verlängernd, hier etwas einfaltend was dort angelegt bleibt oder abgeworfen wird, so hat auch die Menschheit in der Kunst mächtigste Ueberlieferungen bewahrt, Typen die immer wieder auftauchen und durch die mannichfaltigsten Umgestaltungen wie ein musikalisches Thema durch die Variationen hindurchschimmern.

Zeuxer hat die Urkunst in der textilen Kunst erkannt, unter welcher er alles Binden, Flechten, Weben, Sticken begreift. Von hier haben alle andern Künste, die Töpferei nicht ausgenommen, ihre Typen und Symbole entlehnt, während sie selbst ganz selbständig schöpferisch erscheint und ihre Typen aus sich herausbildet oder von der Natur entnimmt. Er weist darauf hin daß in der Sprache die Ausdrücke Band, Gurt, Kranz, Futter, Bekleidung, Spannung, Decke, wie sie beim Holzarbeiter oder in der Baukunst vorkommen, von dem Geflecht oder Gewebe entlehnt sind mit welchem der Mensch sich bekleidet. Er weist nach wie die Mäanderlinie das Riemengeflecht als Band und Gurt, der Kranz aufgerichteter



oder herabfallender Blätter als Symbol der Begrenzung nach oben oder unten von der textilen Kunst aus in die Architektur kamen, wie vom Teppich aus der Schmuck des Fußbodens, der Wände sich gebildet hat. Er weist nach wie der erwachende Kunstsinne sich doch an das Naturgegebene, an die Beschaffenheit des Stoffes hält, die Eigenthümlichkeiten des Rohstoffs in Form und Farbe treu bewahrt und sinnvoll verwerthet. Die Kunstgestalt soll wie das Ergebniß eigener innerer Bildungskraft des Stoffes erscheinen, das ist auch eins meiner ästhetischen Gesetze; das Nothwendige, Wesenhafte klar und ganz erscheinen zu lassen das entspricht ihm von Seiten des Geistes. Auch in den Wandreliefs der ägyptischen und assyrischen Bauten steht Semper Nachbildungen von Teppichen; man ersetzte das Gewebe durch den dauerhaften festen Stein; ja er spricht ausdrücklich sogar von einem Straminstil der Aegypter, von einem Platinustil der Assyrier. Aber das wäre offenbar zu weit gegangen wenn wir annehmen sollten daß große vielfarbige figurenreiche Stickereien ausgeführt worden seien ohne daß man auch gezeichnet, gemalt und modellirt habe. Man muß dies letztere gethan haben um jenes zu können, die handwerkliche Kunst erfährt den Einfluß der freien, der sie den Boden bereitet, in der Wechselwirkung wachsen und gedeihen beide; die burgundischen Teppiche sind bedingt durch die Malerschule von Eyck's, für die Teppiche der sizilianischen Kapelle hat Rafael die Vorbilder entworfen. Der assyrische Sticker und Weber wird auch sein Muster gehabt haben, wiewol er wol selbst der Entwerfende und Ausführende in Einer Person war. Mir galt es daran zu erinnern daß wie in der Sprachbildung und im Mythos so auch bei den Schöpfungen der Menschenhand in der vorgeschichtlichen Zeit der Grund gelegt ward für die in der Cultur sich entwickelnde Kunst und Wissenschaft, daß auf diesen Gebieten mehr die Phantasie als der überlegende Verstand, mehr die instinctive, das einwohnende Gesetz unbewußt erfüllende als die bewußt ersinnende Kraft wirksam gewesen. Der Mensch ist Naturwesen und Geisteswesen zugleich, und aus der Natur des Geistes sind die Anfänge der Cultur in stetigem Wachthum hervorgegangen.



## Die Naturvölker.

---

Eingefügt in den beharrlichen Kreislauf des Lebens und leiblich den Gesetzen der Materie unterthan ist der Mensch zugleich innerlich ein selbstthätig wollendes Princip, das sein eigenes Wesen zu seiner That machen, seine Anlage ausbilden und verwirklichen, in Selbstvervollkommenung voranschreiten soll. Wir haben in dem Unterschied der Geschlechter das Verhältniß daß beim Weibe die Natur, die Külle des unbewußt bildenden und gemüthlichen Lebens, bei dem Manne der Geist, das sich selbst und die Welt erfassende und bestimmende Denken und Wirken vorwiegt; wir haben im Unterschied der Nationen solche die wir als Naturvölker im Gegensatz zu den geschichtlichen bezeichnen. Dene sind abhängig von den Einflüssen der Außenwelt, sie genießen was ihnen von dieser geboten wird, sie thun wezu sie von ihr genöthigt sind; sie folgen ihren Eindrücken und sind der wechselnden Gefühle Spiel; wie der Kreislauf des Jahres sich wiederholt, so leben auch sie ohne große Veränderung dahin, Anschauungen und Sitten sind ihnen durch Gewohnheit eine zweite Natur, unter deren Notmässigkeit sie stehen. Die geschichtlichen Völker dagegen machen durch ihre Arbeit die Naturverhältnisse zu Bedingungen der Cultur; der Geist hat sein Wesen in der Freiheit, er bestimmt sich selbst und will sich in der Welt geltend machen, erkennend und handelnd sie unterwerfen, sich in ihr einklinken. Statt der Ruheliebe und des Genusses des Augenblicks tritt die Sorge für die Zukunft ein; sie spornet zu immer neuer Thätigkeit, und die Völker tragen den Fluch der Arbeit, sie essen ihr Brot im Schweiß des Angesichts, aber sie ernten auch den Segen der Arbeit, indem sie zur Entfaltung ihrer Kraft gelangen, zu selbstbewußter Bildung voranschreiten, einen Halt in sich gewinnen und in stetigem Emporgang zu höhern Ideen und Lebensformen die Geschichte als solche hervorbringen.

Dies ehrenvoll beschwerliche Los ist bis jetzt den Weißen, der sogenannten kaukasischen Klasse zugefallen, die man deshalb im Unterschied von den Farbigen, den mehr passiven Menschen, als die activen bezeichnet hat; doch ist der Unterschied ein fließender. Denn verhalten sich auch Natur und Geist wie Sein und Werden, so gibt es doch kein ruhiges Sein, welches in seiner Bestimmungslosigkeit der Tod wäre, und es ist doch alles Werden die Entwicklung und Bewegung eines Seienden. Darum hat auch die Natur ihre Geschichte; es sind lebendige Kräfte welche die materielle Welt zur Erscheinung bringen und in ihrem gesetzlichen Zusammenwirken Neues und Neues hervorrufen; die Erde selbst hat im Lauf von Millionen Jahren die Gestalt gewonnen welche sie zum Wohnsitz der Menschen geeignet macht. Darum hat auch der Geist seine bestimmten Grundlagen, sein nothwendiges Wesen, seine unüberschreitbaren Ordnungen. Und wie die Erde in ihrem Gang um die Sonne nie wieder an den alten Ort kommt, weil während sie ihre Ellipse beschreibt, die Sonne selbst sich fortbewegt, und darum die Linie zur Spirale wird, so bewahrt andererseits die Geschichte den Zusammenhang der Zeiten und Geschlechter, jeder Mensch muß von Neuem beginnen, centrale Principien beherrschen jede Bewegung und die Persönlichkeiten wechseln im Kreislauf von Geburt und Tod; so daß auch hier der Fortschritt sich nicht in der geraden Linie vollzieht, sondern in der Spirale, in Ringen, die sich um den Mittelpunkt erweitern, die eine Achse umkreisend an ihr emporsteigen.

Die bildungskräftigern Völker sind damit weder die sittlich edlern noch die glücklicheren; den feinem Lebensgenüssen gesellen sich tiefere Schmerzen der Sehnsucht, des Entbehrens, der geistigen Kämpfe, und höhere Reize werden zu stärkern Verlockungen. Die Cultur stirbt ab, wenn sie der Erfrischung durch die Natur verlustig geht. Die activen Völker, indem sie die passiven begeistern, stärken damit sich selbst, und die passiven, zu neuer Thätigkeit berufen, treten ein in den Proceß der menschheitlichen Entwicklung. Wir stehen am Beginn einer Periode welcher diese Aufgabe einer wechselseitigen Durchdringung gestellt ist. Noch können wir an einzelnen Gruppen der Naturvölker die frühern Stufen des Lebens studiren, über welchen die Geschichte ihr Reich erbaut, sowie uns die verfloßenen Zeiträume der Erdbildung in den mannichfaltigen Schichten bezeugt und kund werden, die sich im Innern übereinander,

bei Durchbrüchen, Hebungen und Senkungen nebeneinander an der Oberfläche lagern.

Der geschichtliche Mensch bearbeitet die Natur, der Acker gibt ihm festen Halt am Boden, mit dem Eigenthum die Bedingung der Rechteentwicklung; in der Frucht des Feldes hat er zugleich die Frucht seiner Thätigkeit, und sieht er den Zweck derselben, den er der Natur setzte, erreicht. Dagegen ist der Naturmensch abhängig von ihr, indem er nimmt was sie ihm bietet. Seine Verhältnisse gestalten sich danach ob er im Wald, an der Küste, in der Steppe wohnt, ob er als Jäger, Fischer oder Hirt Nahrung und Kleidung gewinnt. Aber gerade damit hängt schon ein Fortschritt des geistigen Lebens zusammen.

Die Ueberfülle der Tropenwelt ruft die Arbeitskraft des Menschen nicht auf und die Hitze erschläft und führt zur Mühe-  
liebe; die Polarzone dagegen läßt in der Sorge für die Mittel zum Leben das Leben selbst aufgehen; nur im gemäßigten Klima wird der Mensch durch die Natur selbst nicht überwältigt, sondern zur Arbeit und zur Muße geführt. Das vielgegliederte küstereiche Europa, allen andern Welttheilen nahe gelegen, ward mit den angrenzenden Ländern dieser letztern der Mittelpunkt der Geschichte; die andern zeigen heute noch Wohnstätten von Naturvölkern.

Religiöses Gefühl, sittliche Begriffe in der Unterscheidung von gut und böse, das Gewissen, ein aufdämmerndes Streben nach Erkenntniß in der Deutung der Erscheinungen und ihres Zusammenhangs in der Welt bilden neben dem Sinn fürs Schöne so sehr die Grundlage alles Menschlichen, daß wir sie bei allen Naturvölkern entdecken.

Den Indianern des südlichen Urwaldes ist der Baum der Träger der Nahrung, der Schutz vor Regen und Sonnenglut; unter den Palmbältern wohnen sie wie der Vogel im Nest in der Hängematte familienweise beisammen; die Thiere des Waldes jagen sie mit Pfeil und Bogen. In Nordamerika leben sie mehr herdenweise zusammen. Viele Südafrikaner verharren auf derselben Stufe.

In der Religion herrscht hier das erste Gefühl einer geheimnißvollen Macht; die Furcht vor dem Donner treibt zur Verehrung der in ihm waltenden Wesenheit, aber zu einer gedankenträgen oder phantasievollen Gestaltung der Idee des Göttlichen kommt es noch nicht. Einzelne gewaltige oder seltsame Naturdinge gelten als ihre Träger; der Blitz, das Feuer, ein wunderlich gefeuerter Fels, die

in ihrer Klarheit über dem Wechsel des Irdischen beharrenden Himmelskörper, in ihrem Instinct sicher dahinwandelnde Thiere zeigen dem Menschen eine Macht außer ihm, und er knüpft an sie den in seinem Gemüth aufdämmernden Gedanken des Unendlichen. Wie er die eigene Innerlichkeit wenigstens empfindet, wie er selbst Wünsche hat, Zwecke verfolgt, so stellt er sich auch die wirkenden Kräfte in der Außenwelt vor, und nicht das erscheinende Ding als solches, sondern das in ihm vorausgesetzte und thätige Geisteswesen ist es das er anbetet. Die Noth lehrt beten; so sind es allerdings mehr die Schädlichkeiten die der Mensch abwehren oder verhüten, deren Urheber er sich versöhnen oder geneigt machen möchte. Diese geistig gedachten Naturgewalten bleiben gestaltlos. Sie gewinnen einige nähere Bestimmtheit, indem sich die Hoffnung der eigenen Unsterblichkeit an sie knüpft; es sind die Geister der Verstorbenen, die im Sturm einherfahren oder mitlethätig im Hauch des Frühlings die Ihrigen umschweben, zu Genien der Natur werden; es ist der große Geist der sie alle beherrscht, der Håuptling der Unsichtbaren, der Schutzgeist des Volks. Er waltet über den Menschen im Himmel, der Himmel selbst ist seine Erscheinung, sein Wille und Werk ist das Schicksal, das alles mit Gerechtigkeit beherrscht. In diesem Glauben haben die Menschen bei allem Verhaftetsein an sinnliche Einzeldinge, bei allen Willkürlichkeiten der Einbildung doch das Gefühl eines organischen Ganzen, in welchem alle Erscheinungen durch einen höhern Willen bedingt sind und miteinander in Zusammenhang stehen, daher auch eins auf das andere wirkt, eins aus dem andern erkannt werden kann, und so schließen sie aus dem Knistern der Flamme, aus dem Rauschen des Windes, aus dem Flug der Vögel, aus dem Stand der Gestirne auf den Willen Gottes, auf die dem Menschen bevorstehenden Ereignisse. Dem passiven Geschlecht entspricht es daß es nicht durch Denken und Wollen, sondern durch völlige Hingabe des eigenen Seins mit dem Geist oder den Geistern in Verbindung zu treten sucht, daß es im Traum ihre Stimme vernimmt, daß es in der Betäubung des Selbstbewußtseins sich von ihnen ergriffen glaubt, und dann wieder auf sie und durch sie auf die Dinge einzutwirken meint. Solche die das vermögen, die von sich selbst oder von denen die andern annehmen daß sie es vermögen, werden als Zauberer die Mittler zwischen dem Volk und Gott oder den Geistern; das Wetter, die Zustände der Menschen, Krankheiten, Unfälle werde durch die Geister bewirkt, der Zauberer sucht durch diese seinen Einfluß auf jene zu

erlangen, zu üben; er ist zugleich Priester und Arzt, und heilkräftige Mittel, die er anwendet, gelten für die Werkzeuge der Weisheitsmacht.

Die Hingabe des Eigenwillens an Gott als Grundlage des religiösen Sinnes, die Offenbarung des Unendlichen im Endlichen, das Zusammenwirken des Göttlichen und Menschlichen in der Begeisterung wie in jeder höchsten Thätigkeit ist hier geahnt, auf sinnlich rohe Weise wenigstens angedeutet. Und was anders als die kindliche Aeußerung des Glaubens an eine auch die Natur beherrschende sittliche Weltordnung ist es das die Afrikaner zum Gottesurtheil greifen laßt wo menschlicher Sinn über Schuld und Unschuld nicht entscheiden kann, wenn der Verdächtige das glühende Eisen anfassen und den Gifttrank trinken muß in der Ueberzeugung daß es dem Unschuldigen nicht schade, wenn auf der Tongainsel der Angeklagte nur eine Schale mit geweihtem Wasser berührt, und die Vorstellung voraussetzt er werde sterben, wenn er es nicht mit reiner Hand gethan?

Von einer Welt schöpfung ist nicht die Rede, das Göttliche lebt in der Natur, sie ist die Erscheinung der Geister, wie unser Leib die Verkörperung der Seele; doch begegnet uns die Vorstellung daß die Erde aus dem Wasser hervorgehoben sei durch einen großen Vogel, dessen Augen Feuer, dessen Flügelschlag der Donner sei; anderwärts angelt sie ein Fischer herauf. — Das künftige Leben erscheint zumest als eine Fortsetzung des gegenwärtigen in verklärter Weise, jedach der Mensch in ihm ganz glücklich ist, Innen- und Außenwelt einander völlig entsprechen, er sich durchaus heimisch fühlt. Da herrscht Frühling und Jugend, und die sinnliche Einkultivierungskraft des Jägers läßt das Fleisch dem Hirsch wieder wachsen das der Waidmann aus seiner Schulter geschnitten hat, oder den Fieber dem Fischer von selbst den Schwanz anbieten, der sich ja erannern werde; sie läßt die Wunden sofort wieder heilen die sich die Kämpfer in schmerzloser Schlacht geschlagen. Darum wollen dann aber auch die Menschen ihre Waffen, ihre Lieblingsathiere, ja Frauen und Knechte sogleich mitnehmen in das Jenseits um sie nicht im Himmel zu entbehren, und auf Neuseeland wie in Dahomey werden deshalb die blutigen Todtenopfer angestellt auf dem Grab der Könige, nicht etwa zur Sühne, sondern damit die Gezeiten, die Diener dem Herrn nicht fehlen. Hiermit hängt denn zusammen daß die Vorstellung von göttlichen und geistigen Mächten Gestalt gewinnt, und zwar die menschliche, indem der



Mensch sich ihnen gefellt und sie dadurch als seinesgleichen gedacht werden.

Eine Darstellung derselben wird aber noch nicht versucht. Der dichterische und künstlerische Trieb findet vielmehr das erste Darstellungsmittel wie den ersten Stoff der Bearbeitung im eigenen Körper. Der Mensch tritt nackt in das Leben ein. Wie ihn sein Körperbau für den aufrechten Gang bestimmt und dieser doch das fortgesetzte Werk seines Willens ist, so soll er durch seinen Geist sich die Kleidung und Waffe bereiten welche die Natur dem Thier gegeben hat, so soll er seine Erhebung über das blos Natürliche durch die Verhüllung der Glieder belunden die ihn den Naturtrieben und Naturzwecken unterthan zeigen. In der Schwamhaftigkeit regt sich dies Gefühl des Sittlichen und Geistigen, nach welchem wir von Natur nicht sind was wir sein sollen, vielmehr erst uns selbst unserer Idee gemäß in Freiheit zu gestalten haben. Nach dem Genuß vom Baum der Erkenntniß werden Adam und Eva ihrer Nacktheit inne und greifen zum Feigenblatt; so ist ein Blattgewinde, ein Blattgestlecht, ein die Hüften umgürtender Strick mit niederhängenden quastenverzierten Schnüren zur Verhüllung des Schoßes der erste Anfang der Gewandung bei den Waldindianern. Statt weiterer Tracht, für die kein Bedürfnis vorhanden ist, wird der Körper bemalt. Er ist von Natur farbig, aber die Freiheit des Menschen zeigt sich darin daß er ihm im Ganzen oder in einzelnen Theilen einen andern Ton geben, ihn roth oder gelb färben, ihn mit schwarzen Strichen verzieren will. Diese Bemalung ist freilich ein roher Gegensatz gegen die Keuschheit, kraft welcher der Weiße seine Cultur dadurch erweist daß er alles Fremdartige von seiner Haut fern hält, oder von der Schminke die einen verlorenen oder vermißten Reiz der Natur ersetzen oder erhöhen soll. Die Wilden malen gern die eine Körper- und Gesichtshälfte gelb, die andere roth, oder die Brust roth, die Arme schwarz; es ist ein Fortschritt des Geschmacks wenn die Farbe der Symmetrie der Glieder entspricht und dieselbe hervorhebt. Die Vergänglichkeit dieses Schmucks soll durch die Tätowirung überwunden werden; sie findet sich bei den entlegensten Naturvölkern; Linien, Figuren werden durch aneinander gereichte Stiche bezeichnet, in das vorquellende Blut wird die schwarze Farbe eingerieben. Man lernt Räder, Sterne, Rosen auf Brust, Wange, Nacken symmetrisch vertheilen, auch Thierfiguren abbilden. Die Operation selbst wird zur Probe der Mannhaftigkeit im Schmerzaushalten. Dann macht man den

Körper zum Träger von Schmuck: Nase, Lippen, Ohren werden durchbohrt und allerlei Zierath wird hineingehängt, Rohr, Knochen, Muscheln, Stäbchen; die Schönheit der Natur wird dadurch nachahmlich auf widerwärtige Weise entstellt und es gilt uns die Sitte darum mit Recht für barbarisch. Menschenwürdiger und freier sind die Schüre mit Schmucksachen um den Hals, um Arme und Beine. — Während der Wilde die Haare des übrigen Körpers zu entfernen strebt, werden die des Hauptes auf mannichfaltige Art behandelt. Bald wallen sie nach hinten herab, bald bäumen sie sich wie ein Kamm, wie eine Krone auf dem Scheitel, bald werden sie phantastisch mit Vogelfedern fächerförmig aufgeputzt. Oder es werden zierliche Kopfbedeckungen geflochten, mit Federn und Blumen geschmückt.

Um das Innere des Menschen kund zu geben müssen Wort, Werke, Mienenspiel einander unterstützen; der lebhafteste Erzähler eines Ereignisses stellt es unwillkürlich mimisch dar. Ein taktmäßiges Singen regelt und begleitet die Bewegungen der Glieder, und diese veranschaulichen wieder die Anfänge von Melodie und Rhythmus, die auf und absteigenden Töne in bald rascherer, bald langsamerer Folge. Auf diese Art wird der Tanz zur ernstesten Kunstübung, zum Darstellungsmittel der Empfindungen und Erfahrungen. Der Krieg, die Jagd, die sinnliche Liebe bilden das Thema das schon der WalbIndianer pantomimisch veranschaulicht, indem er die Tanzbewegungen mit der Stimme begleitet und das gesungene Wort sie deutet oder begründet. Das aufgeführte musikalbegleitende Drama ist bei den Culturvölkern ein Blüthe und Höhepunkt der Literaturentwicklung; das Höchste, im Zusammenwirken der frei gewordenen und selbständig entwickelten Kräfte und Richtungen der Poesie im Bund mit den andern Künsten hervorgebracht ist wie das Ziel so der Kern; das Erste ist das Ganze, aber nun entfaltet, der Abschluß wieder das Ganze, aber im freien und harmonischen Zusammenklang des Entfalteten und Besondern, das auch für sich besondern Stimmungen des Gemüths, besondern Zwecken des Geistes genügt. So ist die Kunstentwicklung eine organische.

Der Schönsinnsinn thut dann einen Schritt über den eigenen Körper hinaus in der Geräthbildung. Der Jäger lernt Pfeil und Bogen glätten, ihnen eine zugleich zweckmäßige und wohlgefällige Form geben; ein regelmäßiges Spiel gerader oder krummer Linien, das die Flächen verzieren, wiederholt sich dann in kunstreichen Gefächern.

Wenn den Stürkänder das überwuchernde Pflanzenleben ein-  
sprimmt in seine gleichmäßige Ruhe, in sein Traumleben, so weckt in  
Nordamerika der Wechsel der Jahreszeiten einen schärfern Zeit-  
begriff, und größere Bedürfnisse nöthigen auf ihre Befriedigung zu  
sinnen. Gewebte Stoffe, Federpelze, Schuhe von Thierhaut dienen  
zur Kleidung, kegelförmige Zelte, runde Pflosthütten zur Wohnung,  
gebrannte Thongefäße zum Aufbewahren und Vereiten der Nahrung.  
Die Sprache ist bilderreich und in den Liedern begegnen wir dem  
Parallelismus, der die Gedanken rhythmisch gliedert, wie in folgen-  
dem Kriegsgefang, den auch der an den Pfahl geknüdete Indianer  
ansummte als die Flammen ihn umloberten:

Erheben wir den Speer  
Und hängen den Kessel auf!

Salben wir die Haare  
Und malen das Angesicht!

Singen wir das Lied des Bluts,  
Des Trankes der Tapfern,

Daß sich die Todten ergötzen;  
Die sollen gerächt werden!

Aher: Laßt uns trinken das Blut,  
Laßt uns essen das Fleisch der Feinde!

Die Naturvölker mit Ausnahme der Hirten zeigen alle Spuren  
der Menschenfresserei. Es ist wol ursprünglich der Kampfer der  
den Feind völlig vertilgen will, beweist aber zugleich seinen geringen  
Begriff vom Menschen, wonach derselbe nur als Fleisch gilt, ähnlich  
wie auf dieser Stufe das Weib zur Befriedigung der Geschlechtslust  
und zum Magddienst genommen wird. Kindermord und Kinder-  
verkauf, das Todtschlagen der Alten hängt damit zusammen. Bei  
den Indianern setzt sich der Schwache, Lebensmatte ins Grab und  
läßt sich die Schlinge um den Hals ziehen oder mit dem Tomahak  
den Todesstoß geben. Dabei tanzt und singt die Jugend um ihn  
herum: Wir wissen daß der Herr des Lebens uns liebt, wir über-  
geben ihm unsern Vater, daß er sich vergnügt fühle im andern  
Vande und wieder im Stande sei zu jagen. Bei den Watta auf  
Sumatra steigt der Alte auf einen Baum, den schütteln dann die  
Jungen und singen: Die Jahreszeit ist da, die Frucht ist reif und  
muß herab.

Bei den nordamerikanischen Indianern sind die Erzähler schöner Geschichten beliebt, und in ihrer Ueberschrift wissen sie das Wesentliche und Nothwendige für ihren Gesichtskreis verständlich zu bezeichnen.

Wenn Waldestumel und mildes Klima den Naturmenschen in das Stilleben der Pflanze hineinzieht, so erregt ihn das bewegliche Element des Meeres und der freie Ausblick zum allumfassenden Himmel, und über die Küste hinaus schweift das Auge des Muthigen in die Ferne. Die Einbildungskraft malt sich ihre Wunder aus, und der tapfere Sinn, der starke Arm wagen den Kampf mit den Wellen. So sind denn auch die Wilden Neu-Hollands aufgeweckter, regsammer als die schwermüthigen Indianer. Auch sie leben familien- und herdeweise, auch bei ihnen ist die Frau die Untergebene des Mannes, und mehr noch als jene verlangen sie von diesem daß er Schmerz ertragen könne, wenn er weithaft wird. Sie leben neben der Jagd von Fischelei und erfreuen sich nach der Arbeit und bei festlichen Anlässen an Tanz und Gesang, ja der Tanz als der Ausdruck des freien Bewegungstriebes um seiner selbst willen ergötzt sie wie eine Erholung nach ermüdenden Märschen. Den Gesang begleiten sie dadurch daß sie taktmäßig Stöße aneinander schlagen; sie singen kurze Strophen von Liebe, Krieg und Jagd. Wie den Indianern das Waldestidicht, so ist ihnen die Felskluft der Küste die natürliche Wohnung; danach bauen sie dann hockförmige Hütten. Auch ihr Kunsttrieb zeigt sich durch Bemalung mit rother und weißer Erde am eignen Körper; sie zeichnen ringförmige Streifen auf Arme und Beine, sie geben durch die Art der Farbe nicht bloß ihre Stammesunterschiede, sondern auch Stimmungen der Freude, der Trauer, des Kampfmuthes symbolisch zu erkennen. Auch Narben müssen ihnen zur Zierde dienen. Bart und Haar wachsen frei, das letztere wird noch mit Federn und Fischgräten ausgestattet. Die Nase durchbohren sie und stecken Knochen und Rohr hinein. Den Speer, die Keule wissen sie handlich und wohlgefällig zu formen. Gleich den Fescheräs kleiden sie sich in Felle, aus denen sie ihre Mäntel so bereiten daß die Haare nach innen den Körper umgeben.

Im Himmel, über den Wolken verehren sie das Göttliche, das sich ihnen im Wetter, in verhängtem Unglück wie durch Regen kund gibt. Dem guten Geist steht bei manchen Stämmen der Herr des Todes und der Finsterniß gegenüber, der in der Tiefe haust. Auch die Australier kennen Verschwürungen der bösen Geister, denen sie die Krankheiten zuschreiben.

Auf ähnlicher Stufe stehen die wilden Jäger der afrikanischen Wüste, die Buschmänner, die in Höhlen der Berge haufen oder aus den nieder gebeugenen Zweigen eines Strauchs sich ein Schuttbach bereiten. Auch Kaffern und Hottentotten schmieren sich lieber mit Fett und Röthel ein als daß sie sich waschen, und erhalten so durch eine braune Staubkruste auf der Haut. Aber die Mandingoneger an der Sierra-Leona-Küste baden und waschen sich; dann lieben die Männer eine rothe, die Frauen blaue und weiße Bemalung; die Männer tätowiren Stirn und Schläfe. Die Angolaneger schneiden das Haupthaar bis auf einen Streifen ab, der ihnen gleich einem Helsenamm auf dem Kopfe sitzt. Die Neger von Afrika scheren Figuren in ihr krauses Haar hinein, und manche tragen auf diese Art Blumenbilder auf dem Kopf, die sie mit Mistchen behängen. Hals, Brust, Hüfte, Arme, Ohren führen Schmuck, besonders beliebt ist Elfenbein. Ein Stangengerüst mit Matten und Pelzen behangen bildet die Hütte des Hottentotten; bei den Betjnanen finden wir schon Pfeiler und Pehnwände; die Häuser sind kreisrund und mit kegelförmigem Dach bedeckt; Gefäße werden geflochten und aus Thon gebrannt. Die Waffen werden mit Thierfiguren verziert, aber die Formen sind allerdings noch plump und die Farben grell.

Die Neger sind überaus lustigen Gemüths und phantastischen Sinnes. Die lärmende Musik ihrer Feste, die lächerliche Pracht ihrer Aufzüge, die Unermüdslichkeit in Tanz und Gesang bezeugen das hinlänglich. Jedes Unglück ist schnell vergessen, auch wenn die Schlacht verloren ist, tanzen die Besiegten, froh des geretteten Lebens, heimwärts und heitere Gelage mit Spiel und Tanz umgeben die frischen Gräber. Im Freudentanz wird jeder Muskel pantomimisch bewegt. Stehen die Männer im Felde, so tanzen die Weiber Kriegsdarstellungen. Leichtfertige Pieder begleiten üppige Sprünge und Geberden. Dabei wollen gute Tänzer sich sehen und bewundern lassen.

Die Religion der Neger nennt mit verschiedenen Namen ein höchstes göttliches Wesen; gewöhnlich hat die Sprache für Gott und Himmel dasselbe Wort; der Himmel, der überall und von jeher ist, offenbart in Sturm, Donner, Regen und Sonnenschein seine Macht; die Wolken sind der Schleier, die Sterne der Schmuck seines Angesichts; er ist der Geber alles Guten, er weiß und sieht alles; man betet zu ihm um Wohlergehen, Glück und Weisheit. Gott heißt auch der Herr des Himmels, er ist eben der im Himmel



waltende und erscheinende gute Geist, der die lebendigen Kräfte der Natur als gute und böse Geister unter sich hat. Die Einbildungskraft des Negers besetzt alle Dinge, aber in ihrer ausschweifenden Beweglichkeit läßt sie auch die Geister nicht in den Gegenständen dauernd haften, sondern bald diesen, bald jenen zum Sitz wählen. Dadurch machen sie ein Thier, einen Baum, einen Klotz, einen Stein zum Fetisch, d. h. zu einem Gegenstand in welchem ein Geist wohnt und wirkt, dem darum der Mensch seine Verehrung zollt, durch den er Schutz und Glück für sich hofft, der ihm als ein Träger wunderbarer Kräfte, zauberhafter Wirkungen gilt. Durch ein paar angemalte Augen, durch angehängte Eierschalen oder Rappen wird das Ding als Fetisch bezeichnet. Im Naturdienst erweckt ein bedeutsamer Gegenstand die Idee und erscheint als ihr Symbol, ihre Verkörperung; der Fetischdienst knüpft den Gedanken an eine Sache und macht sie zum Zeichen desselben. Das Göttliche, die geistigen Mächte sind überall verbreitet, der Mensch sucht sie für seine Anschauung an eine besondere Sache zu binden, und wenn diese etwa sich machtlos erweist, wenn er vergebens in ihr die Hülfe des Geistes oder Geistes angerufen hat, so verwirft er sie als einen unnützen Träger des Höchsten. Mit der Bezeichnung des Gegenstandes aber beginnt das erste Streben das Göttliche darzustellen, im Bilde zu veranschaulichen. Der Priester weicht das Bild, er zieht die göttliche Macht in dasselbe hinein, sodaß nun der Geist in ihm wohnt und wirkt. Die Gestalt der Götzen, aus Thon oder Holz, ist menschenähnlich, denn der Mensch ist die sichtbare Erscheinung des Geistes; doch die Formen sind plump und roh. Aber auch einzelne Menschen werden nach dem Glauben der Neger von höhern Geistern besessen, was sich gerade dadurch kund gibt daß sie außer sich gerathen in ekstatischen Zuständen; sie sind dann die Priester und Zauberer, und wirken durch die ihnen verbundenen Mächte.

Der Neger singt in Lust und Leid, bei der Arbeit und in der Ruhe; die Lieder reden von der Liebe und vom Krieg, von der Jagd und vom Palmwein; sie ergehen sich in Preis oder Spott der Menschen und der Dinge. In Senegambien finden wir sogar einen erblichen Sängerstand, der einen bedeutenden Einfluß durch seine Lob- und Schmähgedichte übt, aber verachtet ist, weil man die Verse bezahlt. In Dahomey sind die Sänger die Bewahrer der geschichtlichen Ueberlieferung. Sie sind Improvisatoren, Satiriker und Lustigmacher zugleich. Dabei ist die Musik der Neger am

entwickeltesten unter den Naturvölkern; sie haben Elfenbeinhörner, Trommeln, Flöten, Sichern, Hackbret, Kupferkessel. — Klapper- und Schlaginstrumente sind überhaupt die ersten musikalischen Tonwerkzeuge, Hörner und Pfeifen folgen, und nach den Blasinstrumenten kommt erst das Saitenspiel; es setzt nicht blos die Betrachtung voraus daß die Länge und die Spannung der Saiten den Ton bestimmt, sondern das Gestell muß durch seine Construction den Schall verstärken, und darum bezeichnen Harfen und Lauten mit ihren Resonanzböden bereits das geschichtliche Culturleben; bei den hentigen Negern sind sie eine Ueberlieferung aus dem alten Aegypten.

Kommen die Neger auch noch nicht zu vollendeten Melodien, so lieben sie doch die Folge harmonischer Töne. Ein prächtiges Kriegsgelieb hebt an:

Erhebe dich aus der Ruhe, tapfer Harredi, Löwe des Krieger:  
 Gähle dein Schwert um die Hüfte, werde wieder du selbst.

Es schildert die Gefahr und Noth des Landes, die Thaten von Harredi's Vater, und läßt den Aufruf immer wieder wie einen Refrain dazwischenfügen; dann erzählt es wie Harredi sich erhebt und den Kriegsgeschwind schüttelte wie der Adler die Flügel schwingt, wie er sein Schwert umgürtete und wieder er selbst war. Ihm folgte der Sieg, denn

Er erhob sich aus der Ruhe der tapf're Harredi, der Löwe des Krieger,  
 Gähnte sein Schwert um die Hüfte und war wieder er selbst.

Die Darstellung ist schwungvoll und lyrisch erregt. Vergleiche sind häufig. Die Männer steigen von den Bergen wie die Wellen eines großen Flusses und kommen so im Thal zusammen. Ein Liebeslied sagt von der Geliebten ihre Zehn sei wie der Mond, ihr Auge glänzender als der Mond, der durch die Wellen bricht, die Nase gleich dem Regenbogen, süßer als Honig ihre Lippen, kühler als reines Wasser. Wenn sie sich bewegt, gleicht sie dem Zweige den ein sanfter Wind hin und her wiegt. Die Verwandtschaft mit der orientalischen Poesie ist unverkennbar. Sie zeigt sich auch in den märchenhaften Erzählungen, in den Fabeln, die mehr eine Lehre ausdrücken als das Thierleben treu schildern, in den Sprichwörtern, die durch einen einzelnen Fall oder ein Bild die allgemeine Wahrheit andeuten. So sagen sie: Hoffnung ist die Säule der Welt. Auf dem Grunde der Geduld ist der Himmel. Wenn du zu zupfen

verstehst, so rupfe die eigenen grauen Haare aus. Asche fliegt auf den zurück der sie wirft. Gewöhnliche Menschen sind gemein wie Gras, gute sind theurer als ein Auge.

Die Neger senden sich Mittheilungen durch Gegenstände, die dann als Symbole gelten. Einen Stein, eine Kohle, eine Pfefferbusche, ein gebörtes Getreidehorn, ein Lumpenbündel deutet sich der Empfänger: daß der ferne Freund fest sei wie Stein, aber seine Aussicht in die Zukunft dunkel wie die Kohle, daß er voll Angst sei und seine Haut wie Pfeffer brenne oder Korn auf ihr gedrückt werden könne, Lumpen seien seine Kleider. Ein anderer sendet einen pflaumenartigen Frucht kern und will damit sagen: was für mich gut ist das ist es auch für dich.

Sinnig sagen die Neger daß im Anfange schwarze und weiße Menschen geschaffen wurden und jene den Vorzug hatten; sie sollten wählen zwischen zweierlei Arten von Geschenken: Kenntniß von Künsten und Wissenschaften oder Gold. Die Schwarzen wählten Gold, und wurden für ihre Habsucht Knechte der Weißen.

Gegenüber den Kindern des Südens und der Sonnenglut, die nutzlos in den Tag hineinleben, werden die Menschen der Polarzone durch Arbeit gestählt; sie müssen lernen an die Zukunft zu denken, für den Winter die schirmende Wohnstätte, für die lange Nacht den Schein der Lampe zu bereiten, und dieser versammelt dann wieder die Genossen zu einem freundlichen Gedankenaustausch. Der Polar Mensch, sagt Klemm, harmonirt in seiner ganzen äußern Erscheinung vollkommen mit der ihn umgebenden Natur; wie die Robben und Cetaceen, seine Landsleute, so ist er auch rund, gedrängt gebaut, die Glieder scheinen unvollständig entwickelt, Nase, Hände, Füße treten zurück; er ist reich an Fleisch, Blut, Fett wie jene nordischen Thiere; aber er ist fleißiger, regsam, munterer als der Walentinianer, und zeigt Lust an Nachahmung und Possenerei. Auch bei den Polar menschen findet sich Bemalung und Tätowirung des Körpers, Durchbohrung von Theilen des Gesichts um Elfenbeinsträbchen, Glasperlen und dergleichen hineinzuhängen. Sie kleiden sich in Vogelpelze und Felle, deren nackte Haut sie nach außen lehren, aber bemalen und mit farbigen Streifen besetzen.

Die Phantasie der Nälmen auf Kamtschatka ergeht sich besonders in Schimpfreden, deren Schmutz an die körperliche Unreinlichkeit erinnert, in der sie einen Schutz gegen den Frost suchen. Dagegen fertigt der Grönländer, der sich beleidigt glaubt, einen janzischen Gesang, den er seinen Hausgenossen verträgt bis sie ihn

anwendig können, und macht dann bekannt daß er den Gegner herausfordert um vor ihm und den Zuhörern, die sich einfänden, das Spottgedicht bei Tanz und Trommelschall abzusingen. Der Besagte, auch unterstützt von den Seinen, weiß sich zu verantworten, und wer am Ende Sieger bleibt erntet viel Lob und Ehre. Kamtschadallische Tänzer ahmen die Bewegungen von Vären und Seehunden nach. Die Grönländer singen bei Tanz und Trommelschall zur Zeit der Wintersonnenwende von der Wiederkehr des ersehnten Gestirns, indem einem bald heftigern, bald sanftern Affect des Vortragenden die Bewegung seiner Glieder sich anpaßt.

Die Winterhütten der Grönländer sind Mauern von Stein und Rassen, bedeckt mit Balken, Moos und Schnee; im Sommer wohnen sie unter Zelten. Die Eskimos bauen sich ihre Winterhütten, die durch große durchsichtige Eisplatten erhalten werden, aus dem festen Schnee, den sie rechts und links in mehreren Halbkreisen um einen Gang, oder rosettenartig um einen Kreis in der Mitte aufschichten. Der durch die Wärme von innen schmelzende und durch die Kälte von außen wieder gefrierende Schnee wird mehr und mehr zu krystallklarem Eis, dessen Kuppel auch die Räume überwölbt, so daß sich auf diese Art ein ungeahnter ästhetischer Reiz dem Besucher bietet.

Grönländer wie Kamtschadalen hoffen auf ein ewiges Leben, das besser als das irdische Trost und Vergeltung für manches Elend bieten soll. Da wollen sie bei Gott im ewigen Sonnenschein wohnen, Kamthiere und Seehunde, Fische und Vögel in Fülle haben. Aber die Seele muß auf beschwerlicher Fahrt, fünf Tage lang über rauhe Felsen rutschend, dorthin gelangen. Andere suchen den Ort der Seligen in der Höhe, der Regenbogen ist ihre Brücke zum Himmel und das Nordlicht erglänzt wenn sie tanzen und Ball spielen. Die Bösen dagegen sollen in einer finstern Schreckensbehausung wohnen.

Die Kamtschadalen beten in ihrem Stammherrn Antla nicht sowol Gott an, als sie aus ihm das Urbild ihres Thuns und Treibens in caricaturartiger Steigerung gemacht haben, so arg daß sie ihn seinen gefrorenen Noth für eine Schöne ansehen lassen, die sich auch mit ihm unterredet, als seine Braut von ihm gehezt wird, bis sie unter den üppigen Liebesungen aufthaut, und er in sinkendem Schmutz liegt.

Auch in den Polarländern verknüpft sich mit der Gottesidee der Glaube an Geister und die Vorstellung daß der Mensch durch

Verkehr an sie mit ihnen in Verkehr treten, durch sie das Bessere, das Künftige erfahren, durch sie Wirkungen auf die Natur üben könne. Der Grönländer, der ein Angefel werden will, begibt sich in die Einside, und ruft zu seinem Gott daß er ihm einen Schutz sende, während er sich stillen Betrachtungen überläßt. Ohne Verkehr mit Menschen, fastend, ermattet, den Gedanken auf das fernste Ziel richtend kommt er dann dazu daß er zu sehen, zu hören meint was er heßt und begehrt, daß Gestalten der Einbildungskraft, die ihn im Halbschlummer umgarnen, von ihm für wirkliche Geister genommen werden. Spätere Wiederholungen machen dem Zauberer leicht was zum ersten mal schwer gelang. Manche mögen Betrug üben; zur Sache selbst kam man durch Zerküpfung der Phantasie, und zum Christenthum belehrte Angalos versichern daß sie oftmals außer sich gerathen seien, daß sie die Bilder, die ihnen dann erschienen, für Offenbarungen gehalten, daß ihnen das Ganze nachher wie ein Traum vorgeleuchtet.

Die ausgebildete Weise dieses Geisterverkehrs haben wir im asiatischen Schamanenthum. Die Religion hält hier den Glauben an den einen Himmelszott fest, zugleich aber sieht sie in allen Wirkungen und Kräften der besondern Naturlinge das Walten von geistigen Mächten, von Naturseelen oder Dämonen, und gesellt ihnen die schattenhaften Geister der verstorbenen Menschen. Was in der irdischen Welt geschieht ist ihr Werk; so bringen sie bald Segen, bald Schaden, und es kommt nun darauf an mit ihnen in Gemeinschaft zu treten, das Vorstehende von ihnen zu erfahren, sie zu besänftigen und heilsamen Thaten zu beschwören, drohende Uebel abzuwenden. Der Mensch erhebt sich hier keineswegs über Gott und Natur in eigener Geistesmacht, vielmehr erkennt er die höhern Gewalten an, unterwirft sich ihnen und sucht sie zu seinen Gunsten zu harnen, durch sie das Böse abzuwehren, das Gute zu gewinnen. „Viele altaische Völker“, sagt uns ein Turanier selbst, Alexander Casteln, „haben den Glauben daß es Geister gibt welche ausschließlich auf lebende Menschen und namentlich auf die Schamanen einwirken, bei denen sie eine höhere Kraft erwecken, ihnen alle Arten von Kenntnissen verleihen, ihnen das Verborgene offenbaren und deren innern Blick das durchschauen lassen was für den Aßern undurchdringlich ist. Auch diese Geister sind ihrem eigentlichen Wesen nach nichts anderes als die in der Tiefe der menschlichen lebendigen Natur des Menschen herrschenden Kräfte. Diese



Kräfte liegen aber oft im Schummer und es ist keine leichte Sache sie zu Leben und Thätigkeit zu wecken, und deshalb versällt der Naturmensch leicht auf den Gedanken daß auch sie nicht ihm selbst angehören, sondern höhere Wesen sind, die sich ihm offenbaren und ihm bei Gelegenheit ein höheres Vermögen verleihen. Die Schamanen Asiens haben die Sitte diese Geister mit tönendem Trommelschlag herbeizurufen, und zieht man die außerordentliche Exaltation und die unglaubliche Kraft, zu der sie sich durch diese Musik emporzuschwingen wissen, in Betracht, so darf man sich durchaus nicht darüber wundern daß sie ihren Zustand nicht als eine Folge ihrer eigenen ihnen einwohnenden Natur, sondern als die Wirkung anderer mächtiger Wesen ansehen, die sie sogar unter einer oder der andern Gestalt zu erblicken sich einbilden, obwol dieselben für alle andern Menschen unsichtbar sind.“

Es sind zunächst die Bilder des Traums von denen der Mensch empfindet daß er sie nicht mit seinem Wissen und Willen hervorbringt, die er darum in der Passivität des Schlafs von anderwoher zu empfangen, in denen er eine Offenbarung der Gottheit oder Geisterwelt zu erhalten meint. Dann aber sind es ekstatische Zustände, in denen er nicht bei sich ist, in denen er bei außerordentlicher Abspannung oder krampfhafter Aufregung des Nervensystems die Erscheinungen des Seelenlebens, welche unwillkürlich in ihm entstehen, für die Einwirkung anderer Geister nimmt, von denen er sich befallen glaubt, die er wie im Traum die Vorstellungen des eigenen Gemüths für außer ihm befindliche Realitäten hält. Wir kennen auch in unserer Cultur die Begeisterung, von der ein Mensch ergriffen über sein gewöhnliches Wollen und Verstehen emporgeführt wird, und in seliger Selbstvergessenheit dem Gott folgt der ihn bewältigt; wir wissen alle daß wir die besten Ideen und Anschauungen nicht durch unsere Reflexion und Berechnung machen, daß sie vielmehr aus der Tiefe des Geistes wie ein Gnadengeschenk auftauchen als Gabe und Aufgabe für unser bewußtes Bilden und Denken. Ich habe das Unbewußte und Bewußte in der Phantasie- thätigkeit und das Zusammenwirken des Göttlichen und Menschlichen in meiner Aesthetik ausführlich erörtert, und auch dort darauf aufmerksam gemacht daß Männer wie Lessing, Kant, Wilhelm von Humboldt die Verührung oder den Einfluß abgeschiedener Seelen auf überlebende für eine offene Frage erklären. So ist gewiß auch der Grund des Schamanenthums keine trügerische Gaukelei, so vielfach diese wie bei dem Sonnambulismus mit unterlaufen mag;

sondern Frauen und Männer von reizbaren Nerven und gesteigerter Einbildungskraft gerathen in ekstatische Zustände, in welchen sie mit Geistern zu verkehren glauben; sie suchen sich dann auch in solche Zustände zu versetzen, die ihnen nicht für krankhaft, sondern für hebrärer Art, für das Band mit der Geisterwelt gelten. Der convulsive Rausch, der bei den Negern wie bei den Bewohnern der Fäheinseln und der Polargegenden vorkommt, ist eben bei den nordasiatischen Nomaden vorzugsweise mit religiöser Weihe bekleidet worden. Dieselben nehmen dabei gute und böse Geister an; aber die letztern sind es nicht schlechthin, sondern haben den Auftrag das Böse zu bestrafen, worin sie leicht zu weit gehen, weil sie daran Lust empfinden; deswegen gilt es sie zu besänftigen oder gute Geister zur Hülfe zu rufen.

Die Schamanenkleidung ist schon phantastisch, ein lederner Rock um Blechgehren, Schellen, Vogelläuten, Schlangenhäuten behangen; der Schamane legt ihn unter Schaudern an, wenn er des Nachts die Beschwörung beginnen will. Er sitzt zuerst beim Feuer und hebt leise zu singen an, indem er den Namen des Gottes oder Geistes anruft und seine Bitte vorträgt. Dann schließt er die Augen und rührt die Trommel, dann springt er auf und tobt einher, umgeben von seinem Gewand, umbraust vom Trommelswirbel. Endlich schießt er den Kopf hochend in die Zaubertrommel um die Geisterstimme zu vernehmen. Häufig stürzt er ohnmächtig nieder, und dann gerade glaubt man daß seine Seele mit den Geistern verkehre, und ihnen einherfahre, und sie selbst wollen die Geister bald als Thiere, bald in Thiergestalt, als Drachen, Bären, Schlangen, oder, Acker gesehen haben.

Im Bande mit den in den Dingen waitenden Geistern glaubt der Mensch eine Einwirkung seines Willens auf die Natur durchzuführen; darauf beruht die Einbildung der Zauberei. In ihr zeigt sich die Macht der Phantasie über das ungebildete Gemüth. Es ist die Zauberm, die dem Menschen seine Ahnung von dem Verhältnisse aller Dinge, von dem geistigen Band das sie alle umgibt, von dem Streben eines jeglichen sein Wesen und Wirken auf andere zu übertragen, andere sich zu verähnlichen, sofort nach den uralten Wahrnehmungen verallgemeinert und veranschaulicht; sie ist es welche die Naturdinge beseelt und deren Kräfte der Menschen zu gleicht; sie ist es welche das zufällige Eintreffen des Ereignisses oder Nichteritreitens zum Beleg oder Beweis ihrer Einbildung macht und daraus ein Gewebe bereitet, dessen Abgeschmack-

heit durch poetische Reize verdeckt wird. Der vernünftige wissen-  
 schaftliche Mensch herrscht über die Natur dadurch daß er ihre Ge-  
 setze kennen lernt und denselben gemäß ihre Kräfte für seine Zwecke  
 wirken läßt; im Naturzustand sucht der Geist sich dadurch über die  
 Natur zu erheben daß er wiederum Geister als das Waltende und  
 Thätige in ihr annimmt, mit diesen in Verbindung zu treten sucht,  
 seine Kraft mit der ihrigen vereint und steigert, und auf diese Art  
 mittels ihrer über die Erscheinungen und Vorgänge der Außenwelt  
 gebieten will. So sollen Wind und Wetter den Zwecken der Menschen  
 entsprechen, und der Schamane wendet sich an die in ihnen mäch-  
 tigen Geister. Beschwörungsformeln, Gebete, Geberden werden  
 festgehalten, wiederholt und für wirksam erachtet, wenn gerade der  
 Naturverlauf den Wunsch der Menschen erfüllt hat, und durch die  
 Kraft solcher Worte und Bräuche meint man nun die Dinge zu  
 lenken, sowie ferner die Wirkung von Fluch und Segen Erfolgs  
 und Stärke schöpft aus dem Glauben an die sittliche Weltordnung  
 und das Wirken der aufgerufenen göttlichen Gerechtigkeit. Wie die  
 Phantasie die Gegenwart Gottes an das Bild oder den Reliquie  
 knüpft, so werden einzelne Gegenstände zu Trägern der zauberischen  
 Geisteskraft, zu Amulets die dem Besitzer Schutz gewähren, zu  
 magischen Mitteln um geheimnißvolle Einflüsse auf Menschen und  
 Dinge auszuüben. Wie der Magnet das Eisen magnetisch macht,  
 so läßt der Bards die Idol des Gottes oder Geistes sich in einem  
 messingenen Spiegel abbilden, gießt dann Wasser über den Spiegel  
 und meint daß dies nun das Götterbild und mit ihm seine magische  
 Kraft aufgenommen habe und zaubermächtig sei. Der Silberseuf-  
 lauer sucht sich etwas vom Körper des Feindes zu verschaffen, wäre  
 es auch nur vom Speichel oder von den Excrementen, mischt es mit  
 einem Pulver und gräbt es in einembeutel ein; wie das verweise,  
 soll es den Menschen nach sich ziehen daß er ertraue und sterbe.  
 Derartige Dinge begegnen uns bis in die Neuzeit auch im euro-  
 päischen Aberglauben! Die Zaubertrommel des Geisterbeschwörers  
 ist geschmückt mit den Bildern von Göttern und Geistern, von  
 Sonne und Sternen, von Menschen und Thieren, Fäusern und  
 Waldern, also mit allem das eine Wirkung erfahren oder ausüben  
 soll. Die Lappländer wissen in solchen Zeichnungen die Umrisse  
 nach dem Wesentlichen deutlich anzuprägen. Sie legen auch Ringe  
 auf die Trommel und sehen wohin sie sich wenden, wenn die Trom-  
 mel geschlagen wird; gehen sie beim Gesang nach rechts mit dem  
 Sonnenlauf, so scheint dem Unternehmen das man vorhat eine gün-

itzige Sonne. Den Wind glauben sie für die Schiffe durch Quoten in einem Strick zu binden; wie man einen oder mehrere löst, erhebt sich linder Hauch oder Sturm.

Wir sind durch diese Betrachtungen bereits übergezogen zu den Hirtenvölkern. Sie jagen die Thiere nicht zur Nente, sondern sie lernen sie schonen und pflegen um einen dauernden Genuß von ihnen zu haben; ihr Leben gewinnt damit einen Zusammenhang, sie sind nicht mehr dem Augenblick verfallen, wenn sie auch die Weideplätze wechseln. Gehorsam, Milde, Lenksamkeit gibt sich kund, auch die Menschen gleichen der Herde die ein Vollerhirt, der Patriarch oder Stammesfürst, leitet, und so führen sie ein ruhig behagliches Dasein durch Jahrtausende. Den Polaromaden ist das Rennthier der größte Schatz; seine Milch, sein Fleisch nährt sie, sein Fell kleidet sie, aus Knochen und Sehnen bereiten sie Werkzeuge. Die Mongolen der gemäßigten Zone weiden Rinder und Schafe und tummeln ihre Kasse. Sie tätowiren sich nicht mehr, den Mannziert der Gürtel, das Weib ein Stirnband. Die Zeltwohnung ist ein kunstreiches Pferdeumwerk; ein Netz von Weidenstäben, durch Riemen verknüpft, von Stangen getragen, wird mit Filz bekleidet.

Pappen, Ostiaen, Tungusen haben sinnige Volkslieder, und die Gabe der Improvisation ist verbreitet, sodaß die Motive in den eigenthümlichen Situationen von den Sängern auf besondere Weise verwerthet werden. So heißt der lappländische Bräutigam die Sonne mit ihrem hellsten Licht den See Odra bestrahlen, daß er auf eine Richte steigend gewahren möge unter welchen Numen die Geliebte weilt; er fragt dann: „Was kann stärker und fester sein als zusammengewundene Sehnen und eiserne Ketten? Also bindet die Liebe mein Herz und fesselt meine Gedanken.“ — Ostiaen und Jakuten begleiten ihre monotonen Melodien, die sich gewöhnlich nur zwischen Grundton und Terz bewegen, mit Saitenspiel; das Ganze klingt sehr traurig wie rührend langgezogene Klageklänge; die Natur, die der Volksglaube beseelt, hält ihre Zwiesprach mit dem Menschen, Bäume und Steine geben ihre Gefühle kund. — In den langen Nächten sind die Erzähler beliebt, und die Phantasie ergeht sich in lässigen und traumhaften Märchengebilden.

Auch die Mongolen begleiten mit feierlichen Tanzgeberden die langsam verhallenden Töne ihrer Lieder, welche von der Sehnsucht nach der Geliebten singen, die schlank gewachsen wie der Kieferbaum, reizend gleich der Blume des Geliebten wartet, dessen Anblick ihr selig aufleuchtet wie dem Morgenroth die Sonne. Hier

sehen wir schon wie das Naturbild anhebt und als ein Symbol des menschlichen Geschicks oder Gefühls dargestellt wird, das an dem selben zum Bewußtsein kommt oder doch ein Ausdrucksmittel findet. „Das Wasser des großen Weltmeers, wenn's noch so getobt hat, stillt sich wieder“, so tröstet sich in Hoffnung die von der Uebermacht des Feindes bedrängte Horde; „oft wenn Himmel und Sterne in Klarheit prangen, ziehen verfinsterte Wolken herauf“, so beginnt eine lange Ahnung daß der Schar die Flucht übers Gebirge bevorstehe, wo die Rosse abinagern und die bittere Noth heran kommt.

Mongolische Sagen weisen darauf hin daß Dschingis-Khan, der sie in die Weltgeschichte einführte und zu einem freitbaren Eroberervolk machte, den lichten hellblonden Indogermanen verwandt oder entstammt war. Er waltete mit seiner Thatkraft schaffend und ordnend über den Mongolen, die der unbeschränkten Herrschergewalt als passive Masse gegenüberstanden, aber von den Khanen, „den Erbhnen Gottes“, in Bewegung gesetzt wurden. „Ein Gott im Himmel und der Khan auf Erden“, scholl das Herrscherwort; wie früher der Sonnenfürst Attila betrachtete auch Dschingis-Khan sich als eine Gottesgeißel zur Züchtigung der Welt. Aber die Kämpfe galt es nicht einer Idee, sie förderten die Menschheit nicht, sie loderten auf gleich furchtbaren Steppenbränden um ebenso wieder zu verlöschen. Darum hat Buttle sie passend als einen Titanenkampf bezeichnet, als das Aufstürmen der rohen Naturgewalten gegen die olympischen Götter der vorrömischen Geschichte. Doch gewannen in dieser Verührung mit den Culturvölkern die Mongolen jene Anfänge des Heldengesangs, aus denen bei den Kriern das Epos sich entwickelt hat. In Bezug auf die Form erkennen wir den Parallelismus der Glieder, und die zwei Verse, die ihn bilden, sind häufig durch die gleichen Buchstaben am Anfang und durch den Reim am Ende auch dem Ohr bezeichnet.

Die begonnene That vollenden ist der Kern der That,  
Des wahrhaft'gen Mannes Gemüth steht fest im Rath —,

sagt der große Führer selber in einem Liede, in welchem er vor dem Tode Weib und Kind dem Volk empfiehlt. In einem andern Liede preist Dschingis-Khan einen Jugentfreund, den er scheinbar vernachlässigt hatte, vor dem Volk:



Wenn der erschlafte Bogen der Hand entfallen will,  
Wie sprichst du freundliche Worte, mein Bogordtschi!  
Als ich in Todesgefahr wandelte, treuer Gefährte,  
Achtetest du nicht Tod oder Leben, mein Bogordtschi.

#### Ein Trauerlied auf seinen Tod hebt an:

Als ein Falke schwebtest du daher, mein Herrscher,  
Auf knarrenden Wagen rolltest du dahin, mein Herrscher!

es fragt ob er Gemahlin, Kinder, Volk wirklich verlassen habe, hat ihnen ferner Freude zu gewähren, und schließt wieder mit paralleler Vergleichen:

Wie ein siegreicher Habicht flogst du daher, mein Herrscher,  
Wie ein unerfahrenes Füllen stürztest du dahin, mein Herrscher!

Die Einwirkung der weißen activen Klasse sieht nicht vereinzelt da, sondern findet sich öfters bei den Naturvölkern. Unter den Turanern sind die Finnen und Magyaren in die europäische Cultur hineingezogen, und wir werden an geeigneter Stelle ihrer gedenken. Hier aber erwähnen wir noch die Südseeinsulaner und die Amerikaner in Peru und Mexico, da die Blüte dieser letztern bei der Berührung mit den Entdeckern nicht gerettet ward, sondern unterging ohne ein Element des neuen Lebens zu werden.

Auf den Südseeinseln finden wir die ungelenteten rohen Papuaner, aber zwischen oder vielmehr über ihnen einen großen lichten Menschenschlag von schönen Körperformen, von behendtem Geist und leicht heiterm Gemüth. Er bildet die herrschende Klasse, die Farbigen sind Unterthanen und Knechte, während die Freien unter der Führung der Könige ihre Volksversammlungen halten und die Kranen bei ihnen nicht dienstbar, sondern befreundete Lebensgenossen sind. Man schreibt dort nur den Weißen eine unsterbliche Seele zu, und auf den Tenggainseln geht die Sage daß sie den Vorzug gewonnen, als von zwei Brüdern der eine fleißig und fromm, der andere faul und böse war, und dieser jenen ermordete; da habe Gott gesagt ihre Farben sollten sein wie ihr Herz, weiß und schwarz, und die Weißen sollten herrschen. Diese zeigen sich dann in ihrem Kriegsmuth, ihren waghalsigen Seefahrten und Kampfspielen wie durch Ader- und Tbsbau als Glieder der activen Klasse. Einer höchsten Gottheit, die unter vielen Namen auf den verschiedenen Inseln ohne Tempel und Priester verehrt wird,

gesellen sie andere unter ihr waltende Mächte, auch ideale, wie einen Geist des Jerns und Todes, einen Geist der Thränen und Sorgen, der selbst sein Weib verloren und lange gesucht bis er es auf Neuseeland gefunden. Wind und Wetter so gut wie Handwerk und Kunst haben ihre göttlichen Hüter und Erwecker. Vielverbreitet ist der schöne Gedanke daß die Sterne Augen von Göttern oder von vergötterten, in den Himmel versetzten Menschen seien. Weit ist der Allsehende, darum kann kein Böser ungestraft bleiben; denn Gott erhebt sich mit seinem Licht sichtbar wachend über ihn wie der Vollmond, und schießt auf ihn mit der Schnelligkeit eines fallenden Sterns. Mord, Ehebruch, Vöge, Diebstahl geschah durch die Reizungen und Forderungen eines bösen Geistes, der schadensfroh lacht, wenn die Menschen weinen. Gottes und der Geister Jern denken die Südfceinsulaner durch Opfer zu sühnen. Sie schneiden ein Stück vom kleinen Finger ab, wenn ein Verwandter erkrankt ist, um das dem Tode statt seiner zu weihen; oder sie erdrosseln ein kleines Kind, aber in Schmerz und Mitleid mit seiner Unschuld, um den Unwillen des Himmels wegen verübter Frevel zu begütigen.

Als Grundlage der Cultur finden wir bei den kahlen Menschen der Südfsee die Keuschheit. Sie baden und waschen sich, sie suchen den sonnenverbrannten Leib durch Einreibungen wieder weiß zu beizen. Sie behängen sich mit mancherlei Schmuck, sie freuen sich der Zütle des Haars, sie lassen es in Gestalt eines blonden Helmsaumes den Kopf krönen und schmücken es mit Federn und Blättern. Die Sitte des Tätowirens ist hier am ausgebildetesten. Einpunktirte Linien folgen an Armen und Beinen dem Zug der Muskeln in symmetrischen Curven, ein Kreuz pflügt den Rücken, eine schildförmige Figur die Brust zu zieren; außerdem zeichnen sie Blumen und Thierbilder in die Haut. Die erste Tätowirung macht den Krieger wehrhaft; je thatenreicher sein Leben, desto öfter wird sie wiederholt; bestimmte eingegrabene Zeichen sind Orden und Wappen des Helden, und der eigene Körper wird ihm zum Denkmal der erinnerungswerthen Handlungen.

Gesang und Tanz wirken auch hier noch in ungeschiedener Einheit zur Darstellung der Empfindungen zusammen. Mit vielfachem Mienspiel und ausdrucksvollen Bewegungen des ganzen Körpers begleiten sie bei Trommelschall oder Flötenklang das Lied, das sie gewöhnlich im Wechsel des Chors und der Einzelstimmen singen, die häufig wieder einander antworten und dramatisch das

Ganze durchführen. Die Melodien werden am liebsten langsam und klagend vertragen, eine sanfte Schwermuth, das Rührende herrscht auch hier wie in europäischen Volksliedern. Der Inhalt ist einfach, irgendeine Begebenheit des äußern oder innern Lebens; die Sache wird kurz angegeben, aber mehrmals wiederholt, und mit dem Ausdruck wechselnder Empfindung umwoben; Rhythmus und Reim kommen vor.

Auch die bildende Kunst thut auf den Südpceinseln den ersten Schritt zur Freiheit und zur selbständigen Würde. Sie gestattet einem Stamm für die Gottesverehrung, sie schafft im Denkmal dem Verstorbenen ein Mal, einen sichtbaren Ausdruck, der das Außergewöhnliche als solches veranschaulicht und verewigen soll. Große Steinhäufen werden zur Opferstätte pyramidalisch aufgeschichtet. Mit regelmäßig behauenen Korallenblöcken begrenzt man in festen Linien einen heiligen Ort, *Morai* genannt; da werden die Opfer gebracht, da die Könige bestattet. Innerhalb desselben aber kommen eigenthümliche Bauten vor, und zwar von besonderer Größe auf Tahiti. Auf einer Fläche von 270 Fuß Länge und 91 Fuß Breite erhebt sich in 10 Absätzen, die jedesmal einen Umgang freilassen, das Werk zu einer Höhe von 51 Fuß; die Plattform eben ist noch 6 Fuß breit, 180 Fuß lang. Das Ganze erscheint wie ein kolossaler Altar. Aunderwärts ist die Form ähnlich, aber die Größe geringer.

Steinseifer innerhalb der Mauern des *Morai* sind Denkmale der Könige und Bildsäulen der Götter. Man beginnt den Fels mit einem mächtigen Helm zu bekronen, oder wie bei den Germanen den Kopf näher anzudeuten, freilich ihn auch über das Maß der natürlichen Verhältnisse hervorzuheben, so daß er etwa den dritten Theil der ganzen Gestalt ausmacht; und wie der neuferländische Held sein Angesicht verzerrt, wie er mit den weit aufgerissenen Augen, der vorgestreckten Zunge, den gefletschten Zähnen nicht bloß das lebende Bild des Kampfers, sondern auch des Ruhms darzustellen beabsichtigt, so gehen gleichfalls die Formen der beginnenden Sculptur ins Ungeheuerliche und Gräßliche, das dem rohen Anfang der Kunst noch das Große und Ehrfurchtgebietende erlegen muß. Kleinere Götteridole werden aus Holz geschnitten oder gebleicht; man setzt ihnen Augen von Perlmutter ein, sowie Schreinschauer als Zähne, und bekleidet sie mit rothen Vogelfedern. Wo an Keulen oder Schiffsschnäbeln Menschenköpfe vorkommen,

sind sie auf ähnliche Art unförmlich, aber die Stiele der Steulen und Mexie sind sorgfältig geglättet, regelmäßig verzünzt, aus dem Runden ins Eckige geschickt übergeführt und mit wellenförmigen oder gezackten Linien geschmackvoll verziert.

In Mittelamerika hatten sich gerade zur Zeit der Entdeckung unter Einwirkung der weißen Rasse Culturansätze gebildet, die aber auf die eindringenden Europäer keinen Einfluß übten und von ihnen zerstört wurden.

Der Amerikareisende J. B. v. Tschudi rechnet die Indianerbevölkerung Amerikas zur mongolischen Rasse; zu verschiedenen Zeiten seien Familien und Stämme aus Asien eingewandert, und die Culturansätze, die Civilisationskeime, die sie mitgebracht, seien ein wichtiges Moment für die Weiterentwicklung gewesen. Mexicaner und Peruaner würden auch ohne das Eintreffen der Europäer vorangeschritten, Quaches und Botokuden wilde Horden geblieben sein. Die kritische Betrachtung der mehr mythischen als historischen Ueberlieferung läßt ihn Spuren finden, daß die Bildung der andinischen Völker wiederholt durch fremde Eindringlinge unterbrochen ward. In den Mäauern die an der Stadt Tiahuanaco in Peru bauten als sie mitten im Werk unterbrochen wurden, erkennt er Verwandte der Tolteken in Mexico. Dieser ersten Einwanderung läßt er eine zweite folgen, aus welcher die Dynastie der Incas hervorgegangen, die sich selbst Sonnensöhne nannten. Sie gründeten eine theokratische Monarchie mit ganz socialistischen Einrichtungen. Das Land war theils der Sonne, d. h. den Priestern, theils dem Fürsten, theils dem Volk überwiesen. Kein Müßiggänger ward geduldet, aber jedem Arbeiter sorgte der Staat für Wohnung, Nahrung und Kleidung. Zuerst wurden alljährlich die Pändereien der Sonne bestellt; hernach die des Volks, dann die des Königs. Die Ernte ward in drei Theile getheilt: der der Sonne kam in Vorrathskammern, aus dem des Königs wurden Heer und Beamte unterhalten; der dritte Theil fiel den Gemeinden zu, die daraus ihre Mitglieder verköstigten. Es war allgemeine Wehrpflicht durch geführt; es herrschten strenge Sittengesetze. Man unterrichtete die Kinder in den landwirthschaftlichen und häuslichen Arbeiten, in Gewerben; aber nur die Glieder der königlichen Familie, der Adel und die Kinder der Beamten wurden in den Wissenschaften, in Poesie und Musik ausgebildet. „Die ganze staatliche Organisation war auf eine Forderung der Monarchen an das Volk gestützt, und diese Forderung war: Arbeit. Die festorganisirte Stramm durch-

gefährte Volksarbeit war den Incas nicht bloß ein Mittel um der Nation eine gewisse sorgenfreie Existenz durch hinreichende Nahrung, Kleidung und Wohnung zu verschaffen, sondern sie war Regierungszweck, um das System zu wahren, das Volk in der möglichst großen Abhängigkeit zu halten und das feingefügte Staatsgebäude fester zusammen zu fitten. Dieses Regierungssystem war nicht etwa das Ergebnis der Reflexion eines Tyrannen oder seiner klugen Rathgeber, sondern es war das Resultat eines durch Jahrhunderte nach einem bestimmten Plan fortentwickelten Grundsatzes.“ Den größten Theil dessen was die Socialdemokraten anstreben, fügt Tschudi hinzu, das haben die Gleichheitsgesetze der Incas in der absoluten Monarchie durchgeföhrt. Und ebenso wahr bemerkt Prescott: „Kein Arbeiter konnte seine Lage verbessern; wie betriebsam und fleißig er sein mochte, er konnte keine Ruthe Ackerland zu der ihm angewiesenen Schelle hinzuerwerben. Das große Gesetz menschlichen Fortschritts war für ihn nicht da. Er starb in dem Besitze stande in dem er geboren war.“ Die persönliche Freiheit war unterdrückt, das Volk eine Maschine, wozu es die Arbeiter Dictatoren auch machen würden.

In dem leuchtenden Sonnenball sahen die Peruaner die strahlende Gestalt Gottes, der allsehend und allgütig über der Erde waltet, der einzige Herr und Bildner der Welt, dem der Mond schweifterlich, die Gestirne als Gefolge zur Seite stehen. Die Incas gehen durch den Tod zu ihrem Vater, zur Sonne; für das Volk hofft man eine Wiederbelebung auf Erden in schönern Verhältnissen. Der reinen Sonne dienten reine priesterliche Jungfrauen. Betend verehrte man ihren Aufgang, spendete ihr an ihren Festen aus goldenen Webern, und opferte Blumen, Früchte, Thiere; aus den Eingeweihten dieser Letztern, aus dem stillen und verborgenen Mittelpunkt ihres Lebens suchte man weisfagend den Zusammenhang der Dinge, das Schicksal zu erkennen.

Erhalten sind kunstvolle Straßen, welche Felsen durchbrechen und auf Dämmen über Abgründe hingleiten, Stadtmauern aus zedigen Haussteinen, deren Fugen scharf aneinander passen wie im vorgeschrittenen Cyclophenbau des Pelasgerthums, Palastrümmern auf hehem terrassenförmigen Unterbau, mit Portalen, die sich nach oben hin zusammenneigen, und viereckige behauene Pfeiler, die in doppelter Reihe eine Gasse bilden. Ein Portal, das aus einem kolossalen Felsblock besteht, zeigt einfache Gesimsbänder und ein-



gegrabene Streifen. An Bandedecorationen sehen wir in regelmäßig rechtwinkeligem Zickzack auf- und absteigende Bänder, die wieder im Innern kreuzförmig verziert sind. Einfache Klarheit und architektonische Strenge in der Anordnung macht einen guten Eindruck. Die Banten gingen mehr in die Breite als in die Höhe. Der Sonnentempel war im Innern mit Gold bedeckt; sie nannten das Gold die Thräne der Sonne. Das Licht der aufgehenden Sonne selbst fiel auf ihr Bild im Tempel, ein edelsteingeschmücktes Menschenantlitz in flammendem Strahlenkranz. Ihn zur Seite saßen die Königinmumien auf goldenen Thronen.

Symmetrisch verzierende Reliefs und die Trümmer kolossaler Statuen zeigen eine ganz ornamentale Behandlung organischer Gestalten: die Kreise der Augen, die Ellipse des Mundes, die Wellenlinie der Nase deuten nur entfernt das Gesicht an und verweben sich mit andern arabeskenartigen Formenspielen; das architektonisch Strenge in der Grundlage und das architektonisch Decorative in der Ausführung lassen den plastischen Geist noch nicht aufstommen, sind aber für sich beachtenswerth.

Noch heute singt das Volk von Peru wieder, die zur Minezeit des Inca-Reichs gedichtet worden, aber auch ein Drama ist erhalten, wahrscheinlich aus dem 15. Jahrhundert. In einer peruanischen Zeitschrift: „El Museo peruano“ erschienen 1837 Bruchstücke davon; der Pfarrer Valdez von Sicuani hatte sie gegen Ende des 18. Jahrhunderts niedergeschrieben. Man wollte ihn auch für den Verfasser halten. Allein der Maler Ruggendas ließ aus einem alten Manuscript einer Klosterbibliothek in Cuzco das Ganze abschreiben, und theilte es Tschudi mit, der eine kritische Ausgabe mit wörtlicher Uebersetzung besorgte, dieser ließ Graf Widenburg eine metrische folgen. Das Gedicht trägt durchaus das Gepräge der Ursprünglichkeit, ohne Vermischung von Zügen einer Bildung und Befassung wie sie nach der Eroberung durch die Spanier sich entfaltet hat.

Ollanta ist Kriegsheld, ein Sohn des Volks; er hat die Liebe der Tochter des Inca gewonnen, aber dieser weist seine Werbung zurück, und lerkert die Tochter ein. Ollanta stellt sich an die Spitze einer Empörung, verschanzt sich in einer Festung, und wird nach 10 Jahren, als ein neuer Inca den Thron des Vaters bestiegen, durch List überwältigt. Ein holdes Kind hat mittlerweile seine eingemauerte Mutter gefunden, und diese wird befreit als Ollanta gefangen vor ihrem nun herrschenden Bruder steht; mit der Wieder-

erkenntnis und Versöhnung schließt das Stück. Garcilaso de la Vega, ein Abkömmling der peruanischen Könige, berichtet in seinem 1609 erschienenen Werk über die Geschichte seines Vaterlandes: daß früher dort Schauspiele kriegerischer Thaten und hässlichen Lebens von Männern aus dem Adel gedichtet und vor den Königen und Beamten aufgeführt wurden. Das erhaltene Werk vertheidigt das Recht des Herzens, und verherrlicht doch am Ende wieder die Gerechtigkeit und Milde des Fürsten. Noch sind Ruinen vorhanden die Tlanta's Namen tragen; Tschudi bemerkt indessen sie seien nach Anlage und Construction älter als die Inca-Zelt; ist Tlanta eine geschichtliche Persönlichkeit, so hat er sich dort verschanzi, aber die Feste nicht erst erbaut.

Das Drama ist in gereimten trochäischen Versen geschrieben; die Scenen wechseln rasch, die Begebenheiten schreiten voran, Stimmungen, Gefühlsergüsse begleiten sie; das Lyrische und Epische liegt wie im indischen Drama mehr nebeneinander, als daß es innigst verschmolzen wäre und die That als der Zweck des Helden aus Charakteren und Leidenschaften entwickelt würde. Uns ist auffallend daß die Liebenden erst am Ende einmal zusammen auf der Bühne sind; wäre das Werk nachträglich von einem mit der spanischen Literatur Vertrauten gedichtet, er würde gewiß sie uns auch am Anfang in einer gemeinsamen Scene vorgeführt haben. Tlanta fragt seinen Diener nach der Geliebten, bekennet dann dem Sonnenpriester seine Neigung, der ihm aber abräth bei dem Inca um Coyllur's Hand anzuhalten. Doch der Feldherr glaubt auf seine für den König erkochenen Siege pochen zu dürfen. Er sagt zum Priester:

Nimm dein Messer! Laß mich büßen,  
 Daß ich todt zur Stelle bleibe,  
 Reiß das Herz mir aus dem Leibe,  
 Zieh, ich fleh' zu deinen Füßen!  
 Ede soll ein Felsen weinen,  
 Thränen weinen soll die Erde,  
 Ob' ich lusse von der Meinen,  
 Coyllur nicht mehr sehen werde!

Ein folgender Auftritt zeigt uns Coyllur bei ihrer Mutter. Sie ist in leidvoller Stimmung, voll bangen Ahnung über ihr Geschick. Sie zu erheitern, tanzen und singen Knaben und Mädchen vor ihr, aber sie saugt aus den Liebern neue Nahrung für ihre

Melancholie. Nun erscheint der Inca Patschacutel mit seinen Feldherren Ollanta und Ruminahui. Er sendet sie aus gegen eine empörte Provinz. Ollanta dankt dem Fürsten daß er ihn aus niederem Stand erhoben, er will alles für ihn thun, nur verlangt er Erhöhung seiner Bitte:

Gib mir deine Coyllur,  
Leuchten laß mir diesen Stern!  
Will mit ihr vereinigt nur  
Ewig loben meinen Herrn,  
Mit dem letzten Hauch, dem leisen,  
Noch im Sterben einst ihn preisen.

Der Inca.

Denk' an deiner Herkunft Schranken!  
Was du bist, laß dir genügen,  
Und entwöhne die Gedanken  
Von den allzu hohen Stügen.

Ollanta.

So erdroßle gleich mich lieber!

Als der König weggegangen, beschließt Ollanta sich an die Spitze der Empörung zu stellen. Ihre Flammen sollen wie der Wetterwolke Zorn über dem Inca zusammenschlagen, um die Tochter will er nicht mehr stehen, er will sie erobern und mit ihr den Thron besteigen. Der Inca hört bereits in der folgenden Scene daß Ollanta seinen Plan ausführt, und wir sehen ihn in der Mitte der Aufständischen, die ihn zum Fürsten ausrufen. Er ordnet den Kampf an, und wie dessen Ausgang war, meldet uns der gegen ihn ausgesandte Ruminahui, der den Verlust der Schlacht und seines Heeres einsam beklagt.

Nun sind zehn und mehr Jahre verflossen, und wir hören im Hause der Sonnenjungfrauen ein holdes Kind, Ina Sumal („Wie schön!“ bedeutet der Name), sich hinaus ins Freie sehnen; das Mädchen soll unter die Priesterinnen eintreten, wie von seinen Altern hören, sagt uns eine gestrenge Matrone. Der alte Inca stirbt, und sein Sohn Nupauli folgt ihm. Er tritt auf in seinem Palast; alles steht gut, nur Ollanta ist noch unbezwungen. Da beschließt Ruminahui ihn durch List gefangen zu nehmen. Wie das auch in Geschichten des Alterthums berichtet wird, zerseht er selbst

ten Gesicht, und gibt an daß der Fürst ihn so mißhandelt. Mlanta nimmt ihn freundlich auf und ladet ihn zur Theilnahme an einem großen Fest. Ina Sumak aber hat im Garten der Sonnenjungfrauen ein leises Wimmern gehört und in einer Grotte die dort eingeschlossene Mutter gefunden; die Scene wie Kind und Mutter einander erkennen ist von rührend ergreifender Schönheit. Die folgende verksetzt uns wieder an den Königshof: Es kommt die Kunde daß Muminahui die Thore der Burg Mlanta's geöfnet als dieser und die Seinigen den Festrausch ausschloßen, daß die Stadt angezündet, die Männer überwältigt und gefangen worden. Mlanta wird hereingeführt. Auf die Frage: was ihm geschehen solle, antwortet der Sonnenpriester: Herr, der Sonnengott hat ein Herz voll Mitleid mir gegeben. Die Feldherren stimmen für Erschießen oder Verbrennen. Der Inca aber übt Gnade, er beruft Mlanta an seine Seite; er soll dem Thron der Nächste sein. Mlanta spricht:

Hier von Cuzco einst verschwand sie,  
Die ich, ach, geliebt so sehr,  
Und ich suchte, doch ich fand sie,  
Ach, ich fand sie nimmermehr.  
Da, ich suchte meine Taube  
Tage, Monate, Jahre lang,  
Doch vergebens, und ich glaube  
Daß die Erde sie verschlang.

Da kommt Ina Sumak und bittet den Inca daß er mit ihr gehe zu ihrer Mutter, ehe diese sterbe. Alle brechen auf nach dem Garten der Sonnenjungfrauen, das Felsenthor wird geöfnet, im Innern liegt die gefesselte Cohlur. Mlanta erkennt sie als seine Gattin, der Inca als seine todtgegaubte Schwester. Mlanta spricht:

Cusi, die ich einst verloren,  
Bist zum Leben neu geboren,  
Darfst hier nimmermehr verderben,  
Denn ich würde mit dir sterben. . . .  
Doch wo ist der helle Glanz,  
Deiner Sternenaugen hin?

Cusi Cohlur.

Ach, zehn Jahre lag der Bann  
Schwer auf mir, ein brennend Gift!  
Aber jetzt vereinigt man  
Uns zu einem neuen Sein!

O wie schön sich alles trifft!  
 Kummer wird in Lust gewandelt.  
 Der so edel du gehandelt,  
 Großer Inca, lebe hoch.

## Inca.

Nimm dein Weib, Ollanta, hier.  
 Aber du, die hell und klar  
 Auf dem dunklen Pfade mir  
 Führerin und Leuchte war,  
 Komm' an meine Brust geschwind,  
 Inca Sumal, Sternenkind.

## Ollanta zum Inca.

Du bist unser Schirm und Hort!  
 Deine Hand, sie scheuchte fort  
 Alle Trauer, und zurüd  
 Kehrt für alle nun das Glück!

So bewegt sich die Dichtung mit raschem Scenenwechsel in einer Reihe stimmungsvoller Bilder an uns vorüber, naiv nach Inhalt und Form — ein neuer Beweis wie das Drama in durchgebildeter Kunstgestalt zwar nur die seltene Frucht hoher Cultur ist, wie aber dramatische Schauspiele sich überall finden wo der Mensch zu geselliger Bildung kommt, und wie auch der Heim von selbst in solchen Sprachen sich einstellt die reich an gleichen Ausdrücken sind.

In Mexico hatten zuerst die ackerbauenden Tollteken ein Reich gegründet, das bis ins 11. Jahrhundert bestand; Hungersnoth und Pest zerstreuten sie nach Süden und Osten. Im 14. Jahrhundert bauten die Azteken die Stadt Tenochtitlan oder Mexico, indem sie mit dem Tempel des furchtbaren Kriegsgottes begannen. Der Sonnendienst scheint mir auch bei den Azteken die Grundlage der Religion, aber die beiden Seiten, die verzehrende Glut und die wohlthätige Wärme des Lichts treten in zwei Göttergestalten nebeneinander, und von der Ahnung des Geistes in den Naturerscheinungen ging man zu anthropomorphischer Götterbildung fort; die Kunst suchte den göttlichen Wesenheiten Gestalt zu geben. Quetzilcoatl ist gleich dem Moloch die Sonne als zerstörende Macht, kriegerisch und schreckhaft; Teycallipola steht ihm mild und freundlich zur



Zeite; als Schlangengötter wie Apoll und Siegfried der Vertilger jandlicher Gewalten sieht er zugleich in seinem Spiegel alle Vorgänge der Welt; selbst jugendlich nimmt er das Opfer schöner Jünglinge am liebsten in Empfang. Das Menschenopfer fand überhaupt in Mexico in ähnlicher Ausdehnung statt wie bei den bedauerten Semiten; der Mensch als das Werthvollste und Höchste ward dem Gott zur Sühne dargebracht; ein jeder ward ihm geweiht schon bei der Geburt durch Einschnitte auf Brust und Leib; Blutabzapfungen fanden später zu seiner Ehre statt, ein Symbol daß eigentlich der ganze Mensch sich hingeben sollte; wer in Drangsal und Noth den freiwilligen Opfertod wählte ward hochgeehrt; Gefangene wurden stellvertretend fürs Volk dem Gott an seinen Festen geädert. Sie sollten aber nicht gezwungen, sondern heiter in den Tod gehen, darum genossen sie vor ihrem Ende die Fülle sinnlicher Freuden, und blumenbetränzt flogen sie den hohen Altar empor, wo der Priester sie ergriff um der Sonne das noch schlagende Herz entgegenzuhalten. Mit ihrem Blut mischte man Mehl und laetete Widder des Huiklipochotli daraus, die dann das Volk verzehrte, als ob sich ihm sein Gott wieder zur Speise gebe. Ich weiß nicht ob man hier wie bei dem Reinigungsgebade der Neugeborenen an eine reiche verzerrende Nachahmung der christlichen Sacramente, oder an eine pantheistische Vorahnung derselben zu denken hat, — der Zusammenhang der activen Elemente dieser Völker mit der Alten Welt ist noch nicht aufgeklärt.

Das Jenseits dachten sich die Azteken dreifach: als finstere Hölle der Unseligen, als kühlen heitern Ruheort der Mittelmäßigen, als das Sonnenhaus der Edeln und Helden voll Lust, Gesang und Spiel.

Mittelpunkt des Cultus und der Architektur der Mexicaner ist der Stahl Gottes, Teocalli, der Opferaltar, den sie als kunstreich bearbeiteten Hügel aufrichten; in mehreren Absätzen erhebt sich ein pyramidaler Bau um auf seiner Plattform den Altar um die thurmartigen Gemächer der Götterbilder zu tragen. Durch solch terrassenförmigen Unterbau, aber von geringerer Höhe und größerer Fläche, wurden auch die Königspaläste über die Umgebung emporgehoben. Stiele Treppen führen an einer, manchmal an allen Seiten der Teocalli nach oben hinan; die verschiedenen Geschosse sind durch kräftige Gesimse und durch fensterartig vertiefte Kassetten gegliedert, und die vortragenden Mauerstücke zwischen ihnen scheinen wie Pfeiler das schräg ausladende Gesimse zu tragen. Diese stattliche einfache

Stein- oder Grundform wird dann mit Detailsverzierungen geschmückt, welche sich zwar hier und da in regelmäßig klaren Mustern und in verständiger Verbindung gerader oder krummer Linien geschmackvoll ausnehmen, meist aber das Gepräge barocker Wildheit und reher Phantastik tragen und mit buntem Schnörkelwerk die feste Grundlage umspinnen. Innere Palasträume sind schmal, und die Bedeckung geschieht gewöhnlich so daß die anfangs senkrechten Mauern in einer gewissen Höhe sich zueinander neigen, indem ihre Steine übereinander vorkragen, aber zu gemeinsamer schräger Fläche abgeglättet werden, bis dann eine horizontale Platte beide Seiten verbindet. Dies so zugespitzte Dach tritt gewöhnlich nicht nach außen hervor, sondern da erscheint der Bau in zwei durch Gesimse getrennten verticalen Geschossen, indeß überwiegt die Länge der weitem die Höhe.

Als die Spanier Mexico eroberten, ragten in der Stadt viele Teotalli über die Häuser hervor, und brannten auf ihrem Gipfel nachts die Fener dem feurigen Sonnengott. Der größte stieg auf quadratischer Grundfläche von 298 Fuß Breite und Länge zur Höhe von 114 Fuß empor; ein ummauerter Hof, zu dem vier thurmartig gekrönte Thore den Eingang bildeten, umschloß ihn sammt den Priesterwohnungen. Einige Bauten sind dadurch besser erhalten daß sie in der Wildniß liegen, wie die Ruinen von Uxmal. Die abgestumpfte Stufenpyramide der Teotalli ist bald breiter, bald steiler ausgeführt; in Papantla ist die Höhe (85 Fuß) zwei Drittel, in Tetihualcan (170 Fuß) ein Viertel der Breite. Die Trümmer der Paläste zeigen mehrere Höfe, um welche sich Hallen und Gemächer gruppiren. Mehrfach hat man Säulen gefunden, einfache Rundstämme mit einer Deckplatte, die den Ursprung der Säulen aus dem stützenden Baumstamm erkennen lassen, sowie noch manche Nachbildungen des Holzbaues in den steinernen Fagaden bemerkbar sind.

Wie die mexicanische Baukunst auf einfach klarer Grundform eine ausschweifend seltsame Decoration zeigt, so finden wir auch bei ihrer Plastik ein natives Naturgefühl, eine verständige Auffassung des Lebens und seiner Bewegung überwuchert von bizarr phantastischer Verschnörkelung, welche die menschliche Gestalt, namentlich den Kopf mit groteskem Puz ausstaffirt und fast in Arabesken auflöst. Pfeiler von Quirigua, 20—30 Fuß hoch, und kleinere von Kopan lassen einzelne Theile der menschlichen Gestalt dick und

schwer, umgeben von fabelhaft bunter Decoration hervortreten; sie wollen, wie Kugler bemerkt, ein phantastisch grauenhaftes Staunen hervorbringen; eine Vasaltstatue der Todesgöttin ist ein Schreckbild aus Schädeln, Schlangen, Krallen, Federn aufgebaut; die Blumengöttin, der Sonnengott ist ein dicker Kopf auf einem nur eben so großen zwerghaft gedrückten Rumpf, aber Gesicht und Schmuck sind einfach und nicht häßlich. Das Relief eines Opfertempels zeigt mexicanische Krieger, Gefangene, welche ihnen Blumen darreichen, an den Haaren fassend; auch hier sind die Köpfe übermäßig derb. Reliefs von Palenque haben dagegen schlanke Köpfe mit zurückweichenden Stirnen, gebogenen Nasen, herabhängenden Unterlippen, in Stellungen die uns possenhaft vorkommen. An andern Orten sind drachenhafte Ungeheuer schon der Gegenstand der ungeheuerlichen Darstellung. Auf dem Teotalli von Xochilalko sehen wir das Relief aus der Zeichnung hervorgegangen; die Umrisslinien sind erhöht stehen geblieben wie schmale Randstreifen; gerade umgekehrt wurden sie in Aegypten tief eingegraben.

Die mexicanische Malerei gibt in grellen Farben nach decorativer Rücksicht symmetrische Contraste und bunte Ornamente; sie gesellt sich den architektonischen Zierathen und Reliefs, oder ergeht sich frei für sich. Historische Bilder im Gebäude zu Chichen zeigen einen Fortschritt zu richtigern Verhältnissen, zu energischen und nicht übertriebenen Bewegungen, wiewol auch dort der Mensch des Kopftrages wegen da zu fein scheint. Aus bunten Federn verstanden die Mexicaner auf Teppichen und Gewändern mosaikartige Bilder zusammenzusetzen. — Die Schrift war Bilderschrift, nicht für Laute, sondern nur für Vorstellungen, also der erste Anfang, wo man die Gegenstände selbst aufzeichnet.

Musik und Gesang waren bei allen religiösen und weltlichen Festlichkeiten, pantomimische Tänze haben sie mitunter begleitet. Die Könige ließen sich beim Mahl von den Thaten der Ahnen sagen. Es lag wie ein Schatten die Ahnung des Untergangs auf Mexico, als Cortez kam. Montezuma unterwarf sich in der Erinnerung an die Sage daß von Osten her der göttliche Gründer des Staats wiederkommen und Sieger sein werde. König Nezahualcoatl in Texcoco hatte, wie sein Nachkomme Itzlixochitl berichtet, dem unbekannten und unsichtbaren Gott einen pyramidenartigen Thurm erbaut und statt der Menschen nur Blumen und Weihrauch geopfert; er nannte die Sonne seinen Vater, die Erde seine Mutter, und

rief Gott den Höchsten an, durch den wir leben und der alles in sich hat. Dem sang er seine Hymnen. Ein Ton der Wehmuth zieht sich durch sie hin; der König ahnt daß einst das Scepter seiner Hand entfallen könne, er rebet von der Zeit wo auch die Edeln der Armuth Bitterkeit schmecken und ihre Leiden mit der vergangenen Größe vergleichend Meere mit ihren Thränen bilden werden. Darum will der König heute noch die ruhmreiche Stirn mit Blumen kränzen, und des gegenwärtigen Glückes froh den allmächtigen Gott feiern.

---

## C h i n a.

---

Die Welt, das Reich, die Blume der Mitte nennt sich selbst die Gemeinschaft von einem Drittheil der Menschheit, die in Ostasien wohnt; sie bezeichnet sich auch nach den Geschlechtern ihrer Herrscher, und von der Dynastie Tschin stammt der Name Sina und Chinesen, den sie bei den Europäern führen. Wir beginnen mit China die Culturgeschichte, weil sich hier die erste Stufe des menschheitlichen Lebens für sich aus dem weitem Entwicklungsproceß abgesondert und erhalten, aber innerhalb ihrer Natur und Wesenheit höchst merkwürdig ausgebildet hat. Die Chinesen sind nicht stabil in dem Sinne wie man gewöhnlich meint daß alle Völker bei ihnen unveränderlich ihre Gestalt bewahren; vielmehr haben sie ihre Cultur in allmählicher Arbeit gewonnen und das Reich hat manche Erschütterungen durchgemacht, ja ihre Geschichte ist weniger die Darstellung kriegerischer Kämpfe als des Fortgangs der Bildung, der Entdeckungen, der Kenntnisse; aber sie sind conservativ, indem sie das einmal Gewonnene treu festhalten und die ursprüngliche Form ihres Lebensprinzips behaupten, sodaß sich alle Entwicklungen nur innerhalb derselben vollziehen, aber nicht über dieselbe hinausgreifen; es wird nichts wesentlich Neues hervorgebracht, sei es durch Aneignung von außen, sei es durch Entfaltung von innen; aber es ist erstaunlich wie mannichfach, wie verständig das Alterssprüngliche verwerthet und ausgeprägt wird. Die Chinesen waren Kinder wie die ganze Menschheit, aber sie sind in der Kindheit stehen geblieben und alt geworden, und der nach der Sage mit dem weißen Haar des Greises geborene Lao-tse scheint symbolisch für sein Volk.

Alles wahre Leben ist Entwicklung, ein Hervorwachsen der Unterschiede aus der noch ungeschiedenen Einheit; aus dem Kampf der selbständig gewordenen Gegensätze erfolgt durch ihre Versöhnung



die volle und freie Harmonie. Die Persönlichkeit soll den Bann der Autorität brechen, nicht um sich von der allgemeinen Vernunft loszusagen, sondern um die Wahrheit durch eigenes Denken selbst zu erringen; die einzelnen Sphären des Geistes müssen für sich ausgebildet werden, wenn etwas Vollendetes erscheinen soll. Die europäische Menschheit, Arier und Semiten gehen diesen Weg, durch Streit und Leid wandeln sie dem Ziel selbstkräftig entgegen; in Asien aber hat sich ein Drittheil der Menschheit auf einem Raum so groß und in der Lage wie Europa in der Art einheitlich erhalten daß hier einzelne Gaben und Geistesrichtungen nicht von besondern Völkern ergriffen und gestaltet, ebenso wenig Geist und Materie, natürliche und sittliche Ordnung, Religion, Wissenschaft, Moral und Recht klar unterschieden und für sich aufgefaßt und ausgebildet wurden. Dadurch haben sie das Leben auf eine nüchtern verständige Weise früher geordnet und eine friedliche Civilisation eher begründet als die begabtern, muthigern Völker Europas; vieles nach dem wir streben, was bei uns das Gut einzelner ist, haben sie längst erreicht und gemeinsam gemacht, aber auf unvollkommene Weise; statt der freien geisteswürdigen Harmonie haben sie eine gebundene. Die Macht der Einheit bleibt durchaus über die Vielheit herrschend; ihre Autorität erspart den Chinesen manche Irrthümer, aber es fehlt auch der Schwung und die Freude des sich selbst bestimmenden Geistes; das Höchste und Tiefste wird nicht erreicht, wenn von vornherein und überall Maß und rechte Mitte gepredigt wird, denn das führt zu einer rechten Mäßigkeit; die Scheu vor dem Ueberstiegenden und Gewaltigen, vor dem Menschessenden und Genialen läßt kein Heldenthum des Denkens und Wollens aufkommen, sondern breitet eine philiströse Mäxternheit über das Ganze. Die Chinesen haben viele Kenntnisse eher als die Europäer erworben und manche Erfindung früher gemacht, aber sie fragen weniger nach dem Warum als nach dem Wozu, der Augen ist die Rücksicht die ihr Förschen leitet, und darum kommen sie nicht zur Erkenntniß, die nur derjenige findet welcher sie einzig um des Wissens und der Wahrheit willen sucht; das Mögliche fällt ihm dann von selber zu.

Die erste Gemeinschaft der Menschen ist die Familie; hier ist die Pflicht des Geistes mit dem Naturgefühl untrennbar verbunden, hier prägt das Sittliche in der Sitte sich aus, hier herrscht im Hause ein gemeinsamer Sinn und waltet das Ansehen und die Gewalt des Vaters als das Active über Weib und Kind als dem

Bestimmbaren und Gehorchenden. In der Familie haben und be-  
 zahren die Chinesen das Heiligthum des Lebens; Pietät ist das  
 erste und höchste Gebot; eine Familie zu gründen ist die Aufgabe  
 des Mannes, die Ehe der Stand durch welchen er seine Bestim-  
 mung auf Erden erfüllt. In jeder Weise hat er für Weib und  
 Kinder zu sorgen, sie sind ihm lebenslänglich in Ehreubietung und  
 Gehorsam unterthan. Die eheliche Treue wird hochgehalten. Der  
 Vater hat den Sohn gut zu erziehen, und wird im Sohn geehrt  
 wenn dieser zu hohem Ansehen emporsteigt, denn der Vater hat  
 ihn zur Trefflichkeit angeleitet; darum werden auch nicht die Nach-  
 kommen geachtet, die sich erst zu bewähren haben, sondern die  
 Ahnen, deren Verdienst in der Gegenwart fortwirkt und erkannt  
 wird. Ihnen ist ein Cultus der Erinnerung geweiht, die verster-  
 baren Aeltern sollen drei Jahre lang in strenger Abgeschiedenheit  
 von aller Lust und allem Treiben der Welt betrauert werden. Die  
 Kinder bleiben Kinder und auch als Erwachsene den Aeltern gegen-  
 über unmündig, und die neue Ehe wird darum durch Wahl und  
 Werthung der Aeltern geschlossen. Wer keinen eigenen Sohn hat  
 sucht einen anzunehmen und durch Liebe und Erziehung im fremden  
 Stande die natürliche Gemeinschaft durch die geistige zu ersetzen.  
 Auch sind das Innere und das Äußere ungetrennt, die Grade der  
 Liebe sind gesetzlich vorgeschrieben und werden nach sichtbaren Hand-  
 lungen bemessen; der Sohn geht einen Schritt hinter dem Vater,  
 sowie der jüngere Bruder hinter dem Ältern: die Kinder vernach-  
 lässigen ihren Anzug, trinken ohne Appetit, und lächeln nur mit  
 leichter Mundbewegung, wenn die Aeltern krank sind, so lautet die  
 Vorschrift von Staats wegen.

Der organische Staat bewahrt das Heiligthum des Hauses,  
 aber er hat noch andere und neue Formen der Gemeinschaft unter  
 Verwandschaften, in der Gemeinde; einzelne Kreise verwalten ihre  
 Angelegenheiten selbst und fügen sich dem Ganzen ein; das Volk  
 nimmt durch seine Vertreter Antheil an der Regierung und gibt  
 sich selbst das Gesetz; die Gemeinsamkeit hat den Zweck jeder  
 Persönlichkeit die Möglichkeit zu gewähren daß sie ihre Eigenthüm-  
 lichkeit frei und voll entfalte. Anders in China. Die Familie ist  
 und bleibt das Erste und Letzte. Mehrere Familien haben das  
 gemeinsame patriarchalische Haupt behalten, und so ist der Kaiser  
 der 300 Millionen ein Vater der dem Volk als den Kindern ge-  
 genübersteht, als der Activen den Passiven, als der Veltende den  
 Gehorchenden; sie haben ihn wie ihren Vater zu lieben, er hat für

sie wie für seine Kinder zu sorgen; die ganze Welt ist eine Familie und alle Menschen sind Brüder. Keine Standesunterschiede sondern das Volk, alle sind einander gleich, gleich unmündig. Natürlich bedarf der Landesvater stellvertretende und ausführende Organe, und diese müssen ihren Beruf versehen, wenn sie ihn gut verrichten sollen. Ohne das Familienprincip zu verlassen hat sich der ganze chinesische Reichsmechanismus daraus entwickelt. Nur größere Kenntniß befähigt für größern Wirkungskreis; nur die Gelehrten werden vom Kaiser ernannt zu verwalten und zu richten im Volk; durch immer strengere und strengere Prüfungen steigen sie zu den höhern Aemtern empor; die Akademie der Bewährtesten ist die oberste Behörde unter dem Vorsitz des Kaisers. Dieser ist auch der oberste Doctor des Reichs. Er soll die Völker unterrichten indem er sie regiert, er soll sie durch Belehrung erziehen, denn die Menschen werden gut wenn man sie aufklärt über das was recht ist, Unordnung und Verbrechen kommen aus der Unwissenheit. Daher tragen die kaiserlichen Erlasse die Form der Unterweisung und sind eine Erziehung des Volks. Und wie die Zucht in der Familie gegenüber den Kindern zum Stock greift, so herrscht in China das Bambusrohr von oben nach unten ohne daß ein unmündiger Sinn gegen solche Strafe das Gefühl der Ehre und persönlichen Würde setzt. Inneres und Aeußeres sind ungeschieden, und so werden die sittlichen Normen innerer Gesinnung wie die äußerlichen Bräuche und Ceremonien in gleicher Weise als Forderungen des erzwingbaren Rechts festgesetzt. Dabei halten die Chinesen mit kindlicher Ehrfurcht an der Ueberlieferung der Väter; ihr Sinn hängt an der alten Weisheit, die sie von den Ahnen ererbt; es ist die Ueberlieferung der Vorzeit die auch das bindende Gesetz für den Kaiser ausmacht, die der Gelehrte sich durch sein Studium aneignet. Von den ersten Kaisern, sagen sie, sei die erste Bildung ausgegangen. Sie lehrten Feuer anzünden und Häuser bauen, sie erfanden und handhabten die Waffen und die musikalischen Instrumente, sie führten zur Ehe und zum Ackerbau, sie erfanden und lenkten den Pflug, sie legten die großen Kanalbauten an. Alle Gewalt geht vom Kaiser aus, aber er bewahrt die Ueberlieferung der Ahnen und bestimmt was ihr gemäß ist. „Alles für das Volk, nichts durch das Volk“ nennt Wattle mit Recht die chinesische Maxime. Aber der Kaiser ist auch dafür verantwortlich daß alles wohl stehe, es ist seine Schuld wenn das Volk ein Unglück trifft und wenn es in Noth oder Verfall kommt, und er muß dafür

blühen. Wenn er seine Willkür an die Stelle der ererbten Gesetze treten läßt, hat das Volk das Recht ihm gegenüber das Verkommen zu erhalten und einem neuen und wahren Fürsten an seiner Stelle zu huldigen. Die Revolutionen wollen in China nichts Neues bringen, sondern das Alte herstellen. Daher hat der Kaiser die Stimme des Volks zu hören, und er setzt selbst Wächter der Gerechtigkeit ein, die das öffentliche Gewissen vertreten und ihn selbst zu mahnen haben an das was recht ist.

Ein oberflächlicher Betrachter könnte meinen daß China, wo die Gelehrten regieren, das Ideal Platon's vom Staat als Kunstwerk und Bild der Gerechtigkeit verwirkliche, in welchem die Philosophen herrschen oder die Herrscher philosophiren. Aber die platonische Weisheit ist nicht die Aufnahme und Auslegung des Ueberlieferten, sondern die freie Forschung, die gegenüber den hergebrachten Ansichten und Vorurtheilen sich vielmehr zum sokratischen Lichtwissen bekennt, um die Wahrheit als die That des eigenen freien Denkens und seiner begründeten Entwicklung stets zu finden und neu zu erzeugen. Platon erhebt sich über die gegebene Welt zur Idee, zum Urbild der Dinge im göttlichen Geist; es soll aus der Trübung und Verhüllung der Welt befreit, nach ihm soll die Wirklichkeit gestaltet werden. Immanuel Kant erklärte es sei nicht zu wünschen daß Könige philosophirten oder Philosophen Könige wären, weil der Besitz der Gewalt das freie Urtheil der Vernunft unvermeidlich verderbe. Daß aber Könige oder königliche Räte die Philosophen nicht verschwinden oder verstummen, sondern deutlich sprechen lassen, das sei beiden zur Beleuchtung ihres Geschäfts unentbehrlich. Darin besteht eben der große Unterschied vom Reich des Geistes und von China, daß dort die fortschreitende Einsicht das Licht des Lebens wird, daß die erkannte und klar entwickelte Idee das Vorbild und Ziel der Wirklichkeit ist, die freie Forschung nach der Wahrheit aber sich nicht an die Ueberlieferung bindet, sondern dem Zweifel an derselben Raum gibt; der denkende Mensch will sich selbst eine Ueberzeugung über die höchsten Angelegenheiten, über Grund und Zweck des Lebens bilden, will in seiner Weise Neues finden und die Errungenschaft der Vorzeit fort erhalten. Das wird ihm in China nicht erlaubt; andere Gedanken als die von den Ahnen ererbten und vom Staat vorgeschriebenen Lehren sind eine gesetzwidrige Auflehnung gegen die väterliche Gewalt; vom Kaiser, von Staats wegen wird vorgeschrieben was gelehrt und gelernt werden soll, die Wissenschaft ist niemals selbst-



ständig und frei geworden, sondern bleibt von der Frage nach dem Nutzen und den Bedürfnissen des äußern Lebens gebunden und unter der Macht des Staatsganzen gehalten. Wir wollen daß die Praxis sich aneigne was die Theorie erobert und findet; in China bestimmt die Praxis was die Theorie für wahr halten und lehren soll. Der Kaiser und seine Beamten lassen diejenigen Männer schreiben die sie für nützig halten. Man will keine neue Erfindung; Wissenschaften und Geschäfte sind in Regeln gebracht, die man anwendig lernt; die Weisheit besteht darin daß das Gedächtniß das Allüberlieferte bewahrt und das Handeln sich danach richtet, nicht darin daß der selbständige Gedanke zur Gesinnung wird und zu neuen Thaten und neuen Lebensformen führt. Darum sind die Chinesen allerdings ein civilisirtes Volk gegenüber den Wilden, aber ein zahmes gegenüber den wahrhaft Gebildeten und Freien.

Die Familie, zu deren Betrachtung wir zurückkehren, hat ihren Haß im Hause, im festen Wohnsitze, im Ackerbau; die Chinesen sind dem entsprechend ein ackerbantreibendes Volk, der Kaiser selbst legt die Hand an den Pflug, und durch langjährige Einzelerfahrungen sind sie auch ohne chemische Wissenschaft durch die Praxis dahin gekommen daß sie keinen Raubbau üben, sondern dem Boden in den Excrementen die mineralischen oder Aschenbestandtheile der von ihm geernteten Nahrung wiedergeben: der Mensch düngt die Erde die ihn nährt und erhält sie fruchtbar, aber sorgsam werden auch alle Abfälle gesammelt bis auf die Haarstümmelchen in den Barbierstuben. Das arbeitende Volk in kindlich familienhafter Gesinnung ist dabei friedsam, es lebt für sich die Ruhe und hat sich durch eine große Maner gegen die barbarischen Störenfriede gesichert und abgegrenzt.

Die Kinder wie die Menschheit beginnen durch leicht aussprechbare einsilbige Laute eine Empfindung auszudrücken, einen Gegenstand und die Beziehung des Menschen zu ihm zu bezeichnen; die gemeinsame Erfahrung der Familie gestattet auch uns noch eine eigenthümliche Kürze der Rede: es genügt ein Wort in bestimmtem Ton ausgesprochen, von einer Geberde begleitet, um eine ganze Gedankenreihe anzuschlagen. Die Chinesen haben auch hier die Kinderstufe festgehalten, ihre Sprache besteht nicht sowol aus Wörtern als aus Wurzeln, aus diesen setzen sie die Rede zusammen ohne daß sie in den Proceß der Wortbildung und Wortformung eingegangen wären. Die Chinesen unterscheiden weder das Nennwort noch das Zeitwort, ein und dieselbe Wurzelform gilt je nach



ihrer Stellung für den Begriff von beiden, gerade wie sie auch die  
 einzelnen Sphären des geistigen Lebens oder die einzelnen Persön-  
 lichkeiten nicht für sich selbständig werden lassen. Das Wort selbst  
 hat keine Entwicklung, es wird nicht fleetirt, kein Umlaut, keine  
 besondere Endung läßt an ihm seine Beziehung im Satz erkennen,  
 sie decliniren und conjugiren nicht. Sie haben etwa 400 einsilbige  
 Wurzelaute, mit denen sie den ganzen Bedarf der Sprache be-  
 streiten; je nachdem dieselben gedehnt oder geschärft, mit steigendem  
 oder sinkendem Ton ausgesprochen werden, ergibt sich eine vierfache  
 Anzahl; auch so hat derselbe Laut noch mannichfache Bedeutungen,  
 wie es auch bei uns vom Zusammenhang abhängt ob Reif das  
 runde Band um ein Faß, den gefrorenen Thau oder den Zustand  
 der Zeitigung ausdrückt; aber mit den einfachsten Mitteln und ohne  
 die höhere Stufe der unterscheidenden Wortbildung und der Flexion,  
 die Stufe der eigentlich organischen Sprache zu ersteigen, haben die  
 Chinesen doch Erstaunliches geleistet. Es ist die feste Stellung und  
 Trennung der Worte welche die Beziehung der Vorstellungen aus-  
 drückt. Das Subject steht vor dem Prädicat, das Attribut vor  
 dem zu Bestimmenden, die Vorstellung eines thätigen Wesens geht  
 dem Gegenstand voran auf welchen die Thätigkeit sich richtet.  
 Mann groß, die Vorstellung des Mannes und der Größe so hin-  
 gestellt, sagt daß der Mann groß sei; Mann groß Staat, dieser  
 Satz gibt dem Begriff der Größe die Beziehung auf ein Object,  
 sagt daß der Mann den Staat groß mache. So läßt die Wort-  
 stellung logische Formen denken welche die Sprache für sich nicht  
 ausdrückt; der Chineser denkt mehr als er sagt; die gehörten Worte  
 nöthigen wieder zum Nachdenken und Stanislaus Julien nennt  
 darum das Chinesische nicht eine Sprache der Grammatik und des  
 Gedächtnisses, sondern der Logik und des Raisonnements. Das  
 Wort wirkt nicht auf die Einbildungskraft, der Satz ist ein Werk  
 des Verstandes. Das Wort thun bezeichnet Treue, treu, tren  
 handeln je nach seiner Stellung im Satz, es ist nur die Construc-  
 tion welche die Beziehung der Vorstellungen und Dinge hervorhebt;  
 es ist auch hier die Macht des Ganzen, die das Einzelne nicht frei  
 werden läßt, sondern seine Bedeutung und sein Wesen bestimmt.  
 Die Aneinanderfügung der Worte aber macht aus der Rede weniger  
 einen lebendigen Organismus, als eine Krystallisation des Ge-  
 dankens, in welchem die Wortatome auf bestimmte Weise sich an-  
 einander lagern, aber ohne Wechselwirkung bleiben. Die Sentenz  
 ist ein architektonisches Nebeneinander von Werkstücken des Ge-

danke; musikalische Betonung, fast mehr empfindungsvoller Gesang als scharfsartikulirte Rede, sucht sie verständlich zu machen. Das Ganze trägt ein starres unbewegliches Gepräge. Um das Allgemeine auszudrücken nennt der Chinese eine Gruppe von besonderen Dingen: Treue, Liebe, Mäßigung, Gerechtigkeit sagt er in dieser Folge hintereinander, wenn er den Begriff der Tugend im Sinne hat; morgens drei, abends vier sagt er um die Unbeständigkeit zu bezeichnen. Sin ist das Herz in der Bedeutung von Gefühl, Gesinnung; das materielle Herz heißt sin-tha Herz runt. Für Schwert hatte er einen Pant, das Messer heißt danach Schwertland. Auf solche Weise läßt sich ein neuer Begriff an mannichfaltige alte Vorstellungen anknüpfen, und die Chinesen haben auf diese Art für Forschen, Untersuchen zwar kein einzelnes Wort, aber 27 Umschreibungen durch die Zusammenstellung mehrerer Wörter.

Dies tritt dann ganz besonders in der Schrift hervor, und in der That müssen die Chinesen schreiben, wenn sie sich schwerere und wissenschaftliche Dinge mittheilen wollen. Die chinesische Schrift ist weit mehr Ideen- als Lautbezeichnung. Sie ging davon aus zunächst die Gegenstände abzuzeichnen, und zwar stellte sie bei diesem conservativen, auf treue Bewahrung der Gedanken gerichteten, damit früh zur Schrift geführten Geschlecht das Bedürfniß derselben in der Urzeit ein, und sie behielten die ersten Zeichen bei, die uns noch jetzt die Züge und Spuren ihrer ältesten Gedanken erkennen lassen. Steinwaffen finden sich, aber noch kein Pflug; keine Bezeichnung für Tempel und Städte, keine für sittliche Ideen, wenige für Pflanzen und Thiere. Neue Bedürfnisse fordern neue Zeichen, aber man kann sie doch nicht ins Endlose vermehren, und wenn man die wenigen Laute bezeichnet, wie will man ihre nach der Betonungsweise und dem Zusammenhang verschiedene Bedeutung ausdrücken? Auch hier bleiben die Chinesen am liebsten beim Ursprünglichen, und suchen das Neue durch Combinationen des Alten darzustellen. Sie haben einige Lautbilder, aber zur nähern Bezeichnung fügen sie das Zeichen derjenigen Sache hinzu welche diesmal der Laut meint. Die Sonne ist eine Scheibe und der Mond eine Sichel, Scheibe und Sichel zusammen drücken Glanz aus; Wasser und Auge bedeutet Thräne, ein Mund und vor ihm eine Hand voll Reis Glückseligkeit. Sie behalten das Zeichen des Hundes auch für verwandte Thiere wie Fuchs und Wolf, fügen aber ein neues Zeichen nach der Beschaffenheit oder

er Beziehung zum Menschen hinzu. Zwei Menschen die einander ansehen geben den Begriff des Größens, zwei die sich den Rücken weihen den des Tremens, zwei hintereinander den des Folgens, zwei Perlen nebeneinander den des Fremdes, zwei Weiber den des Erceites, drei Weiber den der Unordnung; das Weibliche ist ihnen ja das Unvollkommene. In vielen Beziehungen bekundet sich der Scharfsinn der Chinesen. Die Bilderschrift der Aegypter spricht zum Auge und erregt die Phantasie, der sie entspringt, in der Schärfe und Klarheit der Formen; die Chinesen aber verlassen die Naturgestalt der Dinge und geben in wenigen Strichen ein abgekurztes Zeichen; statt des Sinnbildes, das unser Gemüth beschäftigt, stellen sie verschiedene Zeichen zusammen um dadurch dem Verstand einen Begriff zu bestimmen. Das Lesen der Schrift ist das Verstehen der Sprache. Man schätzt ihre Schriftzeichen auf 80000; das sind keine Buchstaben, sondern Vorstellungsbezeichnungen; die für gewöhnlich gebräuchlichen belaufen sich aber nur auf 4000, und zu diesen gibt es wieder ein paar hundert Schlüssel oder ursprüngliche Zeichen, deren Verbindung eben den Begriff umschreibt und darum sowohl durch den Verstand reproducirt als im Gedächtniß behalten wird. Auch hier also ist der erste Anfang der Schrift bewahrt, und ohne sein Princip, die Bezeichnung des Gegenstandes, zu verlassen und zur Bezeichnung der einzelnen Sprachlaute überzugehen, ist diese Ideenschrift im Zusammenhang mit der Natur der Sprache äusserst fein ausgearbeitet. Die Sprache selbst zerfällt in viele Mundarten, aber über denselben schwebt die Schriftsprache, die an die Schrift gebundene Sprache der Gebildeten.

Nach in der Religion finden wir die Urauschauung der Menschheit wieder: das Göttliche als das Unendliche erscheint im Himmel, den lichten, allumfassenden, der Himmel ist der Träger der Weltordnung, das bestimmende Princip, die Macht des Maßes, Geist und Materie sind noch ungeschieden, im Sinnlichen und Sichtbaren wird das Göttliche erfasst, und wie auch wir sagen: der Himmel weiß, der Himmel wird helfen, so ist der Himmel, Tien, den Chinesen der einzige Gott; der Himmel, den wir mit Augen sehen, aber zugleich geistig gefaßt, nicht in Menschengestalt personifizirt, aber als die alldurchdringende, allbeseelende Urkraft, als die Vernünftigkeit und das wirkende Gesetz alles Daseins. Der sichtbare Himmel ist die Erscheinung des göttlichen Wesens, er umfaßt und sieht alle Dinge, ist die allgegenwärtige allwissende Macht, die in der Ordnung der Natur wie im Schicksal der Menschen waltet.

Tien heißt auch Schang ti, der höchste Herr, der erhabene Herrscher. Er ist wahrhaftig und unwandelbar, liebevoll und mild, weise und gerecht; er bestraft das Böse und belohnt das Gute. In den Erscheinungen der Natur gibt er seinen Willen kund, aber nicht durch Wunder, nicht außer der Ordnung, sondern durch die Ordnung des Lebens selbst und durch die Vernunft, die gemeinsame Wahrheit wie sie im Gewissen aller und in der Stimme des Volks sich ausdrückt. Denn die Gebote des Himmels sind die Bestimmungen der Vernunft, und diese durchdringt die Natur und den Geist des Menschen. Himmlisches und Irdisches hängen zusammen, der Stand der Gestirne ist von Einfluß und Bedeutung für das Menschenleben, aber er folgt dem Gesetz und ist berechenbar; der Kalender gibt alljährlich danach die guten und bösen Tage an.

Wie im Familienleben das Weib zum Mann, so tritt im religiösen Bewußtsein der Chinesen die Erde zum Himmel als zweites, aber untergeordnetes Princip, als das Endliche und Bestimmbare zum Vollkommenen und Bestimmenden, als die Mutter der besondern Wesen, die aus der Wechselbeziehung des Himmels und der Erde hervorgehen. Unter ihnen ist der Mensch die Mitte der Natur, die Mitte des Lebens, Himmel und Erde erscheinen wieder im männlichen und weiblichen Geschlecht, und einigen sich schöpferisch in der Ehe. Das Gesetz des Himmels ist dem Menschen eingeboren, die Vernunft in ihm ist dieselbe wie die in der Welt, aber er kann mit seinem Willen heraustreten aus der Harmonie, und stört dann die allgemeine Ordnung um so mehr als er ja in die Mitte des Alls gestellt ist. Dem kindlichen Sinn der Chinesen ist der Mensch wie das unschuldige Kind von Natur gut, das Sittliche als das Einsollende steht ihm nicht als Ideal gegenüber, das er in der Ueberwindung seiner selbst, in der Wiedergeburt des Herzens erreichen müßte, das Gute ist leicht. Wenn er aber dennoch das Böse thut, so ist das unnatürlich und stört die Ordnung der Natur; die Folge davon zeigt sich in Krankheit, Noth und erschreckenden Naturerscheinungen, durch welche eben die allgemeine Ordnung wieder gegen die Störung zurückwirkt und dieselbe aufhebt. Nicht der Himmel heißt es stürzt den Menschen ins Verderben, sondern der Mensch sich selbst, indem er sich von der himmlischen Ordnung löst; in Glück und Unglück widerfährt ihm was er sich selbst bereitet hat.

Daß die Sünde nicht bloß das Individuum angeht, sondern eine Verletzung des Allgemeinen und Ganzen ist, eine Störung der



Weltharmonie, hat der Chinese in der Untrennbarkeit des Einzelnen und des Ganzen richtig erfasst, auch das liegt in seiner naiven Anschauung daß der innerste Grund alles Lebens das Sittliche, das Geistige ist, daß das Naturgesetz mit der sittlichen Weltordnung in Einklang steht, diese aber das Erste und Bestimmende wie der Zweck des Ganzen ist. Das Göttliche als die sittliche Weltordnung und das Gesetz der Natur zu erkennen, diese durch die neuere europäische Philosophie klar ausgesprochene Wahrheit, die jetzt allmählich zum Allgemeingut der Gebildeten wird, ist als anfangliche religiöse Idee von den Chinesen bewahrt worden. Sie sind dabei stehen geblieben, sie haben keine Mythologie, keine das Unentliche verendlichen Phantasiegebilde; die Göttergöttereien haben sie vermieden, indem sich ihnen aus dem untheilbaren Einem nirgends besondere Mächte oder Richtungen der Natur und des geistigen Lebens so selbstständig darstellten, daß in ihnen eigenthümliche Principien erschienen wären, die dann die Phantasie personificirt und vermenslicht hätte; aber freilich indem ihnen die Verirrungen erspart blieben, versagte sich ihnen auch der Reichthum des Geistes, die Fülle des Lebens, der Zauber der Schönheiten, wie das alles in den Mythen der Arier erschlossen ist. Sie sind niemals in das Jünglingsalter eingetreten, in welchem die Phantasie eine Idealwelt in der eigenen Brust des Menschen aufbaut, sondern sind gleich dem Kinde unter der Herrschaft der Außenwelt und der Naturart geblieben, und haben sich von Haus aus einem nüchternen Realismus hingegeben, statt die überstieigende Subjectivität mit der Objectivität zu versöhnen. Sie sind davor bewahrt geblieben Symbole an die Stelle der Ideen setzend über dem Wille den Sinn im Sinnbild zu vergessen, das Uebernatürliche im Widenatürlichen und Wunderbaren zu sehen, und um spitzfindiger Glaubensformeln willen Scheiterhaufen anzuzünden, Blut zu vergießen, Aberglauben der Wissenschaft vorzuziehen, aber sie sind dafür auch bei dem Einfachen stehen geblieben, sie haben die Tiefe und Fülle des ewigen Wesens nicht zu ergreifen gesucht, nicht mit dem griechischen Wesen gedacht daß alles Menschliche göttlich und alles Göttliche menschlich sei, nicht mit christlicher Innigkeit den Schmerz der Sünde und Gottes Zorn und die Freude der Erlesung und der Liebe erlebt. Den Chinesen ist die Welt bereits das Reich Gottes, sie werden als seine Bürger geboren, sie wissen nicht daß es der Wiedergeburt, der Ueberwindung des selbstsüchtigen Willens bedarf um in dasselbe einzugehen. Ihre Gottesverehrung geschieht



unter freiem Himmel, auf Bergen; sie bauen Gott keine Tempel, sie sind nicht in Bilderdienst verfallen, sie haben keine Menschenopfer gebracht, noch geglaubt durch Selbstopferung den Himmel zu verdienen. Aber es fehlt ihnen die Tiefe und Glut der Empfindung, aus welcher bei andern Völkern auch diese Verirrungen hervorgehen. Sie haben kein Gott und Welt vermittelndes Priestertum, aber sie sind Laien geblieben, während der Apostel uns beruft ein priesterlich Volk zu sein. Sie haben keinen Feiertag dem Herrn geweiht, und sich nicht über die werktägliche Prosa erhoben. Der Staat ist für sie zugleich die Kirche, der Kaiser der Sohn des Himmels und Vater des Volks, der für dasselbe das Opfer vollzieht; dieses ist bloß ein Zeichen des Danks und der Anerkennung für die von Gott empfangenen Gaben.

Als der Sohn und sichtbare Stellvertreter bildet der Kaiser recht eigentlich den Mittelpunkt der Welt. „Der rechte Herrscher ist dem Polarstern gleich, er steht fest und alle Gestirne umkreisen ihn“, so lautet ein Spruch des Confucius. Wie der Himmel der Erde so steht der Kaiser dem Volk gegenüber als der Maßgebende, Lenkende. Seine Gebote sind Befehle des Himmels, der Himmel setzt ihn ein, sei es durch die Geburt oder die Wahl des Volks, denn des Volkes Stimme ist Gottes Stimme. Aber der Kaiser muß auch den Willen des Himmels thun, Vater und Vorbild des Volks sein; denn der Himmel hat ihn erhoben auf daß er das Volk unterrichte und zur Tugend leite, und der Himmel zieht seine Hand von ihm ab, wenn er das nicht thut. Denn der Himmel liebt seine Tugend und die Königsmacht ist zum Wohl des Volks geordnet. Was der Himmel sieht und hört das sieht und hört das Volk; es ist eine Verbindung zwischen der Höhe und Tiefe; darum soll der Fürst auf die Stimme des Volks merken. Nicht nach eigenem Kopf, sondern nach dem Herzen des Volks soll er regieren. Das ist uralte Reichsmaxime daß das Volk des Kaisers bedarf damit es in Frieden lebe, daß aber auch der Kaiser ohne das Volk nichts ist. Nicht das Wasser, sondern das Volk dient ihm zum Spiegel. Tritt Noth im Volk ein, kommen Erdbeben, Dürre, Ueberschwemmung, Miasma, so ist der Kaiser dafür verantwortlich, so hat er die Schuld auf sich zu nehmen, im Büßerhemd sie reueroll zu bekennen; denn weil er das Centrum der Welt ist, so wird in seinem Denken und Willen die Natur mitbewegt.

Die Hoffnung der Unsterblichkeit ist gleichfalls wie die Idee

Wortes in der Ueberzeugung der ursprünglichen Menschheit begründet; die Chinesen knüpfen den Geisterglauben an den Himmel. Die Seelen der Verstorbenen gehen in ihn ein, leben in ihm, treten von ihm aus fort auf die Erde, sind Genien der Natur und Schutzgeister ihrer Nachkommen. Der Cultus eines verehrten Ahnens der Ahnen liegt schon im Familiensinn. Den Nachkommen wird die eigene Unsterblichkeit als der Lohn für die Verehrung der Vorfahren dargestellt. Von Unseligen und Verkommenen ist keine Rede, die Fortlebenden sind Glieder und Werkzeuge der himmlischen Weltordnung, Züchtiger des Frevels, Hüter des Rechts. Eine Halle der Ahnen mit den Tafeln ihrer Namen ist ein Heiligtum des Hauses. Mit wie gemüthlicher Wärme der Chinese gerade diesen Geisterglauben erfasst, so entwirft doch seine Phantasie keine Bilder des jenseitigen Lebens, und die Wissenschaft schweigt davon. Confucius antwortete auf die Frage wegen des Zustandes nach dem Tode: „Ich kenne das Leben noch nicht, wie sollte ich vom Tode wissen?“

Die Chinesen sind ein denkendes Volk, sie erheben sich über das Besondere und Vorübergehende und fragen nach dem Allgemeinen und Dauernden, nach dem Grund und Zweck der Dinge, wenn sie diesen lehren auch in der Nützlichkeit suchen und in einer verständigen Mäßigkeit befangen bleiben. Die Gründer ihrer Cultur sind nicht gottbegeisterte Seher, nicht ekstatische Propheten, sondern weise und bedächtige Männer, die das fürs Leben Zutragliche aazuerkennen und gedankemäßig bestimmen. In Spruchsammlungen der Lebenslugheit und Sittenlehre ist kein Volk so reich wie China. Die Weise des Sprichworts das Allgemeine durch ein Besondere auszudrücken kommt dabei vor, wenn es z. B. heißt: Grabe den Brunnen ehe du dürstest; oder man gibt ein Gleichniß: Der Edelstein wird nicht ohne Reibung polirt, noch der Mensch ohne Prüfung vervollkommenet; oder man gibt das Allgemeine als solches: Besser ein Hund in Frieden als ein Mensch in Gefesselschaft; der große Mann bleibt einfach wie ein Kind.

Was die religiöse Sprache Himmel und Erde nennt das heißt der philosophischen das Vollkommene und Unvollkommene, das Ueuliche und das Endliche. Das sind die beiden Principien, die zugleich als das Active und Passive, als das Männliche und Weibliche angesehen werden; Tchi, der Gründer der chinesischen Cultur, soll sie bereits angenommen und Yang und Yin genannt haben; er bezeichnet sie mit dem ganzen und mit dem gebrochenen Strich:

— und —. Die Vereinigung dieser gegensätzlichen Principien bildet die Welt, und die hauptsächlichsten Wesen und Erscheinungsformen derselben werden durch Combinationen dieser Linien bezeichnet; Himmel und Erde sind die Pole, zwischen denen das andere liegt, das aus ihnen so gebildet wird daß bald das eine bald das andere vorwiegt:

=====	=====	=====	=====	=====	=====	=====	=====
Himmel	Wolken	Feuer	Gewitter	Wind	Wasser	Berge	Erde.

Spätere Denker finden in der Urkraft zugleich die Urmaterie, die Bewegung und Ruhe, und der Gegensatz ist dann das Aus-einandergehen der Einheit, die in der Durchdringung der Gegensätze sich als Harmonie herstellt. Das Princip ist das Eine oder Ewig, und der Hervorgang der vielen Zahlen aus der Einheit ein Bild des Ursprungs der Dinge aus dem ewigen Wesen. Die enge Verbindung dieser Lehre mit der religiösen Vorstellung und die Unterordnung des persönlichen Geistes und seiner Freiheit unter die Autorität macht es möglich daß in China die Schulphilosophie, die nicht selber die Wahrheit finden, sondern die Ueberlieferung nur auslegen will, auch als Reichsphilosophie gelehrt und verbreitet wird.

Keine Geisteskraft soll sich bei den Chinesen über die rechte Mitte und das Gleichgewicht des Ganzen erheben; das Gewohnheitmäßige und Gewöhnliche beherrscht mit verständiger Treueheit ihr Leben, der Ausbruch der Begeisterung, der Drang nach Neuem, die eigenthümliche Frische des Gestaltens, die hinreichende Macht und der freie Flug der Phantasie bleibt ihrem Wesen fremd. Die Rücksicht auf die Ueberlieferung und das Gegebene hemmt die selbstschöpferische Einbildungskraft, das Gemüth erhebt sich nicht über die erfahrungsmäßige Wirklichkeit zu einem Ideal, das erst verwirklicht werden soll oder das vollkommene Urbild der unvollkommenen Welt ist, sondern der realistische Sinn sieht es im Gleichmaß der Dinge selbst und im Leben der Andern, er will seinen Zukunftsraum wahr machen, sondern blickt zurück in die Vergangenheit und läßt das von ihr Vollbrachte sich zum Muster dienen. Alles Schöne ist frei, die Erfüllung des Gesetzes auf originale und zwanglose Weise; das chinesische Wesen aber ist gebunden, und da die freie Kunst eine Tochter des freien Lebens ist, so bleibt sein Kunsttrieb dem Nützlichen dienstbar. Das Künstliche

erzieht die Kunst. Aber eine sinnige Auffassung der Wirklichkeit und das treue Erhalten der ersten Formen gefellt sich dem lebhaften Familiengefuhl, der Verehrung für die Vorzeit. Ein Kind der Natur wird der Mensch mit seiner Empfindung in diese abgezückelte und geregelte Welt hinein geboren; aber statt sie neu mit eigenem Willen zu gestalten, statt das Herz den Kampf mit ihr aufnehmen zu lassen, verhält er sich passiv, und kommt in eine sentimentale Stimmung, die statt der naiven Frische und Unmittelbarkeit schon in den altchinesischen Liedern den Grundton abgibt.

Auch die äußere Erscheinung der Chinesen meidet das eigenthümlich Charakteristische und frei Bewegliche; müssen doch sogar die Frauen das Organ der freien Bewegung, den Fuß, zum häßlichen und starren Klumpen zusammenpressen! Die Tracht ist Uniform, der Mensch wird eingekleidet, das Gewand bezeichnet Rang und Gewerbe; er soll sich nicht kleiden wie es ihm gefällt; aht einmal das Haar soll naturgemäß wachsen und frei vom Kopf wehen, es wird abrasirt und nur auf dem Schopf bleibt so viel stehen daß sich ein steifes Zöpflein daraus flechten läßt. Der schnelle Wechsel der Witterung treibt dazu jacken- und rockförmige Mäntel wie Futterale übereinander anzuziehen.

Ein eigenthümlicher Banstil hat sich im alten China nicht entwickelt; der Himmel ward nicht in Tempeln verehrt, man schaute im Freien zu ihm empor; der Tempelbau aber ist es der die Architektur zur Kunst macht, indem sie hier nicht handwerthlich den Bedürfnissen des gewöhnlichen Lebens dient, sondern in einem idealen Werk die Stimmung des Volksgemüths und seine Anschauung vom Göttlichen symbolisch ausdrückt. Die ältesten monumentalen Werke der Chinesen sind die großen und zahlreichen Kanalbauten, welche zu Verkehrsstraßen dienen und dem Ackerbau die erforderliche Bewässerung möglich machen; sie verlangen die geradlinige Regelmäßigkeit, die dem verständig trockenen Sinn des Volks entspricht. Jedann die große Mauer, mit welcher Schio-hang-ti um 200 n. Chr. die Nordgrenze des Reichs zum Schutz gegen Barbareneinfälle umzog. Sie ist eigentlich ein Erdwall, den auf beiden Seiten Ziegelsteinmauern umschließen, die gegen 25 Fuß hoch sind und mit einer Brustwehr über den Mittelförper emportragen; sie ruhen auf einer vorspringenden Basis von Haussteinen. Das Ganze ist ziemlich so breit als hoch, und wird von Zinnen bekrönt; Thürme von etwas größerer Tiefe und Höhe, etwa 100 Ruthen voneinander entfernt, vermehren die Stärke der Vertheidigung und unter-



brechen die Einförmigkeit der Erscheinung. Die Mauer übersteigt die Berge und überschreitet die Klüfte auf ihrem Weg von 100 Meilen.

Fensterlose Backsteinmauern bilden auch häufig die Straßen; die Eingänge in die sich an sie anlehenden und in die Tiefe erstreckenden Häuser sind in sie hineingebrochen. Die Häuser, auch die Paläste sind meist einstöckig, die Zimmer liegen um Höfe die mit Galerien versehen sind, in der Mitte aber Blumenumstellte Wasserbassins haben. Das Innere ist mit Schnitz- und Stierwerk überladen, namentlich liebt man es die seltsamen Formen der Pflanzenwurzeln zu allerhand monströsen Gebilden auszuschnneiden und dann danach auch dem Geräth solche verschörkelte Formen zu geben: statt des einfach Schönen und Kunstreichen ist auch hier der Spieltrieb allmählich auf das Gefünstelte und Barocke gerathen. Aber der sinnliche Sinn für die Natur ist nicht erloschen, die Freude an Blumen, an reizenden Gartenanlagen macht sie zu einem Schmuck des Lebens, und namentlich weiß man in den Parks Baumgruppen nach Form und Farbe zu ordnen, verschlungene Wege mit regelmäßigen Beeten wechseln zu lassen, wie in den englischen Gärten, und das Schöne wozu es die chinesische Architektur gebracht, was daher auch in Europa Nachahmung gefunden, sind die lichten luftigen Gartenpavillons, deren Dach auf leichten hölzernen Säulen ruht, deren Wände nur durch Lattenwerk und grüne Ranken gebildet werden, deren Dach aber heute noch gleich dem der Thürme die Erinnerung an das Zelt veranschaulicht, indem die Lücke gleich der eines von der Höhe nach außen abwärts gespannten Seiles gegen die Mitte hin nach innen einbiegt, dagegen aber am Ende sich wieder emporschwingt; dies Geschweifte wird von der Remadenzeit her beibehalten und ohne Zweck auf die Holzconstruction übertragen; diese wird dadurch von Haus aus decorativ und ladet somit zu buntem Aufputz, zu den Verschörkelungen des Geräths ein.

Als im 1. Jahrhundert n. Chr. das Buddhismenthum nach China kam und sich ausbreitete, hatte es für religiöse Bauten auch die in Indien gefundenen Formen im Gefolge; doch wurden sie umgestaltet. Hauptsächlich war es der stufenförmig aufsteigende Pagodenthurm oder die pyramidale Spitze, welche die halbflugeligen Dagops bekörnt, was den Chinesen zusagte und das Motiv für jene Thas gab, die leichten vielgeschossigen Thürme mit den bei steigender Höhe immer kleiner werdenden Dächern der einzelnen



Stechwerke, deren buntgeschweifte Vorsprünge mit Gläsklein behangen werden; die Ziegel sind mit goldglänzendem Firniß lackirt, die Wände bunt angestrichen oder mit Porzellanplatten bekleidet. Der im 15. Jahrhundert unserer Zeitrechnung erbaute Porzellanthurm von Nanjing, über 200 Fuß hoch, ist das bekannteste Werk dieser Art.

Noch haben wir der Ehrenpforten zu gedenken, jener Pā-lu, die zur Erinnerung an rühmliche Thaten und Männer mitten in die Straßen gebaut und mit lobpreisenden Inschriften versehen werden; es sind Holzgerüste, zwei Pfeiler mit einem Querbalken und verschärfter Bedachung, oder ein breiteres derartiges Thor in der Mitte und zu jeder Seite ein schmalerer und niedrigerer Durchgang, wodurch dann eine wohlgefällige Symmetrie erzielt wird; aber von architektonischer Durchbildung keine Spur; einfache Wälle und mit Zierwerk überladene Dachvorsprünge sind das Ganze. Statt der Erhabenheit und feiner Schönheit theilhaft zu werden bleibt der nüchterne Sinn der Chinesen der Rücksicht auf das Nützliche verhaftet; aber statt Wesen und Zweck der Sache in unmathiger Form und im Anschluß an die Natur des Materials zu veranschaulichen, wissen sie das Aeußere nur zu verpußen.

Die Bildhanerei der Chinesen erhebt sich nicht über das Handwerkliche; ihre Schnitzereien, ihre Reliefs aus Metall und Thon zeigen keine selbständig künstlerische Auffassung und tragen das Gepräge des Zieraths und Spiels, wie die ihnen nachgeahmten Nipponer eleganten Welt. Ihre Malerei ist durch Sauberkeit der Ausführung und Glanz der Farbe ausgezeichnet, keineswegs aber durch Wels in der Composition und Empfindung in den Linien. Statt monumentaler Wandmalerei finden wir ihre Bilder als Verzierungen von Porzellanvasen, Tassen und Präsentirtellern, oder auf Kienpapier ausgeführt. Anzulehnd in der Schilderung des Familienlebens bleiben sie um ihrer Rücksicht auf das Ceremonielle und Sittlichen willen auch innerhalb conventioneller Formen, und wo die Darstellung bewegter wird, streift der Ausdruck sogleich an das Grimassenhafte oder Scurrile. Die Perspective ist nicht verstanden; sie machen aber aus der Noth eine Tugend: weil sie wenig modelliren, sagen sie der Schatten sei zufällig und trübe den Glanz der Farben, und weil sie verkennen daß der Maler das Erscheinungsbild der Dinge in seinem Auge, von seinem Standpunkt aus gibt, erklären sie die perspectivische Verjüngung für einen Mangel unseres Sehens und meinen es sei richtiger die

Gegenstände so wiederzugeben wie sie in der Wirklichkeit seien, also die fernern nicht kleiner denn die nahen. Aber vorzüglich ist ihre sorgsame und seine Nachahmung der Natur in der Behandlung der Gewandmuster oder Stickereien, in der Abbildung von Vögeln, Blumen, Schmetterlingen; das Buntfarbige ist ihnen wie den Kindern das Liebste.

Von eigenthümlicher Bedeutung ist die Musik. Die Chinesen legen großes Gewicht auf sie; Kaiser sind ihre Erfinder, ihre Verbesserer; mit ihren Melodien und Instrumenten sollen auch Staat und Sitte wechseln. Hölzer und Pfeifen, Saiteninstrumente, Trommeln, Glocken werden schon im grauen Alterthum erwähnt. Kling, Klangstein, heißt eine Reihe verschiedenartig tönender Steinplatten, die aufgehängt schweben und mit Klöppeln geschlagen werden. Nach dem Zeugniß der alten Volkslieder ward die Musik hauptsächlich von den Blinden ausgeübt, die dadurch im Reich der Töne einen Ersatz für die ihnen mangelnde sichtbare Welt fanden. Wie die Chinesen alles aus dem harmonischen Zusammenwirken des Himmels und der Erde herleiten, wie Maß zu halten die Aufgabe des Menschen ist, so betrachten sie das Leben der Dinge und den Wechsel der Zeit als eine große Weltmusik; die Monate in ihrer Folge repräsentiren ihnen die zwölf Töne innerhalb einer Octave. Die geordnete Reihe und der wohlklingende Zusammenklang der Töne gibt ihnen vor allem andern die künstlerische Veranschaulichung der Welt und ihrer Geseze. Die Musik, sagt der *Pi si*, ist der Ausdruck der Verbindung von Himmel und Erde. Wie das rechte Maß die Regel und wie die Harmonie die allwaltende Ordnung der Welt heißt, so ist auch das menschliche Leben in seinem Thun und Lassen streng geregelt, alles gemessen und abgewogen, jedes Benehmen ist in seinen Formen vorgeschrieben, durch die Ceremonien ist es an das herkömmliche rechte Maß gebunden, und selbst von den Gastgelagen erzählt der Vater de Mailla: Es ist ein Diener da, der wie bei unserer Musik den Takt schlägt, damit alle Gäste zu gleicher Zeit aus der Schüssel nehmen, zu gleicher Zeit den Witten in den Mund stecken, zu gleicher Zeit die kleinen Gabelstäbchen in die Höhe heben und wieder an ihren Ort legen. Die Musik steht nun im Bunde mit diesen Ceremonien und gilt gleich ihnen als eine Bedingung der Sittlichkeit. Die Sprache der Musik ist die allgemein verständliche, der Unterschied der Worte hebt sich auf in der Gleichheit der Töne, darum auch heißt es: die Musik bringt die Völker zur Eintracht. Der *Pi si* sagt: ihr

Hauptzweck ist die Leidenschaften der Menschen zu regeln; und wie sie ein Gegenstand des Nachdenkens der alten Weisen war, so achtete sie auch Confucius als ein Mittel zur Bildung der Sitten und zur Blüte des Staats. Denn sie zieht eben den Hörer in ihren eigenen gemessenen Gang, in ihre eigene Harmonie hinein. So heißt es von Hohi: vermöge des Saiteninstruments Kin brachte er zuerst sein eigenes Herz in Ordnung und seine Leidenschaften in Schranken, und danach wirkte er damit auf die Bildung der übrigen Menschen. Der Kaiser Schün führte mit der Einheit von Maß und Gewicht auch die gleiche Musik, die gleichen Tonwerkzeuge im ganzen Reich ein, und demgemäß heißt es im Xi li: die Sittlichkeit regelt die Herzen des Volks und bewirkt, daß sie das rechte Maß, die rechte Mitte halten; die Musik bringt Eintracht unter die Menschen, daß sie nicht streiten und sich nicht widersprechen. Ein chinesischer Staatsmann läßt Ordnung, Friede und Ruhe im Reich auf die Musik zurückzuführen sein.

Die Ähnlichkeit dieser Ansichten mit Pythagoras' Lehre hat schon bemerkt; beide scheinen mir aber so selbständig zu sein wie die Erfindung des Schießpulvers und Buchendrucks in China und Europa. Es gibt Ideen genug die auf der Natur der Dinge und auf der Eigentümlichkeit des Geistes beruhen und darum auf ähnliche Art bei den Völkern wiederkehren. Die Brahmanen, Parmenides und mittelalterliche Mystiker haben unabhängig voneinander von der Wahrheit des einen reinen und ewigen Seins gegenüber dem Schein der Vielheit und des Wechsels in der Welt geredet. Wir ist gar manche sinnige Wendung in chinesischen Büchern aufzufinden, für die die Parallelstelle mit abendländischen Dichtern nicht fehlt. Auch ein Chinese nennt das Leben einen Traum wie Lucian, oder sagt wie Shakespeare daß der schweigende Gram im ersten das Herz breche; daß Wände Ohren haben, daß jeder vor der eigenen Thür lehren solle, ist chinesisches und deutsches Sprichwort; daß Maß das Beste sei, hat so gut in Griechenland als in Reich der Mitte ein Weiser von sich aus gefunden, und Shakespeares Cäsar hat gewiß nicht von Confucius das schöne Bild entlehnt, das den unverrückbaren Willen des Herrschers mit dem Nordstern vergleicht, der seinen Stand behauptet, während die Welt sich um ihn bewegt. Oder sollten nicht ähnliche Situationen die Tagelieder der Troubadours und Minnesänger und jenes chinesische Gedicht hervorgerufen haben, darin es heißt:

Sie sprach: Es kräht der Hahn;  
 Er sprach: Er darf noch nicht.  
 Sie sprach: Der Tag bricht an.  
 Er sprach: O nein, mein Licht.

Sie läßt ihn nach dem Himmel schauen, da sieht er den Morgenstern in der Dämmerung flimmern, und es ist Zeit zu scheiden; doch soll sein Pfeil den Hahn treffen. In einem ähnlichen Gedicht mahnt die Königin den König daß der Hahn gekräht, aber er sagt es sei der Nachtlust Klang; — daß es tage, aber er erklärt es für Mondschein; — bis das Summen der Morgenfliege ihn aus dem Arm der Liebe zur Herrscherpflicht ruft.

Die Chinesen verlangen mit Recht daß der Klang durchs Ohr ins Herz und in die Seele dringe; nicht um die Ohren zu kitzeln, sagen sie, sei die Musik eingeführt worden, sondern um die Leidenschaften zu beherrschen und die Kräfte des Gemüths in Einklang zu bringen. Aber diese moralische Tendenz der Musik und die Rücksicht auf ihre Verwerthung für die Erziehung hat es auch hier zu keiner selbstständigen Ausbildung der Kunst um der Schönheit willen kommen lassen. Die Musik ist monoton und klingelnd geblieben; Schwerfälligkeit und barocke Schnörkelei sind das Kennzeichen ihrer Missethien; unharmolisches kindisches Kärmmachen und eine berechnete Theorie der Töne laufen unvermittelt nebeneinander. Die Chinesen sehen in den Zuständen der Musik einen Gradmesser für die Volkszustände, und das ist richtig; aber es ist nicht wahr daß wer die Kenntniß der Töne habe damit auch fähig zum Regieren sei.

Die Entwicklung des Volks können wir indeß nur in der Poesie begleiten. Die Anfänge der chinesischen Lyrik reichen bis in das höchste Alterthum; es sind in den Reichsannalen überlieferte metrische Sittensprüche, durch den Gleichklang des Reims gebunden, z. B.

Dem Himmel gehorsam  
 Nimm wahr die Gelegenheit,  
 Nimm wahr die Zeit.

Solchen einfachen Aussprüchen, die sie *Tu* nennen, stehen andere entgegen, welche statt der Sache ein Bild oder Gleichniß geben; sie heißen *Pe*; eine dritte Art und die beliebteste, *Hing*, beginnt mit einer äußern Erscheinung als dem Symbol und reißt daran den Gedanken.

Dies wird in den Volksliedern der Chinesen gewöhnlich; es kommt aber bei allen Nationen vor. Wie der Mensch überhaupt durch äußere Eindrücke zur Empfindung und zum Denken erregt wird, so dienen sie ihm zum Bild seiner Gefühle und Vorstellungen. Das Gemüth, das seiner Freude oder seines Schmerzes noch nicht in der Art Herr ist daß es das Innere deutlich aussprechen kann, erblickt einen Gegenstand verwandter Art, macht sich an ihm der eigenen Stimmung klar und knüpft sie nun an denselben an um sie andern mitzutheilen. (S. Aesthetik II, 468 [478] fg.) Die andern Völker gehen bald dazu fort daß der Dichter auch vom Befolgen anhebt und es dann in freier Art durch Gleichnisse veranschaulicht, daß er unmittelbar seine innern Regungen in Bilder mündet; die Chinesen haben aber auch hier die anfängliche Form zur Regel gemacht, Bild und Gedanke nebeneinander gestellt. Dabei wird jeder Vers durch gleich viele der einsyllbigen Wörter abgetheilt, mehrere Verse durch den Gleichklang des Reims gebunden, und Bild und Gedanke spiegeln einander in einem Parallelismus, der uns an ähnliche Formen der Aegypter und Hebräer erinnert, mit daß diese Gleichniß und Sache nicht auf solche Weise aneinander halten. Die Beziehung ist oft gesucht und räthselhaft, meist aber sinnig und verständlich, 3. V.:

Oh' die Maulbeerblätter fallen  
Sind sie lieblich bunt zu schaun;  
Wenn sie streben zu gefallen  
Sind dem Falle nah die Traun.

Dasselbe Bild wird ohne Aenderung oder mit kleinen Variationen am Beginn jeder Strophe wiederholt, jede Strophe hat aber auch manchmal Gleichniß und Gedanke für sich.

Vor 5000 Jahren etwa breiteten von den quellenreichen Höhen des Nordwestens dem Lauf der Ströme folgend die Ahnen der Chinesen sich ostwärts im Tiefland aus. Die Abgeschlossenheit des Landes, das im Westen, Süden und Norden von Gebirgszügen umwallt, im Osten vom Meer begrenzt wird, stimmt zur Abgeschlossenheit des Nationalcharacters; die Natur verleiht was der Mensch zum Leben bedarf, Reis und Getreide, Thee, Baumwolle, Seide findet der Chineser bei sich zu Hause. Der Reichthum des Wassers in Strömen und Flüssen wird sowohl wegen der Bewässerung der Felder als um Verkehrsstraßen herzustellen so ausgedehnt daß die Reisen meist auf Booten geschehen und viele Chinesen auf dem



Wasser geboren werden und sterben. Die Regelmäßigkeit in den in der Führung der Kanäle stimmt zum abgezirkeltem Wesen; die Anlagen selbst setzen Zusammenhalt des Volks in Gehorsam unter eine einsichtsvolle Macht voraus; es scheint d. 2200 v. Chr. der Begründer der Hia-dynastie, Yu, auch für die Staatsordnung dadurch Epoche macht daß er zur Sicherung gegen Ueberschwemmungen wie zur Hebung der Cultur den großen Kaiserkanal baut und dazu die Kräfte des Volks in Dienst nimmt. Bis in dies Alterthum reicht kein überliefertes Bericht hina. Wohl aber sind einige Lob- und Opfergesänge aus der Dynastie Schang erhalten (1766—1123), und vornehmlich aus der 3. der Dynastie Tschou, die von 1123—258 regierte, und zwar aus der ersten Hälfte derselben hat Confucius die Volkslieder im Schang gesammelt, und wir gewinnen aus ihnen ein reiches Bild d. Lebens. Die Chinesen selbst sagen: „Was in der Seele lebt, Bestimmung, und diese in Wort gekleidet heißt Gesang oder Gedicht“; und ein Sänger des Alterthums sagt dem Kaiser Schou wie ein anderer Orpheus: „Wenn ich den Stein meines Instruments kling berühre, herrscht Harmonie unter den Geistern und unter den Thieren.“

Noch finden wir Nachklänge altpatrarchalischer Verhältnisse wenn des Herdenreichthums gedacht wird, der später in China verschwindet; zugleich sehen wir wie kunstvolle Wasserläufe die Besitzthümer umgrenzen, wie die Erde zu Wänden der Häuser festgestampft wird, wie die Männer auf die Jagd und den Fischfang ziehen, während die Frauen der Seidenraupe warten. Dann aber werden die Verhältnisse unter der Tschoudynastie centralistisch. In der Mitte des Reichs liegt die kaiserliche Residenz, daran reihen sich die Väter der Unterkönige, der ihm zu Dienst verpflichteten Vasallenfürsten. Das Reich drohte um 700 in kleine Staaten zerbröckeln, indem namentlich die Grenzländer sich in Krieg und Frieden erweiterten und mächtiger wurden.

Christlich als unmittelbarer Erguß einer Empfindung gewis die chinesische Volkspoesie durch die verständige Sinnesweise einen Anflug von Zerknirschtheit und durch den Ausgang von Naturbildern einen Zug zum Beschreibenden und Beschaulichen. Der Grundgefühl, das sie beseelt, ist die Pietät; das sanft sich Gebende, das Nüchtere überwiegt bei weitem das Energetische, Theilhaftige, ein heiteres Behagen wechselt mit klagender Empfindsamkeit.

In Bezug auf das Familienleben finden wir zunächst reizende  
beslieber. Da heißt es:

Ein hoher Baum auf Nan dem Berge steht,  
Um den sich eine Blütenranke windet.  
Wie lieblich sich füget, wie schön es ergeht,  
Wenn Schönes mit Eblem sich findet und bindet!

Ein hoher Baum auf Nan dem Berge ragt,  
Um den sich eine junge Ranke schlinget.  
Wie hold es ergötzt, wie schön es behagt,  
Wo Hoheit zu fesseln der Armut gelinget!

Ein hoher Baum auf Nan dem Berge spricht,  
Um den sich eine zarte Winde schmieget.  
O Seligkeit, die ihr Verbundenen genießt,  
Von schmeichelnden Lüften des Glückes gewieget!

Im Familiensinn wurzelt mit dem Gefühl der Häuslichkeit  
auch ein echtes Empfinden der Weiblichkeit, die hier die Stätte  
ihres priesterlichen Waltens hat. Davon zeugt das schöne Gedicht  
das in der Frau das Licht des Hauses feiert:

Die aufgegangne Sonne,  
Das heißt ein schönes Weib in klarer Sonne,  
Berweilt in meines Hauses Mitten  
Und geht mit mir auf allen Schritten.

Der Mond, der aufgegangne,  
Das heißt das schöne Weib, das glanzumfangne,  
Lehnt sich an meines Hauses Pforten  
Und folgt mit Lächelbild mir hin nach allen Orten.

Die aufgegangne Sonne stand,  
Mein junges Weib im Morgenstunde,  
Sie stand vor meines Hauses Thore  
Und winkte, da ich ging, mir nach mit weißer Hand.

Der Mond, der aufgegangne,  
Das junge Weib im Abendstunde,  
Sie steht an meines Hauses Thore;  
Wie wird von ihr begrüßt der schön Empfangne!

Der Pfirsichbaum in seiner Blüte ist das Bild der Braut,  
mit seiner Frucht das Bild der Gattin. Freiwerber und Frei-  
werberinnen wandeln hin und her, aber auch heimliche Botenschaft

wird gesandt, mädchenhafte Willigkeit und Sprödigkeit finden ihren Gegensatz in der Dringlichkeit der Liebesverlangenden:

Alle Pfäumen sind vom Baum gefallen  
Und daran sind nur noch steben;  
Wer mich frei'n will von den Freiern allen,  
Mög' er's nicht verschieben.

Alle Pfäumen sind vom Baum gefallen,  
Nur noch drei sind dran geblieben;  
Wer mich frei'n will von den Freiern allen,  
Sei er angetrieben.

Alle Pfäumen sind vom Baum gefallen,  
Wer wird in den Korb sie schieben?  
Wer mich frei'n will von den Freiern allen,  
Laß es sich belieben!

Inniger und sinniger seufzt die Sehnsucht in einem andern Lied:

Die Wasserlilie wächst im See,  
Sie steht in Blüte;  
Um einen schönen Mann ist web  
Mir im Gemüthe.

Oder wenn die Gattin des Brautgrußes gedenkt, wie da in der weichen Stimme der Bräutigam sie unter seinem Thor willkommen hieß und mit mildem Blick ihr den Hochzeitsbecher reichte; aber sie ist ihm nicht gleich geworden und ihre Ehrerbietung findet jetzt eine kalte Höflichkeit.

Tiefer süßt's mein Herz als beines;  
Von dem Becher Hochzeitsweines  
Trauest du den obern Schaum nur  
Und dem Lieben ist verschäumt.  
Doch ich trank das auf dem Grunde,  
Bittern Wehschmack mir im Munde,  
Und ich klage leis im Traum dir  
Daß ich's anders mir geträumt.

Die Herrscherstellung des Mannes gestattet ihm mehrere Frauen, gestattet ihm eine leichte Scheidung; der Schmerz der Zurückgesetzten oder Verstoßenen spricht sich um so rührender aus, wenn er nicht haßt und grellt, sondern die Liebe bewahrt. So heißt es:

Für den Winter Süßigkeiten,  
Früchte hatt' ich eingemacht;  
Andres wollt' ich mehr bereiten,  
Aber du mit Unbedacht  
Hast mich aus dem Haus gestossen  
Oh mein Süßes du genossen.

Eine andre freist du heute,  
Deren Milde dich entzückt;  
Glücklich ist der Kreuz der Bräute;  
Wenn nun her der Winter rückt,  
Wirst du nicht — wer kann es wissen? —  
Meine süßen Früchte müssen?

### Ober schwermüthiger:

Warum sagst du bitter sei die Pflanze Tu,  
Weil die Pflanze Ist dir süßer scheinet?  
Eine andre nun statt meiner freist du;  
Also lachet heut die morgen weinet.

Wo sich Kiang der Jins vermählt dem Jusse Wei  
Werden ihrer beiden Wasser trübte;  
Aber eure Entzucht ungetrübter sei,  
Ob mein Jammer auch das Grab mir gräbe.

Wol vermessen wird mich meine Nachbarschaft,  
Denn du auch nicht mißest mich im Hause;  
Und ich fehle dir vielleicht in Noth und Hast,  
Wenn ich dir nicht fehle bei dem Schmause.

In andern Liedern wird die Majestät des Kaisers gefeiert.  
Er ist der Mittelpunkt der Welt, darum trägt er als Opferpriester  
ein himmelblaues sternbesetztes Gewand, daran auf der linken Seite  
der Mond, auf der rechten die Sonne von Gold gestickt ist, und  
eingewirkt auf der Mütze des Hauptes ist die Erde mit Gras und  
Baum.

Wie sollten nicht wachsen Baum und Gras  
Und welternährnde Aehren  
Vom Jahresopfer des Kaisers, das  
Umwallen die himmlischen Sphären!

Die Diener des Kaisers tragen ein Lamm- und ein Pardelfell,  
weil sie im Krieg und Frieden wirken sollen; doch ihn selber —

Keines Lammfells hält ihn ein,  
Ganz ein tiefer heiß'ger Frieden.

Er bringt zum Höchsten und Tiefsten, wie der Adler sich zum Himmel schwingt und der Walfisch auf den Grund des Meers taucht. Er ist der Pelikan des Reichs (dessen neun Provinzen von vier Abtheilungen des Meers umspült werden); er ruft und es herrscht rege Lust, er ruft wieder und alles schweigt in Ehrfurcht.

Mitten auf neun Inseln in vier Meeren  
Ruft der Kaiser Pelikan;  
Alle die in Land und See verkehren  
Fangen sich zu freuen an.  
Fische die in Fluten hüpfen,  
Vögel die durch Zweige schlüpfen,  
Und der Baum im Sonnenschein:  
Ihm zu Füßen liegen Blätter,  
Neue blühen im Frühlingswetter,  
Und im Schachte wachsen Gold und Stein.

Mitten auf neun Inseln in vier Meeren  
Ruft der Kaiser Pelikan;  
Seine Stimme füllt des Himmels Leeren,  
Füllt sie mit Freuden an.  
Fische heft im Grunde schweigen,  
Vögel ruhen auf den Zweigen,  
Auf dem Baum der Sonne Schein;  
In den Wipfeln neue Schossen  
In den Wurzeln neue Sprossen,  
Und im Schachte reist der Edelsstein.

Die Jagdlieder sind eigentlich trocken und die Kriegslieder haben kein Feuer. Nach alter Sitte ward dem Neugeborenen Pfeil und Bogen geschenkt, denn ob er später den Pflug oder die Feder führte, er wäre kein rechter Mann fürs Vaterland ohne die Waffen. Aber wenn die Männer dem Feind auch tapfer stehen, sie sind doch lieber zu Hause. Der Grenzwächter auf dem Felsen schlägt muthig das eiserne Becken, aber sein Auge schweift von der Bergeshöhe in die Ferne wo die Gattin einsam weilt, und der Sohn gedenkt der alten Aeltern, die vielleicht kein Brod haben, da er nicht für sie arbeiten kann. „Wir sind nicht Tiger noch Rhinocerosse, warum müssen wir in der Wüste einherziehen?“ murren die Soldaten, die lieber ihr Feld im Frieden bauen.

Die Trinklieder zeigen auch fast mehr die Herrschaft des Ceremoniells und der steifen Etikette als die Freundigkeit des erregten Sinns. Der Wein mit seiner die Phantasie besflügelnden Macht ward auf besondere Feste beschränkt, ja wiederholt verboten



und die Rebe ausgerottet; aus gegorenem Reiswasser wird ein Getränk bereitet, das zwischen Wein und Bier in der Mitte steht. Ein frischer Hauch weht in einem Gesang, der mit folgenden Strophen endet:

Das Wasser das frische  
Das trinken die Fische,  
Die Barben, die Schmerle;  
Ihr rührigen Kerle  
Bei Tische  
Nun schürket vom Weine die Perle.

Das Wasser das frische  
Das trinken die Fische,  
Die Schleien, Forellen;  
Wir freien Gefellen  
Bei Tische  
Verschlungen vom Weine die Wellen.

Allein viel gewöhnlicher ist der Refrain:

Trinkt, jedoch mit Wohlbedacht,  
Und in Acht sei Maß und Ziel genommen.

Und sieht man nicht die Böpfelein taktmäßig wackeln, wenn es heißt:

An den Blumen glänzt der Thau,  
Laßt uns schwärmen beim vertrauten Schmause;  
Aber nehmt in Acht genau  
Sitt' und Anstand auch im Freundeshaufe.

In des Thaues stiller Zier  
Schimmert jedes Blatt des Weidenhages;  
Alle weisen Männer hier  
Kennen die Geseze des Gelages.

An dem Baume Tong die Frucht  
O genannt wächst zierlich reihenweise;  
Feine Männer reich an Zucht  
Hasten ihre Lust im rechten Geiße.

Ein Vergnügen beim Mahl ist daß man sich im Pfeilschießen versucht ob man das Ziel noch treffen kann; wer ins Leere schießt muß ein Glas leeren. Moralisirend schließt ein anderes Lied:

Ein jeder Tag kann sein der Tag  
Der Trennung und des Unterganges;  
Drum freuet euch so lang es mag  
Gefreuet sein, des Weins und Saitenklanges.

Der Himmel hat zu reden keine Stimme  
Und zeigt sich dir mit keinem Angesicht,  
Allein du siehst und hörst wie er gerichtet  
Und weist wodurch Weng-Wang die Welt verpflichtet.

Weil er dem Himmel an Klarheit und Milde gleich war, hat die Erde ihm gehuldigt; nach dem Tode ist er zum Himmel eingezogen und der Genius des Reichs geworden. Der Unsterblichkeitsglaube, die Ahnenerehrung knüpft sich hier an.

Im Himmel wohnt Weng-Wang von Glanz umgeben,  
Des Jüngling einst den Weg zum Throne fand.  
Mag er hinauf-, mag er herunterschweben,  
Er steht zur rechten und zur linken Hand  
Des höchsten Herrn der Welten, der im Leben  
Das Haupt ihm mit dem höchsten Schmuck umwand,  
Und nun ihn hat zum Schutzgeist ausersehen  
Dem Reich, das er gegründet, vorzustehen.

Und in solchem Sinne betet der jugendliche Tsching-Wang:

Des Himmels Leitung ist verborgen,  
Sein Rath ist hoch und wunderbar;  
Weng-Wang entläßt den ird'schen Sorgen  
Vom Himmel nieder blickt er klar;  
Er hilft an jedem Morgen  
Ins Herz mir immerdar.

O daß des Ahnherrn Gnuß mir bleibe,  
Daß mir sein Beispiel leuchte vor,  
Daß seine Weisheit, seine Liebe  
Nicht unter mir sein Reich verlor;  
O daß durch mich es treibe  
Zu hohem Flor empor!

Ein Lied deutet den Ahnencultus: Man opfert ihnen, nicht als ob sie Speise genössen, sondern um sie gleich den Lebenden zu ehren; ein unschuldiger Knabe vertritt die Stelle des Ahnherrn, weil im Himmel die Schuld hinweggenommen ist und statt des Alters ewige Jugend die Gestalt umkleidet.

Auch in jenen alten Zeiten liegt das Ideal in der Vergangenheit und hören wir mehr von Volkslage als von Volksjubiläum. Die Sänger denken nach über das Sinken des Reichs.

Größer wird der Kopf am Schafe  
Durch des Leibes Magerkeit;  
Mich erschreckt das Bild im Schläfe  
Von der arg entstellten Zeit.

Ein Sänger fühlt (vor 2500 Jahren), wie doch das Chinesenthum bereits innerlich erstorben sei, und mit wunderbar ernstem Ton klingt seine mahnende Stimme:

Herrlich ist es wol zu schauen  
Wie wir unsern Ahnen bauen  
Schöne Grabdenkmale;  
Sorglich auch bewahren wir  
Kunst und Wissenschaftenzier  
Gleich des Himmels Strahle.

Alles haben wir erspäht,  
Auch zur tiefsten Tiefe geht  
Unser Geistes Forschen;  
Dennoch ist uns angesagt  
Daß dem Reich ein Morgen tagt  
Wo es wird vermorschen.

Denn an innerem Gehalt,  
An des Geistes Urgewalt  
Fehlt es unserm Können;  
Wie der Has' auch hierlich springt,  
Endlich es dem Hund gelingt  
Nieder ihn zu rennen.

Und ein anderer sagt:

Ich lieg' in schwerem Traume  
Von nichts als Fahr und Noth.  
Ich schweb' auf einem Baume  
Der stets zu brechen droht;  
Und unten ringsum wachen  
Mit aufgesperstem Rachen  
Die Tiger und die Drachen,  
Und wenn ich falle fall' ich in den Tod.

O könnt' ich doch erwachen  
Als wie aus einem Traum aus dieser Zeiten Noth!

Ein anderer fragt:

Ist nicht der Himmel hoch? warum  
Kann man gedrückten Haupts nur drunter sehen?  
Die Erde steht nicht um und um?  
Doch kann man nur mit Bittern drüber gehen.

Der Himmel hat zu reden keine Stimme  
 Und zeigt sich dir mit keinem Angesicht,  
 Allein du siehst und hörst wie er gerichtet  
 Und weißt wodurch Weng-Wang die Welt verpflichtet.

Weil er dem Himmel an Klarheit und Milde gleich war, hat die Erde ihn gekuhldigt; nach dem Tode ist er zum Himmel eingegangen und der Genius des Reichs geworden. Der Unsterblichkeitsglaube, die Ahnenverehrung knüpft sich hier an.

Im Himmel wohnt Weng-Wang von Glanz umgeben,  
 Deß Tugend einst den Weg zum Throne fand.  
 Mag er hinauf-, mag er herunterschweben,  
 Er steht zur rechten und zur linken Hand  
 Des höchsten Herrn der Welten, der im Leben  
 Das Haupt ihm mit dem höchsten Schmutz umwand,  
 Und nun ihn hat zum Schutzgeist ausersehen  
 Dem Reich, das er gegründet, vorzustehen.

Und in solchem Sinne betet der jugendliche Tsching-Wang:

Des Himmels Leitung ist verborgen,  
 Sein Rath ist hoch und wunderbar;  
 Weng-Wang entrückt den ird'schen Sorgen  
 Vom Himmel nieder blickt er klar;  
 Er klick' an jedem Morgen  
 Ins Herz mir immerdar.

O daß des Ahnherrn Günst mir bliebe,  
 Daß mir sein Beispiel leuchte vor,  
 • Daß seine Weisheit, seine Liebe  
 Nicht unter mir sein Reich verlor;  
 O daß durch mich es triebe  
 Zu hohem Flor empor!

Ein Lied deutet den Ahnencultus: Man opfert ihnen, nicht als ob sie Speise genössen, sondern um sie gleich den Lebenden zu ehren; ein unschuldiger Knabe vertritt die Stelle des Ahnherrn, weil im Himmel die Schuld hinweggenommen ist und statt des Alters ewige Jugend die Gestalt umkleidet.

Auch in jenen alten Zeiten liegt das Ideal in der Vergangenheit und hören wir mehr von Volksklage als von Volksjubiläum. Die Sänger denken nach über das Sinken des Reichs.

Größer wird der Kopf am Schafe  
Durch des Leibes Magerkeit;  
Nicht erschreckt das Bild im Schläfe  
Von der arg entstellten Zeit.

Ein Säng'er fühlt (vor 2500 Jahren), wie doch das Chinesen-  
thum bereits innerlich erstorben sei, und mit wunderbar ernstem  
Ton klingt seine mahnende Stimme:

Hervor ist es wol zu schauen  
Wie wir unsern Ahnen bauen  
Schöne Grabdenkmale;  
Sorglich auch bewahren wir  
Kunst und Wissenschaftenzier  
Gleich des Himmels Strahle.

Alles haben wir erspäht,  
Auch zur tiefften Tiefe geht  
Unser Geistes Forschen;  
Dennoch ist uns angesagt  
Daß dem Reich ein Morgen tagt  
Wo es wird vermorschen.

Dem an innerem Gehalt,  
An des Geistes Urgewalt  
Fehlt es unserm Können;  
Wie der Has' auch zierlich springt,  
Endlich es dem Hund gelingt  
Nieder ihn zu rennen.

Und ein anderer sagt:

Ich lieg' in schwerem Traume  
Von nichts als Fähr und Noth.  
Ich schweb' auf einem Baume  
Der stets zu brechen droht;  
Und unten ringsum wachen  
Mit aufgesperrtem Rachen  
Die Tiger und die Drachen,  
Und wenn ich falle fall' ich in den Tod.

O könnt' ich doch erwachen  
Als wie aus einem Traum aus dieser Zeiten Noth!

Ein anderer fragt:

Ist nicht der Himmel hoch? warum  
Kann man gedrückten Hauptes nur brunter sehen?  
Die Erde seß nicht um und um?  
Doch kann man nur mit Zittern drüber gehen.



Der Grund ist weil eine Schlangenbrut im Palast wohnt, der harmlose Fisch im Teich aber sich duden muß wie ein Uebelthäter; der Grund ist weil Weiber und Verschnittene herrschen. Einmal raßt der Mannesjorn sich kräftig auf, und der Mischandelte, Verstümmelte flucht:

Der sein Zungenschwert gewehet  
Und zu Tod mich hat gehehet,  
Gebet ihn den scharfen Tagen  
Aller Reu'n und Tigertagen!

Wenn die Tiger und die Reuen  
Sich ihn anzugreifen scheuen,  
Bringet ihn hinauf nach Norden,  
Gebet ihn den Barbarenhorden!

Wenn die nordischen Barbaren  
Selber ihn das Leben sparen,  
Gebet ihn dem Himmel hin  
Ihm zu thun nach meinem Sinn!

Ich, Meng-Tsee, der dieses Lied gesungen,  
Bin, ein Opfer von Verleumdungen,  
Im Palast des Kaisers ein Eunuch.  
Gebet ihm, dem es gelungen  
Mich dazu zu machen, euren Huth!

In milderer Sehnsucht nach der guten alten Zeit beginnt und schließt ein besonders schönes Lied:

Glockenspiele sind im Gang,  
Hoai der Fluß ergießt die Wellen;  
In der Festlust Uberschwang  
Muß mein Herz ein Kummer schwellen;  
Weiser Alten muß ich denken,  
Daß sie starben muß mich kränken.

Munter tönt das Glockenspiel  
Und in seinen Klang sich mischen  
Neuer Instrumente viel  
Neue Sinne zu erfrischen;  
Aber alte Königelieder  
Tönen mir im Herzen wieder.

Die Abwesenheit der Volks- und Heldensage würde uns auffallen, wenn wir nicht wüßten daß der Chinese sich an das Gegebene hält, nicht aber nach Ideen und Erfahrungen seine Phantasie ein

Neues, ein Idealbild schaffen läßt. Es fehlt die Mythologie, die Personification besonderer Mächte der Natur und des Geistes und die Schilderung ihres Waltens in einer Geschichte; es war kein Himmelskinder vorhanden, der Naturereignisse in die Form menschlich-persönlicher That erhoben hatte, so konnte er auch nicht auf Menschen, deren Leben an ihn anlang, niederschlagen und sie zu seinen Trägern im Epos nehmen.

Eine Ausnahme macht scheinbar ein Preisgefang auf Hiu, der 2200 v. Chr. den Ackerbau stiftete. Seine kinderlose Mutter, heißt es, habe die Stirn an dem Stein gerieben, auf dem der Herr der Welt gegangen und sein Fußmal zurückgelassen, und zu ihm im Nachkommenchaft gesiebt. Da habe sie durch seine unmittelbare Macht sich Mutter gefühlt, bald schmerzlos einen Sohn geboren, auf den Befehl des Herrn ihn aber auf dem Weg der Kinder angesetzt. Doch die Kinder schonten ihn, dessen Pflug sie einst zehen sollten, Tauben bauten ihm eine Pauke gegen die Sonne, er pflanzte Kräuter, das Volk strömte zu ihm, er lehrte es den Ackerbau. China weiß nichts von einem Wandeln des Himmels in Menschengestalt auf Erden. Die chinesischen Commentatoren selbst erklären das Gedicht für untergeschoben. Wir wissen, daß der Buddhismus mit der sagenreichen Geschichte seines Stifters sich im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung vorbereitete; danach ist das Bild ebenso gemacht wie die Regende von Lao-tse, die seine Anhänger nach dem indischen Vorbild zusammensetzten.

Echt chinesisch dagegen ist ein Kranz lyrisch gehaltener Balladen. Wir hören den Klagegefang Ewen-Kiang's, als der alte König Ewen-Kong sie zum Weibe nahm, statt sie seinem Sohn Ki zu geben, für den er um sie geworben hatte. Die Gärten prägen, das Fest ist herrlich, aber der Mann, der Mann ist alt, das Bett, das Bett ist kalt! In das Netz, das sie gestellt, ist statt des jungen Fisches ein grauer Haisfisch gegangen. Dann redet der Säng' den alten König an, wie übel es ihm ergangen; er müsse sich sagen daß sein Weib seinen Sohn liebe, er habe diesen verbannt müssen, von der jungen Königin sei ihm ein zweiter Sohn geboren, das werde zu Zwietracht führen. In dunkler Ahnung bangt die Königin dann um beide, als auch ihr Kind heranwachsend ist. Ist es wieder zu Hause, aber der eifersüchtige Vater sendet ihn auf eine Fahrt aus, und dingt Mordmörder gegen ihn; die Königin sagt das dem eigenen Kinde, Schiu, und der im Kleide des Bruders eilt vor ihm auf die Heide, stellt sich dem

Mörder und fällt. Aber Hi mag den Bruder nicht überleben und so liegen sie zusammen beide.

Schon um das Jahr 1000 v. Chr. begann man in China die besten Gedichte zu sammeln; es war Confucius der aus XXX die 331 ausgezeichnetsten auswählte und im Shi king vereinigte, der, nachdem eine lateinische Uebersetzung Racharme's durch J. Mehl herausgegeben war, von Rüdert und Cramer dem Deutschen angeeignet ward.

Confucius, Kong fu-tsu, d. h. der Doctor Kong, bildet den Mittelpunkt von Chinas Geistesleben. Dieser edle und weise Mann war 551 v. Chr. im Vasallensfürstenthum Lu als der Sohn eines Mandarinen geboren. Durch Talent und Fleiß erwarb er sich ein ausgezeichnetes Wissen und Ansehen, mehrmals stieg er im Vaterland und in benachbarten Provinzen zu hohen Würden empor, um sich wieder mit seinem reinen Willen und idealen Streben vor neidischen und gemeinen Gegnern zurückziehen und in der Stille, als armer Greis einherwandernd, das Volk zu lehren, und seinen Schülern die Sendung zu überlassen daß seine Worte von ihnen verbreitet ein Gemeingut des Reichs, das Licht und Gesetz der Folgezeit wurden. Ein echter Chinese kuschte er an die Vergangenheit, und nannte die alten Weisen seine Lehrer. Er sammelte die schönsten Pieder, und gab als Grundlage der Philosophie das Y-king, das Buch der Wandlungen heraus, in welchem die schon oben erwähnten symbolischen Zeichen, die man K'hi zuschrieb, vom großen Kaiser Weng-Wang erläutert waren, aber in räthselhaften finnschweren Sprüchen, die Kong wieder zu deuten suchte. Endlich stellte er aus den Reichsannalen den Schu-king zusammen, eine Geschichte als Fürstenspiegel, indem er Tugenden und Fehler der Herrscher mit ihren Folgen erzählt und die sittlichen und politischen Lehren daraus zieht. Eine andere der alten Reichsschriften heißt Ki-king, das Buch der Gebräuche; es gibt Regeln der guten Sitte, des Anstandes, der Ceremonien; es hat zur Bildung des Nationalcharacters sehr viel beigetragen, und die Lebensformen festgestellt in die er hineingebannt ist, die sein Thun und Lassen regeln.

Schon Weng-Wang hatte von einem Urhimmel gesprochen der aller Wesen Quell und Band sei; ein anderer alter Weise nannte die Einheit das Princip der Zahlen und das Ziel aller Wesen; die Schöpfung aller Wesen und ihre Verbindung in Raum und Zeit geschieht nach dem Gesetz der Zahlen. Kong fu-tsu nahm diese Gedanken auf, ohne viel über die letzten Gründe zu forschen;

sein Geist war auf das menschliche Leben gerichtet, wie Sokrates weiß, er die Philosophie vom Himmel auf die Erde: von dem niedrigsten bis zum höchsten Menschen gibt es eine gleiche Pflicht für alle, die Selbstvervollkommnung, und ein gleiches Gebot, daß jeder so gegen die andern handle wie er will, daß sie gegen ihn selbst handeln. Himmel und Erde sind Gegensätze, aber sie vereinen sich in ihrem Wirken, und alle Wesen werden aus dem Nichts ins Leben gerufen. Alle Menschen, Kinder der Erde, haben ein gemeinsames Princip in Vernunft und Gewissen. Der Mensch steht in der Mitte und soll die rechte Mitte einhalten, in sich harmonisch sein, und er wird Harmonie verbreiten. Die natürliche Vernunft gewietet ihm den geraden Weg der Pflicht; das Gesetz der Pflicht ist um sein selbst willen unbedingt und überall. Das sittliche Gesetz des höchsten Weisen ist zugleich in den Herzen aller Menschen zu finden, obwohl die Sittlichkeit größer ist als die ganze Welt zu fassen vermag. Der Himmel ist die Vollkommenheit, ihr nachzustreben oder die Vervollkommnung ist das Gesetz des Menschen. Das Gewissen das den Unterschied von gut und böse offenbart, die Menschlichkeit (das Wohlwollen) und die Seelenstärke sind die drei Kräfte des Menschen, Entfaltungen seiner himmlischen Urkraft. In Reich der Menschlichkeit, hergestellt durch die Leitung eines weislichen vollkommenen Kaisers mit Hilfe der weisesten und tugendhaftesten Männer, das ist der Begriff, den Kung vom Staate faßt. Der rechte Weg, sagt er, hält sich von den Extremen fern; wenn die Mitte und die Harmonie vollkommen sind, dann sind Himmel und Erde in ungetrübter Seligkeit, und alle Wesen genießen ihrer vollen Entwicklung. Die Weisheit bringt Freude klar wie ein reiner Quell, die Tugend bringt Seligkeit fest wie ein Gebirge.

Kung war also mehr der Sammler und Vollender der alten als der Begründer einer neuen Cultur; die Vervollkommnung war weniger der Fortschritt zu neuen höhern Zielen als die treue Verwahrung des Ueberlieferten, dem der Mensch seine Individualität gemäß machen sollte. Der gesunde Menschenverstand und eine naturgemäße sittliche Lebensansicht sind von ihm classisch angeprägt; das Leben des Menschen soll harmonisch in sich und in Uebereinstimmung mit der Natur geordnet sein. Ein Nachfolger Kung's, Wen-tsch, sagt: „Wer seine eigene Natur und die der Dinge erkennt, der erkennt was der Himmel ist; denn der Himmel ist eben das innere Wesen und die Lebenskraft aller Dinge.“

Confucius kam einmal, nachdem er einen Sturz im Staats-

leben erfahren hatte, zu dem einsiedlerischen Weisen Lao-tse, sie mit ihm über die alten Gebräuche zu besprechen; der ermahnte ihn die Todten ruhen zu lassen, bei denen das Vollkommene noch nicht sei, und verwies ihm sein ehrgeiziges Streben, das ihn nicht zum Frieden kommen lasse. Confucius erkannte die Ueberlegenheit dieses Geistes an, wenn er seinen Schülern sagte: „das Wild verfehlt ich mit meinen Pfeilen, den Fisch mit dem Haken, aber diese Drachen kann ich nicht erreichen, wenn er sich in die Lüfte erhebt.“ Die Weisheit des Confucius hielt sich an die gegenwärtige Welt und das ihr Nützliche; sie bezog alles auf den Staat; sein tiefsinniger Zeitgenosse hatte durch die Abkehr von der Welt und ihre Schein im Unendlichen und Ewigen Ruhe gefunden und sich zur Anschauung des übersinnlichen Grundes der Dinge erheben. Durch Stanislaus Julien und neuerdings durch Reinhold von Plaendner ist uns die wunderbare Schrift des Lao-tse, Tao-te-king, das Buch des Wegs und der Wahrheit, zugänglich geworden. Pauthier und Wattle wollten es auf indische Quellen zurückführen, aber es trägt ein original-chinesisches Gepräge, und die Ähnlichkeit mit dem Upanishaden und Buddha's Lehre ist nicht größer als mit christlich-mittelalterlichen oder mohammedanischen Mystikern. Das Chinesenthum würde eines menschheitlichen Grundzugs entbehren, würde nicht das eigenthümliche Gegenbild unserer abendländischen Entwicklung sein, wenn ihm diese Vertiefung fehlte.

Das Tao ist das Namenlose, Ewige, Unbestimmte, aber als die Mutter und der Urquell alles Seins und Lebens. Ihr betrachtet es und seht es nicht, man nennt es farblos; ihr vernehmt es und hört es nicht, man nennt es lautlos; ihr wollt es fassen und berührt es nicht, man nennt es körperlos. Es ist die dunkle Tiefe, aber die Bilder der Dinge wogen in ihm; es ist geistige Wesenheit, aber in ihm liegt das untrügliche Zeugniß für alles. Wer den Ursprung erkennt der hält den Faden des Tao. Es ist die schaffende Kraft in der Natur, die reine allgemeine Wesenheit aller Dinge, die Vernunft im Menschen, das Ewige; Tao schauen ist das ewige Leben. Es gibt dem Himmel seine Klarheit, der Erde ihre Fruchtbarkeit, dem Geiste seine Weisheit. Wer mit ihm eins geworden dem ist sich Zweifel und Verwirrung. Es war vor Himmel und Erde, es ist unwandelbar: alles geht aus ihm hervor und kehrt zu ihm zurück wie die Flüsse zum Meer; es ist der Geisteshauch der Harmonie, der alles durchdringt. (Es ist das Reich der Militer, könnte man mit Goethe's Faust sagen.)



Tao heißt Weg, damit die Weise der Bewegung, die Weltordnung; es heißt ebenso Thor, Tao-Vehre also, mit Schelling zu reden, die Vehre von der großen Pforte in das Sein, von dem Nichtseienden, SeinWannenden, durch das alles endliche Sein in die Wirklichkeit eingeht. Die große Kunst oder Weisheit des Lebens ist eben dieses lautere Können, das ein Nichts und doch zugleich alles ist, zu bewahren. Das Tao, heißt es, bringt die Wesen hervor, nährt sie, läßt sie wachsen, reift und erhält sie. Es bringt sie hervor und macht sie sich nicht zu eigen; es macht sie zu dem was sie sind und rühmt sich dessen nicht; es waltet über ihnen und läßt sie frei sein: das ist der Tugend Tiefe! Es ist das Kleine, denn es ruht in sich ohne Verlangen; es ist das Große, denn es befaßt alles in sich. Es geht nicht handelnd aus sich heraus und ist doch der Urgrund aller Dinge und macht doch alles. Es ist das Eine, das über allem Gegensatz steht; erst im Unterschied tritt das bestimmte Sein hervor, erst durch das Gute erkennen wir das Böse, und es gibt kein Oben ohne ein Unten. Aber wie das Tao das Eine ist, so ist der Himmel rein, die Erde fest, der Geist vernünftig, weil sie der Einheit theilhaftig sind.

Zu dieser Einheit und ihrer Ruhe soll der Weise sich erheben, dann wendet er sich dem Ursprung seines Wesens zu und gewinnt den Frieden; denn zu seinem Ursprung zurückkommen das heißt eigentlich leben und beständig sein. Der Weise will nicht handelnd aus sich herangehen, in schweigender Gelassenheit läßt er den Dingen ihren Lauf ohne sie sich anzueignen, er überwindet die Begehrten, die das Gemüth beunruhigen und aufs Endliche richten; Klarheit des Kopfes und Reinheit des Herzens führen zum Tao. Aufzueignen ist das erste um dem Himmel zu dienen. Hier erkennen wir die Chinesische Lehre vor allem Gewaltigen, aus Furcht vor dem Extrem meidet man lieber das Große und bewahrt die Mitte. Wer sich auf den Fußspitzen in die Höhe reckt wird nicht aufrecht stehen können; wer sich stolz über andere erhebt wird nicht gerade und vorzüglich handeln. Der Weise fürchtet Ruhm und Schande, er will nicht hoch angesehen sein um dem Neid und Streit zu entgehen, Kostbarkeiten nicht besitzen damit er die Diebe nicht anlocke. Der Weg des Himmels erniedrigt das Hohe und erhöht das Niedrige, er nimmt das Ueberflüssige und gibt es dem Dürftigen.

Alle Taogelehrte sahen im Fortschritt der Erkenntniß kein Heil für das Volk und wärsen ihm lieber das Glück der Unwissenheit bewahren; denn Vernunft bringt Sorgen und je mehr Wesen desto mehr

Uebertreter. Sie wollten wie Rousseau die Rückkehr zum Naturzustand, ja sie möchten die Schrift wieder abschaffen. Tao-tse will das Volk durch Aufklärung und gutes Beispiel leiten. Der Weise sagt nach ihm: ich enthalte mich der Besitzergreifung und das Volk bereichert sich von selbst; ich entlebe mich der Begierden und das Volk kommt von selbst zur Einfachheit zurück. Wenn ihr die Weltklugheit aufgibt, wird das Volk glücklich werden. Wenn Kaiser und Beamte das Tao bewahren, dann werden die Völker freiwillig ihnen dienen, Himmel und Erde werden süßen Thau spenden, und die Völker werden ohne Zwang in Frieden leben. Wenn man das Nichtmaterielle, den Geist ausbildet, so wird das Volk von selbst gut und brav. Wer die Herzen der Menschen durch seine Tugend zur Tugend lenkt der beschwichtigt am besten ihre Klagen und Beklammernisse. Der Weise kämpft nicht an gegen die Schickungen des Himmels, sondern im Kampf gegen sich selbst sucht er den Sieg; er will seine Lehren andern nicht aufdringen, sondern sie überzeugen. Tao-tse will den Frieden; wo Heere weilen da wachsen Dornen und Disteln; durch seine leidenschaftslose Ruhe, sein Nicht-handeln soll der Weise das Vorbild der Gelassenheit sein, dem das Volk nachfolgt. Der Weise ist wohlthätig wie das Wasser und streitet nicht. Da finden wir denn die Ruhekebe des Orients, und Tao-tse geht in seiner Gleichgültigkeit gegen das Besondere so weit daß er sagt: Himmel und Erde haben keine besondere Zuneigung; wie diese so betrachtet der heilige Mensch jeden Menschen als den strohernen Opferhund (die Strohfigur die man statt des Hundes opfert). Aber dann fordert er wieder die allgemeine Menschenliebe; denn wer für sich allein gut und edel ist der sorgt für das Heil eines Einzelnen, wer aber den Sinn für das Gute, Wahre, Schöne im ganzen Reiche verbreitet der gießt nach allen Seiten hin unendliches Heil aus und seine Tugend heißt vollkommen. Und so erwärmt uns ein Vorklang des Evangeliums in den schönen Sprüchen: „Was ihr der Welt thut das thut sie euch wieder; der Weise rächt die Beleidigung durch Wohlthaten. — Warum ist das Meer der König der Wasser, alle an sich ziehend? Weil es sich selber niedriger hält als sie. — Thut Gutes und rechnet nicht auf Lohn.“ —

Wie Tao-tse seinen Heiligen schildert das gemahnt an den stoischen Weisen: er redet die Wahrheit und bewegt sich beständig in Uebereinstimmung mit der Weltordnung. Wer beständig ist hat ein weites Herz, wer ein weites Herz hat ist gerecht, der Gerechte

ist ein König, der König vereint sich dem Himmel, und wer sich dem Himmel vereint der folgt dem Tao nach, der gewinnt es. Da wird das Stülckwerk ganz und das Verbraachte neu, der Mensch bewahrt die Einheit und ist das Vorbild der Welt. Der große Weg ist einer, aber die Menge liebt die vielen Pfade. Der Weise trägt die allgemeine Vernunft in sich: ohne aus seinem Hause zu gehen kennt er die Welt, ohne aus dem Fenster zu sehen entdeckt er die Wege des Himmels.

Wie Kong-fu-tschü und Yao-tse nicht sowol einen Anfang als einen Abschluß und eine Sammlung des chinesischen Denkens bilden, so wurden ihre Bücher wieder gleich heiligen Schriften die Autorität für ihre Schüler. Man legte ihre Sätze aus, suchte sie anzuwenden, aber nicht über sie hinaus neue Wahrheiten zu finden; die Philosophie ist Scholastik, Schulgelehrsamkeit und Schulgezänk. Im ersten Jahrhundert kam noch das Buddhismenthum hinzu, das mit der Taolehre viel Verwandtes hat. Der gewaltige Schio-hang-ti (213 v. Chr.), der die Einheit des Reichs herstellte und alle Gewalt in sich concentrirte, wollte nicht durch alte Ueberlieferungen gehemmt sein und verfolgte die Bücher; aber seine Nachfolger, die Dynastien Han (202 vor bis 220 n. Chr.) und Thang (618 bis 905) begünstigten wieder die Wissenschaften, und die Gelehrsamkeit der Mandarinen ward die Bedingung des Eintritts in höhere Aemter. Die drei Schulen befehdeten einander nicht bloß indem jede das Ihrige vertheidigte, sondern überlegene Geister suchten auch eine Harmonie herzustellen. „Die drei Religionen sind eine“ war das Wort eines Kaisers, und der größte Denker der spätern Zeit, Tschuhi († 1200) sagte: die wahre Erkenntniß besteht immer in der Welt. Er suchte die höchste Einheit, die Spitze, festzuhalten, die über dem Gegensatz steht und selbst unwandelnbar die bewegenden Formen und Kräfte erzeugt. Das Eins ist die Urkraft, die mit dem Urstoff identisch ist, und sich zur Zweifelt, zu Himmel und Erde spaltet. Tschuhi's Scholastik, eine Verschmung der ältern Lehren auf der Grundlage von Kong-fu-tschü, ist die Reichsphilosophie geworden. Der Mensch gilt ihr als gut von Natur; der Unterricht soll ihn über sich selbst aufklären; durch sein Handeln bedingt er sein Schicksal, Glück und Segen folgen der Tugend. Die Weisheit aber ist keine eigene freie Geistesthat, sondern ein Vernen des vormals Gedachten, die Nachahmung des ehemals Geschehenen. In dem Schulbuch, das der ganzen Jugend das Wissenswürdigste beibringt, werden besonders

auch die Beispiele von Wissensdurstigen aufgestellt, die sich einen Nagel ins Fleisch steckten um wach zu bleiben, oder beim Licht eines Gluhwurms studierten. Der Hund, heißt es, wacht bei Nacht, der Hahn hat sein Amt des Morgens, wie kann man ein Mensch heißen, wenn man nicht studiert? Der Seidenwurm spinnt Seide, die Biene erzeugt Honig; der Mensch ist weniger als diese Thiere, wenn er nicht studiert.

Das Ideal der chinesischen Erzählungen ist daher auch der Gelehrte, der über die Mitbewerber im dritten Staatsexamen den Sieg davonträgt; als armer junger Mann mit bestäubten Füßen kommt er in die Residenz, aber dann fährt er dahin in vergoldetem Wagen nach der Provinz die er regieren soll, umgeben von Dienern und Herolden, die sein Kommen verkündigen. Er führt seine Geliebte heim und zeigt seinen Scharfsinn in der glücklichen Entscheidung schwieriger Fälle, indem er mit aller Macht in alle Verhältnisse eingreift. Die Damen selbst ziehen den Mann vor aus dessen Pinsel die schönsten Drachen und Perlen hervorgehen; Drachen sind die Buchstaben und Perlen die poetischen Wendungen und Bilder. Die vierzig Akademiker selbst heißen die vierzig Pinsel, weil mit Pinseln die Buchstaben gemalt werden. Die freie Kunst der Poesie wird eine gebundene Rede, gebunden an die alten Ueberlieferungen und an die neuen Regeln einer akademischen Correctheit, wie sie besonders im 8. Jahrhundert unserer Zeitrechnung durch die Dichter Tusu und Verhaipe festgestellt wurden. Da muß jetzt der Sinn stets mit dem Verse schließen und darf sich nicht der Gedanke aus einer Zeile in die andere hinüberschlingen; da soll nicht bloß das Ende zweier Verse das Echo des Vornnes haben, auch an bestimmten Stellen im Innern will man bestimmte Töne hören; dann sollen diese in umgekehrter Ordnung wiederkommen; die Bilder des einen Verses sollen denen des andern symmetrisch entsprechen. Statt der directen Ausdrücke herrschen die zierlichen Umschreibungen oder Metaphern, die aber stehend sind. Herbstwolken bedeuten Träume von Glück; der Widerschein des Mondes im Wasser ein unerreichbar Gut; Frühling Freude und Herbst Sorge; die Zeit der Pfirsichblüte die der Heirath; der Saal nach Morgen ist das Gemach der unverheiratheten Töchter, ein Morgengast da nach der Schwiegervater; der Studirende sitzt am Fenster, ein Mensch unter dem Fenster ist also ein Student, und der Fenstergenosse ein Mitschüler. Die heiligen Berge als Sinnbilder des Erhabenen und Majestätischen, der Polarstern als das Symbol



der ruhigen Einheit, um die alles Verschiedene sich dreht, sind stehende Gleichnisse, die das alte und neue Dichten in China verknüpfen. Diese Kunstpoesie ist ein gelehrtes Versmachen; wie im Leben herrscht hier die Convenienz, der Formenzwang, die steife Etikette.

Erfreulicher ist die erzählende Literatur, die Prefablichtung der Novelle und des Romans. Ihr Ausgangspunkt scheint in den Erzählungen zu liegen die der Buddhismus aus Indien mitbrachte; es waren Fabeln und Parabeln zur Veranschaulichung eines Gedankens, und die Moral, die Klugheitsregel und damit die lehrhafte und sittliche Tendenz ist das Herrschende. Die Chinesen selbst nahmen dazu die anekdotenhaften Begebenheiten aus dem Leben, in welchen der Gedanke, das Gesetz durch Thatfache und Erfolg ausgeragt und bewiesen wird. So gibt es ein vielbeliebtes Buch der Belohnungen und Pestrafungen, in welchem an Beispielen gezeigt wird wie die verdiente Vergeltung nicht ausbleibt. Da wird dem reichen Witwer der einzige Sohn geraubt; er kauft sich ein schönes Weib, hört indeß bald von ihr daß sie um ihren Gatten von Elend zu retten ihm in sein Haus gefolgt sei, aber nach dem Verlassenen in Trauer sich sehne. Er sendet sie edelmüthig mit einem Geldgeschenk zurück. Wie sie wieder daheln war ward ein Knabe dem zum Kauf angeboten der einen Sohn zu adoptiren wünschte. Sie wollte dem Wohltäter dadurch ihren Dank abstatten, kaufte den Knaben und sandte ihn — natürlich dem Vater, der sofort den eigenen Sohn in ihm erkannte.

„Wenn Tugend und Vaster ihre Höhe erreicht haben, so müssen sie ihren Lohn erhalten, es fragt sich nur ob früher oder später“, dies Wort der alten Zeit erläutert eine neue Novelle (die geweihten Zimmer) dahin daß eine Handlung dem Ausleihen des Geldes gleiche, man bekomme es mit Zinsen wieder, und die seien um so größer je längere Zeit verflossen. Eine Erzählung aus dem Kreise der Anhänger von Lao-tse hat die Sache vertieft und verinnerlicht; ihr Gegenstand ist allerdings eine Persönlichkeit unter der Dynastie Ming im 16. Jahrhundert, indische religiöse Vorstellungen spielen hinein und ein Auespruch des Feuergeistes erinnert deutlich an ein Wort Christi, sodaß das Ganze auch zum Beleg dienen kann wie allmählich die Chinesen doch Fremdes sich aneignen. Zukong hatte früh als Gelehrter sich ausgezeichnet, dann aber siebenmal vergeblich einen höhern Grad zu erlangen gesucht. Von fünf seiner Söhne verlor sich der eine und die andern starben, von vier Töchtern blieb nur eine am Leben;



die Mutter weinte sich blind. Mit angestrengter Arbeit verdiente Jukong das tägliche Brod; er lebte gesellig und verbrannte jedes Jahr dem Feuergeist des Herdes ein Gebet, das dieser zum Himmel tragen sollte. Eines Tages, als er mit den Seinen sein bitteres Los beklagte, kam ein Fremder ihn zu trösten. Während meines ganzen Lebens, sagte Jukong, habe ich die Wissenschaft gepflegt, die Tugend geübt, und keine Beförderung, sondern nur Unglück davongetragen. Der Fremde aber erinnerte ihn daran wie ihn die Selbstsucht und der Ehrgeiz bei seinen Studien beherrscht haben, wie er im siegreichen Wettstreit mit andern seine Eitelkeit befriedige und die Gegner durch bittere Worte fränke, wie er das Gute aus Gewohnheit, oder wo es gesehen werde, also um des Scheines willen thue, wie er zwar keine schlechte That bezeuge, aber wenn er eine schöne Frau erblicke, sie mit den Augen verschlinge, sie begehre, und damit in seinem Herzen einen Ehebruch begehe. Um seiner sündigen Gedanken willen treffe ihn die Strafe des Himmels. Wenn ihm auch die Liebe zum Guten Freude bereite, es fehle ihm an Geduld, an Beharrlichkeit. Er solle nach einer Ernte reiner und guter Gedanken streben, und dann seine Pflicht thun in großen und kleinen Dingen, ob er einen Erfolg habe oder nicht. Dem suchte nun Jukong nachzulommen, er rang mit sich selbst und läuterte sich innerlich und handelte freudig wie die Pflicht gebot. Er ward danach zum Erzieher für den Sohn des Ministers berufen, erhielt bald die höchste Gelehrtenwürde, und fand den verlorenen Sohn wieder, dessen Kuß das Auge der Mutter heilte.

Erfindung und Composition sind nicht das Bedeutendste in den chinesischen Novellen. Selten wird eine Begebenheit so sinnig und kunstvoll durchgeführt wie in den Bräubern verschiedenen Geschlechtes; einzelne glückliche Motive werden für sich wol reizend dargestellt, wie wenn die Kinder zweier feindlichen Geschlechter ihr Bild nur im Spiegel des Wassers erblicken, denn eine hohe Mauer trennt Gärten und Häuser und ist selbst auf einer Brücke über den Teich geführt, aber in seiner stillen klaren Flut sieht man den Widerschein der Pavillons, die auf beiden Seiten der Mauer an seinem Ufer stehen. Die Situation der auf solche Art erwachenden Liebe ist ganz vorzüglich gezeichnet, aber im Fortgang kommen fremdartige Vermischungen und seltsame Lösungen, und wenn der junge Mann am Ende neben der Geliebten auch noch ein anderes Mädchen heirathet, so ist das freilich bei den Chinesen ein gewöhnliches Mittel zum Schluß zu gelangen, das

aber unser fittliches Gefühl ebenso unbefriedigt läßt, als es in ästhetischer Hinsicht kunstlos ist auf solche Art die Conflictte abzuschwächen und sich die Sache leicht zu machen. Den Mangel an Phantasie ersetzen die chinesischen Erzähler indeß reichlich durch die Lebendigkeit, Treue, Feinheit und Fülle der Sittenschilderung. Novellen und Romane sind ein Dazuerreotyp ihrer Lebenszustände, und zwar nicht in einer äußerlichen Beschreibung, sondern echt dichterisch, sodaß sie durch die Handlung selbst vorgeführt werden, im Thun und Lassen der Persönlichkeiten zur Erscheinung kommen. Wenn die Dinge auf uns mitunter einen komischen Einbruch machen, so vermissen wir freilich bei dem Erzähler den Humor, der lächelnd über ihnen schwebt; der Darstellung ist es trockener Ernst mit allem steifen und Kleinlichen Ceremoniell.

Unter den längern Erzählungen oder Romanen sind durch H. Remusat's Uebersetzung die beiden Nuhmen in Europa am bekanntesten geworden. Auch hier ist die Erfindung dürftig. Der junge Herr verschmäht die ihm bestimmte Schöne, weil er eine andere für sie hält. Sie wird darum aufs Rand gethan, er macht nach bestandnem Examen eine Reise und wird mit einigen Literaten bekannt, die in eine Dichterin verliebt sind; auch sein Herz erglöhrt für die Verfasserin der zierlichen Verse, er wird von den Genossen bei ihr eingeführt, sie ist natürlich die ihm bestimmte Braut. Ein sinniger Volksglaube der Chinesen läßt den Mann im Mond bei der Geburt die füreinander bestimmten Seelen mit einem unsichtbaren Silberfaden aneinander binden, und darum finden sie einander trotz aller Hindernisse. Etwas Wunderbares wird eingeflochten, aber es ist ziemlich gekünstelt und abgeschmackt. Als der Held nämlich auf der Reise zu Pferde ist, bittet ihn ein ganz außer sich gerathener Mensch um seine Reitpeitsche, weil ein Sternseher ihm gesagt daß er durch dieselbe sein gestohlenes Weib wiederfinden werde; der Held verlangt daß er ihm erst eine Gerte schneide, der Mann steigt dazu auf einen Baum und schießt von da seine Frau in einer verfallenen Kapelle in den Händen der Räuber. Der Held beschließt einen Abstecker zu diesem Sternseher zu machen und lernt unterwegs die Literaten und seine Braut kennen. Indesß ganz vorzüglich sind die Genrebilder der Examennoth, der Punschelage, der Theevisiten, der sinnreichen Gespräche. — Viel reichere Entwicklungen, eine bunte Reihe von Abenteuern bietet ein anderer Roman, die glückliche Verbindung, den Davis ins Englische übersetzt hat. Der Vater des Helden ist hier ein freiwilliger Cenfor

ober Wächter des Gesetzes, der um seiner Offenheit und Wahrheitsliebe willen im Gefängniß sitzt; sein edler Sohn rettet ihn, indem er sich eines Verhängten annimmt. Die dem Helden bestimmte Schöne wird von einem Wüßling umworben und diesem von dem Oheim versprochen; mit Geist, Wig, Standhaftigkeit widersteht sie den Anträgen; als sie entführt werden soll, trifft sie der Held, befreit sie; sie rettet ihn wieder von einer drohenden Vergiftung. Neue Intriguen und Gefahren weiß er zu bestehen, auch der verbannte Vater der Geliebten wird zurückberufen, und das Ganze zeigt wie Rechtschaffenheit, Klugheit, Muth im Verein endlich doch zum Siege kommen.

Nach an einigen historischen Romanen fehlt es nicht. In den Rebellen von Chinatungan spielen die Seeräuber eine Rolle. Besonders beliebt ist Sankuetschi, die Geschichte der drei Reiche von Scho, Wei und Wu 168—263 n. Chr. Das Historische wird hier durch romantische Züge, durch Liebesgeschichten und abenteuerliche Begebenheiten gerade so ausgeschmückt wie in europäischen Werken ähnlicher Art. Die Episode vom Tode des Generals Tschongtscho, die Stanislaus Julien übersetzt hat, ist spannend, und zeigt mit welcher Schlanheit und Verwegenheit auch ein Chinese schlechte Mittel für gute Staatszwecke verwendet.

Roman und Novelle schildern Privatverhältnisse, das Familienleben und seine Begründung ist hauptsächlich ihr Stoff, und so konnten sie leicht in China zu einer beachtenswerthen Ausbildung kommen. Die Blüte des Dramas dagegen verlangt Offenlichkeit des Lebens und die Freiheit der Persönlichkeiten im Kampf des Geistes; es knüpft seinen Ursprung, wo es sich großartig und kunstreich entfaltet hat, an die Religion, und von der religiösen Geschichte, vom Mythos empfängt es mit dem allgemein anziehenden Stoff zugleich die Tiefe des idealen Gehalts. All dies fehlt in China. Es fehlt die Energie selbstherrlicher Charaktere, welche den Kampf mit der gegebenen Welt aufnehmen und aus ihrer Eigenart heraus sich ihr Schicksal bereiten. Das Drama dient nicht zur Seelenerschütterung und Gemüthserhebung, sondern zum Zeitvertreib. Die Schauspieler ziehen hier gleich Scitzgänger und Gaukler einher, und spielen bei Festlichkeiten, bei Gastjelen reicher Leute zur Unterhaltung und Belustigung. Die Bühneneinrichtung ist ganz primitiv geblieben; ein Brettergerüst wird aufgeschlagen, Decorationen fehlen, die Einbildungskraft des Zuschauers muß sie ersetzen, und wenn der General in eine fremde Provinz

reißt, so macht er eine Bewegung als ob er zu Pferde steige, schnalzt mit der Zunge, klatscht mit der Reitpeitsche und ist sofort angekommen. Die Personen sagen immer bei ihrem Auftreten: Ich bin der und der, und beschreiben sich dabei nach Stand und Charakter wie in einem Steckbrief, statt daß sie sich vor uns entwickeln. Statt daß der Held sich ein Ziel setzt und im Kampf um eine Idee Tod oder Sieg findet, statt der so in sich geschlossenen Handlung, statt der Poesie der That finden wir nur dialogisirte Begebenheiten, zumeist Liebes- und Criminalgeschichten. Mit der Motivirung wird es gar nicht genau genommen. Es geschieht Mord und Kinderraub, aber nach vielen Jahren sind die ins Wasser Geworfenen oder Erschlagenen doch gerettet und der Zufall führt die Personen der ersten Acte wieder zusammen. Das Schicksal wird gewöhnlich durch einen höhern Beamten vollstreckt, der neu in die Provinz kommt, und ohne es zu wissen häufig mit der Geschichte selbst in Zusammenhang steht. Das Stück hat vier Acte, mitunter auch einen exponirenden Prolog. Wie im Vaudeville wechselt die Prosa der Rede mit eingelegten Versen; bei bewegtern Scenen, bei anziehenden Schilderungen fängt die Hauptperson des Stückes oder der Scene zu singen an. Der Inhalt ist meistens dürftig, der Dialog breit, und was sich vor unsern Augen und Ohren begeben hat das müssen wir noch öfters in Monologen oder Zwiegesprächen und wiederholen lassen. Alles wird gleichmäßig ausgemalt ohne die geistige Perspective, die das Große hervorhebt und das Unwichtige nur leise andeutet. Wenn z. B. ein Gerichtsdienner die Freiverberin holen soll, so dürfte sie doch wol bald mit ihm kommen ohne daß weiter davon die Rede ist; in China aber muß sie auftreten, sich als die Freiverberin bezeichnen, wir müssen die Patung an sie hören und der Gerichtsdienner muß sie nun wieder einführen. Hier und da wird die Sprache den Charakteren angepaßt, der gelehrte Greis redet in sinn schweren alterthümlichen Sprachen, der jugendliche Liebhaber ergießt sich in lyrischen Versen. Die moralisirende und belehrende Absicht beherrscht auch das Drama, und die Moral des Stückes wird gleich der einer Fabel auch direct ausgesprochen. Das Strafgesetzbuch verbietet obscene Darstellungen und sagt: die Bühne solle das wirkliche oder erfundene Gemalte guter und gerechter Männer, leutscher Frauen, liebevoller und gehorsamer Kinder geben und dadurch die Zuschauer zur Tugendübung anleiten. Verbrechen kommen vor, aber sie werden immer entdeckt und bestraft und haben gewöhnlich ihre Absicht



doch nicht erreicht. Indes erhebt sich das Ganze wenig über Marionettentheater.

Das chinesische Alterthum kannte pantomimische Tänze, Darstellungen der ländlichen Arbeit und des Erntefestes, der Mühsale des Kriegs und der Wonne des Friedens; anfangs feierlich, später üppig wurden sie durch das Gesetz beschränkt. Die Chinesen nennen den Kaiser Hiu-entsong als den ersten Urheber ihres ersten regelrechten Dramas (702—756 n. Chr., also zu einer Zeit wo über Indien eine Ueberlieferung des europäischen Dramas geschehen sein konnte). Der Kaiser, ein Musikkenner, leitete selbst eine musikalische Akademie in seinem Virnengarten, der ihr den Namen sieh. Ausländische Musiker führten vor ihm ihre Stücke auf. Er selbst schuf aus Wechselrede und Wechselgesang in originalchinesischer Weise das erste Drama. Die Chinesen zeichnen neben jenen ältesten Werken der Dynastie Thang (bis 994) noch diejenigen aus die unter der Dynastie Song (960—1119) und unter den Dynastien Kin und Yuen (1123—1341) geschrieben wurden, und geben diesen drei Klassen besondere Namen. Wir erkennen in ihnen eine bessere Stellung der Frauen als seit der Tatarenherrschaft, aber auch die „freie Frau“, die gebildete Courtisane macht sich geltend.

Ein von Davis übersehtes Stück, der Alte der seinen Sohn erhält, zeigt uns den Familiensinn, der sein zeitliches und ewiges Heil an die Nachkommenschaft knüpft; es dreht sich um die Beachtung der Grabgebräuche. Der verstoßene Nefse, bettelarm wie er ist, zündet doch sein Gold- und Silberpapier am Tag der Grabespende für die Ahnen früher an als der reiche begünstigte Schwiegersohn seines Oheims. Dieser hatte noch ein Söhnchen in alten Tagen bekommen, aber der habgierige Eidam hatte es zu beseitigen gewußt; indes seine Gattin hat es gerettet und führt es nun dem greisen Vater wieder zu. Der von St. Julien übersehte Kreidecirkel gibt ein salomonisches Urtheil, indem der Richter zweien Frauen, die um den Besitz eines Kindes streiten, gebietet dasselbe in einen mit Kreide auf den Fußboden gemalten Kreis zu legen, und erklärt: nur die rechte Mutter werde es daraus heben können. Die falsche reißt es sofort mit Gewalt an sich, während es die rechte ruhig aufhebt und daran erkannt wird. Wie lieblich ist die Rede der Mutter:



Ich sollt' es ziehen an den Armen,  
 Die wie Hansfängel weich und zart?  
 Die andre mag sich nicht erbarmen,  
 Die Frau von Stahl und Stein so hart.  
 Zu brechen fürcht' ich seine Glieder,  
 Und jene denkt nur an Gewinn;  
 Mir stuken diese Hände nieder,  
 Ihr steht auf Selbstsucht nur der Sinn.  
 Ja rissen wir nun beide gleich geschwind,  
 Verloren, ach verloren wär' das Kind!

Die Waise aus dem Hause der Tschao, ein Drama von Si-  
 Kun-Tsang, hat schon Voltaire für das französische Theater  
 bearbeitet. Ein böser Minister vertilgt die ganze Familie seines  
 Gegners bis auf ein zartes Kind. Die Waise konnte nur dadurch  
 gerettet werden daß ein Freund des Vaters das eigene Kind statt  
 ihrer opferte. Der Wütherrich durchbohrt das Knäblein, und legt  
 sich selbst die Schlinge an den Hals, indem er die Waise von Tschao  
 als vermeintlichen Sohn des scheinbaren Verräthers in sein Haus  
 aufnimmt. So sind hier Motive des Seelenkampfes und ein tragischer  
 Conflict scharf zugespitzt, aber wie gewöhnlich in China nicht auch  
 in ergreifenden Worten ausgeführt. Als nun der Knabe herange-  
 wachsen ist, da übergibt ihm sein Retter eine Papierrolle, auf welcher  
 das Geschick seines Hauses abgebildet ist, deutet ihm die Gemälde,  
 und nennt ihm seinen Namen. Dem Jüngling schwinden in er-  
 schütternder Gemüthsbewegung die Sinne, dann schwört er Rache  
 und dankt dem Edlen für das Opfer des eigenen Sohnes. Doch  
 wird das Gericht nicht eigenmächtig vollstreckt, vielmehr soll die  
 kaiserliche Vollmacht zur Rache an dem Schuldigen eingeholt werden;  
 aber sie wird dem Jüngling schon entgegengebracht. Der Kaiser  
 bat den Missethäter, allerdings spät genug, bereits durchschaut.

Bazin übersetzte das zusammengebrachte Hemd, das eine  
 Courisane zur Verfasserin hat; an dem halben Hemde, das die  
 Aeltern behalten und die Tochter mit in die Fremde genommen,  
 erkennen die Großältern den Enkel, der als Richter die Verbrechen  
 bestraft, welche Trennung und Noth über die Familie gebracht.  
 Sodann die Rache Teungo's, der unschuldig Hingerichteten, deren  
 Schatten dem Vater die Wahrheit offenbart.

Der Geizige, ein chinesisches Drama, erinnert an jene Figur  
 des Porgagon, die aus dem griechisch-römischen Alterthum stammt  
 und von Moliere ausgeführt wurde. Der alte Bilz will noch das  
 Geld für seinen Sarg sparen, ein Stalltrog könne dazu dienen; der

Sehn erklärt daß derselbe zu kurz sei, der Alte sagt: Nun so hat ein Stück von meinen Weinen ab, aber nimm nicht das eigene Bei denn meine Knochen sind hart, sondern leihe dir die Art des Nachbarn. Das Drama ist reich an solchen scharfen Strichen. — Ein historisches Drama zeigt den Kampf eines chinesischen Kaisers mit den Tataren. Der Kaiser hat einen Minister ausgesandt ihm die Bildnisse der schönsten Mädchen zu bringen, damit er danach seine Gattin wählt. Der Minister mißbraucht dies um Geld von denen zu gewinnen und nach der Verbindung mit dem Kaiser streben, und übergibt von einer armen, durch Schönheit berühmten Landmädchen ein falsches Gemälde. Aber der Kaiser hat die Fälsche schon kennen gelernt, und will die Ungetreuen enthaupten lassen. Der entkommt indeß zu den Tataren, zeigt dem Fürsten derselben das echte Bild des Mädchens und entflammt ihn zur Liebe, sodaß dem Kaiser mit Krieg gedroht wird wenn er die Geliebte nicht ausliefere. Nach langem Kampf willigt der Kaiser ein; sie scheiden schmerzbezeugt; wie aber der Tataren Khan sie über den Grenzfluß führt, stürzt sie sich hinein und ruft dem Kaiser zu: „Dies Leben ist zu Ende, ich erwarte dich in nächsten.“

Das vollkommene Kammernädchen, Tschao-Weihsiang der Tsching-te-hoei, nennt der Uebersetzer Wajin die vollkommene Komödie der Chinesen, und soweit ich die Literatur derselben kenne mit allem Recht. Die Fose Kau-su ist zugleich Gespielin und Studiengenossin ihrer Herrin, die der Vater auf dem Todtette des Sohn eines Freundes zur Ehe bestimmt. Der junge Mann kommt in das Haus der Verlobten, aber er soll sie nicht sprechen bis die Trauerzeit um ist; die beiden Herzen haben sich indeß beim ersten Blick gefunden, und Kau-su spricht und singt im Garten bei Mondschein zur Herrin die zierlichsten Redereien, die der Geliebte hört und mit Liebesversen und Lautenspiel erwidert. Der Jüngling wird krank vor Sehnsucht, die künftige Schwiegermutter schickt Kau-su sich nach ihm zu erkundigen, und diese empfängt ein Liebesbrieflein und bestelt es. Vortrefflich ist wieder der Kampf spröder Eitsamkeit und brennender Neigung im Herzen der Braut geschildert, und geschicklich überbringt Kau-su dem schwachenden Parrenten die Antwort.

Wartet bis in die Wasseruhr von Jaepie  
Der Tropfen fällt der sie erklingen macht;  
Und wartet bis der milde Frühlingsnachtthau  
Den Federduld des Pöbnig läßt erzittern,

Der im Bananenwipfel schummert, wartet  
 Bis die im Mondpalast blühende Blume  
 Den Schatten auf der Bäume Wipfel senkt;  
 Wartet bis heimlich erst entschlipfe die Schöne  
 Ihrem Gemach, dem süßer Duft entströmt,  
 Bis wallenden Gewandes sie den gestickten  
 Thülvorhang hebt, die Galerie durchwandelt,  
 Gelind den perlbesäten Schleier aufschlägt,  
 Und leis das Fenster klirren läßt: das ist  
 Die Stunde wo sie kommt!

Das wonnige Stelldichein im Garten wird durch die Mutter unterbrochen, die sehr erzürnt ist, aber von der Zofe hören muß, daß sie selbst die Schuld trage, weil sie den jungen Mann ins Haus aufgenommen. Der soll nun abreisen und das große Examen machen. Bald darauf kommt Befehl vom Kaiser, die Mutter soll ohne die ganze Trauerzeit abzuwarten die Hochzeit der Tochter mit einem trefflichen Gelehrten rüsten, den der Herrscher ihr zum Gemahl bestimme. Der Schrecken ist nur klein, denn der neue Bräutigam ist natürlich der wohlbekannte Geliebte. Dank dieser Seabrette, die er mit Mozart's Susanne in „Figaro's Hochzeit“ vergleicht, erkennt J. V. Klein den Chinesen ein Talent für die feine Intriguenkomödie zu, daß die Verwandtschaft ihres Geistes mit dem der Franzosen außer alle heradische Ansehung setzt; er macht dabei im Allgemeinen eine Bemerkung die wir uns gern aneignen: „Es dürfte die Gegenüberstellung von indischer und chinesischer Weltanschauung, indischem und chinesischem Kunstgeist als die primäre Bezeichnung eines Urgegensatzes gelten können, der in den hellenischen und römischen, germanischen und romanischen Gestaltungsformen sich wiederholt; der uns hier in der Idealgestaltung einer schöpferischen Kunstphantasie bei Indern, Hellenen und Germanen die geheimsten Tiefen des Natur- und Seelenlebens erschließt, oder bei Chinesen, Römern und Romanen durch eine realistisch verständige Auffassung und eine mit dem sinnlichen Reiz und Farbenschmelz einer glänzenden mehr naturnachahmenden als freischöpferischen Einbildungskraft wirkende Darstellung des Lebens anregt und ergötzt.“

Zeit 1644 haben sich die Mantschu der Gewalt in China bemächtigt; aber wieviel diese Dynastie sich möglichst dem Chinesenthum anschließt, wird sie doch als Fremdherrschaft empfunden, und der Zauber ihrer Macht ist durch die siegreichen Angriffe der Europäer gebrochen. Im Innern waltet neuerdings eine Zersetzung und Verung, in welcher die Elemente socialer und religiöser

Neubildung mit der versteinerten Ueberlieferung und dem Verfall sich streiten. Auch China wird in den Strom des allgemein menschlichen Lebens hineingezogen werden.

Von China aus hat Japan seine Civilisation empfangen, die es aber mit allerhand seltsamen Träumen nach Art des späten Aetherthums und unter dessen Einfluß durch den Buddhismus umspinnet, ohne bis jetzt zu einer originalen und organischen Ideenentwicklung oder künstlerischen Darstellung zu kommen. Die Industrie ist vielleicht noch ausgezeichnete als die chinesische; die Behaglichkeit des irdischen Lebens erscheint als der höchste Zweck.

Die Chinesen vergleichen die Entwicklung ihrer Poesie dem Wachsthum eines Baumes: das Piederbuch, der Schilling, sind die Wurzeln; mit Suweitao und Yiliao erschienen die Knospen, zur Zeit Kiengan's (um 200 n. Chr.) sproßte er auf, dann trieb er Zweige und zur Zeit der Thang (im 8. Jahrhundert unserer Zeitrechnung) ruhten viele unter dem Schatten des Baumes, der Blüten und Früchte trug. Der Prolog des Dramas Pipali sagt: „Das Genie hat seine Quelle in der Natur, es entfaltet sich durch die Leidenschaften, es lehnt sich an die Gebräuche, an die Gerechtigkeit, und damit es sich nicht verirre, nimmt es nie seinen Weg ohne Führer oder aufs Gerathewohl; es weiß von der Freude an wunderbaren und fabelhaften Dingen abzusehen.“ Das ist das Selbstbekenntniß des Chinesenthums.

## Aegypten.

Indem wir vor die ägyptischen Pyramiden treten, begrüßen wir in ihnen die Marksteine für die Geschichte der Cultur und Kunst. Von da an werden Sprache und Mythos die Grundlage für die gestaltende Phantasie thätigkeit und beginnen die Denkmale, durch welche das Volk oder der Einzelne von seinem Dasein und Werken das sichere und klare Zeugniß der Nachwelt überliefern will, sodas wir die Cultur nicht mehr blos im Spiegel der Einbildungskraft erblicken oder aus Sprache und Sage uns enträthseln, sondern die unveränderbar feste reale Darstellung des Geschehenen als solche haben. Das Land liegt vor uns wie ein Buch, dessen steinerne Riesenlettern, dessen sinnige Bildwerke uns das Leben ferner Jahrtausende verkündigen.

Es ist nicht zufällig das diese ältesten Denkmale Architekturwerke sind. Wie das Selbstbewußtsein durch die Bilder der Außenwelt erweckt wird, von denen es sich unterscheiden und auf sich selbst beziehen lernt, so sind es auch die Formen der räumlichen Erscheinung in welchen der Geist zuerst sein Inneres ausdrückt und kund gibt, für andere selbst wieder zu einem Gegenstand macht. Wie sich sein Bewußtsein am Licht der Natur entzündet, so äußert sich seine Freiheit zunächst darin das er dieselbe bearbeitet. Räumliche Anschauungen bewegen sich lange vor der Kindersseele, aber erst wenn sie sich selbst erfaßt hat und ihr eigenes Beharren in dem Wechsel der Zustände wahrnimmt, kommt sie zur Vorstellung der Zeit und des werdenden Lebens. Dies werdende Leben im Fluß der Zeit und im Wechsel der eigenen Zustände, oder die allen Sein und Werden in gleicher Weise zu Grunde liegende Idee künstlerisch darzustellen ist darum auch das spätere. Die Anfänge der Musik und Poesie finden sich allerdings auch in der Urgut, aber die Vollendung fällt in eine spätere Epoche, während



die plastischen Schöpfungen Griechenlands unübertroffen dastehen und die Architektur im Orient die tonangebende Kunst ist.

Die anorganische Natur bildet die Grundlage für die individuellen Organismen; so bereitet die Architektur der Darstellung des individuellen Lebens die Stätte, indem sie die Materie nach deren allgemeinstem Gesetz, nach Schwere und Ausdehnung, ergreift, und zum Hause des Geistes gestaltet, das Weltganze als ein in sich beruhendes, im Gleichgewicht widerstrebender Kräfte getragenes, in sich geschlossenes darstellt. Zugleich sind es die Grundstimmungen der eigenen Innerlichkeit die das Volk bauend sich selber zur Anschauung bringt, und so wird das Werk zum Symbol der Natur und des Geistes; denn der Geist ist durch seine Naturauffassung selber bestimmt und wird an ihr selber selbst inne; er lebt zunächst in dieser Untrennbarkeit von der äußern Umgebung, und die Erscheinungen derselben, welche einen Gedanken veranlaßt haben, bleiben sofort auch dessen Träger und sichtbare Darstellung.

Im Architektonischen und Symbolischen haben wir das lösende Wort für das Räthsel des Aegyptertums; darin ist seine Stufe in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit bestimmt. Die Vergleichung der Sprache und der Religion hat dahin geführt daß ehe die Semiten und Arier ihre Scheidung vollzogen und in neue große Bewegungen eintraten, ein conservativer Stamm sich abtrennte (wie etwas Aehnliches durch die Chinesen geschehen war), und dem Semitischen näher stehend als dem höher entwickelten Arischen, die alterthümliche Weise mit sich nahm und einen Ort suchte wo er dieselbe treu bewahren und nach ihrer eigenen Beschaffenheit ausbilden konnte ohne neue und andere Bahnen einzuschlagen. So ward Aegypten am Nil gegründet.

Die Bewegung des mythenerschaffenden Geistes findet einen bleibenden Ausdruck im Symbol, in dem Bilde das ihr Resultat verkörpert; und soll der Niederschlag jener Thätigkeit festgehalten und als solcher bewahrt werden, so darf er nicht bloß im wandelbaren Gemüth, im flüchtigen Wort behalten werden, sondern er verlangt seine Ausprägung in der räumlichen Form, in beharrendem Stoff. Mythos und Symbol verhalten sich schon von Haus aus wie Dichtung und Bildwerk. Der ägyptische Geist bewegt sich nicht mythenerzeugend in fortwährender Negativität, sondern jede Gestaltung wird ihm sofort zum bleibenden Symbol; der Geist bannet die schwankende Erscheinung in feste Form, aber damit verpuppt er sich selbst und die Idee erstarrt in Stein. Das ist das

eine. Das andere ist das Architectonische. Es geht aus der Gesammthätigkeit des Volks unter der strikten Herrschaft eines einzelnen hervor, es bewältigt die Natur durch die Macht des Maßes, es ist ein Ausdruck strenger Geseßlichkeit, es zieht alles Besondere und Individuelle in seine Norm und Gemessenheit hinein und unterwirft es dem einmal angenommenen Canon, es richtet sich auf das Erhabene und Kolossale, es zeigt die Macht des Einen über das Viele durch Wiederholung und Symmetrie, die Ruhe der Dauer ist sein Ziel, sein Werk ist ein Denkmal, ein Symbol dessen an das es erinnern, das es festhalten soll. Die Aegyptier sind das Volk der Erinnerung, der Denkmäler; ihr Sinnes- und Trachten ist das Gegewärtige zu verewigen, das reale geschichtliche Leben scharf zu erfassen und zu gestalten, darum müssen sie es in den festen Formen der räumlichen Erscheinung ausdrücken. Und hier kommt das Land ihnen entgegen. Nicht bloß daß die landschaftliche Natur im Gemüth sich abspiegelt und das Bewußtsein sich in sie versenkt, sie bietet ihm im Kalk- und Granitgestein das Material für ebenso umfassende als dauernde Werke, und die klare trockene regenlose Luft läßt dieselben nach Jahrtausenden bestehen so frisch wie am ersten Tage. Auch Bunsen sagt: „Im Norden zerfrißt Regen und Frost, im Süden zersprengt oder überwächst wucherndes Pflanzenleben die Denksteine der Zeiten; China hat keine Baukunst die den Jahrtausenden treibt, Babylon nur Ziegeln; in Indien entziehen sich kaum Felsen der üppigen Naturkraft: Aegypten ist das Denkmalland der Erde, wie die Aegyptier das Denkmalkost der Geschichte sind.“

Fruchtbare Stromgebiete sind der erste Boden für die beginnende Cultur; hier ist die Stätte der Geschlechter welche die ersten Reiche gründen und ihre Bildung weiter tragen; so am Nil wie am Ganges, so in Mesopotamien, in China. Hier läßt die Natur zu festem Wohnsitz ein, und die Bevölkerung verdichtet sich; sie wird nicht bloß zum Ackerbau, sondern zu gemeinsamen Arbeiten geführt um durch Dämme und Kanäle sich gegen die Flut zu schützen oder diese zu leiten und zu verwerthen; sie schließt sich zusammen zur Verteidigung gegen nomadische räuberische Horden; sie kommt zu dauernder Organisation, zur Unterscheidung von Reich und Arm, von Arbeitern und Besizenden, welche Ruhe erhalten für Geistesbildung und Lebenserschönerung. Der Fluß erleichtert den Verkehr; an seinen Ufern bilden sich Centrapunkte für die Völkerstrecken auf- und abwärts, Ferde für die beginnende Kunst und

Wissenschaft. Zur gemeinsamen Arbeit kommt die Arbeitstheilung; am Nil wie am Ganges entwickelt sich der Stand der Priester als der Wissenden, der Krieger als der Regierenden, des Volks als der körperlich Arbeitenden sei es auf dem Felde, sei es im Gewerbe, wo der Sohn die Fertigkeit des Vaters erlernt und weiter führt.

Schon Herodot hat Aegypten ein Geschenk des Nil genannt. Von einem Hochland in der Nähe des Aequators kommen die Wasser in einem Bergsee zusammen, und nachdem daraus der Strom, Nebenflüsse aufnehmend, sich über verschiedene Bergzüge durch Statarakt den Weg gebrochen, fließt er anderthalb hundert Meilen weit ruhig dem Meer zu, Gebirge und Wüsten zu seinen Seiten, zwischen beiden aber ein Raum von mehreren Meilen, dessen Grund das höchst fruchtbare Erdreich bildet welches der Nil von seinen Quellen her in feingetheilter Masse herabführt und als Niederschlag seiner Ueberschwemmungen zurückläßt. Ihre Veranlassung sind der tropische Regen und das Schmelzen des Schnees im Hochgebirge; sie war den Alten unbekannt, aber die feste jährliche Wiederkehr bot sich den Anwohnern sogleich mit der Sicherheit der Naturordnung dar. Noch heute feiert man im Juni die Nacht des wundervollen Tropfens, welcher der Sage nach den Strom schwellt; der beginnt allmählich zu steigen je heißer es wird, und die Wasserfälle deckt den Staub und kühlt wohlthätig die Luft, wenn der Fluß aus seinen Ufern tritt und das ganze Thal als sein Bett erfüllt; in der zweiten Septemberhälfte fängt er wieder an zu sinken, und wenn er im Spätherbst das Land wieder verlassen hat, dann braucht man die feuchte Erde kaum mit dem Pflug zu lockern, dann genügt es den Samen zu streuen und die Heerde darüber zu treiben daß sie ihn eintrete; die Saal geht freudig auf und reist der Ernte zu.

So bot sich das Land dem Ackerbau dar und mußte zugleich den erhaltenden und beharrenden Sinn, der diesem eignet, ganz besonders nähren. An der Stelle mannichfaltiger Witterungswechsel und einer bunten Fülle des Naturlebens standen die einfachen und regelmäßigen Gegensätze einer Zeit der Uebersflutung, die zur Ruhe, zum Verkehr auf dem Wasser, zur festlichen Festerzeit einlud durch den Segen den sie verheißt, und einer Zeit der Arbeit und Anstrengung, wenn das Land trocken liegt, die einfachen Gegensätze des unfruchtbaren Gebirges und der Wüste mit dem reichen Thal. Alles Leben, sagt Schnaase treffend, erschien in der Gestalt des Gegenjages, der das Gemüth auf den größten aller Gegensätze,

auf den von Leben und Tod zurückführen mußte; aber das Herbe desselben wurde wieder dadurch gemildert daß die heilsame rettende Götterkraft des Nil in ununterbrochener Regel zurückkehrte, daß für das Volk seiner Ufer keine Ungewissheit, keine Dargigkeit da war.

Aber um solche Naturverhältnisse zu verwerthen bedurfte es der Cultur, das Land bot dem einwandernden Stamm nur die Bedingungen dar, die Geisteskraft mußte sich derselben bemächtigen; die Vorsehung mußte das dem Vöden wahlverwandte Geschlecht zu ihm hinführen, dies durfte auf dem Wanderzug aus Hochasien nicht eher halt machen als bis es die schicksalsvolle Stelle gefunden hatte, wo sich im Zusammenhang von Land und Vöden der älteste staatlische Organismus gestalten, die Ordnung der Gesellschaft sich an der Ordnung der Natur entwickeln konnte. Das Princip des Aegyptertthums ist wie in allem Menschlichen der Geist; die Natur gewährte aber seiner Eigenthümlichkeit den entsprechenden Boden und Stoff für die organische Lebensgestaltung. Der innere Sinn, auf das Feste und Dauernde gerichtet, ward hier nicht aus sich herausgeführt, sondern durch die unverrückbare Grundlage, mit welcher der Fluß sich als Ausgangspunkt der Cultur bot, nur genährt und entfaltet. Aber wer diese Natur ausnützen wollte der mußte lernen die Wohnungen gegen die Ueberschwemmungen zu sichern und diese selbst zu regeln, indem man das Wasser zum Leben brachte, nach allen Orten hinführte oder aus sumpfigen Niederungen zum Abfluß führte. Dies verlangte die Beobachtung des Standes der Gestirne, bei welchem die Flut eintrat oder sank, und daraus ergab sich wieder die Verknüpfung der himmlischen und irdischen Erscheinungen zum Zusammenhang eines großen Ganzen, die Anerkennung der göttlichen Ordnung, die dem Menschen alles Heil gewährt, und der Gedanke daß das menschliche Leben der Natur entsprechen müsse. Es entwickelte sich die Kunde von Maß und Zahl, und man bedurfte ihrer um durch Dämme und Ränäle die Ueberschwemmung auf das zweckmäßigste zu verwenden ohne den ihr Schaden zu leiden. Eine messende und bauende Thätigkeit des Volks ward Bedürfnis, und die hier die Wissenden waren in ihre Einsicht als Familienüberlieferung wahrten, gewannen dadurch Einfluß und Ansehen. Endlich aber war ein einiger Wille nötig, der überall Zeit und Ort bestimmte, wo jetzt gebaut, wo dann die Schleusen geöffnet, die Dämme durchstoßen werden sollten, und das Volk fand sein Wohl im Gehorsam, wenn dieser Wille ein weiser war.



Das ägyptische Reich erwuchs aus der Verbindung der Vagemeinden; aber erst als im 4. Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung der König Menes die beiden Staaten von Ober- und Unterägypten zu einem Ganzen verband, trat er an die Spitze der weltgeschichtlichen Cultur seines Volks als deren Begründer und Eröffner. Sprache, Schrift, Religion, Sitte waren schon vorher ausgebildet; die ältesten Werke der Baukunst, der Kanal, den Menes anlegte um den Nil so zu leiten daß man den gesichert Boden für die Stadt Memphis gewann, die Pyramiden, die bald als die Grabdenkmale der Könige errichtet wurden, zeigten die Kunst und Wissenschaft bereits vor Menes gelübt und gepflegt worden. Familienliebe, kindlicher Gehorsam, sittliche Strenge, Achtung vor dem Wort des Weisen, das Vertrauen daß es dem gut gehe der gut handelt, wird in Schriften aus dem alten Aegypten vielfältig dargelegt. Die Frau ist des Hauses Vorsteherin; Gattinnen, Schwestern gesellen sich den Männern bei allen feierlichen Handlungen; der Name der Mutter wird gern dem der Person hinzugefügt. Das familienhafte Element der ursprünglichen Menschheit macht sich im alten Aegypten zunächst dadurch geltend daß Einheit und Gemeinschaft der Familienglieder ihnen den Berufskreis bestimmt, daß der Hirte, der Ackerbauer, der Handwerker der Priester seine Kenntniß und Fertigkeit den Seinen überließ und diese in ihrem Stande beharren. Was Gewohnheit und Sitte mit sich brachte ward in Aegypten nicht vom Volksgeist oder dem Drang nach persönlicher Freiheit oder von Bewegungslust gebrochen sondern durch das Gesetz befestigt, und so gingen in Aegypten die Kasten aus dem Triebe des Volks nach Erhaltung und Abschließen des Bestehenden hervor; aber die Heirathen aus einem Lebenskreise in den andern waren ein gemeinsames Band, und ein Gefühl der gleichen Menschenthums, der gleichen Gottesverehrung, der gleichen Stellung dem Ewigen gegenüber begründete ein einiges Nationenbewußtsein. Der König gehörte in der Regel den Kriegern an und ward, weil er auch die höchste Leitung der religiösen Angelegenheiten hatte, unter die Priester aufgenommen, aber er konnte auch aus dem Volk hervorgehen und war auch so der sichtbare Stellvertreter und Sohn des höchsten Gottes. Im alten Aegypten erbaute Sesostris den prachtvollen Reichspalast, der für die Stellvertreter der Götter seine besondern Höfe und Gemächer hat und die Besten um den König vereint, und der König selbst unterliegt dem Todtengericht das über ihn gehalten wird. Erst nach d



Fremdherrschaft der Hyksos führten die Pharaonen die Keitsche als das sprechende Symbol ihrer Gewalt, und prunkten in ägyptischem Glanz, während sie das Mark des Volks verzehrten, das dann sammt ihnen den Persern, Hellenen und Römern erlag. Aber unter dem Druck der Könige wie unter der Oberherrschaft der Semiten und Arier erhielt sich die Volkssitte sammt Religion und Kunst. Der Unterschied der regierenden und regierten Kasten verhinderte die Erfrischung und Erneuerung des Kriegeradels und der Priester durch Talente aus dem Arbeiterstand, und so war und blieb Aegypten stabil. Es hatte eine frühe Cultur erlangt; Religion, Wissenschaft, Kunst und Staatsordnung trugen dasselbe Gepräge des Ebenmaßes in wohlberechnetem Zusammenhang, in architektonischer Strenge. Abgeschlossen gegen außen fühlte das Volk sich befriedigt und änderte nach der Herstellung des Reichs nichts Wesentliches an seiner einmal gewonnenen Eigenart und Bildung. Es ging mit dieser unter als die Menschheit zur höhern Lebensstufe gemeinsamer Volksfreiheit aufstieg.

Das älteste Denkmal des ägyptischen Geistes, das erste und ursprünglichsie Werk der Phantasie des Volks ist die Sprache, auch sie trägt ein architektonisches Gepräge; das Selbstbewußtsein zeigt sich mit seiner schöpferischen Freiheit, das Unorganische wird bewohnt und die organischen Triebe beginnen sich zu entfalten. Das Architektonische erweist sich darin daß die Stellung der Worte nach ihre Beziehung und Bedeutung für den Sinn und Zusammenhang des Satzes bedingt, daß die Formendungen noch ihren Gehalt als Wurzeln bewahren und sich an das Stammwort ansetzen ohne es viel zu betheiligen. Die Stämme aber sind bereits wie die Werkstücke vom Werkmeister für den Satzban hergerichtet, sie gelten nicht mehr gleich für Nennwort, Eigenschaftswort, Zeitwort, sondern sind Wurzeln geworden, aus denen die unterschiedenen Nenn-, Eigenschafts- und Zeitwörter gebildet werden. Die Beziehung zwischen Ding und Eigenschaft, die der Semite durch „er“, der Arier durch „ist“ ausdrückt, kann das Aegyptische auf beide Weise bezeichnen (der Baum er groß, der Baum ist groß), aber auch weglassen und durch die Wortfügung andeuten (Baum groß). „Der Aegypter“, sagt Bunsen, „denkt sich alles wie es einst der Angelte in einzelnen Fällen that. Wenn dieser die begrenzte Bestimmung der Zeitdauer wie a matutino ad vesperum ausdrücken will, so gebraucht er zwei seiner Form- und Verhältnißwörter indem er sagt from morning till evening. Als diese Worte ihm

einst verständlich waren, hatte er vier Vollwörter vor sich, welche ihm bedeuteten: Anfang Morgen Ziel Abend.“ Wenn ein und dasselbe einsilbige Wort sehr verschiedene Dinge und Handlungen ausdrückt, so ist es bald die Bezeichnung des Eindrucks, den sie gleichermaßen auf die Seele gemacht, bald aber auch eine Eigenschaft die sie gemein haben, wie wenn ha beginnen, Tag, anführen, Haupt, Gemahl bedeutet, also ein Herrschendes und Erstes. Zum Verständniß wird aber dabei und bei weiter auseinanderliegenden Begriffen auf die Wortstellung, auf den Ton und auf die Ueberde noch mitgerechnet wie im Chinesischen. Solche artificialisirte Laute vergleiche ich darum behauenen Steinen, die ihre Functionen durch ihre Stellung im Ganzen erhalten.

„Die großen Grundpfeiler des sprachlichen Weltbewußtseins der alten Völker, ja unserer noch lebenden Sprachen, die einsilbigen Grund- und Hauptwörter jeder Sprache finden sich fast sämmtlich als gemeinsames Gut, als Erbtheil der Urwelt (wo Arier und Semiten noch ungeschieden waren). Nicht wie größtentheils bei uns als verachtete Ver- und Formwörter oder als übersehene Formsilben, noch auch wie besonders bei den Semiten in einer spätern kunstvollen systematischen Umkleidung, sondern in ihrer vollen Herrlichkeit und in ihrer ursprünglichen oder dem Ursprünglichen sehr nahestehenden Einfachheit und sinnlichen Nacktheit. Im Aegyptischen beginnt der organisch bildende Geist gleichsam zum ersten mal und schültern die Flügel zu schwingen; die Stammhaftigkeit der einzelnen Wörter widerstrebt noch ganz der Formbildung und macht sich geltend durch starre Unveränderlichkeit.“ So Dunsen. Aehnlich sagt Steinthal daß wie die Aegyptier die gerade Linie, die reine mathematische Figur, damit im Geist und von der Wirklichkeit abgesehen ideal eine Form geschaffen haben, so sich auch bei ihnen zuerst die Reinheit einer aus dem Geist herausgebildeten grammatischen Form zeigt, wenn auch ohne Fülle, ohne Wohlklang, in nackter steifer Einfachheit. Und weil sich die Formsilben dem Stamm nur anlehnen und nicht durch organische Verschmelzung mit ihm ihre eigene Bedeutung verlieren, so werden sie auch nicht abgekliffen, sondern trenn erhalten, und der conservative Sinn Aegyptens zeigt sich auch darin daß die Sprache der verschiedenen Jahrtausende wenig verändert wird.

Eine besonders ausgezeichnete That der symbolbildenden Phantasie der Aegyptier ist sodann ihre Schrift, die Hieroglyphe. Der auf das Dauernde gerichtete Geist will auch den Gedanken und das

Wort im Bilde festhalten, auch sie zum Denkmal machen, oder durch sie das Denkmal erläutern. Die Hieroglyphenzeichen sind dreifacher Art: Dingbilder, welche den gemeinten Gegenstand einfach abzeichnen, Sinnbilder, welche theils auf abgekürzte Weise das Ganze durch einzelne Theile andeuten, oder symbolisch einen Begriff veranschaulichen, und endlich Lautbilder, welche einen Buchstaben durch das Bild des Wortes ausdrücken das mit ihm beginnt: also Adler (achem) für A, Löwe (lahu) für L. Dies letztere ward bei Eigennamen nöthig, von da aus schrieb man auch andere Worte mit Lautzeichen, oder stellte solche neben das Ding- und Sinnbild. Es versteht sich von selbst daß hier eine bestimmte Regel eingehalten werden mußte, daß man gewisse Zeichen nur sachlich, symbolisch oder lautlich brauchte, und so hat Bunsen 410 Dingbilder, 120 Deutbilder und gegen 200 Lautbilder zusammengestellt. Die einfachsten Zeichen oder wiederum Abkürzungen derselben nahm man für eine priesterliche Schrift und für den Volksgebrauch, in welchem sie als Buchstaben galten; für die Denkmale blieben die Hieroglyphen während der ganzen Dauer des ägyptischen Reichs im Gebrauch. So verknüpft sich die Schrift mit der Architektur, sie ist eine Zierde der Bauwerke, und trägt zugleich das symbolische und architektonische Gepräge.

Die alte Sprache, die mit einer und derselben Stammsilbe verschiedene Bedeutungen ausdrückt, führt zunächst nicht auf die Buchstabenschrift, sondern auf das abbildende, darstellende Zeichen. Man zeichnet also Mann, Frau, Haus, Mondichel, Sonnenscheibe, Pferd, Wagen, Schiff, Pfeil, Hand einfach hin. Aber bald wird die Sache verwickelter, wenn Haus und Tempel, Wein und Milch, das Kind und der Erwachsene unterschieden werden sollen. Hier tritt sogleich der Scharfsinn und die Einbildungskraft thätig auf, und es wiederholt sich das ursprüngliche Werk der Sprachgestaltung, das den Laut zum Träger des Gedankens macht und das Geistige durch das Sinnliche offenbart. Das Kind wird durch den an den Mund gelegten Finger als das saugende oder noch schweigende ausgedrückt, die besondere Form des Wein- und Milchgefäßes verkündet den Inhalt, eine Vinie über einer Schale den Honig. Zwei erhobene Hände drücken das Gebet aus, ein ausgestreckter Arm mit einem Brod das Darreichen und Geben. Der Priester blickt im geistlichen Gewand betend zu einem überströmenden Spendekrug auf und wird dann auch durch diesen allein dargestellt. Die Biene symbolisirt das arbeitssame dem König gehor-

same Volk. Ein Viereck dessen untere Seite offen ist, bezeichnet das Haus, das Gotteshaus durch das hinzugefügte Bild des Gottes. Der allumspannende Himmel ist eine herabschauende weibliche Figur, deren Körper wagerecht liegt, während Arm und Beine niederhängen; dies kürzt sich ab durch eine wagerechte Linie mit abwärts geneigten Enden. Den Begriff des Guten und Schönen drückt eine Laute aus, das Harmonische, Wohlgestimmte. Das Wort *iri* heißt Auge, Sohn und machen; das Bild des Auges drückt die drei Begriffe aus; eine nach außen gehende Thätigkeit stellt man durch ein Auge neben zwei vorschreitenden Beinen dar. Der Sinn der Aegyptier für das Thierleben waltet auch hier; sie beobachteten dasselbe und machen es so vorwiegend zum Symbol, daß die Griechen die Hieroglyphen auch Thierbilder nennen konnten. Die Straußfeder, die sich immer gleich bleibt, wird zum Zeichen der Wahrheit, der Palmzweig, dessen Zaden die Theile des Jahres andeuten, zum Bild des Jahres; vom Vater sagt man daß er nur weibliche Jungen habe, er drückt die Mütterlichkeit aus; das Vordertheil des Löwen bezeichnet Muth und Stärke.

Die bildliche Darstellung ist concreter als das Wort, in welchem die Allgemeinheit des Gedankens liegt; jene drückt Anschauungen, dieses Vorstellungen aus; nicht das Thier, der Vogel, die Pflanze, sondern bestimmte Wesen, der Stier, der Falke, der Lotus werden dargestellt. So lebt der ägyptische Geist im Besondern, in der Naturanschauung, aber er sucht sich an ihr zum Gedanken zu erheben, und dadurch wird ihm das Besondere und Sinnesfällige zum Symbol der Idee; die ganze Natur ist ihm ein Symbol, eine sichtbare Erscheinung des Ewigen und Unsichtbaren, und so sucht er die Erscheinungswelt zu deuten und die gesunde Bedeutung, den Sinn der Dinge, wieder durch sie auszudrücken, indem er sie zum Sinnbild, zur Darstellung des Gedankens macht. Und auf diese Art sagt dem Beschauer die Hieroglyphe oft mehr als das Wort, und regt ihn zum Nachsinnen an. So konnte die Welt durch das vereinte Bild des Käfers und Vaters dargestellt werden und das erweckte sofort die Vorstellung ihres Bestehens durch das Zusammenwirken der zeugenden und empfangenden, väterlichen und mütterlichen Kraft und Wesenheit; sie konnte aber auch als eine in ihren Schwanz beißende Schlange gemalt werden, und man sah in ihr den in sich geschlossenen Kreis des Lebens, und erinnerte sich bei der Schlange selbst an das Absterben der Säute, an die Verjüngung die im Wechsel der Formen das Ganze



des Seins erfährt. Selbst wenn das Bild nur Buchstabenzeichen war, wählte man die Dinge dem darzustellenden Begriff gemäß oder suchte die Gegenstände sinnvoll zusammenzustellen.

Die sichere Erkennbarkeit der Hieroglyphen verlangte die scharfbeschnittene Zeichnung, zugleich aber den gleichbleibenden Typus in der Darstellung der Gegenstände, und wenn dort die feste Hand und der Schönheitssinn unsere Bewunderung erwecken, so mögen wir in der conventionellen Stilisirung wieder ein architektonisches Element erkennen, wonach das Wesentliche hervorgehoben und schematisch veranschaulicht wird. Wir können abschließend mit Bunsen sagen: „Der reine und seltene Kunstsinne des Aegypters zeigt sich in diesem seinem eigentlichsten Urdenkmale ebenso glänzend wie später in den Denkmälern der Zeit der Pyramiden, des Labrynth und der thebaischen Tempelpaläste. Seine Auffassung für die Schriftbildung ist klar, also rein menschlich; scharf- und tiefinnig, also philosophisch; poetisch, also schön; für die Zusammenfügung in einem Ganzen geeignet, also architektonisch.“

Wenden wir uns von der Sprache und Schrift zur Religion, so stehen auch hier die Ideen zunächst in den symbolischen Göttergestalten da, und wir haben einen sehr seltsamen und räthselhaften Polytheismus, wenn uns die Alten von drei Kreisen berichten, in welchem zuerst 8, dann 12 Götter, endlich 30 Halbgötter verbunden sind, und wenn diese Kreise zugleich als Dynastien erwähnt werden, deren Angehörige nacheinander in der Herrschaft sich gefolgt seien. Doch lichtet sich das Dunkel durch die Denkmalforschung, und wir lernen unterscheiden zwischen dem was die Priesterdogmen zusammenklügelten und dem was ursprünglicher und bleibender Volksglaube war. Wie der ägyptische Staat aus den Gauen gewachsen, so erwuchs die Vielgötterei aus der Zusammenfügung der verschiedenen Volksculte. Die eine und gemeinsame Gottesidee ward an verschiedenen Orten nach verschiedenen Seiten aufgefaßt und in einem eigenthümlichen Symbol veranschaulicht; deshalb konnte man die mannichfaltigen Gestalten leicht zusammenstellen und sie konnten auch anderwärts verehrt werden, wenn immerhin Heros der Welt von Osiris, Khem der Gott von Koptos, Anephy der Herr von Esneh blieb und sie dort ihren Cultus hatten. Und so konnte eine Gestalt in die andere übergehen und eine Verschmelzung mehrerer, eine Häufung der Attribute eintreten, da jeder besondere Gott ursprünglich das eine göttliche Wesen ausdrückte und in den vielen Göttern nur die mannichfaltigen Namen und Seiten



des Einen erschienen. Und so reden denn die Denkmäler ausdrücklich von dem einen Gott, von dem in Wahrheit allein Lebenden, von dem Herrn der Anfänge, der sich selbst erzeugt hat, der das Sein selber ist. Keine asiatische oder europäische Mythe stammt aus Aegypten, wol aber weisen manche Namen und Gestalten der Götter auf Asien hin und haben dort mit verwandten griechischen Formen des Glaubens ihre gemeinsame Wurzel. Wir finden in Aegypten den symbolischen Niederschlag einer ursprünglichen Mythenbildung, und eine reichere Göttersage entwickelt sich in Bezug auf Osiris erst im neuen Reich nicht ohne kleinasiatischen oder hellenischen Einfluß. Die Ireen aber sind die ersten und allgemein menschlichen von Gott als dem Herrn des Seins, wie er im Licht, im Himmel sich offenbart, von seiner welt schöpferischen Macht und von der Unsterblichkeit der Seele; die Eigenthümlichkeit des Aegyptertthums besteht hauptsächlich darin daß die Thiersymbolik und die Seelenwanderung ausgebildet wird, und daß im Osiriscultus die Richtung auf das ewige Leben mit vorwiegend sittlicher Tendenz entwickelt ist.

Das Licht des Himmels und seine belebende Kraft hat einen Kern und Quell in der Sonne, und so wird ihr Dienst in Aegypten herrschend; ursprünglich symbolisirt sie die göttliche Macht, Wahrheit und Güte, und die Bildwerke zeigen den Sonnengott kämpfend gegen die Schlange der Finsterniß; aber die Gefahr des Symbolismus, daß die äußere Hülle und Erscheinungsform für das Wesen genommen wird, trat darin hervor daß Amenophis IV. für eine Zeit lang durch den Dienst der Sonnenscheibe alle andere Gottesverehrung ersetzen wollte. Ruhm dir, heißt es in den Inschriften, Ruhm dir, Schöpfer der Monate, Urheber der Tage, Zähler der Stunden! Und unter harfenspielenden Sängern stehen die Worte: Du bist der höchste Gott, der bei Tagesanbruch die Welt erfreut. Die Thiere des Feldes verlassen ihr Lager, die Vögel erheben sich aus den Nestern, zu begrüßen den Glanz der lebendigen Sonnenscheibe. — Noch mehr zeigt sich diese Gefahr im Thierdienst. Nicht daß die Aegyptier ursprünglich Ochsen, Krapen und Schlangen für Götter gehalten und angebetet hätten; aber die Phantasie gestaltete die in den Naturerscheinungen waltenden Mächte als Thiere, und die Aegyptier hielten dies fest; sie sahen in den Thieren Symbole der schöpferischen Lebenskraft, der Fruchtbarkeit, der Lebensverjüngung, sie fanden dadurch Anlässe an das was sie als das Göttliche ahnten und erkannten, das Thier ward ihnen

dann das sichtbare Zeichen der Idee, es diente ihnen im Allerheiligsten des Tempels statt einer Bildsäule des Gottes oder diese Bildsäule ward durch den Kopf des ihm geheiligten Thiers charakterisirt. Wie den Aegyptern überhaupt ein stabiles Thun und typisches Wirken für das Höchste galt, so imponirte ihnen das sich gleichbleibende instinctive Wesen der Thiere; diese waren ihnen zugleich lebendig und geheimnißvoll wie die Götter und gaben ein Bild des belebten Naturganzen, des in die Natur versenkten Geistes. So stellt der Sphinx, der Kopf des Menschen auf dem Löwenleibe, Götter und Könige dar, und zeigt unwillkürlich die Gebundenheit des ägyptischen Geistes an die Natur, und bei den Ammonosphingen tritt wieder sein Widerkopf an die Stelle des Menschenantlitzes. Die Priesterfage von diesem Widerkopf bekräftigt unsere Auffassung. Konfus, der den Griechen den Herakles vertritt, berichtet Herodot, habe durchaus den Ammon sehen wollen, und seinem Drängen habe dieser endlich nachgegeben und sich in das Fell eines Widbers gehüllt und dessen abgeschnittenen Kopf vorzuschalten. In dieser Erzählung sieht auch Töllinger den Ursprung des Thiercultus angedeutet, dessen Umlinde in dem Bedürfnis die verborgene Gottheit zu schauen und sich nahe zu wissen, und in der Ehen vor dem geheimnißvollen Wesen und Treiben der Thiere zu suchen seien. So galt denn der Apis, ein Stier mit besondern Zeichen (die Weierfigur auf dem Rücken bezeichnete die Mütterlichkeit, ein läserähnlicher Fleischnoten an der Zunge den Scarabäus, die männliche Kraft der Gottheit) für ein Symbol, dann für die Incarnation des schöpferischen Lichtgottes Ptah, und es hieß daß ihn die Auh durch einen Blitz vom Himmel empfangen. Und so sah das Volk allmählich seine Götter ohne weiteres in den heiligen Thieren; man begte sie als Herren des Hauses und der Stadt, man betete sie an, und Weiber entblößten sich vor dem heiligen Osirn zu Memphis oder gaben sich dem Bod zu Mendes preis.

Die Idee Gottes im Gemüth des Menschen ist das erste, ihre Verknüpfung mit dem Naturleben das zweite; was in Asien begonnen war bildete Aegypten fort, aber nicht in der flüßigen Dichtung der Göttergeschichte, sondern im Symbol des starren Bildwerks. Aufknüpfend an die Sprache sagt Bunsen: „Die Kräfte in den Dingen werden dargestellt als wirkliche Gottheiten; die Eigenschaften werden Beinamen von Göttern oder Göttinnen; dann wieder eigene selbständige Gottheiten, gerade wie ein Beiwort ein

Nennwort wird und wie alle Nennwörter ursprünglich Eigenschaftswörter waren mit Hinzudenken oder Hinzusprechen der Dinge selbst. Die mytheologische sinnbildliche Form ist das Eigenthümliche des Aegyptertums auf dem Gebiete des Gottesbewußtseins: die Umwandlung des Sinnbildes in eine Selbständigkeit, also die Abgötterei, ist eine Entartung, deren Grund einerseits in der Schwäche des menschlichen Geistes bei einem massenhaften Auftreten liegt, andererseits in der Stärke des Gottesbewußtseins und des innern Triebes zu dessen künstlerischer Ausbildung und Darstellung.“

Betrachten wir die hauptsächlichsten Göttergestalten um in ihnen die Besonderheit ägyptischer Phantasie kennen und die Bildwerke dadurch verstehen zu lernen, so wissen wir zunächst das Menes, der Gründer des Reichs, das Heiligthum des Rath erbaut. Manetho stellt diesen an die Spitze der Götter. Inschriften bezeichnen ihn als Herrscher des Himmels, als Weber der Ansänge, als Vater der Götter, als un erzeugten Erzeuger, der durch sich selbst besteht, als Vater der Sonne, die er dann vor sich her bewegt; so ward ihm der Scarabäus geheiligt, ein Käfer der eine Kugel von Osten nach Westen wälzt; da ihn die Griechen Hephästos nennen, erkennen wir in ihm den ursprünglichen Gott der im Licht des Himmels sich offenbart, und danach heißt er dann der Herr des gnädigen Angesichts, der Herr und Vater der Wahrheit, die als seine Tochter Ma personificirt wird und wieder die geordnete Welt als die wahrhaftige Offenbarung Gottes bezeichnen kann. In Philä war er dargestellt wie er das Welteis auf einer Töpferscheibe bildet, und danach hat man den Namen nach dem semitischen Jata Eröffner des Welteies gedeutet und ihn mit der in den Patalen der Phönizier entfalteten Schöpferkraft zusammengestellt. Nach ihrem Symbolismus gaben ihm die Aegypter die grüne Farbe der lebendigen Natur und bildeten ihn bald als Kind um das immer neugeborene Licht, den ewig jungen Gott zu veranschaulichen, bald als Mann in mumienhafter Umhüllung mit dem Scepter in der Hand und mit dem sogenannten Nilmesser, einem Stabe mit vier Querstäben, in denen Passalaqua sowol die vier Weltzonen und Elemente als die vier Stufen des geistigen Lebens und der Seelenwanderung sieht; so war er der Unwandelbare, der allem Gesetz und Ordnung gibt. In Hermopolis wurden 8 Mächte als seine Kinder verehrt, Elementargeister, wie eine poetische Inschrift zu Edfu andeutet: „Die acht Götter, die sehr großen, Ur-

anfänglichen, vor den andern Göttern hervorgegangen und gezeugt von Ptah, um Besitz zu nehmen von Süd und Nord, um zu zeugen in der Thebais und zu bilden im Memphites. Wie sie entstanden waren stieß heraus aus den jungen Gewässern der Strom, es stieg empor das Lotusblütenkind in der Parke, das schöne, hellmachend diese Erde durch seine Lichtstrahlen“, — der Nil und die Sonne sind gemeint.

In Theben ward Amun, Ammon verehrt; die Alten deuteten den Namen als den Verborgenen, Neuere als den Bildner. Er ist die im Verborgenen waltende geheimnißvolle geistige reine Wesenheit, die in der Natur ihre Entfaltung und Offenbarung, ihre sichtbare Gestalt, ihren Leib hat. Auch er heißt der Herr des Himmels, seine Farbe ist das Blau des Himmels und des Wassers, er heißt König der Götter, und wird thronend in menschlicher Gestalt dargestellt, verschmilzt aber sehr bald mit Kneph und Ra. Auch Kneph ist der Weltbildner mit Toppf und Scheibe; der Widder symbolisirt seine Zeugungskraft und leiht ihm sein Haupt, und da man in Ammon dasselbe Wesen sah, gab man auch ihm den Widderkopf, sowie auch dem Achem in Chemmis, in dem die Griechen ihren Pan sahen. Ammon in seiner Kraft, in der Sonne erscheinend, heißt Ra, oder artikulirt Phra, woher wol der Name der Pharaonen, Phraschue; er ist der Sonnengott: „Der Herr in beiden Welten, der in der Sonnenscheibe thront, der sein Ei bewegt, der geoffenbart ist im Abgrund des Himmels.“ Auch er erscheint auf Denkmälern als der höchste und schaffende Gott, und heißt der einzige Erzeuger im Himmel und auf Erden, selber un-erzeugt. Es ist die Idee Gottes an die Sonne geknüpft. Er war anfänglich der alleinige; als man die Polalculte zusammenstellte, galt er in Memphis für den Sohn des Ptah, in Theben aber sah man Ammon den Verborgenen in ihm offenbar geworden, und so verehrte man vorzugsweise den Ammon-Ra. An andern Orten ward in Mentu die aufgehende, in Atmu die untergehende Sonne personificirt, und wenn Ra mit Arueris, Mandulis, Socharis und andern Göttern verschmilzt, so müßen wir mit Parthey vermuthen daß in diesen die verschiedenen Eigenschaften der Sonne, ihre belebende Kraft, ihre Wärme, ihr Licht, ihre Himmelsstellung besonders hervorgehoben waren. Ra hat den Kopf des Sperbers mit der Sonnenscheibe, seine Farbe ist roth. Auch Njris verschmilzt mit ihm, und dessen Sohn Horns, dessen Haupt am Himmel erscheint und die Welt erleuchtet, ist gleichfalls die Sonne;



alles Göttliche wird an sie geknüpft, und wo sie niedergeht im Westen da ist auch die Ruhestätte der Todten. Wenn die Aegyptier die Sonne des Winters als Kind, die des Frühlings als Jüngling, die des Sommers als Mann, die des Herbstes als Greis darstellten, so sahen sie im Jahreslauf der Sonne ein Bild des menschlichen Lebens. Anbetung, heißt es, dem Ra, der jeden Tag sich selber neu gebiert. Wie die Aegyptier den Nil, so besuhr Ra den Himmelsraum auf einer Barke, als Kind mit dem Finger am Mund in der Morgenstunde. Dann zum Mann erwachsen kämpft er gegen die Schlange der Finsterniß, während er des Nachts schlummert in seiner Barke, die von Geistern auf den Wassern der Unterwelt von Westen wieder nach Osten gezogen wird. Von ihm leiten die Könige ihre Macht ab, sie sind seine Söhne, die auf der Erde walten wie er am Himmel. Inschriften an den Tempeln der Ptolemäerzeit zu Dendera und Esfu erzählen die Priesterlegenden von der geflügelten Sonnenscheibe. Der Lichtgott Ra kämpft mit Set und dessen Dämonen der Finsterniß, die in der Gestalt von Krokodilen und Nilpferden erscheinen; während Horus in Gestalt einer geflügelten Sonnenscheibe seinem Vater zu Hülfe kommt, und so gewaltig heranstürmt daß die Feinde bei dem ersten Angriff geblendet werden und einander selbst erschlagen. Indeß sie entstehen immer wieder, und Horus steht dann in Gestalt der geflügelten Sonnenscheibe auf der Barke Ra's, und der Streit erneuert sich bald zu Wasser und zu Lande überall da wo Kultusstätten waren die von einem solchen wußten, während die Legende die Sache so darstellt als ob diese Heiligthümer zur Erinnerung an jene Kämpfe begründet und benannt worden wären. Zuletzt gebietet Ra: bringt an die Sonnenscheibe an allen Tempeln, damit sie das Böse von ihnen abwehre.

Die alte Zeit also hat ursprünglich den einen lichten Himmels-gott, den Schöpfer und Herrn, aber an verschiedenen Orten unter verschiedenen Namen und Symbolen. Auch in Aegypten geschah dann der erste Schritt zum Polytheismus dadurch daß dem männlich gedachten Gott eine Weiblichkeit zur Seite trat; sie war das Empfangende, Mütterliche, oder stellte die bildsamer Materie dar die der Geist formt und befeelt. Aber nicht blos Isis in dann die Schwester, Gattin, Mutter und Tochter des Osiris, die Götter heißen überhaupt Gemahl der Mutter, und die Auffassung ist nun die daß sie aus dem dunkeln Naturgrunde sich erheben und dann sich mit ihm zur Weltgestaltung verbunden haben. Das



Namprinzip ist dem Geiste verschwistert, wird durch ihn ebenso bestimmt und gebildet als er es zu seiner Grundlage hat. So heist es von Ma: Wenn du in der Wohnung der Nacht leuchtest, vereinigst du dich mit deiner Mutter, dem Himmel. Oder Neith heist die Kuh welche die Sonne gebiert; die Inschrift ihres Tempels zu Saïs lautet: „Ich bin alles was ist, war und sein wird; kein Sterblicher hat meinen Schleier gelüftet; die Frucht die ich geboren ist der Sonnengott.“ Eine andere Göttin, die Mut, wird durch den Namen schon als die Mutter bezeichnet. In Memphis trat Pascht, Kagen- oder Löwenköpfig, dem Ptah als die große Herrin des Feuers zur Seite, die lebende, flammenverzehrende Göttin der Insel Philä, die dann auch die Namen der Mut, Sakh, Anule führt, weil alle diese dasselbe Wesen in besondern Erscheinungsweisen bezeichnen. Auch Hathor, kuhgestaltig oder mit Kuhhörnern und der Sonnenscheibe dazwischen, ist eine große Mutter, die Herrin des Himmels, die Gebieterin der Götter, die Aeteme, die Königin des goldenen Kranzes; in ihr ist das Element der Liebe besonders hervorgehoben, Freudenfeste werden ihr gefeiert, sie ist die Göttin des Spiels und Gesangs. Aber allmählich ward der Isisdienst allgemein in Aegypten, und die Attribute der andern Götinnen wurden damit auf sie übertragen, sie ward die Göttin mit 10000 Namen, abgebildet mit Kuhhörnern und Sonnenscheibe, oder auch mit der Geierhaube, ein Blumenscepter und Lebenskreuz in den Händen. Die verschiedenen Götinnen sind die eine Isis, aber in verschiedener Form, mit verschiedenen Symbolen, je nachdem eine oder die andere Eigenschaft hervorgehoben wird.

Herodot nennt Isis und Osiris die einzigen überall in Aegypten verehrten Götter; die reichste Entfaltung der gemeinsamen Uridee konnte am leichtesten alle andern Gestaltungen aufnehmen. Wie vielseitig die Anschauung des Göttlichen in Osiris war, beweist daß die Griechen in ihm den Zeus und Dionysos, den Hades, Pan und Nil finden konnten, und Bunsen sagen darf daß Isis, Osiris und ihr Kind Horus das ganze Göttersystem in sich fassen, all den verschiedenen Lokalgöttheiten auf den Denkmälern eine besondere ihnen entsprechende Erscheinung von jenen zur Seite steht. Am meisten wird Osiris als Herrscher über das Reich der Seelen dargestellt; schon auf den ältesten Grabdenkmälern ist er Totenrichter, im Tottenbuch wird er als der Herr des Lebens und König der Götter angerufen. Er ist die alterthümliche Gottheit von Itho oder Abydos in Oberägypten. Auch sein Symbol

ist die Sonne und damit wird der Sonnenlauf seine Geschichte; zugleich verehrt man seine wohlthätige Macht in den Ueberschwemmungen des Nil. Isis tritt ihm dann zur Seite und ist die sonnenbeschienene Erde oder das Land das nach der Umarmung, der Uebersflutung des Nil sich sehnt und von ihr befruchtet wird. Wir kennen aber die Ueidee der Menschheit daß die Schöpferthätigkeit Gottes ein Eingehen in die Endlichkeit, ein Opfer der Liebe ist, daß Gott sich hingibt an das All um in ihm lebendig zu werden. Sobald man Gott in der Natur sah und das Symbol als seine Gestalt im Gemüth feststand, ward die Sonnenwende und der Sonnenuntergang ein Hinabsteigen des Gottes in die Unterwelt, und wenn die Segenskraft im Nil sank und nachließ, so erschien das als ein Verschwinden des Gottes, aus dem aber die Fruchtbarkeit des Landes hervorging. Die Sonne ward aber an jedem Morgen, die Flut des Nil in jedem Sommer wiedergeboren, und der sterbende Gott war der ewig lebendige und wiederkehrende. Isis heißt im Aegyptischen Hes, Thron, die Natur als Thron Gottes; des Osiris oder Osiri Name würde ägyptisch Thronanage heißen, eine sinnlose Deutung, so daß Bunsen ihn mit dem phönizischen Adar, Asar, starker Gott zusammenstellt. Adonis ist Adonai, der Herr, und wenn die Osirisfeier den Griechen an seine Dionysien erinnerte, so stellte sie sich ebenso als die ägyptische Ausbildung des Adoniscultus dar, in dem der sterbende Gott beklagt, der neubelebte wiedergefundene mit Jubel begrüßt wird; eine ursprünglich gemeinsame Wurzel hat die drei Sprossen hervorgetrieben, ein Einfluß von einem auf den andern wird nicht zu leugnen sein. Wird doch auch Baal's als eines Genes der Städte zur Zeit des Wechselverkehrs mit den Semiten auf ägyptischen Denkmälern gedacht.

Das Eigenthümliche und Große in der ägyptischen Entwicklung aber war daß die Unsterblichkeit, das Geschick der Seele an Osiris angelnüpft, daß der hinabgegangene Gott als der Richter der Todten und Herrscher der Geisterwelt angeschaut ward, mit dem die Seligen vereint das ewige Leben haben. So ward das ethische Element zur Hauptsache, und das Tiefste im Gottesbewußtsein hier ausgesprochen. Osiris ist der menschlich gestaltete, in der Menschheit waltende, leidende und am Ende siegende Gott; das Sittengesetz ist sein Gebot und er richtet die Menschen, bestraft das Böse, belohnt das Gute: das höchste Ziel ist die Vereinigung mit ihm.

Die Ueberzeugung daß die menschliche Persönlichkeit unzerstörbar sei, liegt dem Geisterglauben der Chinesen und Turanier, dem Totendienst der Griechen und Römer als gemeinsame Wahrheit, als menschliche Urdee zu Grunde; die Aegypter haben die Unsterblichkeit keineswegs zuerst gelehrt, aber sie haben einmal ein entscheidendes Gewicht auf das Leben nach dem Tod und die Veracktung in der Ewigkeit gelegt, dann die Seelenwanderung und die Verbindung mit dem Thierdienst hinzugefügt. Der Mensch ist verantwortlich. Sinnliche Vergessungen und Schwächen werden dem Bauch, den Eingeweiden zugeschrieben und diese damit bei der Einbalsamirung dem allburchschauenden Sonnengott gewiesen und in den Strom geworfen; dann wird über den Todten ein Volksgericht gehalten, und nur wer da besteht zur feierlichen Bestattung zugelassen. Dies irdische Gericht ist das Vorspiel des himmlischen. Da thront Osiris mit 42 Richtern, vor ihnen steht die große Wage, in deren eine Schale die Sünden des Verstorbenen kommen, in der andern liegt das Symbol der Gerechtigkeit, die Straußfeder. An jener Schale steht der schakallköpfige Anubis, der Grabewächter, das Riehtloth hält der sperberköpfige Horos, die allsehende Sonne, und der ibisköpfige Thoth, der Schreiber der Götter, der Herr der lebenden Sprache, der göttliche Erfinder der Schrift und Pfleger des Wissens, zeichnet das Ergebniß auf. Die Gebete im Todtenbuch, Schriften die man bei Mumien gefunden, rufen den Hort der Götter, den Herrn der Wahrheit, Osiris an, daß er ihnen verzeihen möge sein Unthun zu schauen. Von den Verdammten heißt es daß sie das Auge des großen Gottes nicht erleuchtet, ihr Ohr seine Stimme nicht hört; sie werden dargestellt wie sie ohne Kopf einbergehen, ihr Herz nachschleifen, in Kesseln gekostet werden, an den Weinen aufgehängt sind, — die Bilder erinnern an die Phantastie eines Höllen-Brenghel. Die Frommen und Seligen aber baden sich jubelnd in ewigen Quellen und pflücken die Frucht von den Bäumen des Himmels. Sie haben Brot den Hungerigen und einen Trunk den Dürstenden und ein Gewand den Nackten gegeben, man leben sie in Wahrheit, der große Gott redet zu ihnen und sie reden zu ihm, der Glanz seiner Sonne erleuchtet sie, stehend in ihrer Bahn; sie besteigen die Barke des Sonnengottes und vollbringen den Weltlauf mit ihm, froh seines Lichts; ihr Herz ist seines Herzes, sie sind die Genossen seines Lebens.

Aber wer nicht gut und rein befunden wurde, der mußte eine Wanderung zur Strafe und Läuterung antreten, und wenn die

Seele eines, die in ein Schrein fährt, die Weisheit „Gefährlich ist“ hat, so dürfen wir vermuthen daß sie in den Leib des Thiers einkehrte dem sie durch eine hervorragende Eigenschaft sich ähnlich gemacht hatte. Die Wanderung währte eine Hundsternperiode, 3000 Jahre, dann wurde die Seele wieder als Mensch geboren, von neuem gerichtet, und nun der Verdammniß in der Nacht oder der Seligkeit im Licht zugewiesen. Das Gefühl der Gemeinsamkeit des Lebensprincips in allen lebendigen Wesen, das zum Thierdienst führte, verknüpfte Mensch und Thier durch die sühnende Seelenwanderung, und der Aegyptier, der in den Thieren die Seelen seiner Vorfahren vermuthen mußte, war wieder getrieben sie heilig zu halten.

Die Erstarrung der Idee im Symbol, die Gebundenheit des Geistes an die Naturform zeigt sich übrigens auch hier. Die Fortdauer der Seele knüpfte sich dem Aegyptier an die Erhaltung des Leibes. Darum ward dieser einbalsamirt, darum im steinernen Grabe verschlossen. Diodor sagt: „Sie achten die Zeit dieses Lebens für sehr gering, aber die nach dem Tode, wo sie ihre Tugend im Andenken erhalten soll, sehr hoch. Daher nennen sie die Wohnungen der Lebenden Herbergen, weil wir nur eine Zeit in denselben wohnen, die Gräber der Verstorbenen aber ewige Häuser. Daher wenden sie auch auf die Erbauung der Häuser nur wenige Mühe, die Gräber aber werden auf außerordentliche Weise ausgestattet.“

Der bekannte Osirismythos ist erst zu Anfang des Jahrtausends vor Christi ausgebildet, und so wie Griechen ihn überliefern, mögen sie selber an seiner Fortgestaltung mitgeholfen haben. Seb und Nutpe, der Gott der Erde und die Göttin des Himmelsraums, werden hier die Kestern von Osiris und Isis genannt. Set, bei den Griechen Typhon, der dem Osiris entgegentritt, ist aber noch im neuen Reich der verehrte Gott des Delta, der den König Thotmes III. im Bogenschießen unterrichtet. Der Name ist in Asien bekannt, auch in der Genesis wird er in einer der Schöpfungsgeschichten als Vater des Menschen (Enos) genannt. Er ist der strenge und eifrige, das Richtende und Verzehrende der Gottesgewalt ist in ihm wie im Mosech dargestellt. Darum konnten die Hylsos, die semitischen Eroberer, in ihm den eigenen Gott erkennen, und daher die Priesterfrage daß Aegyptens Götter sich in Thiermasken gekleidet um sich vor ihm zu verbergen. Und so brachte man ihn denn als Widersacher in Gegensatz mit dem



malen Osiris, und machte ihn, den Vererber, zum Träger alles Heimseligen und Verderblichen. Ist Osiris der befruchtende Nil, so ist Set der austrocknende Glutwind der Wüste, brennend roth wie die Wüstenfenne. Der Mythos nun erzählt daß Osiris segensreich in Aegypten waltet, und siegreich die Welt durchzieht, Acker- und Weinbau, Geseze und Gottesdienst begründend. Aber listig schließt Typhon-Set ihn in einen Sarg, und wirft denselben in den Nil. Ihn suchend irrt Isis trauernd einher; als sie ihn gefunden, zerstückt Typhon den Leichnam; sie sammelt die Glieder wieder. Osiris ist Herrscher des Todtenreichs, aber im Horos, seinem und der Isis Sohn, erwächst ihm ein Rächer, der den Typhon überwindet; der neue Segen des Jahrs ist der Sohn von Osiris-Nil und Isis-Land. Er ist zugleich die lichte Sonne und gießt das Heil aus über die Könige. In seinem Namen Harpocrates hat Pappus das ägyptische Her-pe-chrut, Herr oder Horus das Kind erkannt. Des Osiris Wirken und Verschwinden wiederholt im wiederkehrenden Naturverlauf jedes Jahr; als Fort der Geister ist er zugleich der ewig Lebendige. Bedeutungsvoll heißt es daß Horus den Typhon überwältigt, aber nicht hinweggeräumt. Thoth-Hermes schneidet ihm die Sehnen aus und spannt sie als Saiten auf die Leier; der alles in eins fügende Geist, sagt schon hierüber Plutarch, ruft auch aus dem Widerstrebenden Einklang hervor; die Energie des Negativen wird nicht vernichtet, aber sie muß der Harmonie des Ganzen dienlich sein.

Auch in dem ägyptischen Cultus war die Osirisfeier die hauptsächlichste. Ein Stier war das Symbol des Gottes, seiner jugendlichen Naturkraft, und wie diese um dem Besondern Leben zu verleihen sich selber zertheilt, so ward der Stier geopfert und zerstückt; die Volksslage verwandelte sich in Jubel, wenn einige Tage darauf die Auffindung und Wiederbelebung des Gottes gefeiert, aus der mit Nilwasser getränkten Erde sein Bild geformt wurde. Das Eine das in der Vielheit auseinander geht und aus der Vielheit wieder zu sich zurückkehrt, das Unendliche zerstückelt im Endlichen und aus ihm wiederhergestellt, diese Urdee des Aegyptertums ist auch hier nicht zu verkennen. Bei andern Gelegenheiten ward der Osiris einhergetragen und Frauen entblößten sich um die Götter der Geburt zu verehren.

Das Opfer war auch in Aegypten ursprünglich Menschenopfer; das stellvertretende Thier ward stets mit einem Siegel bezeichnet, auf welchem ein Mann dargestellt war der an einen Pfahl



gebunden kniete, während ihm das Messer die Kehle rührte. Der Symbolismus verlangte genaue Prüfung der Opferrhiere, und schrieb außerdem den Priestern die rhytische Reinheit auf eine scrupulöse Weise als Erscheinungsform der geistigen vor, so daß ihr Thun und Lassen durch sinnbildlich bedeutsame Speise- und Kleidergesetze sehr eingeengt war. Ihr ganzes Leben sollte ein dauernder Gottesdienst sein und ging zumeist in Ceremonien auf, deren Regeln unverrückbar feststanden wie die Ordnungen der Natur. Am Feste des Thoth, des göttlichen Schutzherrn ihrer Weisheit, aßen sie Honig und Feigen und sprachen: „Die Wahrheit ist süß.“ Priesterliche Speculation hat die vollethümliche Götterlehre systematisirt. Da treten denn Kneph und Nent als Geist und Materie, Sewef und Pascht als Zeit und Raum an die Spitze und werden zur vereinigten Offenbarung des Verborgenen, Amun. Das geht aber dem vollethümlichen Glauben, dem Mythos nicht voraus, sondern ist ein Dogma das ihm nachfolgt, ist scholastische Religionsphilosophie.

Die religiösen Denkmäler der Aegypter geben jedoch selbst das große und gewichtige Zeugniß daß die Träger der priesterlichen Weisheit, daß die Gebildeten im Volk die Anschauung von der Ewigkeit Gottes hatten, daß sie in den mannichfachen Gestaltungen einer reich gegliederten Götterwelt nur mannichfaltige Formen des Einen, nur Verhüllungen und Entstellungen der ursprünglichen Wahrheit sahen. Im Todtenbuch, jener Rolle die man als letztes Geleit den Verstorbenen mit in das Grab legte, ist diese Lehre ausgesprochen. Für Gott den Einen und Seienden wird kein besonderer Name dort genannt, er wird umschrieben mit den tiefen Worten: Nuk pu nuk: Ich bin der ich bin. Wer erinnert sich hierbei nicht des gleichen Ausdrucks, mit welchem Gott bei Moses II, 3, 14 sich den Israeliten nennt: Javeh, nach falscher Aussprache Jehova, das heißt Ich bin der ich bin, — der Ewige, der Lebendige! Und wer erinnert sich nicht an die Rede des himmlischen Königs in einer der Parabeln von Jesus, wenn im westlichen Jersenthal Thebens ein Verstorbener vor Gott und den Menschen bekennet: „Ich habe gelebt von der Wahrheit und mich genährt mit Gerechtigkeit. Was ich den Menschen gethan war voll Veröhnung, und wie ich Gott geliebt weiß Gott und mein Herz. Ich habe Vrel dem Hungerigen, Wasser dem Durstigen, Kleider dem Nackten gespendet, und dem Wanderer gewährte ich ein Obdach.“ Ueberhaupt spricht eine mild fremde Gesinnung aus den Grabschriften

der Aegypter. Von einer Mutter heißt es sie habe ihre Kinder bedeckt wie die Henne mit ihrem Flügelpaar die Küchlein. Frauen werden schöne Palmen genannt, deren Frucht die zarte Liebe sei, und für das edelste Göttergeschenk gilt die Achtung bei den Männern und die Liebe bei den Frauen.

Wenn im Todtenbuch und in den Inschriften der Königsgräber der Verstorbene als eins geworden mit Gott bezeichnet wird, dann erscheinen die besondern Götter als die Glieder seines Leibes, sein Haupt ist Ra, Horus sein Herz, sein Eingeweide Osiris und so fort bis zu den Hinterwangen, die zwei Göttinnen heißen. Naville hat jetzt die große Vitaneis übersezt welche an den Wänden der Königsgräber aus der Blüthezeit des alten Reiches, eines Seti's I und II., Menephtha's I. in Hieroglyphen eingegraben ist; in 75 Sprüchen wird Ra als der Eine gepriesen der Alles ist, die andern Götter erscheinen als Bilder seines Wesens und Wirkens, alle Dinge gehen von ihm aus und kehren zu ihm zurück. Aber die Auffassung ist nicht bloß naturalistischer Pantheismus, Gott ist zugleich Geist, sein Wort das die Geister schaffende, die Dinge benennende und dadurch zur klaren Bestimmtheit bringende; er ist das Allumfassende und er sieht alles was in ihm ist. Die volle Wahrheit und doch an die altägyptischen Sagen gebunden und zu festen Formeln erstarrt, deren Lesen und Nachsprechen beseligen soll! Der Anfang lautet: Anbetung dir dem Allmächtigen, dem Ursprung aller Wesen, der geboren wird als die Umhüllung der Welt (das Allumfassende), der alle Sphären beherrscht; der Vater der sein eigener Sohn ist, (der Ewige der sich in allem erzeugt); der seine Glieder sich bildet, und alles in sich gestaltet, der die Erde und die Unterwelt erleuchtet, und dessen Wesen Form gewinnt, der in der Erscheinung der Sonne geboren wird, der Geist der Welt die Geister schafft die sich in ihm entsalten, der zu seinem Haupt und Auge (zu sich selber) spricht und den Seelen den Lebensodem verleiht, der Gewaltige der voranschreitet und seine Feinde zerstört, die rebellischen Gewalten bändigt und Licht und Finsterniß sendet. Nun werden die besondern Götter erwähnt, indem es vom Höchsten und Allenen heißt: der hinabsteigt in die Unterwelt und seine Gestalt ist Tum, der die Pflanzen aus sich hervorsprossen läßt und seine Gestalt ist Seb (die Erde), der Große der alles in sich ordnet und seine Gestalt ist Nut (der Himmel), der dem Voranschreitenden nachfolgt und seine Gestalt ist Isis (hier der Mond), der Decker der Lebenskeime, der alle Geburten in sich trägt, und

seine Gestalt ist Horns, der Glänzende der im Wasser der Ueberschwemmung leuchtet und seine Gestalt ist Nun (der Mil). Aus dem Folgenden entnehmen wir noch daß er auch der Geist der Bewegung heißt, der Umgestalter, ein verzehrendes Feuer; daß die Verwesung selber sein Werk heißt insofern sie der Durchgang zu neuem Leben ist; daß er der Vater genannt wird der seine Kinder verschlingt, insofern er alles von ihm Ausgehende wieder in sich auf und zurück nimmt, der geheimnißvolle Verborgene der sich in allem offenbart, der Herr des Seienden und Nichtigen, der Seligen und Verdamnten, der Unterscheider des Guten und Bösen, das allerleuchtende allsehende Licht, selig im Anschauen seiner selbst. Dann heißt es weiter an einer andern Wand: Du bist was ist, Na, die Geburt des Osiris ist deine Geburt, seine Entfaltung deine Gestalt. Der Verstorbene betet zu ihm und geht endlich in ihn ein und in ihm auf; er ruht im Ort der Ruhe und lebt wie Gott in seiner Wahrheit; — er weiß und fühlt sich in seiner Einheit mit ihm. — Das spätere Hermesbuch hat also nichts hinzugefügt als den klareren Ausdruck, wenn es sagt: „Der unsichtbare Gott ist sichtbar; er offenbart sich in allem und durch alles, und wenn man ihn versteht und erkennt, dann erleuchtet sein Lichtstrahl den Gedanken.“

Eine humane Weisheit leuchtete auch den Griechen durch alle unverständlichen Seltsamkeiten Aegyptens entgegen. Gottesfurcht, Gerechtigkeit, Milde sind die stets gepriesenen Tugenden, und der bekannte hebräische Spruch daß man dem Ochsen der da drischt das Maul nicht verbinden soll, hat sein Vorbild in dem ägyptischen Vers: Dreschet, ihr Ochsen, drescht für euern Herrn, drescht auch für euch selber! Die Augenbinde der Gerechtigkeit, vor der kein Ansehen der Person gilt, hat sich von Aegypten zu uns verbreitet. Die Priester waren auch die Lehrer der Jugend in Religion, Mathematik und andern Kenntnissen. Sie waren nicht so beschaulich nach innen gewandt wie die Brahmanen am Ganges, sie strebten ihr Wissen und Können praktisch zu betheiligen, es in der zweckmäßigen Leitung des Volkslebens auszuprägen. Die Erwerbsthätigkeit war nicht Sache von Sklaven, die sociale Ordnung gab der Arbeit des Volks ihre Ehre. Der fortgesetzte Betrieb bestimmter Gewerbe innerhalb der Familien zeigt in der Gewinnung der Metalle, in der Vereitung von Glas und Farben, in der Destillirkunst eine Fülle von Entdeckungen, welche es bekunden daß die Chemie nicht umsonst nach Chemi, dem alten Namen Aegyptens,

genannt worden ist. Die Astronomie war ein Theil der Theologie, Beobachtung der göttlichen Weltregierung am sichtbaren Himmel. Durch die Gestirne beherrscht die Gottheit den Wechsel der Tages- und Jahreserscheinungen und deren Einfluß auf alles Lebendige. So bringt denn die Astrologie den Stand der Gestirne in Verbindung mit den Vorgängen in der Natur und Geschichte auf der Erde. Und wie ägyptische Zauberer mit den Wunderthaten von Moses und Kron in der Bibel wetteifern, so verbreiteten sich ägyptische Wahrsager und Wahrsagerinnen im römischen Reich und galt ihre Heimat für den Herd der magischen Künste. Glabisk, der die ägyptischen Elemente bei dem hellenischen Dichterphilosophen Empedokles nachgewiesen, gibt auch die Erklärung der Zauberei aus den alexandrinischen Philosophen Iamblichos und Plotinos in völliger Uebereinstimmung mit der Weltansicht daß die ursprüngliche Einheit durch den Gegensatz getrennt, durch die Liebe wiederhergestellt werde. Plotinos sagt: „Die wirkliche Zauberei ist die Liebe in dem All und der Streit. Weil nun die Menschen den Zauber wahrgenommen, der in dem All selbst wirkt, indem den Bestandtheilen desselben eine Kraft der Liebe eingeboren ist, vermöge der sie von einander angezogen und bezaubert werden, so sind sie darauf geführt worden durch künstliche Mittel die inwohnende Kraft der Liebe zu erregen und die gegenseitige Anziehung zu erregen, sodaß das Geheimniß der Zauberei darin besteht zu wissen auf welche Weise die Anziehung erweckt wird.“ So liegt denn der Zauberei wie der Astrologie die gemeinsame Wahrheit zu Grunde von einem organischen Weltganzen, in welchem alle Dinge durch ein einiges Band wechselseitigen Einflusses verknüpft sind; mit diesem Gedanken hat dann die Einbildungskraft ihr Spiel getrieben und treibt es noch.

Daß Gesang und Musik den Aegyptern nicht fremd waren beweisen auch die Denkmale, auf denen namentlich im neuern Reich viele Bilder des frohen Lebensgenusses erscheinen; doch zeigt auch schon die älteste Zeit viele der heute noch üblichen Instrumente, namentlich solche die geschlagen werden. Man sieht Klapphölzer um den Takt anzugeben, Trommeln und die bronzene Sistrumklapper, man sieht Flöten und Trompeten und besonders schöne Harfen, deren Erfinder die Aegypter sind, auch die Guitarre und die Psa. Herodot versichert, und es stimmt zum Wesen der Aegypter, daß sie feststehende volksthümliche Weisen gehabt und fremde nicht angenommen. Auch Platon behauptet daß in Aegypten eine heilige



Sagung bestimme was schöne Bildwerke und gute Gesänge seien, und daß die Jugend nur an edle Formen gewöhnt werden solle, welche die natürlichen Leidenschaften bändigen und reinigen. Indes wie wir allerdings innerhalb des Aegyptischen Typus doch Stilunterschiede in Kanten und Bildwerken gewahren, so lassen diese selbst uns eine Entwicklung der Musik erkennen die gleich der der andern Künste allerdings unter das Ursprüngliche viel gebundener blieb als in dem raschlebigen Hellas. Früh schon war den Aegyptern der musikalische Wohlklang das Symbol für das Schöne und Gute, und die Laute ward zur Hieroglyphe für diese Begriffe, zugleich ein Beweis für das hohe Alterthum ihrer Erfindung, die sie dem Gott Thoth zuschrieben, ihre drei Saiten sollten den Winter, Frühling und Sommer bedeuten; auch die Ordnung der Töne und der Gestirne ward früh aufeinander bezogen.

Ein Grabgemälde der Pyramidenzeit zeigt wie der kniende Harfner dem Vorsänger gegenüber das Lied begleitet, das dieser mit sechs Sängern ausstimmt; die Sängern klatschen in die Hände, und nach ihnen richten wieder drei Männer die gleichmäßigen Tanzbewegungen. Lied, Instrumentalmusik und Tanz sind also auch hier ein gemeinsames Ganze. Ein Oberster der königlichen Sänger in der Glanzzeit des neuen Reichs ist fürstlichen Geschlechts und zugleich als Priesterprophet der Hathor bezeichnet. Aber wie der religiösen Feier, so diente die Musik auch der Freude des geselligen Lebens und dem Kriege. Der einfache mit sechs Saiten bespannte Holzbogen als die älteste Harfenform veranlaßt Ambros zu der Vermuthung daß das Erklängen der Vogensehne die Erfindung angeregt habe. Aber bald wird der untere Theil stärker und zum Schallkasten ausgehöhlt, und dann gewinnen die Harfen eine große, zweckvolle und zierliche Gestalt. Die im südwestlichen Asien vielverbreitete Pyra dagegen scheint semitischen Ursprungs und erst in Aegypten nach der Hyksosperiode vollständig. Besonders reich und glänzend war das Musiktreiben in der Blütezeit des neuen Reichs; die Harfe erhält 13, ja 21 Saiten; Piren, Flöten und Pauken werden mit ihr zusammen gespielt.

Leider ist uns von den Melodien der Aegypter bis jetzt nichts erhalten; daß sie die Harmonie so wenig wie irgendein Volk des Alterthums ausgebildet, beweist uns das Schweigen der Griechen; ein Herodot, ein Platon, die Alexandriner würden es als etwas Wunderbares gewiß bemerkt haben. Wenn Diodor von Sicilien sagt daß die Aegypter Musik und Gymnastik, diese beiden Erziehungs-



mittel der Griechen, im Jugendunterricht nicht anzuwenden, so entsprechen dem die Denkmäler, nach welchen Sänger, Sängerinnen und Musiker entweder priesterlicher Art sind oder einem besondern Stande angehören. Der freigebohrne Hellenen dagegen kräftigte seinen Körper durch die Gymnastik, daß er aber nicht roh und hart werde, nahm er die sänftigende Milde der Musik zu Hülfe und liete sich in ihr und harmonisirte durch sie sein Leben. Der Aegyptier hörte die Musik ohne sie selbst auszuüben. Auch Ambros hat dies für die Cultur beider Völker bezeichnend gefunden: Aegypten erscheint als das Land priesterlicher Sägung, kastenmäßig geordneter und geheilster Bildung, während die allseitige Bildung zu freier schöner Menschlichkeit Gemeingut der Hellenen wird.

Die Poesie der Aegyptier lernen wir allmählich näher kennen und würdigen. Zwar hatte sie in der Geschichte der Dichtkunst von Scherr noch keine Stelle erhalten, und Rosenkranz wollte die auffallende Thatsache ein großes und gebildetes Volk ohne Poesie zu finden damit erklären daß der Aegyptier wie der Parse in einer übergroßen unmittelbaren Spannung gelebt habe, die ihm eine Vertiefung in die Innerlichkeit versage wie die Poesie als Bedingung sie erfordert; Licht und Finsterniß, Leben und Tod, Reinheit und Unreinheit waren die Angeln um welche sich das Dasein dreht. Danach sollte man doch vermuthen daß Rosenkranz weder eine altperische noch eine ägyptische Poesie anerkenne. Aber im Gegentheil; er bespricht die iranische Heldensage und schließt von den Bildwerken der Aegyptier auf eine lyrische Poesie theils liturgischer theils skolischer Art, religiöse Gesänge und Lieder des heitern Lebensgenusses beim Mahl. Die epische Dichtung dagegen spricht er ihnen ab und sagt daß was von Poesie in ihnen lebte, in den großen Stil ihrer monumentalen Plastik hineingearbeitet ward. Indeß ist allmählich den Inschriften und Papyrusrollen so viel entziffert daß die Thatsache einer reichen poetischen Literatur der Aegyptier ebenso feststeht als wir die Form derselben näher bezeichnen können. Die Architektur war allerdings die tonangebende Kunst in Aegypten und in den Miesenleitern ihrer Bauten haben sie das Wort ihres Lebens am prägnantesten niedergeschrieben. Architektonisch ist auch der Stil der Bildwerke, welche die Bauten verzieren. Architektonisch ist auch die Form ihrer Poesie in der Symmetrie von Satz und Gegensatz, in Parallelismus der Gedanken und der Rede, der dem ersten Satz ein entsprechendes zweites hinzufügt. Die hellenische Metrik ist plastisch und gestaltet die Leiblichkeit der Sprache zur freien

Schönheit, der Rhythmus ist malerisch, der romantische Reiz an musikalisch; der Innerlichkeit der Hebräer genügt und entspricht das Geistige, der Gedankenrhythmus — wie ich das in mein Kunstwerk näher entwickelt habe. Jener biblische Parallelismus aber hat seine Analogie in dem architektonischen Gefüge der ägyptischen Inschriften. So heißt es von König Sethos:

Deine Streitart war über den Thronen aller fremden Länder;  
Ihre Fürsten wurden durchbohrt von deinem Schwerte.

So las Rith Stellen eines Sonnenhymnus auf dem Leibe ein großen Scarabäus eingegraben:

Zu kämpfen geht der himmlische Genius;  
Väternd und weisend vollstreckt der Sonnengott seine Bahn.

Das Licht entstrahlend wandelt die Sonne dahin,  
Das Licht entsendend vollbringt sie ihre Fahrt.

Die Inschriften der Pyramidenzeit erscheinen einfach und gedrungen gegen die ruhmvollere Breite der spätern Perioden, wo schwülstige Wiederholungen ermüden; doch fehlt es auch hier nicht an lebendiger Auffassung und charakteristischen Bildern. Auf dem Deckel von König Menkera's Sarg las man die Worte:

Seliger König Menkera,  
Ewig lebender,  
Himmelskammer,  
Kind der Nutpe,  
Sproß der Mut,

Möge deine Mutter Nutpe sich über dir ausbreiten, die Himmelskammer  
Dich darstellen dem Vernichter deiner unreinen Feinde,  
König Menkera, Ewiglebender.

Sesorthosis weiht einen Obelisken dem Gotte Ra:

Der Sohn der Sonne, welcher den Menschen das Leben gibt,  
Der König Sonne, welcher der Welt geschenkt ist,  
Der Herr des obern und untern Aegyptens,  
Der geliebt wird von den Geistern der reinen Gegend,  
Der immer lebt und den Menschen das Leben gibt,  
Der das Leben der Menschen ist,  
Dem Gotte der ihn zum Lebengeber gemacht hat.

Von Ramses III. heißt es in einer Inschrift des Palastes Nebinet Habu:

Der König war wie ein Löwe,  
Sein Rülken in den Bergen ließ die Eb'ne zittern.

Wie die Fugen vor dem Stiere zittern,  
So stehen die Feinde vor dem Helden.

Seine Schlägen durchbohrten die Feinde  
Und seine Kasse waren wie Sperber.

Er trägt das Land mit der Kraft seines Adels und seiner Fenden,  
Und der Geist der Sonne ist geoffenbart in seinen Gliedern.

Das reine Volk gedeiht im Glanz seiner Strahlen  
Und vermehrt sich an Männern und Weibern.

Der Herr der Stärke spendet Leben wie die Sonne,  
Seine Glieder leuchten über dem Lande wie die Sonne.

Diese Inschriften, die den König feiern, tragen schon einen hymnischen Charakter, können uns schon als Beleg ägyptischer Poesie dienen; noch klarer tritt solche in den Anrufungen an die Götter hervor. Wie der Sonnencult ein Symbol ist für die Geschichte der Seele, und die Sonne des Nachts den Seligen leuchtet, so wird in den Inschriften der Gräber besonders die in der Sonne waltende eine Gottesmacht unter vielen Namen angerufen. So fordert ein priesterlicher Schreiber alle Schreiber und Priester auf, daß sie die Götter besingen gleichwie diese Rede:

Anbetung dir, o Sonne, göttliches Kind,  
Das alle Tage selber sich gebiert.

Anbetung dir, waun lebenspendend  
Du strahlst im Himmelsocceau.

Du hast erschaffen alle Dinge,  
Du strahlst den reinen Menschen Leben aus.

Anbetung dir, dem Bildner aller Wesen;  
Verborg'n bist du, deine Pfade unerkannt.

Anbetung dir, wenn du durchläufst den Himmel;  
Die Götter bei dir sie frohlocken!

Oder der heilige Schreiber Taphernunnes singt:

Sei gnädig mir, du Gott der Morgensonne,  
Du Gott der Abendsonne, Fürst beider Welten,  
Du Gott der einzig und in Wahrheit lebst!  
Erschaffen hast du alles was da ist,

Der Wesen Allheit, Thier sowol als Mensch;  
 Im Sonnenauge offenbart du dich.  
 Du Herr der Armuth, Liebenswerthester,  
 Der Leben ausstrahlt allen Menschenkindern!  
 Ich rühme dich, wenn abendlich es dämmeret,  
 Wo friedvoll du zu neuem Leben stirbst,  
 Du scheidest unter Lobgesang im Meer,  
 Und deine Parke nimmt dich jubelnd auf.

Klingt das nicht wie ein biblischer Psalm? Ebenso erinnert es an die indischen Grundbücher, die *Weden*.

Häufig werden in langer Anrufung die verschiedenen Namen des Gottes genannt, seine Eigenschaften aufgezählt, und wie der eben angebetete Gott als Ehegemahl, Herr und Häuptling der andern Götter gepriesen wird, als der Schöpfer seiner selbst und aller Dinge, als der in Wahrheit einzig Lebende, so geht daraus hervor, daß im Gemüth des denkenden Aegypters wie des Indiers die Idee des Einen Gottes, dessen verschiedene Offenbarungsweisen mit verschiedenen Namen genannt die andern Götter sind, immer wieder hervordrückt, wie umgekehrt das jüdische Volk trotz der Mahnungen seiner Propheten so oft wieder in die Vielgötterei und den Widdendienst zurückfällt. Und wenn es im ägyptischen Lobgesang der Sonnengott weiter heißt:

Geschlagen wird vom Glanz deines Auges dein Feind,  
 Gewebret ist dem Glanz der Schlange Apophis,

so sehen wir daß auch die Aegyptier das Princip des Bösen als Schlange personificirt, daß auch sie gleich Semiten und Ariern vom Kampf des Lichtgottes mit dem Drachen der Finsterniß gesungen haben; wir erkennen darin eine Uranschauung der Menschheit.

Der Mensch bringt sich die Götter menschlich nah, wenn er sie nicht bloß in der eigenen Gestalt bildet, sondern ihnen auch die eigenen Gemüthsbewegungen leiht, sodaß seine Schmerzen und Freuden in ihnen widerklingen. Die Sonnenwende und der Sonnenuntergang läßt auch den Lichtgott in das Reich der Nacht und des Todes niedersteigen, und die Mutter Natur selbst scheint zu trauern, wenn der Frühling mit seiner Wonne im Gewittersturm erschlagen, wenn die Blütenfülle der Erde von der Glut des Sommers versengt, wenn das grüne Laub vom Winterwind dahingerafft wird; aber ebenso frohlockt auch die Natur, wenn die Vögel wieder singen, die Blumen wieder aufsprossen und neuerjüngtes Leben die Erde

schmacht, frische Kraft die Sonne am Morgen und im Jahresanfang wieder zu höhern Bahnen emporführt. Wie die religiöse Idee überhaupt am mächtigsten und ergreifendsten im Gemüth der Semiten waltet, so hat sich auch der Wechsel der Jahreszeit als Lust und Leid des darin waltenden Gottes und das Mitgefühl der Menschen in Jubel und Klage bei ihnen am stärksten ausgeprägt, hat von ihnen aus auf Aegypter und Hellenen hinübergewirkt. Es war am Libanon, wo der Gott Baal als der Herr (Adonai) verehrt wurde; eine weibliche Wesenheit, die Göttin der Natur, der Liebe stand ihm dem Himmels Herrn zur Seite; sein Tod und seine Auferstehung wurden vom Volk in Jammer und Rauchzen alljährlich gefeiert, das scholl hinüber zu den Hellenen und wurde als die Klage und Sage von Adonis dort weiter ausgebildet. Die Aegypter aber, die Auf- und Niedergang des Lebens und der lebensschaffenden Macht in der Sonne und im Nil vor Augen hatten, die darin Thut und Leid des Osiris sahen und diesem die Isis als Gattin gestellten, gestalteten die Mythen und Mysterien beider unter dem Einfluß der verwandten semitischen Ideen. „Ai lenu“, „wehe uns“, klagten die Kleinasiaten, danach ward Ailinos der Name des Klagegesangs für die Griechen, und sie machten wieder einen Sänger Pinos daraus, der von Apollo getödtet worden sei. Herobot nun erzählt uns daß die Aegypter ein Maneroslied haben, das auch im Phönizierland gesungen werde und wie der Pinosgesang der Griechen laute. Herobot sah in dem Maneros einen Königssohn, aber Brugsch hat dargethan daß die Klage dem Osiris galt, und daß das Lied seinen Namen hatte nach dem Refrain „Maa-ne-rha“, der zu deutsch heißt: „Komm' nach Haus, lehre wieder.“ Brugsch hat eine Todtenklage der Isis um Osiris übersezt, die auf einem Todtenpapyrus erhalten ist; die Rolle gehörte einer Thebanerin Namens Rai, und der Uebersetzer bemerkt zur Erläuterung, daß jeder selig Verstorbene den Namen eines Osiris erhielt; „wie Osiris und Adonis in dem Kreislauf des Jahres die eine Hälfte desselben auf der Oberwelt weilt, dann aber zur Herbstzeit stirbt und einen gleichen Zeitraum in der Unterwelt zubringt um aufs neue wiederzuleben zu werden, um den ewigen Kreislauf der Geburt und des Todes zu vollenden, so muß auch der Mensch jene untere Region mit dem Gotte durchwandern, um aufs neue zu erstehen und ein neues Leben zu beginnen, so ist er eins mit Osiris“. Das Klage-  
 lied der Isis, die den Gott unter verschiedenen Namen nennt und sich selber je nach den Beziehungen des Principis der Natur zu dem



des Geistes als seine Geliebte, Schwester, Gattin, Mutter bezeichnet, lautet in seiner einfachen herzynnigen Weise:

Kehre wieder, lehre wieder,  
Gott Panu, lehre wieder!  
Die dir feindlich waren  
Sind nicht mehr da.

Ah schöner Felsler, lehre wieder,  
Damit du mich schauest, deine Schwester,  
Die dich liebet!  
Und nicht naheßt du mir?

Ah schöner Jüngling, lehre wieder, lehre wieder!  
Nicht sehe ich dich,  
Mein Herz ist betrübt um dich  
Und meine Augen suchen dich.

Ich irre umher nach dir um dich zu schauen in der Gestalt der Kas,  
Um dich zu schauen, um dich zu schauen, du schöner Geliebter,  
Um dich zu schauen, die Strahlende,  
Um dich zu schauen, Gott Panu, den Strahlenden.

Komm zu deiner Geliebten, seliger Onnosris,  
Komm zu deiner Schwester, komm zu deinem Weibe,  
Gott Urubet, komme,  
Komme zu deiner Hausfrau.

Ich bin ja deine Schwester,  
Ich bin deine Mutter,  
Und nicht naheßt du mir?  
Das Antlitz der Götter, dir zugewendet, beweint dich  
Zur Zeit da sie mich sahen, wie ich klage um dich,  
Wie ich weine und gen Himmel schreie,  
Auf daß mein Flehen du hörst.

Denn ich bin deine Schwester, die dich liebte auf Erden,  
Wie liebtest du eine andre als mich, deine Schwester.

Es ist die Klage um den Tod und die Hoffnung der Unsterblichkeit, die in gleicher Weise im Wechsel des Naturlebens ihr Symbol gefunden hat. — Aus dem Haus Königs Antup, welcher der ersten Dynastie angehört, ist ein Fleb erhalten wie es bei Tisch gesungen werden mochte, wenn, wie Herodot berichtet, bei Gastgelagen Totenbilder herumgetragen wurden mit der Aufforderung: Ich und trüal, denn du wirst werden wie diese! Es heißt dort: Siehe die da Häuser bauten und Häuser besaßen wo sind sie? In

Tächer eingehüllt liegen sie im Grabe. Folge der Begierde nach Glück solange du lebest. Gieß Oel über dein Haupt und schmücke dich mit kostbaren Metallen, der Gabe der Götter. Sei guter Dinge und genieße das Leben nach Herzenslust. Der Tag wird kommen wo Niemand deine Stimme hört, wo du ruhest und selber die Stimme der Klagenden nicht hörst. Keiner der Dahingegangenen kommt zurück und keiner nimmt seine Güter mit sich. — Sehr zu bedauern ist daß auf demselben Papyrus, der diese Verse erhalten, einige Liebeslieder zu zerstückt uns überliefert worden als daß wir dem Verlauf der Empfindung folgen könnten, einzelne Zeilen aber erinnern an das Hohelied der Hebräer: „Komm auf das Feld mein Bruder, Geliebter meines Herzens! . . . Schwester, der Lilien eine . . . Deine Hand in meiner Hand so laß uns wandeln, sei mit mir auf dem schönen Plage . . . Ich höre nicht auf sie die mir sagen daß ich vom Geliebten lassen soll, der meinen Pfad mit Blumen bestreut. Ich liege in meiner Kammer und klage, die Nachbarn kennen meinen Schmerz . . . Die Vögel fliegen um mein Nest das ich stellte; aber er ist fern den mein Herz liebt, den Gott mir gegeben hat für immer und immer . . . Du hast die Seele läßt gemacht dich zu suchen. Mein Herz hast du gefesselt, laß mich in deinem Busen wohnen, laß mich den Glanz deiner Augen sehen. Wie wonnig verrinnt die Stunde, eine Stunde der Ewigkeit, wenn ich bei dir bin. Ich bin wie ein Garten bepflanzt mit Blumen, mit süßduftenden Kräutern; deine Hand begießet mich, dein Athem erfrischt mich, du ruhst auf meinem Lager; es ist mein Leben deine Stimme zu hören. Horch! Die Stimme der Schwalbe erklingt, sie sagt daß es hell wird auf Erden!“

Wenden wir uns zur epischen Poesie, so finden auch hier die Uebersieferungen der Alten ihre Bestätigung durch die Denkmalforschung der Gegenwart. Es werden zwei Bücher des Sängers erwähnt. Dieselben enthielten Lieder zu Ehren der Götter und Könige, und stellten im Preise der großen Männer einen Spiegel des Heldenthums auf, sodaß die Aegypter sagen mochten: Darius habe sich durch Hochherzigkeit und Milde so berühmt gemacht, weil er diese Tugenden der alten Herrscher aus ihren heiligen Büchern kennen gelernt. Die Königslisten gaben den Hakt, die Volks Sage umwoh sie mit ihren blühenden Ranken. An eine der Pyramiden ward der Name jener Rhodopis geknüpft, deren Sandale, als sie badete, der muthwillige Wind zu den Füßen des gerichtshaltenden Königs trug. Der König ward durch die Zierlichkeit der Sandale

zur Liebe für ihre Eigenthümerin entlammt, und ruhte nicht bis er diese gefunden und zur Königin gemacht. Wer dachte nicht an Nischenbrödel's Pantoffel?

Herschot erzählt uns den lustlichen Schwank vom Schatz des Ramses. Der Hausmeister hatte an der Schatzkammer einen Stein so eingesägt daß er von außen herauszunehmen war, und ihn sterbend seinen Söhnen bezeichnet. Als diese auf solche Art mehrmals plündernd eingedrungen waren, und der König die Thür verschlossen und das Siegel unversehrt, aber einige der Wollgefäße leer gefunden, ließ er Schlingen um dieselben legen. Darin fing sich denn der eine der Diebe, und rieth dem Bruder er solle ihm den Kopf abschneiden und mit demselben sich entfernen, damit sie unentdeckt blieben. Der König fand den Leichnam ohne Kopf, ließ ihn an der Mauer aufhängen und stellte Wächter dazu. Der Bruder aber trieb ein paar Esel mit Weinschläuchen heran, ließ deren einen auslaufen, zankte zuerst mit den Wächtern, die herbeilamen um Wein aufzufangen, zechte aber dann mit ihnen bis sie trunken waren, schor ihnen die Härte auf der rechten Wange, und nahm den Leichnam mit sich. Da ließ der König verkünden seine Tochter solle dem Manne zu Willen sein der ihr den sündigsten und klügsten Streich erzähle. Und der junge Mann kam und erzählte wie er die Schätze des Königs raubend dem Bruder das Haupt abgeschnitten, dann wie er die Wächter betrogen habe. Sie wollten ihn nun festhalten, doch er hatte den Arm des Todten unter dem Mantel, ließ ihn den und entrannt. Der König aber gewöhnte ihm Strafflosigkeit und gab ihm die Tochter zum Weibe, weil er der lähnste und geschickteste der Menschen sei.

Von den Waffenthaten Ramses' des Großen wird besonders eine auf den Tempelwänden zu Luxor, Assuanbel und im Ramesseum gefeiert. Die bildliche Darstellung und Inschriften erzählten wie der König von Cheta die Aegypter durch einen Scheinrückzug täuschte, und während deren Heer größtentheils zu seiner Verfolgung südwärts zog, sich plötzlich auf Ramses stürzte, der sich mit seiner kleinen Schar umringt sah, aber seine Waffen ergriff, allein mit seinem Streitwagen in die feindlichen Reihen fuhr, eine große Verheerung anrichtete und den Sieg errang. Durch alle Uebertreibung leuchtet doch seine muthige Waffenthat im echten Glanze. Und ein Dichtpoet, Pennaur, hat sie besungen und Menzè hat den größtentheils erhaltenen Papyrus übersezt. Der Anfang der Geschichte ist verloren; das Erhaltene dieses historischen Gedichts aus Aegypten erzählt wie der

Sonnen Gott hoch am Himmel stand und der König von Cheta dem Heer des Pharaos in den Rücken fiel, Ramses aber seine Kasse aufhören ließ, seine Waffen ergriff und sich erhob wie ein Gott, wie Baal in der Stunde seiner Macht. Er war allein auf seinem Wagen und 2500 Wagen der Feinde umringten ihn. Da rief er: „Meine Bogenschützen und meine Reissigen haben mich verlassen, und keiner kämpft mit mir! Was ist der Wille Ammon's meines Vaters? Ist er ein Vater, der den Sohn verleugnet? Bin ich nicht gewandelt nach deinem Wort? Hab' ich vertraut auf meine eigenen Gedanken? Hat nicht dein Mund mich geleitet? Hab' ich nicht deine Feste gefeiert und deine Tempel mit meiner Beute geschmückt? Hab' ich nicht dein Haus aus Steinblöcken erbaut und die Obelisken vor dasselbe herangeführt? Die großen Schiffe segeln für dich auf den Meereswegen und bringen dir den Zoll der Nationen. Schmach dem der dir entgegentritt, Heil dem der dich verehrt, Ammon! Ich rufe dich an, mein Vater; ich bin allein vor dir in der Mitte der Feinde. Meine Bogenschützen kamen nicht als ich rief, meine Reissige vernahmen meine Stimme nicht. Aber Ammon ist mehr als tausend Bogenschützen, mehr als hunderttausend Reissige. Die List der Menschen ist nichts, Ammon trägt über sie den Sieg davon. O Sonne! Hat nicht dein Mund mich gelenkt und dein Rath mich gelenkt? Ich habe deinen Ruhm verkündet bis ans Ende der Welt!“ Die Worte hallten im Himmel wider, Phra kommt zu dem der ihn ruft. „Er fliegt zu dir, er reicht dir seine Hand, freue dich, Ammongeliebter! Ich bin bei dir, ich bin dein Vater, die Sonne, meine Hand ist mit dir, ich will dir wohl vor allen Menschen. Ich bin der Herr der Kraft, ich liebe den Muth; ich habe dein Herz fest gefunden, doreb hat mein Herz sich gefreut. Mein Wille wird geschehen, ich werde über sie kommen wie Baal in seiner Wuth; 2500 Wagen, wenn ich in ihrer Wuth bin, sollen in Staub sinken vor deinen Rossen. Ihre Herzen sollen ermatten in ihrer Brust und ihre Glieder sollen erschlaffen. Sie sollen ins Wasser stürzen wie Krokodile, sie sollen übereinander hinfallen und sich selber vernichten.“

Der schlechte Fürst von Cheta in der Mitte seines Heeres sah es, wie Er. Majestät ganz allein kämpfte; zweimal zog er erschreckt der Er. Majestät sich zurück. Er berieth sich mit seinen Fürsten, aber Ramses blieb siegreich und rief zu den Seinen: „Habt Muth, meine Bogenschützen, und fasset ein Herz, meine Reissigen! Ihr seht meine Thaten! Ich war allein, aber Gott hat mir seinen

Arm geliehet!" Dem Wagenlenker zittert das Herz, allein der König spricht ihm Muth ein: wie der Weier auf die Tauben werde er auf sie stürzen, Ammon würde nicht Wott sein, wollte er nicht das Antlitz seines Sohnes verherrlichen vor den zahllosen Scharen.

Nach dem Sieg hält der König den Großen seines Reichs eine Strafrede, weil sie nicht besser gewacht, weil sie sich überlistet lassen, weil sie ihm im Kampf nicht zur Seite gewesen. Das Heer preist ihn dagegen als den Sohn des Sonnengottes, dem an Macht und Ruhm sich nichts vergleiche, der allein den Fürsten von Cheta niedergeworfen und die Fülzel von dessen Reich in den Händen halte. Aber von neuem sagt der König: „Es war nicht wohlgethan daß ihr mich allein gelassen.“ Am andern Tag aber ziehen sie mit ihm in die neue Schlacht. Sie wird lebendig geschildert. Der Fürst von Cheta bekennt vor Sr. Majestät: „Du bist die Sonne, du bist der große Sieger, Baal ist mächtig in deinen Gliedern.“ Ein Gesandter kommt vor Sr. Majestät mit der Urkunde der Unterwerfung: „Möge dies Blatt deinem Herzen gefallen, Sonnengott, mächtiger Stier, Liebhaber der Gerechtigkeit, Oberkönig, der du selber das Heer führst, furchtbares Schwert und Schild des Volks am Tage der Schlacht, Herr des obern und untern Reichs Aegypten, von großer Kraft, von großer Blut, Sonne, Herr des Rechts, Erwählter des Gottes Phra, Ramsee, Ammongeliebter!“ Nachdem der Gesandte so die officiellen Titel des Königs vergetragen, übergibt er die Macht der Chetiter auf Gnade und Ungnade, bittet aber um Schonung. Er thut wohl, sagen die Großen Aegyptens, er beugt sein Herz vor dem Oberkönig, er betet dich an um deinen Zorn zu stillen, er macht keine Bedingungen, gönne ihm den Athem deines Lebens. Der König willigte ein, und friedlich kehrte er heim nach Aegypten mit seinen Fürsten und seinem Heer; erschrocken waren die Völker ob seiner Thaten, die ganze Erde ordnete sich seinem Namen unter und ihre Fürsten warfen sich nieder um sein Antlitz anzubeten. Und Sr. Majestät ruhte im Palast hinter den Pylonen, den hohen Thorflügeln, in Heiterkeit wie die Sonne in der himmlischen Wohnung. Und der Gott, sein Vater, verherrlichte sein Bildniß und sprach: „Grüß dir, geliebter Sohn! Bleibe für immer auf dem Thron deines Vaters und die Feinde werden vertilgt unter deinen Sohlen!“ — Also sang Pentaur, ein Schreiber des Königs.

Hier zeigt sich auch im prunkvollen Stanzestil ein lebendiges



Gefühl, und in echt epischer Weise wird der hülfreiche Gott eingeführt und in der Wechselrede des Königs mit ihm wird die Größe der Gefahr und die Verherrlichung des Helden veranschaulicht; durch seine Prahlerei schimmert ein echter Kern von Muth und Kraft, von gottvertrauender Frömmigkeit. In den gehobenen Stellen herrscht der Parallelismus ganz deutlich.

Die Inschrift eines Denksteilers, den man in Nubien fand, schildert in der Entzifferung durch Birch ausführlich eine andere wunderbare That des Ramses. Da sitzt Se. Heiligkeit in Memphis auf dem Thron, die leuchtende Sonne, der starke Stier, der Herr der Kronen, der Richter der Völker, der goldene Sperber, der Lebenspendender, der Aegypten mit seinen Flügeln bedeckt, der Wall des Siegs, der Sohn der Sonne, der Erleuchter der reinen Geister, und wie seine Titel weiter lauten; Freude war im Himmel am Tage seiner Geburt und die Götter und Göttinnen sprachen: Wir haben ihn gezeugt und geboren daß er das Reich der Sonne beherrsche, und Ammon sagte: Ich habe ihn geschaffen daß er Gerechtigkeit und Frieden stifte und den Himmel auf Erden gründe. Zu ihm kommen Äthiopische Gesandten, die damit beginnen daß sie ihn anbeten und ihn preisen: „Die Wage der Gerechtigkeit ist auf deinen Rippen und deine Zunge ist das Heiligthum der Wahrheit. Wie du noch im Ei lagst, hast du schon Pläne geschmiedet, und wie du noch ein Kind warst, schon die Grundsteine der Tempel gelegt. Du faßest einen Entschluß während der Nacht, es wird Tag und er ist ausgeführt.“ Dann berichten sie über Goldgruben des Landes, die sehr reich seien, aber es fehle durchaus an Wasser in deren Gegend, und vergebens habe man versucht Brunnen zu graben. Wenn aber der König zu seinem Vater, dem Gott der Götter, zum Nil sage daß er Wasser erscheinen lasse in dem Brunnen des Berges, so werde es geschehen. Ramses erhörte ihre Bitte, und wie er den Gott anrief, quoll das Wasser aus der Tiefe des Brunnens hervor. Der Brunnen ward nach ihm genannt und demgemäß die Denksäule errichtet.

Ramses der Große, dieser Ludwig XIV. Aegyptens, machte seinen Hof auch zum Mittelpunkt einer glanzreichen literarischen Thätigkeit. Wie im 17. Jahrhundert n. Chr. in Paris, so bildete sich im 14. Jahrhundert v. Chr. in Theben ein Musterstil, den die andern Ägyptischen Schriftsteller zu erreichen suchten. Im besten Zimmer unter andern Gelehrten leuchtete Nagabu, der Hüter der Buchrollen; Heilanstalt für die Seele lautete die Inschrift der

Bibliothek. In den Papyrusrollen sind Hymnen an die Götter, mehrere Preisgedichte auf den König, historische Betrachtungen und Ermahnungen zum Guten sowie poetische Reisschilderungen erhalten. Eine Reihe von Briefen erörtert die Frage welcher Stand der beste sei, und alle kommen darin überein daß der Schriftgelehrte auf der Menschheit Höhen wandle, weil seine Arbeit nicht Mühe, sondern Genuß sei. Für Menephtha, den Sohn von Ramses II., war auch da er Kronprinz war eine Erzählung verfaßt, die fast ganz im sogenannten Papyrus d'Orbigny erhalten und ziemlich gleich lautend von Emmanuel de Rougé in Frankreich, Birch in England Brugsch in Deutschland entziffert und übersetzt ward. Am Schluss stehen die Worte: „Für so gut befanden um beigelegt zu werden den Namen des pharaonischen Schriftgelehrten Kagabu, des Schriftgelehrten Hora und des Schriftgelehrten Meremapu. Verfaßt ist es vom Schriftgelehrten Ammana (oder Humana). Möge der Gott Thoth alle diese Worte vor Untergang bewahren.“ Halb mährisch, halb novellistisch zeigt die Erzählung dem welcher den geschichtlichen Verlauf der Literaturentwicklung kennt weit mehr die Spätzeit als die Anfänge einer solchen: sie erscheint wichtig genau als ein Denkmal aus der Bildungszeit eines Moses, als eine Erzählung in Prosa, die 500 Jahre vor Homer's Gesängen schon niedergeschrieben ward; die dichterische Erfindung lehnt sich an die Sitten und Ueberlieferungen des Volks, mythische, jagenhafte Nachklänge der Urwelt scheinen in sie hineinzuspülen wie in unsere Märchen, und gleich diesen durchbringt sie die Idee daß das Böse seine Strafe, das Gute seinen Lohn nach dem Tode findet, eine sittliche Weltordnung also alles beherrscht.

Die Erzählung hebt ganz idyllisch an. Es waren einmal zwei Brüder, der ältere hieß Anepu, der jüngere Sutu; der ältere war der Herr des Hauses, verheirathete sich und betrachtete die jüngern wie seinen Sohn. Sutu hütete die Heerde und bebaut das Feld, und alles gedieh unter seiner Hand; wenn er heimkehrte brachte er die besten Kräuter mit für seine Stiere und setzte sie dann selbst zu essen und zu trinken mit dem Bruder und der Schwägerin. Er rief die Thiere mit Tagesanbruch auf die Weide und sie nannten ihm die Pflanzen die ihnen die liebsten waren denn er verstand ihre Sprache, und wenn sie wieder in den Stall kamen, so fanden sie ihn aufgeputzt mit den Kräutern die sie gern fraßen. So wurden sie sehr schön und nährten sich in großer Zahl.

Als nun die Ueberschwemmung zurücktrat, da sagte der Ältere Bruder: nehmen wir die Zugthiere zur Arbeit, denn das Land ist nieder sichtbar und ist besser geworden. Und sie bestellten den Acker und hatten Freude an ihrer Hände Werk.

Als sie schon einige Zeit auf dem Felde gewesen, und die Erde heß geworden und ein neuer Tag entstanden war, da schickte der ältere Bruder den jüngern nach Hause um Getreide zu holen. Der Jüngling fand die Frau seines Bruders beschäftigt sich die Haare zu flechten. Er sprach: Willst du mir Getreide geben? Sie antwortete: Geh', öffne den Speicher und nimm dir selbst was du bedarfst. Der Jüngling nahm ein großes Gefäß, füllte es mit Ähren an und wollte von dannen gehen. Da sagte die Frau: Du hast ja fünf Maß Getreide auf der Schulter. Wie du stark bist! Und sie war ganz voll von seinem Anblick und sagte: Komm, laß uns eine Stunde zusammenliegen; du bist mir der liebste, meine schönen Kleider habe ich schon angezogen. Der Jüngling ward zornig wie ein Panther, als er diese schändlichen Worte hörte, und siehe sie fürchtete sich gar sehr. Da nahm er das Wort: Ich habe dich immer wie meine Mutter angesehen und deinen Mann wie meinen Vater. Ich kann nicht solch großes Unrecht thun. Befiehl mir lieber etwas das recht ist. Indesß soll darüber kein Wort aus meinem Munde gehen und niemand es von mir erfahren.

So ging Satu mit seinem Getreide aufs Feld, wo er seinen Bruder wiederfand, und sie vollendeten ihre Arbeit. Nachdem der Tag vergangen und der Abend angebrochen, da kehrte der ältere ins Haus zurück und der jüngere ging hinter den Stieren um sie in den Stall zu bringen. Die Frau aber war sehr unruhig über das was sie gesagt hatte, sie brachte ihre Kleider in Unordnung, wie eine die Gewalt erlitten, und als der Mann ins Gemach trat, lag sie angegestreckt wie wenn sie todt wäre. Sie goß ihm kein Wasser über seine Hände, wie es sonst ihr Brauch war, und es blieb finster im Hause. Sie lag da mit abgerissenem Gewand. Der Mann rief sie an: Ich bin's der mit dir redet. Sie versetzte: Rede nicht zu mir. Dein jüngerer Bruder, wie er das Getreide holte, da fand er mich allein und sagte: Legen wir uns eine Stunde zusammen. Aber ich erhörte ihn nicht, sondern erwiderte: Bin ich dir nicht wie eine Mutter und dein Bruder wie ein Vater? Da erschrak er und that mir Gewalt an, damit ich nichts sagen sollte. Wenn du ihn leben lässest, werde ich mich tödten.

Ich brauche kaum zu bemerken daß die Einladung der Frau und die fittliche Antwort des Jünglings fast dieselben Worte enthält wie das Gespräch zwischen Potiphar's Weib und Joseph: ganz ähnlich ist hier die unwahrscheinliche Pöge daß der Jüngling ihr Gewalt angethan damit sie nichts sagen solle, wie dort daß Joseph ihr den Mantel zurückgelassen. Und wie verwandt ist der ganze Ton der Darstellung im ersten Buch Moses!

Der ältere Bruder ward zornig wie ein Panther, er schloß sein Schwert und stellte sich hinter die Thür des Stalles, um seinen Bruder zu tödten, wenn er mit dem Vieh heimkäme. Und der Jüngling kam nach seiner Gewöhnung um Sonnenuntergang reichbeladen mit den Kräutern des Geldes, so wie er pflegte. Die Kuh aber, die voran in den Stall ging, sagte zu ihrem Hüter: Ich fürchte dein ältester Bruder ist da mit seinem Schwert um dich zu ermorden. Das hörte er und sah unter der Stallthür die Füße seines Bruders. Er warf was er trug auf die Erde und lief so schnell die Füße konnten um sich zu retten, und sein Bruder verfolgte ihn mit dem Schwerte.

Der Jüngling aber rief zu Phra, dem Himmelsgott, und sprach: Mein guter Herr, du bist es der da zeigt wo die Gewalt ist und wo das Recht! Und Phra hörte die Klage und ließ sofort zwischen beiden Brüdern ein großes Wasser voll von Krokodilen fließen, also daß der eine auf diesem der andere auf jenem Ufer war. Der jüngere sagte zum Ältern: Warte bis es Tag ist. Wenn die Sonne leuchtet, will ich mich mit dir vor ihrem Angesicht einandersezen; denn ich habe nichts Unrechtes gegen dich gethan.

Als nun Phra mit seinem Licht wieder am Himmel erschien, sahen sie einander, und der jüngere sagte: Warum verfolgst du mich, da ich doch nicht einmal ein böses Wort gegen dich gesagt habe? Ich bin dein Bruder und betrachte dich wie meinen Vater und dein Weib wie meine Mutter. Ist es vielleicht um deditwillen was geschehen ist als du mich aufsandtest das Getreide zu holen? Sie wollte daß ich mich zu ihr legte, und wird das auf andere Art erzählt haben. Du wolltest mich mit Unrecht tödten. Er erzählte die Sache nach der Wahrheit, beschwor seine Rede bei Phra, nahm ein Messer, schnitt sich sein Glied ab und warf es ins Wasser, und die Fische fraßen es. Der Bruder ward von Schmerz und Mitleid ergriffen und weinte laut, aber der Jüngling sagte: Du kannst nun selber für die Kühe und für die Ochsen sorgen, denn ich bleibe nicht in deinem Hause. Ich gehe in das Thal der Aklaze.

Hatte Gott schon mit dem Wasser, das die Brüder trennte, ein Wunder gethan, so kommen wir jetzt völlig ins Mirakulöse, und es bleibt auch dann noch manches räthselhaft, wenn wir auch wissen daß nach ägyptischem Glauben die vor dem Todtenrichter gerechtfertigte Seele nach Belieben in mancherlei Gestalten auf Erden wieder eingehen konnte. Satu sagt dem Bruder, er werde sein Herz (oder seine Seele) auf den blühenden Wipfel der Akazie legen; wenn der Baum abgehauen werde und das Herz (die Seele) zu Boden falle, müsse er sterben. Sein Bruder aber solle das Herz suchen und es in ein Gefäß voll Opferflüssigkeit thun, dann werde er wieder lebendig werden. — Es ist eine vielverbreitete Sitte bei der Geburt von Kindern, bei der Gründung von Anlagen Bäume zu pflanzen und sie als Lebenssymbol der Menschen, der Dinge zu nehmen; diese bestehen solange die Bäume grünen. Das Herz ist der Sitz des Lebens; daß es im Wipfel der Akazie liegt, ist wol ursprünglich bildliche Redensart, wie wenn wir unser Herz an etwas hängen. Das Herz ist den Aegyptern die Behausung der Seele; darum liegt bei dem Todtengericht das Herz in der einen Waagschale, die Feder der Wahrheit und Gerechtigkeit in der andern.

Der Ältere Bruder lehrte nun allein nach Hause, die Hände aufs Haupt gelegt und mit Staub bedeckt (als ein Leidtragender); seine Frau aber ergriff er, tödtete sie und warf sie den Schweinen vor. Satu lebte fortan einsam im Thale der Akazie und baute sich eine Hütte unter dem Baum, in dessen Blüten er sein Herz gelegt hatte. Eines Tages begegnete er der Gesellschaft der Götter, welche kamen um sich mit ihrem Land Aegypten zu beschäftigen. Und die Götter erbarmten sich des Einsamen und machten ihm ein junges Mädchen, schöner als alle Frauen in Aegyptenland. Satu entrannte heftig in Liebe zu ihr, sagte ihr die Geschichte von seinem Herzen, und bat sie Abt zu haben daß der Fluß sich ihrer nicht bemachtige. Eines Tages nun sah sie wie der Fluß seine Wellen zu ihr herantrieb, und flüchtete in das Haus. Der Fluß aber erzählte dem Akazienbaum wie er ganz erglüht sei in Liebe für die junge Frau, die von den Göttern gebildet, und der Baum gab ihm zur Beruhigung eine Kede vom Haar der Schönen. Der Fluß streimte nach Aegypten hinab und ließ auf seinen Wellen die Kede dahinsiegen, die einen wunderbaren Duft verbreitete. Man bemachtigte sich ihrer und brachte sie zum König. Und es versammelten sich die Gelehrten Er. Majestät, die alle Dinge wußten,



und sagten zum König: Diese Vode ist vom Haar einer Tochter der Sonne und das Wasser aller Götter ist in ihr. Laß Voten in alle Lande ausgehen sie zu suchen. Und die Männer, welche die Erde durchsucht hatten, kamen zum König zurück und erstatteten Bericht; von denen aber die in das Thal der Akazie gegangen waren kam nur einer heim, die andern hatte Satu erschlagen. Da ließ der König Kriegswagen und Bogenschützen anziehen um die Frau zu holen. Das geschah, und ihre Schönheit versetzte ganz Aegypten in Bewegung, der König entbrannte in Liebe zu ihr und erhob sie zu einem hohen Rang. Sie aber gedachte das Band der frühern Ehe zu brechen, und sagte dem König das Geheimniß ihres Gatten, und wie man nur die Akazie zu fällen brauche, in deren Wipfel sein Herz liege. Eine Schar Weiraffneten zog aus und hieb den Baum um, und zu derselben Stunde starb Satu. Aber der Bruder Anepu gedachte jezt seiner und machte sich auf nach dem Thal der Akazie, wo er ihn ausgestreckt und todt auf der Matte liegen fand. Und er weinte und suchte nach dem Herzen des Bruders, aber er fand es nicht, bis im vierten Jahr die Seele wieder nach Aegypten zu kommen verlangte und sagte: Ich gehe die himmlische Sphäre zu verlassen. Wie Anepu des andern Tags wieder suchte und Schoten umwandte, so lag das Herz darunter. Und er nahm das Gefäß mit der Opferspende und legte das Herz hinein. Wie die Nacht kam und das Herz sich voll Flüssigkeit gefogen, da erzitterte Satu (seine Mumië natürlich) voll Freude an allen Gliedern und sah den Bruder an. Anepu aber brachte das Gefäß mit dem Herzen und ließ ihn trinken, das Herz lehrte wieder an seine Stelle zurück und Satu ward wieder der her er gewesen war. Da umarmten sie einander. Satu aber erklärte dem Bruder daß er die menschliche Gestalt nicht behalten, vielmehr die eines Stiers mit den göttlichen Zeichen annehmen wolle. „Du steigst auf meinen Rücken und ich gehe mit dir dorthin wo meine Frau ist, damit sie meiner Stimme antworte.“ So kamen sie in die Hauptstadt, und der König freute sich hoch wie er den neuen heiligen Stier sah; er stellte ein großes Fest an in ganz Aegypten; er überhäufte den Anepu mit Geld und Silber und erhob ihn höher in seiner Gunst als irgendeinen andern Mann.

Eines Tages aber waren der Stier und die Fürstin zur selbstigen Zeit im Heiligtum und er sagte: Liebe ich bin noch lebendig. Ich bin Satu. Ich wußte daß ich sterben mußte, als du die Akazie abhauen ließeest; aber ich lebe wieder. Die Fürstin

war sehr bestürzt darüber. Sie war eben in der Gunst Sr. Majestät (nach Rongé, der das Buch Esther zur Vergleichung heranzieht: sie war an der Reihe unter den Frauen des Königs), und er bewies sich ihr gar huldvoll. Da sagte sie: Schwöre mir bei Gott und sprich: was du willst das soll geschehen. Der König war'e. Sie sagte: Ich will die Leber dieses Stiers essen. Das Wort erregte großen Streit unter ihnen und der König war sehr bekümmert. Am andern Tage brachte man indeß dem Stier ein großes Opfer, und einer der königlichen Beamten ließ ihn tödten. Wie das geschah schüttelte der Stier mit dem Halse und spritzte dadurch zwei Blutstropfen an die beiden Seiten der großen Pforte des königlichen Palastes. Als bald sproßten daselbst zwei Perseebäume hervor. Davon sprach alles Volk und weihte ihnen seine Verehrung. Eines Tages, da der König das große Halsband mit den Edelsteinen voll Knospen und Blüten auf seiner Brust trug, auf goldenem Wagen an den Perseas vorbeifuhr, seine Gemahlin auf ihrem Wagen ihm folgte, da sagte einer der Bäume zur Frau: Ah, Betrügerin! Du hast mich tödten lassen, aber um deinetwillen habe ich die Gestalt gewechselt. Ich bin Satu und lebe noch. Wie aber die Fürstin wieder in der Gunst des Königs war und der König sich gar huldvoll bewies, da bat sie ihn wieder daß er schwöre, er wolle erfüllen was sie wünsche. Er erhörte ihr Wort. Sie sprach: Laß die beiden Perseebäume umhauen und schönes Holz daraus schneiden. Der König schickte Arbeiter ans Werk und stand dabei und sah mit der Fürstin zu. Da sprang ein Zplitter auf und flog in den Mund der Königin. Sie bemerkte darauf daß sie schwanger wurde. Wie die Zeit da war, Aenas sie eines Knaben. So ward Satu als Königskind geboren. Man lief zum Könige und rief: Es ist dir ein Sohn geboren. Der König ließ ihn bringen, gab ihm eine erlesene Amme, und das Gerücht verbreitete sich in ganz Aegyptenland. Man feierte ein Fest in seinem Namen, der König liebte ihn sehr und erhob ihn zum Range des Fürsten von Aethiopien (damals die höchste Stelle im Staat). Nach einiger Zeit ernannte er ihn zum (Kron-) Prinzen von Aegypten. Bald darauf ereignete es sich daß Se. Majestät von daunen gen Himmel flog. Da sagte Satu: Man lasse meine Greßen kommen daß ich ihnen alles eröffne was mit mir geschehen ist. Er ließ auch die Fürstin kommen und enthüllte ihr Aeneiden vor ihnen. Dann ließ er seinen ältern Bruder kommen und ernannte ihn zum Prinzen von Aegypten. Seine

Herrschaft dauerte 30 Jahre und sein Bruder folgte ihm darin an dem Tage wo er zum Hafen eluging.

Andere novellistische Liebesgeschichten sind leider nur in Bruchstücken erhalten. In einer, dem Rhumengarten, liegt der Held wie Rinaldo in den Armen einer Armida, und rafft sich auf. Wie ein Aeenmärchen hebt eine Geschichte damit an daß sieben Götinnen weislegend an die Wiege des Königssohnes treten: er werde durch einen Hund, ein Krokodil, oder eine Schlange umkommen. Später will er von seinem treuen Hund nicht lassen. Er gewinnt auf einer Reise durch letzten Wagesprung die Königstochter von Mesopotamien; sie rettet ihn vor einer Schlange, sein Hund vor einem Krokodil, wie er am Ende doch wol durch den Hund den Tod findet, ist in dem Papyrus nicht mehr vorhanden. Auf einem andern aus der Ptolemäerzeit erzählen Mumiën im Sargengrab einander die Begebenheiten ihres Lebens.

Daß die Seelenwanderung, der Thierdienst und der symbolische Gang die Aegyptier auch zur Thiersage und Thierfabel geführt hat, würden wir sicher vermuthen, wenn sich auch nicht immer mehr herausstellte daß die epische Darstellung des Thierlebens schon in der gemeinsamen Urzeit der Culturvölker begonnen. Wir finden auf Bildwerken des alten Reichs in Aegypten satirische Zeichnungen feierlicher Thierprocessionen und Thierkämpfe, und wie ähnliche Darstellungen an mittelalterlichen Dömen auf die Geschichten von Reinke Fuchs hinwiesen, so werden auch die Aegyptern die Erzählungen nicht gefehlt haben welche die Thierwelt und ihre Ereignisse zum Spiegel und lehrhaftem Gegenbild der Menschen machten. Was von Aesop berichtet wird ist manches was er erzählte knüpft sich durch bedeutame Züge an Aegypten.

Endlich haben aber auch die alten Aegyptier die Anfänge des Dramas gehabt, nicht in einer ausgebildeten Kunstform wie die Athener, sondern in einer Weise die an die Mysterien von Eleusis an die kirchlichen Volksschauspiele des Mittelalters erinnert. Es ist zwar ist es eine göttliche Komödie mehrere Jahrtausende vor Christus das Geschick der Seele, ihre Wanderungen im Jenseits, das Gericht und die Verklärung, dargestellt in Wechselrede und Wechselgesang. Das Ganze ist uns im Todtenbuch erhalten, das gewiß zur Vollzeit des neuen Reichs in größerer oder geringerer Vollständigkeit den Verstorbenen mitgegeben wurde ins Grab; es enthält eine Schilderung von den Wanderungen der Seele, sowie

Gebete die sie an Götter und Genien richten soll. Das Werk beginnt mit der Leichenseier, mit der Abfahrt des Todten in das Grab. Der Gott Ithoth, der als Verfasser der Dichtung genannt wird, redet den Verstorbenen an, und sagt ihm daß er für ihn gekämpft habe um ihn zu rechtfertigen. Drussich weist wol mit Recht die folgenden Worte einem Chor zu: „Gerechtfertigt ist er d. h. der mit Osiris vereinte Selige) gegen seine Feinde, zurückgedrängt hat sie Ithoth.“ Und Ithoth erzählt darauf wie er mit Gott Horos einst den Gott Osiris geküßt habe, worauf der Chor wieder einfällt: „Es gehen einher die frommen Seelen im Hause des Osiris, ach laßt auch diese eingehen, damit sie sehe wie ihr lebt; gegeben wird Brot und Trank den frommen Seelen, o gebt auch dieser Brot und Trank!“ Es geschieht. Und wieder singt der Chor: „Nicht ist er abgewiesen, nicht ist er zurückgegangen: er schreiet einher gerufen und er erscheint geliebt.“ Und nun nimmt auch der Verstorbene das Wort und sagt daß er vor dem Herrn der Götter stehe, daß er das Land der Wahrheit betrete, daß er erscheine wie der lebendige Gott und strahle wie die Geister am Himmel, und wendet sich mit einem Lob- und Dankgebet an Osiris. Und dies ward, wie die Bildwerke bezeugen und Diodor berichtet, von den Priestern, von den Verwandten des Verstorbenen und dem einstimmenden Volk vor der Bestattung vorgetragen und dargestellt.

Im Fortgang des Buchs nun richtet der Todte sein Gebet an die Gottheit der Abendsonne und steigt in die Barke derselben ein, um die Fahrt in der Nachthemisphäre von Westen nach Osten zu machen. Wundererscheinungen, Grauensgestalten, böse Thiere treten ihm in den Weg, er kämpft mit ihnen und besteht sie siegreich, denn die Götter beschützen ihn, und jedes Glied seines Leibes steht unter der Obhut eines Gottes oder einer Göttin. Dann kauft er auf den himmlischen Gewässern, pflügt, säet, erntet auf den himmlischen Gefilden, den Inseln der Seligen. Es folgt das Urtheilgericht, der Verstorbene erscheint vor Osiris und den 42 beistehenden Richtern und erklärt sich vor jedem frei von einer besondern Schuld und Sünde: z. B. vor dem vierten sagt er: ich habe nicht gestohlen; vor dem fünften: ich habe nicht vorsätzlich getödtet; vor dem neunten: ich habe nicht gelogen; vor dem dreizehnten: ich habe nicht verleumdet; vor dem zweiundzwanzigsten: ich habe nicht die Ehe gebrochen; vor dem zweiundvierzigsten: ich habe Gott nicht verachtet in meinem Herzen. Die einfachen sittlichen Grundsätze

werden auf diese Weise in einer Kürze und Klarheit ausgesprochen, die uns auch in ihrer Fassung der Zehn Gebote des Moses zu denken läßt.

Noch hat der Verstorbene die Abenteuer der Hölleburgen zu bestehen und verschiedene Verwandlungen durchzumachen; dazwischen hin ziehen sich Vorgesänge auf Osiris, bis er zuletzt als ein Sperber mit dem Menschenhaupt, — Symbol der reinen, geläuterten Seele, — sich emporschwingt zum Urquell des geistigen und materiellen Lichtes und Lebens. Die Wanderungen und die Verklärung der Seele sind also der Inhalt des Ganzen. So heißt es auch auf einem Sarge: du bist im Saale des Osiris bei den Glanzgeistern der Unterwelt; es lebt deine Seele im Himmel bei der Sonne und dein Körper befindet sich wohl in der Sternenvohnung (dem Grabe). Dein Haus ist bleibend in der irdischen Welt, für deine Kinder ewig, ewig, immerdar.

Dem Todtenbuch entsprechen die Bildwerke in den Königsgräbern der 19. und 20. Dynastie. Da ist an gegenüberstehenden Wänden der Sonnenlauf dargestellt in der obern und untern Hemisphäre. Denn wie die Sonne soll der Mensch heldenhaft seine Bahn gehen, Licht verbreiten, Wohlthaten spenden, und wenn sein Tag sich zu Ende neigt, soll er eingehen in das Reich der Seligen und eins werden mit Gott. Darum besteigt er die Barke des Sonnengottes und streitet mit ihm gegen die Schlange Apep und besucht die Inseln der Seligen und wandert durch die Hölle der Verdammten, wird selbst gerechtfertigt vor den 42 Todtenrichtern und endlich verklärt im Licht und mit Osiris ewig vereint.

Die rechten Zeugen eben für den Geist und das Phantastische im Leben der Aegypter sind ihre Bauten, ihre Bildwerke. Das arbeitsame Volk war von einem gewaltigen instinctiven Drang getrieben, das eigene Innere sich gegenständlich zu machen, die Ahnungen des Gemüths und die Auffassung der Welt in festen Symbolen anzuzuprägen, dem vergänglichem Leben ein unvergängliches Denkmal zu bereiten. Und seit dem 4. Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung bis mehrere hundert Jahre nach Christus sind die Schöpfungen der bauenden und bildenden Thätigkeit vorhanden, sind die Zeitmesser und sichern Haltpunkte der alten Geschichte geworden; seit dem Beginn unsers Jahrhunderts, seit Napoleon's Expedition und dem sich daran reihenden Denon'schen Werk, seit Champollion's Methode der Hieroglyphenentzifferung, seit Rosellini, Ruvion und der preussischen Entdeckungsexpedition unter Lepsius sind die Denkmale an-



schaulich und verständlich für die ganze gebildete Welt. Der Ausspruch eines hermetischen Buchs ist bewahrheitet: „O Ägypten, Ägypten, nur Fabeln werden von dir übrig sein, ganz unglaublich den spätern Geschlechtern, und nichts wird Bestand haben als die in Stein gehauenen Worte.“

Die Kunstthätigkeit beginnt mit der Architektur, auch Sculptur und Malerei bleiben an sie gebunden und tragen ihr Gepräge. Es ist die Massenhaftigkeit und Erhabenheit mit welcher begonnen wird, denn die bildende Kunst geht von der Natur aus und sucht sie zu bewältigen, und setzt zunächst an ihr die Macht des Mäches. Bezüglich aber gerade für Ägypten ist es daß die Sorge für die Erhaltung des Leibes um der Unsterblichkeit willen jene gewaltigen Werke aufgethürmt, die an die Grenze der Wüste und des fruchtbaren Landes gestellt noch jetzt in ihrer einfachen Größe den Wanderer mit dem Gedanken der Dauer, der Ewigkeit erfüllen, die Pyramiden. Es sind Königsgräber aus der Frühzeit des alten Reichs, aus dem 4. Jahrtausend v. Chr., in der Nähe von Memphis, dem heutigen Kairo. Es sind ihrer viele; als die drei größten nennt Herodot die des Cheops, Chefnen und Miferinos; die Denkmalforschung hat die Namen Kusu, Chafra, Menkera ergeben, Könige der 4. Dynastie. Sie stellen den urthümlichen aufschäustigen Erdhügel über dem Grabe dar, aber sie thun es auf künstlerische Weise. Die Grundfläche bildet ein Quadrat, die Seiten sind genau nach den Himmelsgegenden gerichtet, das Bauwerk steigt in gleichmäßiger Neigung der Seitenflächen zu deren Vereinigungspunkt in der Spitze empor: die Form ist durch wenige geometrische Linien scharf bestimmt, krystallinisch, einfach; die Wirkung durch die von der formenden Kraft bewältigte Masse erzeugt, die Verarbeitung der verwandten Felsblöcke sorgsam und genau; die Verhältnisse der Höhe und Grundlinien spielen um die ansehnlich wohlgefälligen Proportionen 3:5 oder 5:8. Die ursprünglichen Maße der größten sind 764 Fuß der Grundlinie, 480 der Seitenhöhe, 611 der Seitenhöhe; die Masse des Mauerwerks 250000 Kubikfuß. Es würde hinreichen ein Land von der Größe Frankreichs mit einer Mauer von 1 Fuß Dicke und 6 Fuß Höhe zu umziehen. Das Felsengemach für den Sarg lag bei ihrer Höhe unter dem Boden, ein in den Fels gehauener Schacht führte dazu. Die Grabkammern der andern Pyramiden sind im Inneren, mit gegeneinander geneigten kolossalen Granitblöcken bedeckt, schmale Gänge fahren zu ihnen hin; sie waren durch steinerne

Fallhöfen und mit Felsblöcken nach der Bestattung geschlossen. Der Bau geschah in stufenförmig übereinander zurücktretenden Stufen; diese wurden dann ausgefüllt und der Kern von oben nach unten mit glattbehauenen Felsplatten bekleidet. An der Spitze liegt eine kleine Vorhalle, dem Todtencultus bestimmt. Die großen Pyramiden sind dabei nicht im ganzen Umfang der mehr als 50000 Quadratfuß umfassenden Grundfläche begonnen, sondern wurden in mäßiger Größe errichtet; aber der Erbauer lebte und herrschte noch fort, und legte nun abermals von unten in Absätzen beginnend einen gewaltigen Steinmantel rings um das Werk, und mochte das mehrmals wiederholen, bis er endlich durch geglättete Platten nun das Ganze abschloß. Die Ueberlieferung nennt Kheops und Chafra Tyrannen, die ohne Gottesfurcht und Menschlichkeit das Volk zum Frontdienst gedrängt; erst der milde Menkera wurde wieder religiös und menschenfreundlich; nach Diodor sollen je gar nicht in ihren Pyramiden beigesetzt worden sein, weil man bei Todtengericht die Volkswuth gefürchtet; aber Menkera ward seinem Sarkophag gefunden, und die Mumie ruht nun im Vatikanschen Museum, „sicherer als vor bald 5000 Jahren: in der weit beherrschenden Insel, welche die Macht der Freiheit und Sitte nicht mehr schilt als das umgürtende Meer: unter den Schätzen aller Reiche der Natur und den erhabensten Resten menschlicher Kultur möge ihre Ruhe im Auge der Weltgeschichte dort nie gestört werden!“ (Bunsen.)

Die Gestalt der Pyramiden zeigt uns von der Spitze an die Entfaltung der Einheit nach den vier Hauptrichtungen, von der quadratischen Grundfläche aus zeigt sie die Erhebung gegen Himmel zugleich als das Zusammengehen aller Linien zur gemeinsamen Einheit. Das ist unmittelbare Veranschaulichung eines Gedankens. Und wenn Gladisch die Beobachtung daß häufig die Spitze schwarz gefärbt ist mit einem ägyptischen Ausdruck über die Weltbildung zusammenbringt: „Es geschah ein Auseinandertreten der undurchsichtigen (schwarzen) Vereinigung“, — so werden wir gern die Pyramiden als die kolossalen Symbole der Idee nehmen wie die ursprüngliche und göttliche Einheit in den Gegensatz der vier Himmelsgegenden, der vier Elemente auseinander geht, die Welt aber zugleich immer wieder aus dem Gegensatz zur Einheit sich erhebt; der ewige Aus- und Eingang des Lebens ist ein Abfließen und Aufsteigen; wir haben ein Bild des All-Einen. In Bezug auf den Obelisk betont Gladisch daß er die Hieroglyphe „Himmels-“

te; aber auch der vierseitige Obelisk ist ja durch eine kleine Pyramide bekrönt, und dadurch die einheitliche Spitze gewonnen.

Die Massenhaftigkeit der Pyramiden ist noch ohne Gliederung, ganz einfach und starr. Aber der Sarg des Menkera, der leider an der spanischen Küste unterging, zeigte uns bereits architektonische Grundformen, die wir an den Tempeln der spätern Zeit wiederfinden, und die für Aegypten charakteristisch sind. Die Seitenwände stiegen in einer leisen pyramidalen Neigung empor, wie die Pylonen der spätern Tempel, und diese nach innen gewandte Richtung fand ihren Umschwung und ihr Gegengewicht in dem bekrönenden Hohlleisten, der nun die Deckplatte etwas nach außen vortreten ließ; die Seiten umgab derselbe Rundstab, der durch die Jahrtausende hierfür in Übung blieb. Der große Hohlleisten war durch senkrecht eingegrabene Streifen gegliedert, die nach oben sich runden, er gewann das Ansehen wie wenn Federn oder Palmblätter nebeneinander gereiht und durch einen Druck von oben vorgebengt wären. Kugler denkt an den Koppschmuck ausgezeichneten Personen, den man auf diese Weise symbolisch dem Baupunkt glichen; die einfach straffe Form ist auch an sich sprechend und charakteristisch.

In der Nähe der Pyramiden finden wir in den Fels des Gebirgs eingehauene Grabkammern, oder kleinere aufgeschichtete Stumpfzylinder, deren Grundform ein längliches Rechteck ist, deren Seitenwände sich etwas gegeneinander neigen; wahrscheinlich waren sie gleich dem Sarg des Menkera mit dem schwungvoll vortretenden Hohlleisten bekrönt; die Gliederung und Verzierung seiner Seitenwände durch die Nachbildung eines Rattenwerks von senkrechter Ebnung mit wagerechten Verbindungsgliedern finden wir auch bei ihnen wieder. An der Vorderseite des Baues ist eine kleine Nische in der Mauermasse ausgespart, den Vorhallen an einer Seite der Pyramiden entsprechend, das Innere ist ein Grabgemach, dem Andenken des Todten und seiner Verehrung geweiht und mit Bildern geschmückt, der Sarg mit der Mumie liegt darunter in der Tiefe des Felsens.

Auf die Pyramidenzeit folgten Jahrhunderte des Verfalls, dann aber eine Herstellung und Blüte des Reichs unter der 12. Dynastie; mehrere Sesurien und Amenemha werden genannt; an der Spitze sich die Sesotrisdage, ihre Eroberungszüge waren siegbeehrt; das Land ward unter ihnen königliche Domäne. Ein Amenemha war der Erbauer des Labyrinths und vollführte die

Anlage des Mörisees. Die Periode setzt Dunsen zwischen 2800 und 2600 v. Chr.; andere, welche die Hylsodzeit kürzer als er annehmen, rücken sie um 400 Jahre weiter herab, in die Spätzeit des 3. Jahrtausends v. Chr.

Wie die Grabhügel in den Pyramiden, so wurden auch die Denksteine der Vorwelt von den Aegyptern kolossal und in mathematisch scharf bestimmter Form errichtet in den Obelisken. Einer in Heliopolis ward von Sesurtesen aufgestellt und durch Hieroglypheninschrift seiner Bestimmung geweiht. Schlank, vierseitig, langsam sich verzügend steigen sie hoch empor, eine kleine Pyramide bekrönt die Spitze.

Sesurtesen gründete auch einen Tempel zu Theben, welcher den Keim und Anfang des großen Baues bildet, der im Laufe eines Jahrtausends durch immer neue Zusätze erweitert ward und noch in seinen Ruinen zu Karnak unser Staunen erregt.

Zur Regulirung der Nilüberschwemmungen machte wahrscheinlich Amenemha III. die große Anlage eines Wasserbehälters, den die Alten den See Möris nennen, umfassende Dämme, Kanäle und Schleusenwerke standen natürlich damit in Verbindung. Sie sind zerfallen, aber noch heute genießt man in der Fruchtbarkeit der Gegend von Fayum die Nachwirkung jener egyptönischen Thätigkeit. Ein See mit Brackwasser in versumpfter Ebene ward zur Anlage benutzt. Die Kolossalbilder des Gründers und seiner Gattin spiegelten sich auf stufenförmigen Pyramiden in der Flut und schauten auf den Garten Aegyptens hin.

Das Labyrinth, unter Psammetich erneuert, war ein großer Reichspalast, in welchem die einzelnen Gaue Aegyptens zur Versammlung für politische und religiöse Angelegenheiten und Geschäfte ihre besondern Räume hatten. Nach Herodot's Beschreibung waren es 12 Hofräume mit bedeckten Säulengängen an den Mauern: die dem Eingang gegenüberliegenden Wände stießen zusammen, sodaß an eine Mauer der Mitte auf jeder Seite sich sechs anschloß, die Thore der einen nach Mitternacht, die der andern nach Mittag. Innerhalb der Umfassungsmauer des quadratischen Ganzen lag eine große Menge von Kammern; mäandrisch gewundene Gänge führten durch sie hin, bald zur Mauer vordringend bald wieder nach den Thoren der Höfe zu sich wendend, sodaß es schwer war ohne Führer sich zurecht zu finden. Herodot meint daß wenn man alle Werke und Mauern der Hellenen zu seiner Zeit sammelmähre,



die Summe von Arbeit und Kosten doch geringer wäre als bei dem Labyrinth.

Am wichtigsten für uns sind die Felsengräber von Benihasan, denn da ist uns der Säulenbau des alten Reichs erhalten, dessen letzter Zeit sie angehören. Zwei Säulen treten zur Seite der Eingangstür hervor und tragen einen Steinbalken, Säulen stützen im Innern der Decke die Halle, deren Wände reiches Bildwerk schmückt. Die Säulenform ist doppelter Art. Die erste ist aus dem viereckigen Pfeiler dadurch hervorgegangen daß man die Ecken abkante und so einen achteckigen Träger gewann; weiter entwickelt ward dieser aber dadurch daß man noch einmal die Ecken abschchnitt und dadurch einen Stamm erhielt der von sechzehn gleich breiten senkrechten Streifen umgrenzt war. Der ästhetische Sinn blieb hierbei nicht stehen. Man gab der Säule eine runde hervorspringende Platte zur Basis, eine viereckige Platte zum abschließenden Capital, man verjüngte den Schaft, sodaß er von unten nach oben von etwas dünner ward und leicht der schweren Last entgegenstrebte, man vertiefte die Streifen etwas nach innen, sodaß sie wie Ninnen zwischen den hervorragenden Kanten erscheinen. Ganz bezeichnend hat Lepsius diese Säulen protoderische genannt, wir stehen vor einer der durchaus sachgemäß gefundenen architektonischen Formen, welche die Griechen aufbewahren, weil sie vortrefflich sind, um sie weiter zu bilden und einem organischen Ganzen einzuverleiben.

Andere Säulen dagegen ahnen die Pflanzenform nach. Hier Pflanzenstengel scheinen um eine gemeinsame Achse zusammengekrängt; sie bücken sich oben in den geschlossenen Potoselch aus, der das Capital bildet; über ihm eine viereckige Platte, unter ihm umschlingende zusammenhaltende Bänder. Das Ganze ist bunt bemalt, horizontal gestreift. Kugler erinnert daran daß man schon mehrere Jahrhunderte früher die Fläche eines viereckigen Pfeilers durch einen in der Mitte vorspringenden Potosstengel mit reicher Blumen- und Blätterkrone decorirte; hier ist dies Ornament zur selbständigen Form geworden. Schnaase nennt solche Bildungen steinerne Metaphern; der Vergleich des Säulenstammes und Capital mit Stengel und Blume der Pflanze hält nicht Stich, aber der flüchtige Einsall ist sofort im starren Typus festgebannt. Es stimmt so ganz zu unserer Grundanschauung des ägyptischen Symbolismus was Kugler in der Geschichte der Architektur weiter bemerkt, daß wir gern seine eigenen Worte folgen lassen: „Die Form ist allerdings insofern nicht ungünstig gewählt als sie die



totte Pfeilergestalt in eine lebendige, in sich beschlossene, emporwachsende umwandelt. Dennoch bleibt sie in rein ästhetischer Beziehung nur eine decorative: der Ausdruck einer entschieden architectonischen Kraft (der des Stützens, des Tragens) ist in ihr, auch in freibildnerischer Weise, auch in nur spielender Andeutung nicht gegeben; die Form des Capitäls, die hierbei vor allem in Frage käme, drückt eben nichts davon aus. Die Form kann somit ohne Zweifel vorzugeweise nur eine sinnbildliche Bedeutung haben, die in jenen älteren Gräbern dem Architekturtheile sich erst anschmiegt, hier ihn ganz erfüllt. Der Votos ist den Aegyptern das Symbol der materiellen Welt: die aufstrebende Votossäule wird somit als Sinnbild der emporringenden irdischen Kraft zu fassen sein. Doppelt sinnvoll wird eine solche Bedeutung, wenn die von ihr getragene Decke mit Sternen und andern himmlischen Zeichen geschmückt erscheint. Das Ganze wird in solcher Gegenüberstellung ein Sinnbild des Universums.“

Noch im 3. Jahrtausend brachen semitische Völkerstämme, Hyksos, Hirtenkönige genannt, in Aegypten ein, machten sich das Land zinsbar und hielten des Volkes Geist und Kraft gefesselt mehr als 500 Jahre lang. Aber die Treue desselben für die Ueberlieferung und Erhaltung der Heimat, für Religion und Sitte bestand auch unter dem vielhundertjährigen Druck. Die beliebten Vermuthungen von einem uralten Priesterstaat Meroe als dem Quell der ägyptischen Cultur haben nicht Stich gehalten, wol aber ist in der Hyksoszeit ägyptische Bildung nach Aethiopien geflüchtet; doch ist der ägyptische Stil dort verwehlicht, die Formen sind runder aber auch kraftloser geworden.

Die Hyksos selbst zerstörten die ägyptischen Denkmale keineswegs, sondern eigneten sich die Cultur des eroberten Landes an. Aus den Tagen ihrer Herrschaft sind Sphinxen von großer Seltenheit erhalten, deren Menschengesicht den semitischen Typus trägt; Vögelchören erheben sich an den Seiten, und Verventmähen umwallen das Antlitz wie ein Strahlenkranz. Man zahlte den Hirtenkönigen Tribut; diese aber huldigten den ägyptischen Göttern nicht, sondern blieben ihrem Baal getreu, der wie ein wildes vierfüßiges Thier mit spigen Ohren gebildet ward. Von Theben aus begann die Befreiung Aegyptens, unter der 18. Dynastie, und als im 16. Jahrhundert die Fremden wieder vertrieben waren, da wandte sich die kriegerische Volkskraft erobert nach außen, und drang bis zum Berg Barak in Nubien und bis tief in Kleinasien vor;

Welche bei Weitem tragen ägyptische Bildwerke zum Denkmahl. Sofort finden wir auch den Aufschwung einer nationalen Kunst wieder, die nun in Pracht und Fülle ihren Glanz entfaltet.

Die großen Bauten dieser Zeit sind zugleich Burgen, Paläste und Tempel, wie der König zugleich Krieger und Priester, Stellvertreter der Gottheit war. Eine zinnengekrönte starke Mauer, nach oben zu schräg aufsteigend, umschließt den ganzen Bezirk. In der Tiefe desselben liegt das Allerheiligste, gewöhnlich aus einem Felsen gehauelt, die Nische für die Bildsäule oder die Wohnstätte für das symbolische Thier des Gottes; ringsum Gemächer. Dieser ganze Theil ist allseitig abgeschlossen, niedrig und bedeckt. Vor ihm öffnet sich weite Säulenhallen oder auch Höfe, die in der Mitte freien Raum gewähren, an den Mauern aber mit Säulengängen umgeben sind. Ein mächtiger Thorbau bildet die Eingangsseite. Es sind zwei abgeschrägte viereckige Thürme, viel breiter als tief, die nach unten nur die Breite der Thür frei lassen, nach oben aber weiter auseinander gehen; ein Rundstab rahmt sie ein, nach oben bekriegt sie der straffgezogene Hohlleisten; er verleiht der Böschung der Mauern einen elastischen Rücksprung und stellt so ein beruhigendes Gleichgewicht her. Die Alten nannten diese Pylonen Flügel, sie haben in der That das Thor in ihrer Mitte wie ausgebreitet erhobene Schwingen den Körper des Vogels. Die Thür ist von starken Steinbalken umgeben und der bekriegende Hohlleisten hat stets als Ornament eine Sonnenscheibe; zwei Uräen, die Königsmacht symbolisirende Schlangen, schwingen sich unter ihr hervor, und weitentfaltete Flügel zu beiden Seiten symbolisiren die Schweben im Himmelraum, wie sie selber die allsehende, allvertheilende Gotteskraft verflucht. Vor dem Pylon stehen Obeliken mit wehenden Inschriften, oder thronen Kolossalbilder der Götter oder Könige. An die Pylonen lehnen sich hochragende Mäße mit flatternden Wimpeln. Eine Allee von Sphinxen führt zu ihnen hin; dazwischen der gepflasterte Weg bis zur Pforte der Umfassungsmauer. Von den Pylonen aus werden die Räume nach innen zu immer niedriger, es scheint sich alles perspectivisch nach dem Allerheiligsten zusammenzuziehen.

Dies das Wesentliche der Anlage, die aber mannichfacher Anhang und Erweiterung fähig ist und weit weniger als der griechische Tempel einen in sich geschlossenen Organismus darstellt. Treffend sagt Schnaase der Bau sei selbst ganz Procession, ganz Wallfahrt, auf Ernst und Schweigen, auf Staunen und Ehrfurcht

berechnet; seine Schilderung möge, vom Eingang beginnend, die unsere erläutern: „Alle Wege sind gewiesen, keine Abweichung gestattet, kein Irren möglich. Zwischen den Reihen heiliger Thore, zwischen den Thoren wandern wir ehrfurchtsvoll durch. Weit, hoch, mächtig zeigt sich die Pforte, gewaltig wie die Wirkungen des Gottes auf die Welt, wie die Erscheinungen welche zuerst die rohen Völker bewegen ihre Kniee vor den noch unbekannten Mächten zu beugen. Wer durch diese erste Pforte eingegangen athmet wieder freier; ein weiter Hof nimmt ihn auf, hellere Säulen in mannichfachen reichen Formen mit Pflanzensülle umgeben ihn. Auch hier ist der Weg bezeichnet, der weiter in das Innere führt, sanft aufwärtsgehend; die Seitenwände nähern, die Höfe senken, der Boden hebt sich, alles strebt nach einem Ziel. Nun kommt aber eine zweite Schranke; ein vielsäuliger Raum, welcher schon mehr dem Innern angehört, ist zwar in so weit geöffnet daß wir in seine dichte schattige Fülle und Pracht hineinblicken können, aber der Eintritt selbst ist nicht auf allen Stellen willkürlich verstatet. Die Zwischenräume der Säulen sind durch Schranken geschlossen, nur ein Weg in der Mitte ist geblieben. So gehen wir weiter, nur schon der Zerstreung des freien Himmels entzogen, von dem Ernst des Baues, von der Heiligkeit der Bildwerke eng umgeben. Es umschließen uns die geweihten Wände immer näher, bis endlich nur der priesterliche Fuß das einsame löwende Gemach des Gottes selbst betritt. Das Ganze hat den Ausdruck eines feierlichen Ernstes, der ehrfurchtsvollen Annäherung, des priesterlichen Geheimnisses; erst vorbereitend, Erwartung erregend, dann imponirend, dann in wohlberechneter Steigerung mehr und mehr in das mystische Dunkel zur innersten Stätte der Weihung und Anbetung einführend.“

Die 18. Dynastie (von 1625—1411) vollbringt die Befreiung des Reiches und ordnet das Alte neu mit höherm Glanz: die Namen Amosis, Anthmosis, Amenophis sind die der ausgezeichnetsten Herrscher. Ihnen folgt die 19. Dynastie, in der Sethos und Ramfes II. als große Eroberer hervorragen, dieser aber die Kraft des Landes erschöpft und den Druck gegen die Hyksos beginnt, der den Auszug unter seinem Nachfolger Menephtha zur Folge hat. Unter den stammverwandten Hyksos war Jaseb mit den Seinen eingewandert und hatte im untern Lande eine Wohnstätte gefunden. Nach der Vertreibung der Hyksos wurden die Juden von der nationalen Dynastie nicht mehr gern gesehen, es

kam der Pharao der von Joseph nichts mehr wußte, und die Denkmale bestätigten den Bericht der Bibel daß Ramses II., als er die Kette von Bollwerken zum Schutz des Reichs gegen Einfälle vom Norden her gründete, die Hebräer (Apuur) bei dem Bau von den Städten Ramses und Pachtihum Fremddienst thun ließ. Pharao ist Königsstitel, Peraa oder Pherao im ober- oder unter-ägyptischen Dialekte, und soll die hohe Pforte, das hohe Haus, wel nach seiner Wohnung hinter den Pylonen bedeuten. In Bezug auf den Auszug der Juden berichten die Aegyptier daß sie besorgt hatten es möchten sich dieselben zu den Landesfeinden schlagen, und daß deshalb König Menephtah beschlossen das Land von allen Unzainen und Ausfägigen zu befreien. Er sandte sie in die Steinbrüche zu harter Arbeit. Aber ein abtrünniger Priester Osarsiph habe sich zu ihrem Führer aufgeworfen, ihnen das Gesetz gegeben keine Götter anzubeten und die den Aegyptern heiligen Thiere zu schlachten und zu verzehren. Verbunden mit fremden Hirtten hätten sie im Lande gewillthet, bis sie endlich vertrieben und bis an die Grenzen von Syrien verfolgt worden seien. Darnach hätte also ein ägyptischer Reformator, gegen die Entartung der Religion in Thier- und Bilderdienst eifernd, und dem Volk den reinen geistigen Welt als sittlichen Gesetzgeber predigend, von seinen Landesleuten sich zu den Semiten gewandt und deren Glauben länternd sei er ihr Führer geworden. Sie hätten ihn dann durch die Erzählung sich angezeigt daß er als Hebräerknabe geboren, im Wasser ausgelegt, von der ägyptischen Königsstochter gefunden und erzogen worden sei. Daß der Auszug aus Aegypten mit einer religiösen Krise verbunden war, lassen auch die in der Bibel erwähnten Kräfte ägyptischer Priester mit Moses und Aaron vor Pharao noch erkennen. Jedenfalls gehört Moses zu den gewaltigsten Helden der Weltgeschichte, und brachte er das Beste ägyptischer Weisheit zu dem semitischen Volksglauben heran, den reinen Monothismus begründend. In die Regierungsperiode Menephtah's fällt der Beginn einer neuen Siriusperiode, für die das Jahr 1322 v. Chr. astronomisch feststeht; um diese Zeit hatte also der Auszug statt.

Unter der 18. Dynastie hat die Kunst, auf den alten Ueberlieferungen fußend, in einem lebhaften Ringen ihre großartige Blüte; die 19. führt zu kolossalen Unternehmungen voll Reichthum und Pracht, aber auch zur Ueberladung und zu handwerkemäßig conventioneller, mitunter roher Arbeit. Große Tempelpaläste in

Theben, wo heute die Dörfer Karnak und Luxor stehen, geben in ihren Trümmern Kunde von der Bauhätigkeit, durch Bilder und Inschriften Zeugniß von dem sonstigen Wirken der Könige. Der von Sesurtesen im alten Reich gegründete Tempel wird jetzt abmählich so erweitert daß nicht weniger als fünf Pylonen ebenso viele Höfe oder Hallen vor dem Heiligthum bezeichnen, daß die Seitenmauer des Ganzen durchbrochen wird um einen Tempel, der nach außen vortritt, die offene Pforte zu gewähren, daß hinter dem Allerheiligsten Säulensäle und viele Gemächer sich ausbreiten. Pepsius bemerkt daß einzelne Könige in demselben Maß in der Geschichte vor- oder zurücktreten, in welchem sie in und um den Tempel von Karnak repräsentirt sind. Eine Wacksteinterrasse erhebt den Bau über den umgebenden Boden; die Gesammtlänge seiner Umfassungsmauer betrug drei Viertel einer geographischen Meile.

Die reiche Anwendung der Säule charakterisirt die Zeit dieser Zeit. In denen der 18. Dynastie finden wir die Peristylma der beiden Formen von Benihassan. Die protodorische Säule erhält unter der viereckigen Deckplatte eine unten abgerundete kreisförmige Platte als Capital, unter demselben mehrere Bandstreifen zur Bezeichnung des Halses. Die Potosäule steht auf einer runden Platte, unten etwas eingezogen steigt sie dann mit einziger Verjüngung empor; es sind 12 Stengel, deren halbe Rundung um den Schaft hervortritt, die durch dreimal wiederholte fünfkantige Bandstreifen zusammengelassen werden; das Capital ist der ebenfalls zwölffach gegliederte geschlossene Potoskelch, so daß er über den Hals der Säule stark hervortritt, nach oben unter der Deckplatte aber sich zusammenzieht, einer Knospe ähnlich. Einmal finden wir acht Stengel ohne die gürtende Unterbrechung, aber mit zierlich aufstrebenden Ornamenten. Sodann Säulen mit einfachem runden Schaft und einem Capital von acht schlang aufsprießenden, eben sich nach außen neigenden Palmenblättern; sie sind architektonisch einfach und edel in der Ausführung, ein Vorspiel der korinthischen in Hellas. Außerdem gibt es in dieser Periode Mauerpfeiler mit dem stark vorspringenden Relief tragender Niesengestalten. Ein kleines Heiligthum zu Elephantine führte die Mauer nur als Brüstung empor, und ließ dann das mit dem üblichen Kalkstein über einem Architrav aufladende Dach statt der Mauer von starken viereckigen Pfeilern getragen werden, zwischen denen immer ein gleichgroßer Raum offen bleibt, — ein noch derber und unentwickelter Anfang



dessen was die freie Säulenhalle rings um den griechischen Tempel zur Durchbildung bringen wird.

Die 19. Dynastie benutzte auch die Säulen um sie mit Bildern und Hieroglyphen anzufüllen; sie nahm für das Capital die Form des stark ausladenden, weitgeöffneten oder des geschlossenen gegliederten hochaufragenden Blumentels. So besonders in dem ungeheuern Säulensaal des Tempels zu Karnak. Er hat eine Tiefe von 161, eine Breite von 320 Fuß; 12 riesige Säulen, sechs auf jeder Seite bilden einen hohen Mittelgang, ähnlich dem überragenden Mittelschiff der Basilika; sie sind 66 Fuß hoch, haben einen Umfang von 36 Fuß, Würfel in der Mitte der Capitale tragen die Steinbalken der Decke. Die übrigen Säulen, auf jeder Seite sieben, aber neun Reihen hintereinander, im ganzen also 126, sind 40 Fuß hoch bei einem Umfang von 27 Fuß. Sie tragen die Decke; ein Oberlicht fällt zwischen den Capitälern und Stämmen der überragenden Säulen des Mittelgangs wie durch Fensteröffnungen herein. Alles ist mit Sculptur und Malerei täte-wart. Im mannichfaltigen Wechsel herrscht symmetrische Wieder-hr, die schwere kolossale Massenhaftigkeit ist von buntem Farben-schmuck umspielt; statt organischer Gliederung überladener Schmuck. Drei Grottenbauten in Nubien weisen ebenfalls auf Ramses II. hin. Vor dem ersten Tempel, zu Ipsambul, ist der Fels in der Art zur Fagade hergestellt daß er nach oben hin etwas zurückweicht und vier gleiche sitzende Kolosse, 60 Fuß hoch, alle den Ramses darstellend, aus dem Fels gehauen sind. Zwischen ihnen führt die Thür ins Innere in einen größern und kleinern Pfeilersaal und andere Gemächer. Die Fagade eines kleinen Tempels zeigt sechs in Nischen stehende Kolosse von 30 Fuß Höhe, Ramses und die Götter. Pfeiler im Innern haben ein ganz symbolisches Capital, die Maske der Göttin Hathor mit einem Tempelchen auf dem Kopf. Ein dritter Felsentempel bei Wirscheh hat außen einen Vorbau mit Pylonen, innen an den Pfeilern stehende Osiriskolosse von großer Schwerefülligkeit, roh in der Ausführung.

Zolche Menschengestalten statt der Säulen werden in starrer gebundener gleicher Haltung hingestellt, während bei den Säulen gern mit den Capitälern gewechselt wird, doch so daß das Gleiche symmetrisch wiederkehrt. Säulen, Gesimse, Mauern sind mit ansehnlichen Farben geschmückt, häufig auch mit symmetrischen Gestaltungsgruppen bemalt. Ramses III., der Begründer der 20. Dynastie (1288 v. Chr.) einte noch einmal den Glanz der Waffen

mit dem der Bau- und Bildwerke, unter denen der Tempel zu Medinet-Abu mit den Thaten des Königs prägend hervortritt. Die folgenden Jahrhunderte schufen bei der Erstarrung des Reichs unter dem Despotismus der Herrscher und der Uebermacht anderer Länder nichts mehr von gleicher Größe und Pracht. Die Restauration des Reichs durch Psammetich (670 v. Chr.) führte auch zu einer der Kunst, die gerade die alterthümlichen und einfachen Formen der 12. und 13. Dynastie mit Glück und Geschmack aber in kleinerm Maßstabe wieder in Anwendung brachte. Auch unter der Herrschaft der Perser, Griechen und Römer erhielten sich die Grundzüge des ägyptischen Stils. Die Säulencapitale haben jetzt meist die offene Kelchform, gegliedert durch mehrere Reihen hervortretender Blätter; sie haben darauf hier und da noch die Hathormaske mit dem Tempelchen, die auch für sich allein als Bekrönung der Säule vorkommt. Der glatte Schaft ist mit bunten Inschriften überdeckt. Es gibt Gebäude mit einer Säulenvorhalle nach griechischer Weise; aber die Zwischenräume der Säulen sind mit einer Mauerbrüstung ausgefüllt, die freie Oeffnung über denselben macht einen fensterhaften Eindruck. Dasselbe ist der Fall bei den kleinen Tempelchen, die man jetzt neben den großen errichtete; Mamnists heißen sie, Geburtshäuschen, zur Feier der Geburt des göttlichen Kindes, welches das Götterpaar des großen Tempels als das dritte erzeugte. Sie sind rings von Säulen umgeben, bis zu deren Mitte die Mauerchränke aufragt, kein Vorbild, sondern eine misslungene Nachahmung der Griechen. Das Capital ist hier eine Maske, des Typhon, wie es gewöhnlich heißt; oder ein patäkenhaft verzerrtes Kindergeſicht?

Auch Kleopatra baute; die Tempel von Tendara geben in ihrem wunderbar erhaltenen Glanz und phantastischen Schmuck von dem Mauth ihres Daseins Kunde. Selbst aus der Römerzeit gibt es noch Anlagen umfassender Art, doch ist kein Fortschritt sichtbar. Dann verfiel Aegypten außer Alexandrien so sehr daß der heilige Antonius in die thebaische Wüste zog.

Felsenfeste Kraft und Dauerbarkeit, massenhafte Größe in einfach strengen Formen bezeichnet das Primitiv der Baukunst im alten Aegypten; im Zusammenhang mit dem wolkenlos blauen Himmel, dem breiten Strom, dem Zug der Gebirge machen die Tempelanlagen einen ergreifenden Eindruck; neben einem constructiv nichtsagenden und ästhetisch unbefriedigenden Symbolismus gibt sich in den Formen der Anfang organischer Construction kund und

wird zur Grundlage für die weitere Ausbildung im Fortgang der Religionsgeschichte.

Architektonisch und monumental ist zunächst auch das Gepräge der bildenden Kunst bei den Aegyptern. Es liegt dies schon in der Gebundenheit der Bildwerke an die Bauten; Reliefs und Gemälde sind Schmuck der Wände, und wenn die Figuren des einen Pharaonenflügels in strenger Symmetrie denen des andern entsprechen, so daß einer wie das Spiegelbild des andern dasteht, so sieht man daraus wie die menschlichen Gestalten nicht um des individuellen Ausdrucks ihres persönlichen Lebens willen dargestellt, sondern als architektonische Decoration behandelt sind. Dabei ist der monumentale Sinn der Aegypter auch hier nicht auf das Bewegliche und Vorübergehende, sondern auf das Bleibende und Wesenhafte der menschlichen Gestalt, auf feste Formen und deren gleichmäßige Verwahrung gerichtet. Sie heben das Gesetzmäßige im Bau des Körpers hervor und stellen die Norm eines festen Kanons, mathematisch bestimmter Maßverhältnisse dafür auf; nicht das Individuelle, sondern der Typus der Gattung wird dadurch ausgedrückt. Sie kommen allerdings auch zur Darstellung des Persönlichen, die Bildnisähnlichkeit wird schon bei den Pyramidenbauern angestrebt und die Züge der Thutmosis, eines Sethos I. und Ramses II. treten in energischer Porträtwahrheit auf; in der Regel aber legen sie größeres Gewicht auf das Nationale oder allgemein Menschliche als auf das Individuelle. Die Aegypter haben das große Verdienst den idealen und monumentalen Stil der bildenden Kunst durch das Eingehen auf das Wesentliche und Ausschneiden des Unbedeutenden und Zufälligen gegründet zu haben, allein sie verharren stereotyp und eintönig innerhalb der architektonischen Strenge und Gebundenheit. Daher sagt ihnen die Ruhe, die dem Gesetz der Schwere folgende geschlossene Haltung der Gestalt mehr zu als die Bewegung, und sie bleiben mangelhaft in Bezug auf den Ausdruck des Seelenlebens und seiner Freiheit im Nützlich wie in der Haltung der Gestalt. Sie finden ein Gesetz der Verhältnisse, aber sie nehmen es nun nicht als eine Mittellinie, um welche der charakteristische Ausdruck des persönlichen Lebens spielt, sondern als die gleichmäßige Regel, der alle unterworfen werden, wie man die Züge für einen Bau nach dem Richtmaß behaut. So konnte es kommen daß eine Statue stückweis da und dort von Verschiedenen gearbeitet und dann zusammengesetzt wurde. Und wenn auch der ursprüngliche Canon im neuen Reich modifizirt wurde, ein und

dasselbe Gesetz galt doch Jahrtausende lang für alle Bildner. Eine strenge Gemessenheit, ein übereinkömmlischer Typus, eine ruhig e Starrheit war die Folge davon.

Dies architektonische Gepräge aber der Ruhe, des un-  
 änderlichen Maßes, der Hervorhebung des wesentlich Nothwendigen  
 erleichterte und begünstigte die Richtung auf das Kolossale. Arme  
 und Beine fest geschlossen thronen oder stehen die Riesengestalten  
 ihrer Götter und Könige vor und in den Tempeln, wie ein Theil  
 der Architektur in die Gesamtwirkung des Baues hineingezogen.  
 Sie sind ein Triumph ägyptischer Kunst nach Auffassung und  
 Technik; das Starre und Typische wirkt hier imposant und wucht-  
 voll; das Kolossale duldet in der Sculptur nicht das genuemäßige  
 Detail und das Momentane der Bewegung, es fordert das Monu-  
 mentale der Ruhe, des in sich geschlossenen wesenhaften Seins.  
 „Die Götter haben seinen Leib gebildet“ sagt ein griechisches  
 Epigramm von dem Riesensphinx vor den Pyramiden; ein hin-  
 gelagerter Löwenleib mit dem Haupt eines Mannes ward aus  
 einem Naturfelsen herausgehauen, an dem man die Vorbertagen  
 ergänzte. Das stolze Angesicht mißt 28, die Höhe des Ganzen  
 65, die Länge 142 Fuß. Wie die gewöhnliche Stelle der Sphinx  
 vor Heiligtümern ist, so erinnert das an die assyrischen Kolosse  
 welche die Eingänge behielten und auf dem Thierleib das Menschen-  
 haupt tragen. Aber die ägyptischen Gebilde sind einfacher, strenger,  
 ruhiger. Brugsch glaubt in Sphinxköpfen die Züge der regierenden  
 Könige zu erkennen und nimmt sie für Darstellungen der Könige  
 als der Stellvertreter Gottes auf Erden. Gerade der Riesen-  
 sphinx vor den Pyramiden, den bereits Chefreden ausbauen ließ,  
 später Thutmosis IV. um 1550 v. Chr. restaurirte und vollendete,  
 hat aber eine Denkhäule vor der Brust, worauf die Inschrift be-  
 sagt daß seine Heiligkeit, dieser schöne Gott, zum König spricht  
 wie ein Vater zum Kinde, und ihm die Welt in ihrer Länge und  
 Breite verheißt. So dürfen wir wol bei der Annahme bleiben  
 daß die Sphinxen Symbole des Sonnengottes sind, und ebenso die  
 Heiligtümer bewachen wie die geflügelte Sonnenscheibe über den  
 Pforten schwebt.

Daß die Bildsäule Amenophis' III. beim Sonnenaufgang er-  
 stlinge, war weniger ein Naturspiel, als ein Phantasiespiel der  
 Griechen, die sie für ein Bild Memnon's nahmen, des Sohnes  
 der Morgenröthe der seine Mutter begrüßte; der Beiname des



Rnigs, Maianun, der von Ammon Geliebte, erinnerte sie an einen Helden ihrer Mythe, und so spannen sie diese weiter.

In den Göttergestalten verstanden die Aegypter noch nicht die Ideale des Geistes durch entsprechende Züge der Wirklichkeit und deren organische und harmonische Durchbildung echt künstlerisch ausprägen und für die unmittelbare Anschauung darzustellen, sondern sie verfielen auch hier in den Symbolismus und blieben in seiner Menfchlichkeit befangen. Statt eine Geistes- oder Gemüthsrichtung in den Zügen des Antlitzes auszudrücken und ihm auch den Leib gemäß zu bilden, weicher oder straffer, schlanker oder voller, jugentlicher oder männlicher nach Maßgabe der zu Grunde liegenden Idee, machten sie in dieser Hinsicht keinen Unterschied, und setzten lieber dem Gott den Kopf desjenigen Thiers auf, an das seine Natur erinnerte, das sein Sinnbild war. So trägt Thot den rünnen Hals und Kopf des Ibis zwischen seinen breiten Schultern, Ambis hat einen Schakalokopf, Ammen und Isis den Kopf oder wenigstens die Hörner des Widlers und der Kuh. Das ist aber eine Erniedrigung des Menschenleibes, und in seiner Verletzung organischer Bildungsgesetze ästhetisch misfällig. Aber sie bildeten nicht um der Schönheit willen. Und wie sie die Namen mehrerer Götter zu einem zusammensetzten, ein Gott in den andern überging, so häuften sich auch die Symbole; es war ein äußerliches Aufzugen, wie man die Tempel erweiterte, kein Wachsen von innen heraus. Ein Käfer war schon auf seltsame Weise zum Symbol des Lichtgottes geworden, weil er eine Kugel wie dieser die Sonne vor sich her bewege; man gab dem Käfer den Menschenkopf und zugleich die Flügel des Sperbers, während anderwärts ein Sperberkopf den Sonnengott kennzeichnet, man gab dem erwähnten Gebilde noch Löwenfüße und menschliche Arme.

Höchst ausgezeichnet waren die Aegypter als Thierbildner. Ihr Zug zur Thierwelt, ihre Beobachtung führte sie auf das Erkennen der charakteristischen Formen, und da das Thier mehr Gattungseharakter als individuellen Ausdruck hat, so stört der Mangel des letztern nicht, wie bei Darstellungen des menschlichen Lebens, vielmehr befriedigt die energische Herausgestaltung des typischen Wesens. Schon aus dem alten Reich stammen diese straffen, kraftvollen Gliedmassen, stammt dieser großartige Zug in den Löwen- und Widderleibern, die sie gern mit dem menschlich gestalteten Haupt eines Gottes oder Königs schmückten und damit selber in unwillkürlicher Symbolik die Gebundenheit ihres eigenen



Geistes an die Natur, den Mangel seiner vollen selbstbewußten Freiheit ausdrücken.

Die Aegyptische Rasse wird von Negern oder Semiten bestimmt unterschieden. Sie ist kräftig, mit hohen Schultern, breiter Brust, schwächlichem Leib und schlanken Beinen ausgestattet; die Kniee sind scharf bestimmt, Schenkel und Waden aber zu geraden Linien und trocken. Die niedrige Stirn weicht etwas zurück, die langen schmalen Augen senken sich etwas nach der Innenseite, die Nase ist breit, das Kinn dickstülzig, die Ohren hängen zu hoch. Der Ausdruck ist der eines sinnlichen Behagens, eines seelenlosen Vachelns.

Nicht reicher noch als die selbständige Plastik der ganzen Gestalt entfaltete sich Relief und Malerei an den Wänden, an Pfeilern. Beides ist noch ungeschieden, die Umrisse werden tief eingegraben, die Fläche dann angestrichen oder mit einiger Modellirung hervorgearbeitet, jedoch so daß die Gestalten meistens nicht über die Ebene der Wand hervortreten, sondern wie in dieselbe eingesenkt erscheinen. Die Aegyptier beginnen mit kindlicher Naivetät die menschliche Gestalt nach ihren auffälligsten Merkmalen und auf die leichteste Weise wiederzugeben. Sie nehmen also im ganzen die Profilstellung, zeichnen aber das Auge voll und ganz in das Gesicht und verschieben den übrigen Körper, jedoch ohne Rücksicht auf Perspective, sodaß sie die Breite der Brust oder des Rückens gewinnen, und beide Arme zeigen wie sie am Körper anliegen. Beim Schreiten lassen sie beide Füße mit ganzer Sohle am Boden. Sie zeichnen die Knie im Profil, setzen ihr aber die beiden Hüfter so auf als ob man sie von vorn sehe. Auf Deutlichkeit mehr als auf Schönheit bedacht behalten die Aegyptier solche Anfänge aus der Pyramidenzeit als Grundlage bei und machen daraus ein Schema der Gestaltung, das übereinstimmliche Bild wird zum Zeichen des Gegenstandes.

Die Bilder sind keine poetischen Schöpfungen, sondern nüchterne treue Darstellungen des Lebens und der Begebenheiten. Von eigentlicher Composition kann nicht die Rede sein, die Gestalten stehen nebeneinander, der einheitliche Standpunkt für die Anordnung des Ganzen, die Perspective fehlt, aber wichtige Dinge, wie der König in der Schlacht, werden größer als die andern gehalten. Schrift und Malerei sind noch nicht streng geschieden, beide Bilderschrift. Wie bunte Teppiche füllten sie die Wände. Um der Deutlichkeit willen wird der einmal angenommene Typus

der Figuren treu bewahrt und präcis wiedergegeben. So sagt auch Julius Braun: „Der Künstler fühlt sich wesentlich als Schreiber, und wenn im Grottentempel zu Abu Simbel das vor dem König fliehende Wagenheer des Feindes, das von links nach rechts eilt, seinen Platz auf der Wand mehr findet seine Flucht fortzusetzen, dann leitet es der Künstler ruhig von oben nach unten an der Wand senkrecht herunter, verändert also dem Gemälde gegenüber seinen eigenen Standpunkt. Es ist als ob er eine wagrechte Zeile schriebe und wo der Raum ausgeht sie senkrecht auf dem Rand fortsetzen müßte. Wenn man einen Kolos darstellt wie er vom Platz geschleppt wird, dann sind die vorgespannten vier Menschenreihen nicht hinter, sondern über einander in regelrechter Parallele.“

Die Sorgsamkeit der Aegypter ein möglichst treues Bild ihres Seins und ihrer Umgebung aufzubewahren, hat uns den Einblick in ihr häusliches und öffentliches Leben, hat uns ihre Tracht und Sitte, ihre Geräthe im Bild erhalten. Weiß, der in seiner Ethnographie das Wesentliche zusammenstellt, bemerkt dabei daß die Aegypter in dem Bestreben so viel als der Umriss der Figur nur immer zuließ zu zeigen, die Kleidung ohne Rücksicht auf die Profilstellung gern in der Vorderansicht gaben und die Falten steif mit kleinlicher Sorgfalt darstellten. Die Rücksicht auf das äußerlich Verständige überwog den künstlerisch freien Schönbegriff.

Die Farbe der Gewänder war am liebsten das schimmernde Weiß der Leinwand; daneben eine eintönige, grüne, rothe, blaue Färbung und zierliche Muster. Der alten Zeit genügte für Männer ein Saum um die Hüften, für Frauen ein hemdartiges Gewand. Später trugen die Reichen Obergewänder von feinem durchsichtigem Stoff. Den Kopf der Männer bedeckte eine glatte Kappe oder ein zur Haube gefaltetes streifiges Tuch. Sie trugen in späterer Zeit die Haare strähnenartig geflechten, dann aus Rücksicht der Keuschheit schoren sie sich kahl, nahmen aber für die Verhütung an den Tagen des Glanzes im neuen Reich die asiatische Perücke mit dem röhrenförmig ansteigenden Vordergestülpe. Die Frauen trugen das lange Haar in zierlichen Flechten oder umhüllten es mit dem Schleier. Wie die Männer trugen sie Ringe an Arm- und Fußknöcheln, babel mancherlei Gehänge von Gold und Mas; ein reichgeschmückter Schulterkragen ward beiden Geschlechtern gemeinsam. Die Ringe hatten eine breite Scharpe um den Leib,

ein Diadem, eine doppelte Krone für das obere und untere Reich, und allerhand Symbole auf dem Haupt, z. B. die Uräusschlange, welche die Gewalt des Herrschers über Leben und Tod bezeichnen sollte. Hohe Priester trugen ein Pardelfell, Richter die unzerstörliche Strausfeder als das Zeichen der Gerechtigkeit. Helmschilder mit Feder und metallenen Nudeln, Bogen und Speer, ein kurzes Schwert waren die gewöhnlichen Waffen; der König zog in goltstrahlendem Helm auf dem Streitwagen in den Kampf; hieroglyphische Zeichen der einzelnen Orte dienten als Stadtwappen; glänzende Geräthe, Vasen und Sessel kamen als Tribut aus dem Orient. Die alte Zeit war schlicht und einfach, erst die Gräber von Benihasan zeigen einen größern kunstreichern Handwerksbetrieb.

Die typischen Formen der bildenden Kunst waren schon im alten Reich festgestellt, wurden aber im neuen in viel umfassenderen Werken weiter ausgebildet. Grabgemälte der Pyramidenzeit zeigen Ackerbau und Viehzucht, Fischerei und Jagd, und ein harmlos freundliches Leben. Die Auffassung der Wirklichkeit ist nüchtern und ohne idealen Gehalt. Die Zeit von Sefurtesen I. hat die energiegelichen und präcisen Linien der Sculptur, die wir von da an besonders an Kolossen und Thieren bewundern. Das granitene Bein des Königs, das im berliner Museum als ein Meisterwerk ägyptischer Kunst bewahrt wird, zeigt die alte Kunst auf dem Wege zur Vollendung, den die Folgezeit aber nicht einhielt. Die Gräber von Benihasan behalten die Verschiebung der Körper bei, gehen zu größerer Bewegung und zu schlankern Formen über, und stellen gleichfalls Scenen des Privatlebens dar. Die griechen Tempelpaläste des neuen Reichs prangen im Schmuck der königlichen Thaten und gottesdienstlichen Handlungen, die sie tren erzählen; die Gräber lassen die Geschichte der Seele erkennen. Die Darstellung der Kämpfe zeugt von Feuer und Thatenlust, das herkömmliche Fächeln wird zum Ausdruck der stolzen Siegesfreude. Die Gegenstände des Tributs, welche unterworfenen oder besiegte Völker darbringen, lassen uns erkennen wie die Aegyptier auf die handwerkliche und künstlerische Thätigkeit der Nachbarn einen günstigen Einfluß übten, wie sie selber aber Prachtgeräthe und damit deren decorative Formen von den Assyriern empfangen. Die Restauration des Aegyptertums durch Psammethich zeigt auch in der Sculptur und Malerei den Anschluß an das Ursprüngliche, an die alterthümliche Gediegenheit vor dem Einfall der Hölzer,

vereint mit sorgfamer Naturbeobachtung und einem Streben nach Anmuth. Zur Blütezeit Alexandriens ändert griechischer Einfluß den ägyptischen Kanon, und mit den festen altüberlieferten Formen schwinbet dann auch jene erstaunliche handwerkliche Tüchtigkeit, die durch die Bewältigung der Massen, durch die scharfe Bestimmtheit jeder Linie, durch die Ausdauer in der Bearbeitung auch des härtesten Granits ihresgleichen sucht in der Weltgeschichte.

---

## Das Semitenthum.

### Die Semiten im Vergleich mit den Ariern.

Weltgeschichtlich nennen wir vorzugsweise diejenigen Völker welche nicht bloß für sich eine bestimmte Idee in ihrem Leben ausprägen, eine bestimmte Stufe einnehmen, sondern auch in die Entwicklung des Ganzen eingreifen, auf andere Völker einwirken, das Erbe nicht bloß der eigenen Vorzeit, sondern des ganzen Geschlechts antreten, die eigene Errungenschaft nicht bloß den Nachkommen des Stammes, sondern der Menschheit überliefern. Die Weltgeschichte vollzieht sich durch die selbständige Entfaltung und Wechselwirkung zweier Völkerfamilien, die ursprünglich als Brüder in einem Hause wohnten, dann aber auseinander gingen, damit jede ihre eigenthümlichen Gaben ausbilden und dann der andern zum Mitgenuß bieten könne. Es sind dies die Semiten und die Arier, welche die höchsten Aufgaben unsers Geschlechts, die Erkenntniß Gottes und die Einigung des Gemüths und der Gesinnung mit ihm in der Religion, die Gründung des gesetzlich geordneten, freien Staats, Kunst und Wissenschaft, und die damit zusammenhängende Vervollkommenung und Verschönerung des Lebens, sowol für sich zu lösen rastlos bestrebt sind, als die erworbenen Güter, die erlangte Cultur auch den übrigen Nationen als deren Vorläufer und Weiter mittheilen. Vielseitiger sind die Arier, aber eine intensiver Kraft zeichnet die Semiten aus, wie sie auch leiblich eine gedrungene und zähe Stärke in den schnigen Gestalten bewahren, während der Indogermane seine Schönheit in vollern und regelmäßigen Formen entfaltet. In der Religion ist das Höchste unter den Semiten erschienen, in Staat, Kunst, Wissenschaft gebührt den Ariern die Palme. Wenn wir die Berge Sinai, Tabor, Golgatha,



die Städte Jerusalem und Mekka nennen, so wird alsbald es klar daß für die Menschheit auch Athen, Rom und Paris, oder die Thaten des englischen und deutschen Geistes nicht von größerer Bedeutung sind, und ohne Semiten und Arier einander vor- oder nachzusehen können wir mit Gustav Baur sagen: jene bilden den Zettel, diese den Einschlag des lebendigen Kleides der Gottheit, welches die Weltgeschichte darstellt.

Rassen hat in der „Indischen Alterthumskunde“ den Unterschied der Semiten und der Arier bereits auf die maßgebende Formel gebracht daß dort die subjective, hier die objective Geistesrichtung vorherrscht. Die Macht des in sich gesammelten Gefühls und Willens kennzeichnet den Semiten; er trennt die Dinge nicht vom eigenen Ich, sie gelten ihm nur in ihrer unmittelbaren Beziehung auf den Menschen; er erfaßt und behandelt die Welt je nachdem sie seinen Zwecken und seinem Nutzen dient, und vertieft sich in den ewigen Grund der Welt nicht mit der Ruhe der Betrachtung, sondern mit dem Eifer für das eigene Seelenheil. Der arische Geist ist dagegen ein reiner Spiegel der Natur, an der er seine Freude hat, deren Gesetz er zu erkennen sucht ohne an seinen Vortheil zu denken, Schönheit und Wahrheit sind ihm Selbstzweck, und er sucht sie in Kunst und Wissenschaft frei zu gestalten. Der hellenische Sinn und der scharfe Verstand haben die Semiten zu Handels- und Geldmenschen der alten und neuen Welt gemacht; der religiöse Enthusiasmus ließ die Juden und Araber auch in dem einen geistigen Gott den strengen, eifrigen, ausschließlichen Gott erkennen, eine gewaltthätige Bekehrung zu seinem Dienst vornehmen; Tugend erwächst aus der Freiheit des Gedankens, der verschiedenen Standpunkten ihre Berechtigung wahrt indem er sich an sie versetzt. Das Christenthum trat ein, als die hellenischen Arier schon eine jahrhundertlange Wirksamkeit auf den semitischen Orient geübt hatten, Christus erhob sich über die Schranken des Semitenthums in das rein Menschliche, Menschheitliche, aber er war unter den Semiten geboren. Denn die religiöse Idee hat nirgends größere Macht als bei ihnen, und durch nichts haben sie größere Macht in der Geschichte gewonnen als durch die religiöse Idee.

Die weltoffene Empfänglichkeit und Vielseitigkeit des arischen Geistes entfaltete sich in größere Unterschiede der Stämme wie der einzelnen Menschen. Gustav Baur entwirft ein treffendes Bild, wenn er hauptsächlich die altarabische Volksbildung beachtend sagt:

„In welcher heiteren und reicher Mannichfaltigkeit der Individualität stehen die Helden der griechischen oder deutschen Sage und Geschichte der ersten Gleichförmigkeit der arabischen oder auch der alttestamentlichen Helden gegenüber! Und während dort zur Vollkommenheit des Helden gehört daß die rohe Kraft durch Schönheit gemildert werde und der Troß des Eigenwillens gebrochen durch Beziehung auf das Wohl der Gesamtheit, und daß was dann gut gethan wird auch zugleich schön gethan werde, macht dagegen den arabischen Helden die nur dem unbengsamen Eigenwillen gehorchende ungestüme Kraft und zähe Ausdauer. Ob er andern zum Heil wirkt oder zum Unheil, verschlägt wenig, wenn nur sein trotziger Muth vor keinem Hindernisse zurückschreckt; und zu diesem trotzigem Sinn paßt es daß er nach Schönheit nicht fragt, sondern seiner Häßlichkeit, Kleinheit, Packerkeit sich rühmt, im Bewußtsein auch dieser körperlichen Unscheinbarkeit zum Troß seine Heldenkraft beweisen zu können. Auch der griechische Held bewährt sich im Leiden, indem er die Last, die ein Gott ihm auferlegt, standhaft erträgt; der arabische Held sucht die Noth geflüßentlich auf und mit ihr die unbezähmbare Kraft seines Willens zu messen, zugleich aber gilt ihm gemäß der unheimlichen Verschllossenheit seines Wesens die plötzlich auf den Feind hervorspringende List für eine nicht minder heldenwürdige Eigenschaft als die im offenen Kampfe sich bewährende Heldenkraft, und die schlaue und gewandte Flucht, womit er, nachdem er seinen Zweck erreicht, dem überraschten Feinde sich entzieht, für nicht minder ehrenvoll als das Ungestüm des Angriffs. Der Knabe David, welcher mit seiner Hirtenschleuder den Philisterriesen fällt, stellt das durch den Geist der geoffenbarten Religion verklärte Bild eines semitischen Helden dar.“

Auch im Orient hebt Geist und Muth eines großen Mannes das Volk zu sich empor, führt es zum Sieg, und gründet ein Reich; aber dasselbe hängt von den leitenden Persönlichkeiten ab, es steigt und sinkt mit ihnen; die Staaten zerfallen rasch wie sie entstanden sind, und der Wechsel der Herrscher und Herrschergeschlechter bezeichnet seinen Fortschritt der politischen Ideen, keine Ansichtung bürgerlicher Ordnungen. Der arische Staat erbaut sich aus den freien Genossenschaften, er durchdringt und schirmt mit seinem Recht ihre Rechte, der einzelne lebt an seiner Stelle in gesicherter Freiheit und fühlt sich zugleich als ein Glied des Ganzen, an dessen Verwaltung er theilnimmt, das durch das Streben und Ringen aller vorangeführt wird, indem die öffent-

schen Angelegenheiten die Sache eines jeden sind. Der arische Staat wird zum Organismus, der durch die Gesamthätigkeit seiner Glieder lebt, der in seiner Wohlordnung jeder Kraft ihr Maß und ihre Stelle verleiht. Im Semitenthum bleibt die bürgerliche Gesetzgebung innerhalb der religiösen beschlossen und wird als eine göttliche Offenbarung durch die Propheten gegeben, bei den Ariern wird sie für sich selbständig und frei, das Weltliche erlangt sein Recht und seine Ehre, die überlegende, prüfende, beratende Weisheit gibt das Gesetz als den Willensausdruck des Volks. Der Semite schließt sich und sein Haus lieber gegen außen ab, er lebt für sich mit den Seinen, treu bewahrt er den Geist und die Ueberlieferung seines Geschlechts, und sein Familiensinn hat auf der Stufe des patriarchalischen Lebens die ewigen Musterbilder hervorgebracht und unübertrefflich geschildert.

Die Sprache der Arier zeigt ihr Bestreben in der Gedankenwelt die Welt der Dinge nach ihrem Wesen und Leben abzubilden, die Vernunft der Wirklichkeit aufzufassen und darzustellen, die äußern Erscheinungen nach ihren eigenthümlichen Formen wiederzugeben, in ihrem organischen Bau den Kosmos der Natur und die Wechselwirkung seiner Kräfte abzuspiegeln. Dem Semiten kommt es in der Rede vor allem auf den Ausdruck des eigenen Empfindens und Denkens an; er hält sich an den Eindruck der Dinge auf sein Gefühl, und die Äußerung des Gefühls soll nicht für sich gelten und gefallen, sondern nur das Innere bedeuten. Die arische Sprache hat ihre für sich aussprechbaren einsilbigen Wurzeln in der Verbindung der Consonanten mit dem Vocal, ja solcher kann für sich allein stehen, wie denn die Wurzel *i* das Gehen bezeichnet; die Semiten lieben nicht blos die im Innern, im Hintergrunde des Mundes gebildeten Hauchlaute vor den auch sichtbar nach außen hervortretenden Lippenbuchstaben, sondern sie verwenden für die Bezeichnung der Grundanschauung, die in der Wurzel liegt, ausschließlich die Consonanten, und zwar in der Regel drei; die Wurzel ist aber damit für sich nicht aussprechbar, sondern sie wird erst durch die besondere Färbung die ihr der Lebende mittels der Vocale gibt, und diese dienen nun dazu die besondern Modificationen, wodurch sie zur Bezeichnung des Gegenstandes, der Thätigkeit, der Beschaffenheit wird, sowie die besondern Beziehungen der Wörter untereinander hervorzuheben. Die Sprache ist wesentlich Consonantensprache, die Vocale werden deshalb auch nicht geschrieben, und wie der Musiker die Noten erst tönen macht, so

gibt der Leser durch seine subjective Thätigkeit in der Vocalisation der Schrift erst durch die Klangfarbe den bestimmten Ausrud und das rechte Leben. In der arischen Sprache und Schrift hat das Wort sein volles fertiges objectives Dasein. Und wie der Ton durch das Erzittern der Dinge ihr inneres Wesen dem Gehörlundgibt, so liebt der Semite wiederum die directe Schallnachahmung zur Bezeichnung der Dinge, während der Arier häufiger die Anschauung der Gestalt in ein Tonbild übersezt. Durch Consonantenverdoppelung im Innern des Worts verstärkt der Semite den Begriff, oder verwandelt er die Bedeutung des ruhigen Sem in die der Thätigkeit; eine Dehnung des Vocals kann gleichsam auch die bezeichnete Sache in die Länge ziehen, statt der Handlung nur das Streben und den Versuch ausdrücken; durch Vocaländerung im Innern der Wörter werden die verschiedenen Beziehungen derselben angedeutet, so daß Ewald geradezu von einer activen und passiven Aussprache redet, und Steinthal den Unterschied so bestimmt daß im Arischen die Form an der Oberfläche des Stammes plastisch ausgeprägt, daß ein Vorschlag, eine Endung angefügt wird um durch Beugung die Beziehung des Worts zu andern Gliedern des Satzes zur Erscheinung zu bringen, während die Form im Semitischen innerlich bleibt als der Hauch oder Ton der das Wort durchweht; dort ist sie statuarisch, greifbar, hier bloß hörbar, dort ist sie Gestalt, hier Ton und Farbe. Auch der Arier wendet die Umänderung und Verstärkung des Wurzelvocals an um die Mehrheit zu bezeichnen (Vater, Väter), oder um der Bewegung des Verbums Halt und Stand zu geben, das Substantivum zu bilden (Stieße, floß, Fluß, wo das a als guna, Vocalssteigerung eingetreten ist, wie im Indischen Kām leben, Kama die Viebel), — aber dabei unterscheidet der Arier zwischen solchen Wurzeln die ein Object und eine Eigenschaft bezeichnen, und andern welche den Standpunkt des Redenden zur Sache bezeichnen, und damit subjectiver, demonstrativer Art sind, und diese letztern, die auch lautlich einfacher sind, nimmt er mit glücklichem Griff um sie für die grammatischen Formen zu verwenden. Zur Bezeichnung des Casus dient dem Semiten neben den Präpositionen einfach die Wortstellung, und für die Tempus- und Modusverhältnisse hat er nur die Unterschiede des Vollendeten und Unvollendeten; „mit feiner Symbolik wird bei den erstern die Personenbezeichnung hinten an die Vocalwurzel angehängt, um die Thätigkeit als eine fertige, der Einwirkung des Subjects entnommene zu bezeichnen, bei den letztern



dagegen tritt sie vor die Wurzel um deren Begriff als durch den Einfluß des Subjects noch bedingt darzustellen“. (G. Vaur.) Die Lebhaftigkeit des Liebenden aber versetzt sich und den Hörer bald in die Vergangenheit, von der aus die jetzt vollendete Handlung als werdende angeschaut wird, bald in die Zukunft, wo das Werdende vollendet ist, sodaß auch hier die Subjectivität in der Sprache vorwaltet, und die Feststellung ganz bestimmter Formen für objective Verhältnisse vermißt wird, die das Arische vielseitig ausgebildet hat. Und daß ein Wort in der Zusammensetzung andere Wörter sich zu näherer Bestimmung aneignet und unterwirft, wozu das Arische seine Kraft so herrlich entfaltet, überwuchernd im Indischen, maßvoll im Griechischen und Deutschen, dies kommt im Semitischen kaum vor. Im Semitischen bleibt die sinnliche Bedeutung der Wurzel dem Geist gegenwärtig, die im Arischen bald vor der geistigen zurücktritt, wodurch dort die Willkürlichkeit der Rede sich von selbst der Dichtkunst bietet, hier durch die Kunst erweckt oder ersetzt werden muß. Dieselbe Lebhaftigkeit einer dichterischen Auffassung zeigt sich auch in der durchgehenden Personification der Dinge, die kein Neutrum kennt, sondern alle als männlich oder weiblich nicht bloß im Substantivum, sondern auch durch Ausdruck des Geschlechts im Zeitwort bezeichnet. Nier wie Semiten haben organische Sprachen und modificiren die Wörter durch Umbildung im Innern wie durch Anfügung; aber dort liegen die grammatischen Normen ebenso vorwiegend in den Endungen, als hier im Schoß der Wörter. Und so sagen wir abschließend mit Gustav Vaur: „Nun; entschieden machen die Indogermanen von den äußern und materiellen, die Semiten von den innern und geistigen Mitteln der Sprachbildung einen vorherrschenden Gebrauch, und darin offenbart sich die Eigenthümlichkeit ihres Geistes. Jener verräth eine vorwiegend plastische Anlage, eine auf das Object gerichtete extensive Richtung, worin er mit größter Freiheit die mannichfaltigsten Mittel heranzieht um den sprachlichen Ausdruck zur möglichst vollkommenen Darstellung eines Objects zu machen; dieser hat vorherrschend intellectuellen Sinn, haftet fester an der ursprünglichen subjectiven Anschauung, und sucht deren Modificationen nur durch verschiedene Anfügung des ihr entsprechenden Wortes und durch Benutzung der Elemente auszudrücken welche dieses selbst darbietet. Der indogermanische Volksgeist zeichnet sich aus durch die Mannichfaltigkeit der von ihm angewandten Mittel und durch die organisatorische Kraft, womit er sie sich dienstbar macht, der semitische durch die



Sinnigkeit, Feinheit und Consequenz in der Zurathehaltung der weniger zahlreichen Mittel, deren Gebrauch seine Selbstbeschränkung ihm gestattet, und die gerade die innerlichsten sind. Der Indogermane ist ganz dem Object zugewendet um ihm gerecht zu werden, der Semite haftet fester an dem sprachlichen Ausdruck selbst, in welchem der Eindruck des Objects auf das Subject sich spiegelt, und bildet ihn nach den in ihm liegenden Bedingungen weiter aus. Der feinspaltende Scharfsinn aber womit dies geschieht ist dieselbe die Form von dem Inhalt, das Charakteristische von dem Unwesentlichen unterscheidende Kraft um deretwillen auf die Semiten gewartet werden mußte, damit sie die verwirrende Mannichfaltigkeit der Bilderschrift mit einem genialen Blick in eine einfache und bequeme Buchstabenschrift umwandelten, und mit welcher sie den großen Geldverkehr durch das einfache Mittel des Wechsels begründet haben und bis heute beherrschen."

Die semitische Satzbildung kennt die periodologische Fülle und Verflechtung nicht, durch welche arische Sprachen die Beziehung der Gedanken zueinander mit logischer Schärfe und Deutlichkeit, mit feinsinniger Nuancirung ihrer Verhältnisse ausdrücken und zum gegliederten Ganzen ordnen; sie reiht einfach die Sätze aneinander wie die Vorstellungen vor der Seele eine nach der andern aufstehen, und auch hier ist der Theilnehmung des redenden Subjecs anheimgegeben die nähern Bezüge im lebhaften Vortrag ahnen zu lassen. Endlich wie die Arier gegenüber dem in sich abgeschlossenen semitischen Charakter eine größere Verschiedenheit des werdenden Lebens auf den Stufen seiner Entwicklung in ihrer geschichtlichen Entfaltung zeigen, so beharrt auch die semitische Sprache in den unwandelbaren Elementen der Consonanten, während alle arischen Mundarten die formenreiche Blütenfülle der Jugend, die verstandesklare Reife der Männlichkeit in einem organischen Verlauf so wechselvoll erkennen lassen daß die spätern Geschlechter erst durch Studium die Rede der Ahnen wieder verstehen lernen.

Das Semitenthum ist die Wiege der drei Religionen welche den einen geistigen Gott bekennen und sich selber als seine Offenbarung darstellen. Die religiöse Wahrheit hat hier den reinsten und umfassendsten Ausdruck gewonnen und ist von da aus auch zu den Ariern gedrungen, Moses, Muhammed, Christus sind auch im Occident Gesetzgeber, Prophet und Erlöser. Wie der Mensch das Göttliche lebhaft fühlt oder klar denkt, ergreift er es als selbstbewußte Einheit; denn die vielen Götter widersprechen der

Free des Unendlichen, und nur das Selbst ist für sich und durch sich, vom Selbstlosen, blos Objectiven kann man erst sagen daß es ist insofern es als Gegenstand für ein anderes, für das Subject erscheint. Das Gewissen kann sich nur einem sittlichen Gesetzgeber verpflichtet fühlen. Und wenn das Ich, die sich selbst erfassende Energie des Denkens und Wollens, die Subjectivität in ihrer Innerlichkeit den semitischen Menschen kennzeichnet, so liegt es nahe daß er in Gott das Ideal des eigenen Wesens anschaut, und daß die Erhebung über die Vielgötterei und den Dienst der Naturmächte eine That war zu der sich das Semitenthum vor allen Völkern berufen fand. Diese That war seit Abraham das Werk großer Persönlichkeiten, es vollendete sich im Kampf der Propheten gegen die Abgötterei in der Schule der Reiden, in der ständigen Arbeit des Geistes läuterte sich der Gedanke der Wahrheit, und der ganze Stamm ward allmählich auf die höhere Stufe emporgeführt. Ja wir finden einen monotheistischen Zug auch bei den heidnischen Semiten; Renan hat ihn nur allzu stark betont und einen mehr scheinbaren als wahren Gegensatz aufgestellt: die Arier seien die polytheistische, die Semiten die monotheistische Rasse; in der semitischen Anschauung habe die Natur kein Leben; jene befreie die Gottheit von ihrem Schleier und gelange ohne Reflexion zur reinsten religiösen Form; die Wüste sei monotheistisch: erhaben in ihrer unermesslichen Einförmigkeit offenbare sie dem Menschen die Idee des Unendlichen, aber nicht das Gefühl eines unaussprechlich schöpferischen Lebens, das eine fruchtbare Natur andern Völkern anflößt; darum sei Arabien stets das Bollwerk des Monotheismus gewesen. Aber hat nicht außerhalb Arabiens an die Fruchtbarkeit der feuchten warmen Auen sich ein ganz sinnlicher Myluttadienst geknüpft, und damit zugleich die weitere Behauptung Renan's widerlegt, daß der Semite einen Geschlechtsunterschied in Gott nicht zu fassen vermöge? Gerade das paarweise Zusammenstellen eines Heues und einer Göttin ist charakteristisch für die Semiten; es ist das schaffende und empfangende, das geistige und natürliche Princip in Gott, zu dessen Erfassung der Gegensatz und das Zusammenwirken von Himmel und Erde hinführt; der Einheitstrieb des semitischen Sinnes aber zeigt sich neben der Erkenntniß des geistig Einen darin daß man jene beiden als die beiden Seiten des Einen ansieht, naturalistisch das eine Göttliche als mannweiblich über die Trennung der Geschlechter erhebt, die Göttin männlich bekleidet, den Gott das Gewand des Weibes gibt. Und wenn das Wohl-

thätige wie das Nüchternende und Zerstörende, das man in der Gethalt ahnte, das man im Element des Feuers, in der belebenden Frühlingswärme und der verzehrenden Sommerglut der Sonne anschaute, auch mitunter in zwei besondern Wettergestalten angethetet wurde, immer meldet sich und bezeugt sich wieder der Drang sie einheitlich zusammenzufassen und das schöpferische wie das vernichtende Werk als die doppelte That eines und desselben Wesens zu erkennen. Die Einheit als das Ursprüngliche finden wir auch bei den Ariern und finden sie hergestellt in der Verehrung Ahuramazda's durch Zarathustra; auch in den Eeden wie bei griechischen Sängern waltet der Trieb in einem Gott die andern mit zu umfassen, und wie das Brahmanen und Buddhistenthum das ewige und wahre Sein gegenüber der Vielheit der Welt und ihrem Schein hervorheben, so kommt auch das Denken der griechischen Philosophen sogleich zu dem einen Grundprincip an dem der Himmel hängt und die ganze Natur. Wenn Muhs sagt daß die gesammte altsemitische Gottesverehrung keine Naturvergötterung, sondern rein geistiger Art gewesen sei, so stützt sich diese Ansicht darauf daß der höchste Gott nicht nach einem Element oder Gegenstand, sondern Herr und König genannt wird; sie spricht eine allgemeine Wahrheit aus, daß ursprünglich die Menschheit nicht äußere Dinge vergöttert, sondern die Idee des Göttlichen als eines selbstseienden Wesens in großen Naturerscheinungen offenbar werden sieht, und in diesen nicht die Gegenständlichkeit, sondern die unermessliche Macht verehrt. Aber das ist auch im Semitenthum geschehen daß die Idee Gottes sich mit dem Licht des Himmels, mit der Sonne, den Gestirnen, dem Feuer, dem Naturleben verknüpfte; darum warnt das hebräische Gesetz daß der Mensch die Sterne, die Sonne anschauende und ihnen diene, und Hieb fragt in seinem Schmerz, ob er zum Mond emporgeblift wie er prächtig wandelte und ihm als Herrscher gehuldigt habe.

Das Unterscheidende der Semiten und Arier werden wir also in der Art aussprechen können, daß einmal unter jenen die religiöse Erhebung über das Heidenthum vollzogen ward, und auch innerhalb des Heidenthums der Trieb zur Einheit mit vorwiegender Stärke sich bethätigte; und was dann die Mythologie angeht, so fand sie in dem plastischen, auf die Außenwelt gerichteten Geist der Arier eine viel reichere freiere Darstellung als bei den Semiten; wenn auch diese Gott in der Natur sahen, so hoben sie die Beziehung des Menschen zu ihm hervor und sprachen nur dasjenige

symbolisch aus was für solche wichtig war; die Indier, die Hellenen, die Germanen aber nahmen die ganze Fülle der Erscheinungen zum Stoff der religiösen Dichtung, sie gaben der geistigen Persönlichkeit der Götter ebenso eine freie Lebensentfaltung in einem selbständigen Wirken, als sie die mannichfaltigen Ereignisse der Natur und Geschichte auf ihre ideale Quelle zurückführten und diese, das Göttliche, dadurch so vielseitig und anschaulich bestimmten. Die großen Gebiete und Aelste des geistigen und natürlichen Lebens werden, wie sie einander paarweise entsprechen, zusammengefaßt, aber in dieser Befonderung fester gehalten, klarer unterschieden und in ihnen das Walten besonderer Götter erkannt, die allerdings der tiefere Sinn wieder für Offenbarungen und Ausstrahlungen des Ungeheuren nimmt. Aber was die Erhebung des Gemüths in einzelnen Augenblicken oder was das philosophische Denken neben der Volkreligion vollzieht, die Wiederherstellung der Einheit, das erscheint bei den Semiten auch im Heidenthum weit mehr in den Gestalten des Kultus selbst, wenn auch auf roh sinnliche Weise. Bei den Semiten beherrscht der religiöse Sinn die Dichter und Denker, während seine Erzeugnisse bei den Ariern der Stoff sind welchen Dichter und Denker frei behandeln, den sie fortgestalten und umbilden; die heitere Freiheit die ein Homer seinen Göttern gegenüber behauptet, kommt dort ebenso wenig vor, als daß die Plastik die Götter nach dem Ideal der Schönheit formten; die überlieferte Symbolik bleibt herrschend. Es ist die innere Kraft und Wesenheit des Göttlichen was die Semiten in der Natur erfassen und in der Mythe darstellen, während die Arier der ausgearbeiteten äußern Erscheinung sich erfreuen, mit ihrem Reichthum die Mythen ausstatten und durch sie wieder das ideale Wesen zu entsprechender Sichtbarkeit bringen. Wie bei den Semiten mehr Wärme, bei den Ariern mehr Licht ist, so auch in ihren Sonnen-Ätern dort die belebende Wärme und verzehrende Glut, hier das Licht und sein Sieg über die Finsterniß. Und wenn die Gestalten fülle und wenn die immer erweiterte Sagenbildung die arische Mythologie ebenso auszeichnet als sie wie ein Spiel der Phantasie erscheinen und den Tiefinn des religiösen Ernstes hinter die Auantz der Darstellung zurücktreten läßt, so zeigt gerade dagegen die subjective Erregung des Semiten im religiösen Cultus sich in der innigsten Beziehung zu Gott und den Göttern auf die allergewaltigste Weise, sodas es manchmal schwer fällt uns in ihre Stimmung zu versetzen. Die Furcht vor dem Zorne Gottes geht zu dem Be-



streben fort ihn durch das Opfer des Liebsten zu versöhnen, und so werden die eigenen Kinder dem verzehrenden Feuer überliefert; das Verlangen sich der mannweiblichen Gottheit ähnlich zu machen gibt nicht bloß der Priesterin die Waffen des Mannes, sondern läßt auch den Priester in rasendem Festestaumel sich die eigene Mannheit entreißen; dasselbe Verlangen der fruchtbaren lebensschaffenden Göttin gleich zu werden bringt die Jungfrauen dazu sich in ihrem Tempel preiszugeben. Diese Greuel sind die fleischliche Verirrung desselben religiösen Triebes, der in seiner geistigen Wendung das Opfer des selbstsüchtigen Willens, die Forderung heilig zu werden wie Gott der Heilige, die Liebe zu ihm und die Hingabe des Lebens zum Wohl der Menschheit hervorgerufen. Der Feuereifer mit welchem Elias die Baalopriester schlachtet, mit welchem der Muhammedaner zur Ehre Gottes in den Kampf stürzt, die treue Zähigkeit mit welcher der Jude trotz der Verfolgungen in alter und neuer Zeit am Glauben der Väter hängt, der Opfertod Christi und die Begeisterung seiner Jünger mit ihrer weltüberwindenden Kraft, sie beklunden gleichmäßig das Vorwalten der religiösen Idee im Semitenthum; das helle klare Licht und die tiefen Schatten liegen nebeneinander; die Semiten aber sind die Anzylinder und Träger des religiösen Lichts für die neuere Menschheit geworden.

In Bezug auf die Wissenschaft läßt jedoch gerade wiederum dieser religiöse Sinn den Geist der Semiten die Mittelsachen überspringen und ohne weiteres sich zur ersten Ursache, zum Willen Gottes, wenden und Gottes Finger in allem erblicken. Ihm bleibt der Forschungsdrang des Ariers fremd, der nicht bloß fragt was die Dinge für uns sind, sondern der sie auch an sich und um ihrer selbst willen erkennen will; er beruhigt sich mit dem Wort: Gott ist groß, Gott weiß es! Er folgt der Autorität seiner Propheten, wo der Indier, Hellene, Germane philosophirt und in selbstständigem Denken eine eigene Weltansicht begründet. Sein Scharfsinn ergreift sich in begrifflichen Haarspaltereien, seine subjective Phantasie in theosophischen Träumen, das sittliche Verhältniß des Geistes zu Gott interessiert ihn mehr als die Natur, deren Erforschung etwa in Bezug auf Arzneikunde Werth für ihn hat, und die Sterne beobachtet er um aus ihrem Stand die Geschehnisse der Menschen wahrsagend zu bestimmen. Von der Ahnung eines organischen Weltganzen kommt er dabei nur zu Willkürlichkeiten des Meinens und Mathens, während der Arier nicht rastet bis sich vor seiner



Er sieht das Chaos zum Kosmos lichtet und ordnet, bis er das Einzelne in seiner Bestimmtheit und das Mannichfaltige in seinem zusammenwirkenden Einflang schaut. Seine Gedanken über Natur und Geschichte sind dem Arier zunächst der Anlaß zu den Fragen die er im Experiment und in der Kritik an beide stellt, und durch die Antwort die sie geben will er objective Wahrheit erfahren. Nur in der Berührung mit den Ariern, nur von ihnen befruchtet und in ihrer Atmosphäre lebend haben die Araber im Mittelalter und in der Neuzeit so manche Juden seit Spinoza am Fortschritt des wissenschaftlichen Lebens theilgenommen.

Den Semiten, die auch die Destillation des Alkohols erfunden haben, wie sie die ungeheure Abstraction des Monotheismus, des Maßes, des Geldes und der Buchstabenschrift — dieser Art geistiger Destillation — vollbrachten, ihnen wird auch der Ruhm verbleiben den Fruchtast der Weinbeere auf der Gärungsstufe festgehalten zu haben wo er ein aufregendes oder betäubendes Getränk abgibt. Victor Hehn im Buch über die Culturpflanzen sagt: Sie haben das Kamel gezähmt und die Dattelpalme durch Pflege veredelt; so daß ihre Frucht genießbar ward; durch beides haben sie eine ganze Erbgegend bewohnbar gemacht.

Der an den Formen der Gegenstände sich erfreuende, in Anschauungen lebende Geist der Arier hat im Alterthum wie in der Neuzeit im Reich der bildenden Kunst das Höchste geleistet, er hat dem Sittlichen und Idealen die entsprechende, nicht bloß andeutende Gestalt verliehen, er hat das Natürliche und Gegebene zur harmonischen Vollenbung geführt und im Abbild der Welt das Urbild aufgestellt, Baukunst, Plastik, Malerei haben sich mit der fortschreitenden Cultur organisch entwickelt, und die Schönheit ist ihr Ziel. Den vollen und ebenmäßigen Ausdruck des Innern durch die ganze äußere Erscheinung haben die Semiten weder in der Baukunst noch in der Plastik oder Malerei erreicht, sie haben ihn nicht einmal angestrebt; das Symbolische genügt ihnen, und das Kostbare und Zweckmäßige ersetzt ihnen die Vermählung des geistigen Gehalts mit der sinnlich wohlgefälligen Form. Der geistige Gott ist bildlos, die Naturgötter sind roh symbolische Idole. Mehr auf die Empfindung des natürlichen Lebens als auf die Anschauung des Seins in seinen ewigen Formen gerichtet vermissen sie jenes im Bildwerk. Beim Anblick eines gemalten Fisches sagte ein Orientale dem Künstler: Was wirst du antworten, wenn der am Tage des Gerichts gegen dich aufsteht, weil du ihm einen Leib,

aber keine lebendige Seele gegeben hast? Die semitische Phantasie folgt mit kühnem Fluge dem Wechsel der Vorstellungen in der Innerlichkeit des Gemüths, und gibt sie durch wechselnde Bilder kund; es fehlt ihr die Ruhe um das einzelne gleichmäßig durchzuführen; es fehlt ihr die Achtung vor dem Object, die uneigennützigste Liebe zur Erscheinungswelt, welche sich hingebend in die Wirklichkeit vertieft; sie mischt dafür die verschiedenartigen Formen der Dinge willkürlich zusammen um die eigenen Gedanken anzudeuten, und ergeht sich am liebsten in einem sinnigen Spiel von Linien und Figuren, die sich auseinander entwickeln und ineinander verschlingen. Von den Arabern hat diese Weise den Namen der Arabeske erhalten, aber auch die Geräte und Gewänder der alten Babylonier und Assyrier waren auf solche Art verziert, und haben den Hellenen Ornamentmotive gegeben. Unter fremder Einwirkung sind sowol die Reiche am Euphrat und Tigris gegründet, als die Bauten und Bildwerke dort aufgeführt. Andererseits hat das Bilderverbot des Moran die Perser und Türken nicht abgehalten der angeborenen Lust an Bildern und Farbenschmuck selbst bis in die Handschriften des heiligen Buches hinein zu folgen, während der ernste Araber solchen profanen Zierath bis heute verschmäht.

Die Stimmung und Bewegung des innern Lebens gibt sich im Ton und in der Stimme kund, der Geist offenbart die Energie seines Denkens und Willens in der Rede; Rhythmus und Zusammenhang ordnen den Strom der Töne und Worte zu ausdrucksvoller Schönheit. Ihrer Natur nach eignet den Semiten die Lust an Gesang und die Gabe der Rede. In der That, dieser Kunst des subjectiven Seelenlebens, haben sie Herrliches und Musterhaftes geleistet, mögen sie nun Haß und Liebe, Muth und Klage, Schmerz und Freude unmittelbar erklingen lassen, oder mögen sie durch die ausgesprochenen Vorstellungen das mit ihnen ringende, durch sie gequälte oder beseligte Gemüth offenbaren. Hier ist die Persönlichkeit der Mittelpunkt der Dinge, der Ausgangspunkt der Empfindungen, und die Welt der Erscheinungen und der Gedanken gilt nur nach ihrem Widerklang im Gemüth, nach der Resonanz die sie im Herzen findet. Und wie mannichfaltig das Leben sein Echo im Viede der Semiten hat, ihre Lyrik ist gemäß dem religiösen Grundzug ihres Charakters auf dem religiösen Gebiet am besten und reichsten, und im Erguß der Gefühle wie der Betrachtung ist sie hier tonangebend geworden und hallt sie fort durch alle Zeiten und Culturvölker. Dagegen haben die

Arier früh schon verstanden die Wirklichkeit im ruhig anschauenden Geiste tren und verklärt zugleich abzuspiegeln, und sind zur objectiven Dichtung fortgeschritten; der ihnen eingeborene plastische und architektonische Kunstsinne führte sie zum Aufbau des Volksepos aus der Fülle der Vieder, welche die Heldengestalten der Jugendzeit eine jede nach ihrer eigenthümlichen Kraft und Wesenheit schilderten. Auch blieben die Arier nicht bei dem Erguß der Innerlichkeit als solcher stehen, sondern zeigten wie sie durch That und Wort sich sowol äußert als bebindend in die Wirklichkeit eingreift, in dem Erfolg ihrer Handlungen sich ihr Schicksal bereitet; so kamen sie zur Entwicklung des Dramas, dem Bilde von der Wechselwirkung der Persönlichkeiten untereinander und mit den Zuständen der Welt. Bei den Semiten blieb das Dramatische im Schoß der Pylil beschloffen, aber es entwickelte sich eine religiöse Geschichte, deren Zweck die Darstellung ist wie Gott sein ganzes Volk aber den einzelnen Menschen führt. So ermangeln sie keineswegs alles Epischen, aber es kam doch auch bei den Assyriern, wo wir es neuerdings kennen lernen, nicht zu der maßgebenden Vollenbung wie bei den Ariern. Die Semiten besitzen Mythen und Volkssagen, wir erinnern an die Entdeckungen in Assurbanipals Bibliothek, und an die Bücher Moses, der Richter und Samuel's, die in Adam und Noah, Abraham, Isak und Joseph, in Moses und Josua, dann vornehmlich in Simson und bis herab auf David's Kampf mit Goliath bald in phantasieroller Schöpfung Gedanken ausdrücken, bald Geschichtliches ausschmücken; sie sind Prosa wie unsere Volksbücher vom Hünen Siegfried oder die nordischen Erzählungen von Dietrich und seinen Mannen, es lagen ihnen gewiß wie diesen ursprünglich auch Volkslieder zu Grunde, nur daß solche nicht zum Epos entwickelt worden sind. Dem semitischen Dichter fehlte die Selbstentäußerung, kraft welcher der Epiker und Dramatiker dem Werk sich hingibt, sich in andere Vagen und andere Seelen versetzt und das Gedicht zu freier Selbstständigkeit entläßt. Er bleibt weit mehr sein persönlicher Träger, ja es ist das Gewöhnliche daß der Held sein eigener Sänger wird und was er litt und stritt sofort auch selber verkündigt, und zwar im Affect des Schmerzes und der Freude, nicht mit dem Gleichmuth der das Vergangene und Fremde betrachtet und an der allseitig erschöpfenden ebenmäßigen Darstellung sich vergnügt, sondern mit der leidenschaftlichen Erregung, die hastig von einem zum andern springt und nur da verweilt wo die eigene Seelenstimmung

sich ausströmen kann. Wo aber das Wohlgefallen an der Rede die Kunst des Erzählers hervorruft, da weist dieser am liebsten in der phantastischen Traumwelt, die sich an Zeit und Raum und die Gesetze der Wirklichkeit nicht bindet, sondern die Einbildungskraft mit ihrem Zauber, mit ihren Wundern schalten und walten läßt, — das Märchen ist die Arabeske der Poesie, und wird nirgends reicher und glänzender ausgesponnen als von den Arabern.

Alle ursprüngliche Lyrik ist Gesang; das erregte Gemüth begleitet den Wechsel der Gefühle mit dem der Töne, und gibt in der Melodie der Empfindung einen rhythmisch entfalteten, in sich vollendeten Ausdruck. Die Semiten erfreuen sich des Gesangs und des ihn begleitenden Klangs der Instrumente. Aber die Harmonie zu erglänzen und in selbständigen musikalischen Kunstwerken ein Abbild der Natur und des Geistes in ihrem Werden, im Gegen einanderstreben und Zusammenwirken ihrer mannichfaltigen Kräfte hervorzubringen war die That der Arier, allerdings aber im Anschluß an die durch die Semiten ihnen vermittelte Religion und erst in der menschheitlichen Reise der Neuzeit.

### Das alte Babylon.

Der Euphrat hat seine Quellen im Norden, der Tigris im Süden der armenischen Berge; 100 Meilen oberhalb ihrer Mündung kommen beide näher zusammen und begrenzen eine Ebene, die sie durch ihre alljährlichen Ueberschwemmungen fruchtbar machen. Nicht bloß daß diese gesegnete Fläche viel breiter als das Nilstal ist, sie hat auch nicht die scharfen Grenzen des Wüstenlandes und der Felsenhöhen wie Aegypten, und steht somit dem Weltverkehr offener. Auch hier bietet sich ein lüppiger Boden der Cultur dar und verlangen die Elemente nach der Beherrschung durch den Verstand und die Arbeit; die Wasser kommen wilder und unregelmäßiger, sie erfordern stärkere Dämme, größere Behälter, ausgebehrenere Kanäle als in Aegypten. Land und Volk sind minder in sich abgeschlossen und der Geist ist beweglicher. In Vorderasien finden wir bei Semiten und Ariern im Unterschiede von den in sich abgeschlossenen Küstenstrecken am Nil und Ganges ein größeres Aufeinanderwirken verschiedener Völker; Kunst und priesterliches Wissen sind dort entwickelter, hier ist die politische Geschichte,



die Bewegung der Staaten bedeutender. Die Heerverfassung wird nachahmend, der Fürst ist der Repräsentant der Gottheit und des Volkes.

Das älteste der westasiatischen Reiche ward am Euphrat in Babylon gegründet. Eine hebräische Ueberlieferung nennt den Aushiten Ninrod, den Enkel Ham's, seinen Stifter. Dies weist auf einen Stamm des Südens hin, auf Arabien, den Quellort des Semitentums, und stimmt mit dem Bericht von Berossos, der die Cultur aus dem Südmeer herkommen läßt. Die Babylonier sind Semiten. Aber die einwandernden Semiten trafen dort eine turanische Bevölkerung, Akkad wird nach den erhaltenen Inschriften erst von König Samurabi dem Babylonischen Reich eingefügt, in akkadischer Sprache sind Gedichte erhalten, von hier aus scheint die Keilschrift, scheinen mythologische Gestalten von den Semiten des Landes aufgenommen zu sein, so daß die semitische Cultur auf älterer Unterlage ruht und später nicht ohne arische Einflüsse blieb. Sie reicht bis in das 3. Jahrtausend v. Chr. hinauf.

Lenormant hat die nahe Verwandtschaft der Akkadier sowohl mit den Urbewohnern Mesidiens als mit den Sinnen, die turanische Stammesgemeinschaft aus der Sprache und der Religion nachgewiesen. Sie wurden sesshaft im fruchtbaren Niederlande Mesopotamiens, beackerten das Feld, legten Skandale an und waren geschickte Metallarbeiter; sie bauten Städte und bedienten sich der Keilschrift die sie früh aus Bildern in Zeichen umwandelten; Zeichen, Liniengruppen, die einen Begriff ausdrückten, blieben für häufige Wörter wie König, Schlacht, Monat; andere Gruppen, die gleichfalls Sinnwerth hatten, wurden verwandt um den Laut einer Sylbe auszudrücken; Laut- und Sinnwerth gehen durcheinander, und als die Semiten diese Schrift annahmen, ward die Schrift noch verwickelter. Da heißt im Akkadischen an Gott, und ein Stern ist sein Zeichen; der Stern drückt die Sylbe aus wo sie sonst vorkommt; im Semitischen aber liest man das Zeichen bald an, bald ilu, weil El dort Gott heißt. Man liest also vielfach anderes als man schreibt, weil man akkadische Silbenzeichen für semitische Begriffe setzte. Man ritzte mit einem Griffel in weichen Thon, der dann trocknete. Dies führte zu Abkürzungen wie zu leicht handbaren und im Schreiben schön aussehenden Formen. Gerade bei Inschriften erhielt sich das Alterthümliche, während für den gewöhnlichen Gebrauch des Lebens ähnlich wie in Aegypten die



Vollschrift sich aus abgekürzten abgerundeten Zeichen zu Buchstaben, zum s. g. phönizischen Alphabet entwickelte. Die Religion war turanischer Geisterglaube: Dämonen, lichte und dunkle, heilvolle und schädliche hausten in der Wüste, in den Eingeweiden der Erde, und Erdbeben, Krankheit, Mißwachs, böses Wetter waren ihr Werk; man wählte daß sie von Menschen und Thieren Besig ergriffen und die von ihnen Beseffenen waren gehört im Seelenleben. Das Fieber, die Pest gehörten in diese Klasse bald kosmisch gewaltiger bald auf Einzelnes beschränkter Geister. Sie schädigten aus eigener Lüste oder sie waren rächende strafende Vollstrecker eines höheren Willens. Durch Zauberformeln und Beschwörungen suchte man die guten Dämonen heranzurufen, die bösen zu verschrecken, zu bannen; natürlichen Arzneimitteln meinte man doch erst durch Besprechung die Heilkräft zu verleihen. Die göttliche Macht des Himmels und der Erde ward stets zum Schluß herangerufen, ein gedenk und hilfreich zu sein. Im geheimnißvollen Namen Gottes glaubte man die größte Kraft einwohnend. Talismane, Amuletten sollten durch eingegrabene Sprüche oder Zeichen die guten Geister heranziehen, die bösen vertreiben, und soviel solcher Dinge gefunden sind, fast ausnahmslos zeigen sie zu allen Zeiten in Babylon assyrische Worte und Schriftzüge, ein Beweis daß sie von hier allgemein geworden; um je mehr das Verständniß der Sprache erlosch, um so wirksamer dünkten die geheimnißvollen Zeichen. Es finden sich scheußliche Trakengestalten; die sollten die Dämonen durch deren Häßlichkeit fortschrecken; ein solches im Leudre sey: sich aus Hundesleib, Skorpionschwanz, Flügeln und bodsartigem Kopf zusammen. Und neben den Priestern, die den Zauber im Dienste Gottes und der Menschheit übten, standen die Zauberer und Hexen, die mittels schwarzer Magie selber in Gemeinschaft mit den bösen Dämonen traten und durch sie Schaden übten, Noth und Krankheit verursachten. Bis in die neueren Zeiten hat sich dieser formulirte Aberglaube forterstreckt.

Ueber den Dämonen wie über der Natur und der Menschheit waltet eine dreifache Gottheit, der Geist des Himmels, der Erde, der Unterwelt. Ana ist wie der chinesische Thien der Himmel, der Allumsassende, Allwaltende als geistige Gottesmacht; Ea ist die beseelende und erhaltende Macht an der Oberfläche der Erde und im Meere, und da das Feuchte, Flüssige als das Lebendige und Belebende erscheint, so stellt man den in der Flut Waltenden fischgestaltig dar; er ist der Wissende und der Bringer alles

Erkenntniß; man dachte ihn sich als gerüsteten Krieger und als Steuermann, der als Wächter der Erde auf seinem Schiffe sie umfährt. Mulsge heißt der Herr der Unterwelt, des Landes der Unveränderlichkeit, wohin die Terten gelangen, wo aber auch die glänzenden Metalle, die Schätze kostbarer Steine ruhen. Außerdem aber nahm man einen Mittler zwischen dem Gott der Höhe und den Menschen an; er offenbart den Willen Gottes und vertheilt seine Güter, und trägt die Wünsche der Menschen zu ihm empor.

Neben diesen turanisch-akkadischen Anschauungen entwickelten sich in Babylon die semitischen. Babel heißt die Pforte des Gl. In ihm, dem Starken, verehrten sie den Einen und Höchsten, der über allem thront, der Alte der Tage, der Ewige, der Gute. Der Gott von Sipur heißt Bel, der Herr und die Leuchte des Alls, der Fürst der Götter, der Bildner der Welt. Der Gott zu Erech ist Anu, der Alte der Tage, der Ewige, der Vater der Götter. In Ur waltete Ein, der Mondgott mit weitstrahlenden Hörnern, dem der älteste König dort einen Tempel baute, zu dem der letzte Herrscher des alten Reichs betete: Lege die Verehrung deiner Gottheit in das Herz meines Erstgeborenen, daß er nicht in Sünde willege, noch Untreue begünstige. Samas in Larsa und Sippara ist der Sonnengott, O, ein Kreis mit dem Centrum sein Zeichen, das noch heute bei uns gilt; er tritt hervor ein starker Held, Thau tritt auf seiner Bahn vom Himmel herab, und die Achten Geister frohlocken, wie es in einer Hymne heißt. Sin donnert als Herr der Höhe in der Mitte des Himmels, Segen spendend im Schrecken des Gewitters, der Blitz sein Flammenschwert, die Luft sein Element und Gebiet. Es sind verschiedene Namen des Einen nach verschiedenen Seiten seiner Macht, die an dieser und jener Kultusstätte besonders hervorgehoben wurden. So spricht auch der akkadische Gottesname Elohim als Mehrheit das Eine in der Mannichfaltigkeit aus. Die Götter können zusammenfließen, wenn sie etwas anderes sind als die Sonne oder der Stern Saturn, nämlich die ideale Macht die sich in diesen Leuchten der Welt offenbart, oder die im Leuchten wirksam ist und die Erde bei Mondschein mit Himmelsethan tränkt daß sie Pflanzen und Thiere hervorbringt.

Es geschah um 2000 unserer Zeitrechnung daß die Provinzen vereint, daß durch die Priester ein Göttersystem gebildet ward. Der erste Sargon scheint hier ähnlich wie Menes in Aegypten der Herrscher zu sein der die Verbindung zum Ganzen

im Staat vollzog. El blieb an der Spitze, die andern Stammesgötter wurden unter ihm wie Offenbarungen seines Willens gehalten und erhielten bestimmte Verordnungen. So nun ward Bel und von den Akkadern Ea Ischraggeon und Ana genannt. Sie bildeten eine erste höchste Triade; die Götter der Sonne, des Mondes, der Atmosphäre, dann die Planeten schlossen sich an. Bel aber ragte bald hervor und verschmolz mit El.

In Bel, dem Herrn des Himmels finden wir die Umschauung der Menschheit erhalten und ausgeprägt, das Göttliche wird im allumfassenden lichten Himmel erkannt, tiefer als die Erscheinung und das Symbol der geistigen Macht angefaßt. Er wird auf den Höhen verehrt wie er über den Wellen thronet, er gibt der Natur wie den Menschen das Geisß von oben.

Die klaren Nächte in der babylonischen Ebene führten zur Beobachtung der Gestirne, zur Unterscheidung der Stand- und Wandelsterne, zur Auffassung des Zusammenhangs ihrer Stellung und des Sonnenlaufs mit dem Wechsel der Jahreszeiten, mit dem Ausreten der Flüsse, mit den irdischen Dingen überhaupt. So wurden die Sterne die Träger der Weltordnung, die Dolmetscher des göttlichen Willens, und das Universum ward als ein Organismus angeschaut in welchem alles in inniger Wechselbeziehung steht. Tiefen erkennen zu lernen und aus den Erscheinungen des Himmels die irdischen Geschehnisse zu deuten, die Unternehmungen nach ihnen zu richten ward die Aufgabe der Priesterschaft. Die einzelnen Planeten namentlich wurden als Träger wohlthätiger und schädlicher Einflüsse aufgefaßt; ebenso die großen Sternbilder. Die Sonne sollte auf ihrer Bahn die Einwirkung derer erfahren denen sie nahe trat, und dadurch abwechselnd ihnen ähnlich werden. Die Babylonier erforschten den Himmel nicht um seiner selbst, sondern um der menschlichen Zwecke willen, ihr Ziel war nicht so sehr wissenschaftliche Astronomie, sondern Astrologie, in welcher ihre Phantasie die irdischen und himmlischen Ereignisse verknüpfte, aus dem besondern Zusammentreffen, aus dem einzelnen Erfolge in der Verwechselung des Gleichzeitigen mit dem Ursächlichen allgemeine Regeln ableitete, und aus der Stellung und dem Einherziehen der himmlischen Heerschaaren die Geschehnisse der Menschen zu erkennen und vorherzubestimmen meinte. So treten denn die Planeten neben die andern Götter. Adar, der Erhabene, ist der Entfernteste, der alles umkreist, der Saturn; als Adar der Herr, Adar-Malik, ist er der Adrammelech, von dem die Hebräer berichten daß ihm

Kinder geopfert wurden; sein Einfluß ist feindselig, sein Zorn soll durch Blut gelöhnt werden. Nebo, der innerste der Planeten, Merkur, waltet als Führer über die Heere des Himmels und der Erde; sein Name heißt der Offenbarende; er ist der Gott des Wissens, des Eides, der Schreibkunst. Er ward vornehmlich in Borsippa verehrt, Nergal in Kutsa, der rothstrahlende Mars, der Kriegsgott der Babylonier; Iwengott heißt er, Herrscher des Sturms, König des Kampfes. Marbul oder Merobach, Jupiter, wird in Inschriften wiederum als wohlthätig gefeiert, als Herr des Himmels und der Erde. Die Venus ist Iilit, die Herrin, Mylitta bei den Griechen genannt. Sie heißt die Mutter der Götter, die Herrin der Sprößlinge. Aber sie hat als Morgen- und Abendstern eine doppelte Bedeutung, sie ist auch Istar, die Astarte der Syrer und Karthager, die Vogenbewehrte, todsendende. Zu Borsippa stand ein Heiligthum der sieben Leuchten der Erde; Sonne und Mond waren da zu den Planeten herangezogen, die Fixsterne galten als Rathgeber der Götter, als Richter der Menschen. Der Dämonenglaube und die Magie ward von den Assauern angenommen; der Sternendienst, die Astrologie von den Semiten in Babylonien ausgebildet. An vielen Orten finden wir Trümmer von kufsenweis aufsteigenden Bauten, sie waren zugleich Heilighümer und Sternwarten. Die treue Beobachtung und der scharfe semitische Verstand bildete die Sternkunde selbst so weit aus daß die Chaldäer während des ganzen Alterthums dadurch berühmt waren, daß die sieben Wochentage, die 24 Stunden und 60 Minuten der Zeiteinheitung wie die 360 Grade des Kreises, daß ebenso die Zeichen des Thierkreises von ihnen nach Europa gelangten, als ihr praktischer, auf das Zweckmäßige gerichteter Sinn Münze, Maß und Gewicht feststellte und den Persern, Phöniziern, Hellenen auf dem Handelswege überlieferte.

Die ursprüngliche Größe der dichterischen Anschauung eines organischen Weltganzen empfängt ihre religiöse Weihe, indem dasselbe als die Offenbarung Gottes und seines Wissens aufgefaßt wird; er bleibt in seiner reinen Höhe als die unendliche, im Licht und Glanz der Sonne und der Gestirne waltende und erscheinende Macht. Diese Wahrheit liegt dem Sternendienst und der Astrologie zu Grunde. Und daß der Geist auch in Gott nicht ohne die Natur sein kann, daß das Princip des Schaffens, Formens, Erkennens ein Princip der Empfänglichkeit, der Stoffesfälle und Bestimmbarkeit voraussetzt und mit sich führt, das ahnten die Chaldäer



und sprachen sie aus, wenn sie dem Himmelszott die irdische Naturgöttin, dem Bel die Vult zur Seite stellten. Sie ist die Weiblichkeit, die empfangende und gebärende, in der Fruchtbarkeit der Erde und des Wassers ihr Wesen entfaltende Göttin. Sie ist die Natur, die in den Pflanzen aufsproßt, im Meer die Fische wimmeln läßt, auf der Flur und in der Lust die Thiere nährt, selbst fruchtbar gewährt sie Fruchtbarkeit. Am Himmel offenbarte sie sich im Mond, dem Licht der milden Nacht, der Zeit der Liebe. Im grünen Hain am kühlen Wasser ward sie verehrt. Sie ward die Göttin der Liebeslust, die keine unfruchtbare Jungfräulichkeit wollte. Und wie von dem geistigen Gott die Hebräer das erhabene Wort vernahmen: „Ihr seht heilig sein, denn ich bin heilig!“ — so trieb der ähnliche religiöse Geist die naturverehrenden Semiten sich ihrer Gottheit ähnlich zu machen, und sie verlangte von den Frauen das Opfer der Jungfräulichkeit. Und die Töchter Babylons saßen an den Festen der Mylitta in langen Reihen im Hain der Göttin, wie der Prophet Baruch und wie Herodot erzählt; sie trugen einen Kranz von Stricken um das Haupt, denn sie waren der Göttin gebunden; und sie harrten daß ein Mann komme der Mylitta zu dienen, und ihnen ein Goldstück in den Schoß werfe, das sie der Göttin darbrachten, wenn sie dem Manne sich preisgegeben. Unser sittliches Gefühl sträubt sich gegen diesen unsittlichen Gottesdienst, aber wir müssen in der Consequenz der Verirrung die Gewalt der religiösen Idee auch im semitischen Heidenthum anerkennen. So wurden zwei Principien göttlichen Lebens als Persönlichkeiten nebeneinander gestellt und die Einheit nicht als das Ursprüngliche festgehalten, sondern erst in der Einigung der beiden erfaßt; die Natur erhielt damit eine falsche und einseitige Selbständigkeit, und statt der Durchdringung des Sittlichen und Sinnlichen in der wahren Liebe war eine greuliche Vermischung des Heiligen und der Lust die Folge, die das Volk zu sittenloser Ueppigkeit verführte.

Die letzten Könige Assyriens haben sich eine Bibliothek angelegt und namentlich Assurbanipal ließ auf Thontafeln die alten Uebersetzungen aus der gemeinsamen babylonischen Zeit aufzeichnen. Im Palast zu Assurischil sind diese zum Theil erhalten, trümmernhaft, aber für Religion und Poesie der Babylonier unschätzbar; sie enthalten Gesetze und geschichtliche Urkunden, Mathematisches, Naturgeschichtliches, Astronomisches, Mythologisches. Georg Smith, Lenormant, Schrader und Dellys in England, Frankreich und



Deutschland sind mit der Entzifferung erfolgreich beschäftigt. Es ist dadurch bestätigt daß die Israeliten mit bereits vorhandenen Mythen auswanderten nach Kanaan, daß Berossus, der die Griechen nach Alexander dem Großen mit Babylon bekannt zu machen suchte, gut unterrichtet war; meine in der ersten Auflage ausgesprochene Hoffnung auf mesopotamische Dichtungen ist erfüllt. Berossus berichtet von der Welterschöpfung. Bel durchschneidet das chaotische Dunkel, sondert Himmel und Erde, schafft Sonne, Mond und Sterne und weist ihnen ihre Bahnen an. Er bildet die Thiere und schlägt zuletzt sich das eigene Haupt ab, und die Götter mischen das riesende Blut mit Erde und formen den Menschen, den es belebt und der Vernunft theilhaftig macht. Bei den Hebräern haucht Gott dem Menschen seinen Odem ein, bei den Chaldäern befeelt er ihn durch das eigene Blut; die Fassung ist naturalistischer, und hat in dieser Wendung die Idee daß eine Wesensgemeinschaft zwischen Gott und Mensch besteht, daß die Schöpfung ein Selbstopfer des Unendlichen ist, das sich ins Endliche begibt und in seine Grenzen eingeht. Wenn dabei von Göttern neben Bel die Rede ist, so dürfen wir wol an die in den himmlischen Heerschaaren bereits verselbstständigten göttlichen Kräfte denken; Bel ist durch die Hingabe seines Blutes nicht vernichtet, er waltet fort als der Herrschende, seine Lebenskraft aber wirkt und lebt in den Menschen. Soweit Thentafeln erhalten und gelesen sind sehen wir daß mancherlei Ideen über Weltbildung bei verschiedenen Priesterschaften neben einander herliefen und verbunden wurden, ähnlich wie ja auch das erste Buch Moses zuerst Mann und Weib zugleich geschaffen werden läßt und dann einen andern Bericht anfügt, nach welchem Eva aus Adam's Rippe gebildet wird. Auf einem Vordstein nun heißt es: „Als der Himmel oben noch nicht erhoben war und auf Erden noch keine Pflanze wuchs, da war ein wüßtes Gewoge die Urmutter von allem.“ Zunächst treten nun die Götter des Himmels, der Erde, des Wassers hervor. Aber es fehlen die nächsten Tafeln, und später folgt: Es war herrlich alles was die großen Götter thaten; sie ordneten die Sterne die das Jahr und die Monate regieren, und wiesen den Wandelsternen ihre Bahnen an. Noch aber schwimmt die Erde auf dem wüßten Gewoge und Schrauben sind gezogen daß es nicht über sie hereinbricht; aber Gott läßt es wallen im Abgrund und wie eineiesenblase steigt der Mond empor zu erleuchten die Nacht bis der Tag anbricht. Am siebenten Tag steigt die Sonne aus der Tiefe hervor, herrlich

gebildet, die Erbauerin der Welt. Wiederum heißt es: Erfreulich waren die lebendigen Wesen als die Götter sie schufen, Thiere des Feldes, und alles was auf Erden kriecht. Leider fehlt bis jetzt die Schöpfung des Menschen; aber erhalten ist Gottes Murede an den Neugeschaffenen: Du sollst alle Tage deinen Gott anrufen und ihm dienen, und heilig sein in der Furcht Gottes. Dann zürnen die Götter daß der reingeschaffene Mensch gefallen ist. Die strafenden Götter fluchen den Menschen alle die Uebel an die unser Geschlecht bedrängen: Zank in der Familie, Tyrannenherrschaft, fruchtlose Arbeit und erfolglose Gebete, Sündenschuld und Krankheit. Dann wird des Drachen aus dem Abgrund gedacht, der als der Geist des Chaos erscheint aus welchem die geordnete Welt durch Götterwillen hervorgegangen; die Schlange in der Bibel entspricht ihm wohl. Noch lesen wir nichts von einem Baum des Lebens, aber die Bildwerke zeigen ihn, altbabylonische Siegel wie assyrische Tempelschwände. Es ist die Eypresse, die als Symbol des ewigen Lebens auch Särge schmückt. Alterthümlich sind Stamm und Zweige einfach gezeichnet; dann wird das Ganze ornamentartig stillirt wie wenn die Zweige aus Bändern geschlungen wären. Anderwärts aber scheint das Strahlenhaupt der Sonne auf der Krone des Lebensbaums zu ruhen, und das Bild des höchsten Gottes schwebt geflügelt über ihm. Ich erinnere an den Hem der Iranier, an die Esche Hydrafal der Germanen, an die goldenen Äpfel der Hesperiden bei den Griechen. Der Baum scheint das Symbol des Naturlbens. Ist es der Baum des Lebens oder der Erkenntniß und ist es ein Bild des Sündenfalls, wenn auf einem altbabylonischen Cylinder ein Baum in der Mitte steht und rechts und links ein Mensch sitzt und nach den Früchten langt? Der verschiedene Kopfsatz scheint Mann und Frau zu bezeichnen, hinter der einen Figur ringelt sich eine Schlange; alles ist roh eingestrichelt wie Pflanzenmänner der Kinder.

Eine andere Tafel redet von einem Streit der Götter mit dem Drachen der Finsterniß und seinen Dämonen; es ist zweifelhaft ob dieser Kampf dem Sündenfall der Menschen vorausging oder folgte; aber das ist klar daß die Babylonier den Grund legten auf welchem die christliche Phantasie fortbaute bis Mitten sein gewaltiges Gedicht schuf. Der Kampf Vels mit einem geflügelten Unthier ist Ästers bitelich dargestellt. Der Kampf des Erzengels Michael mit dem Drachen in der Offenbarung Johannis scheint ein Nachklang davon. Auf dem Thontäfelchen heißt es daß

der Gott mit Schwert und Bogen heranzieht, daß die vier Winde ihm hilfreich zur Seite stehen, daß die Reihen der Feinde durchbrochen, ihre Waffen zerschmettert werden; ihre Kraft wird in Bande geschlagen, ihr Werk hat ein Ende mit Schrecken genommen. Andernwärts ist ein Gott Zu genannt, der will Bel gleich sein, greift nach dessen Krone, raubt dessen Herrscherstab, und will selber der Höchste sein. Aber er muß hinwegfliehen in die Wüste um sich zu verbergen; er kommt unter den Göttern nicht mehr vor; er scheint in den Raub- und Sturmbogel verwandelt worden zu sein, welcher den Namen Zu trägt.

Veresus wußte noch von einem andern Schöpfungsberichte. Darnach war die chaotische Nacht die Urmutter der Dinge, schwanger mit ungeheuern doppelgestaltigen Geschöpfen, mit geflügelten zweigeschlechtigen Menschen, mit Wesen die den Leib des Menschen mit dem des Pferdes verbanden; der Schriftsteller nennt noch Stiere mit Menschenköpfen, Hunde und Menschen mit Fischschwänzen, und setzt hinzu daß ihre Abbildungen im Belustempel erhalten seien. So sind nun zahlreiche Bilder der Art aufgefunden, große und kleine, und auf einem Backstein ist zu lesen daß vogelgestaltige Menschen einst auf Erden gelebt. Ich glaube hier haben wir in assyrischen Dämonen das Ursprüngliche zu suchen. Wie Aegypten so verdankt Babylon seine Fruchtbarkeit, seinen Reichtum, die Anregung zu seiner Cultur den Ueberschwemmungen, dem Wasser; im feuchten Element erschien daher dem Volk der Quell des Lebens, und die im Wasser waltenden göttlichen Kräfte wurden als wasserbewohnende Fische, aber um das Geistige zu symbolisiren mit dem Menschenhaupt abgebildet; ebenso deutet das Doppelgeschlechtige auf die Ueberwindung der endlichen Einseitigkeiten in der Gottheit, und die Vermischung der verschiedenen Formen auf sie als die gemeinsame Grundlage derselben hin. Menschenhäupter mit Fischeibern stellen auch phönizische Gottheiten dar, und die babylonische Uebersieferung redet von Fischmenschen der Urzeit, Dannes an ihrer Spitze, die den Menschen Ackerbau und Gesittung gebracht, Geseze, Künste, Kenntnisse, namentlich auch das Feldmessen gelehrt, — der mythische Ausdruck für ihre an das Wasser geknüpfte Bildung. Wir erkennen jetzt Ea oder Ena im Dannes, der assyrische Gott ist in das Göttersystem der Babylonier eingegangen und hat dem Noah der Bibel seinen Namen hinterlassen.

Wie der Gott der Bibel einen Würgengel aussendet um rächend oder vertheiligend die Menschen zu schlagen, so hat der

babylonische Gott die ursprünglich assyrischen Dämonen zu Vollstreckern seiner Strafgerichte über die Sünden der Welt. Als Mittel gegen das Verderben wird der Preis der Schrecklichen empfohlen, damit sie versöhnt das feurige Schwert in die Scheide stecken.

Berefnus berichtete in Bezug auf die große Flut daß Xisuthrus im Traum die göttliche Weissung erhielt ein Schiff zu bauen für sich und seine Kinder und Verwandten wie für Thiere und Vögel. Die Flut kam. Als sie nachließ sandte Xisuthrus Vögel aus. Da sie nirgends Speise noch einen Ruhiort fanden, lehrten sie zurück. Nach einigen Tagen kamen andere mit Vehn an den Küsten wieder. Die zum dritten mal ausgelassenen Vögel blieben draußen. Da erkannte Xisuthrus daß das Land wieder zum Vorschein gekommen. Sein Schiff stand auf Bergeshöhen. Er stieg aus mit den Seinen, errichtete einen Altar und opferte. Er ward entrückt zu den Göttern und eine Stimme aus der Höhe ermahnte die Zurückgebliebenen zur Frömmigkeit. Dieser Bericht findet seine Bestätigung in einer Episode aus dem Epos von Izdubar. Daß ein solches vorhanden war und in ansehnlichen Ueberresten und vorliegt, ist wol das Wichtigste für die Geschichte der Poesie in diesen Junden. Da die Semiten in Babylon im Unterschiede von den Arabern und Hebräern durch ihre Verschmelzung mit den Assyriern zu einer ausgebildeten Mythologie gekommen, so waren auch zur Entwicklung der Heroensage und zum vollstimmlichen Epos die Bedingungen gegeben. Göttermithen, die ursprünglich ihre Naturgrundlage hatten, konnten auf Helden niederschlagen die an sie erinnerten, die sich zu ihren Trägern eigneten, zumal wenn aus den an verschiedenen Orten geübten Culten eines Gottes nun eine Gestalt desselben die allgemein angenommen ward, und Vocalsagen damit in der Luft schwebten. So sind aus Sonnenkittern die Sonnenhelden Sinson und Herakles, Perseus und Siegfried geworden, so Izdubar bei den Babyloniern. Das Sonnenleben, als menschliche Thaten und Schicksale dichterisch aufgefaßt, verschmolz mit einem Helden der einen Ufurpator schlägt, ein Reich gründet; Georg Smith sieht den Nimrod in ihm; ein riesiger gewaltiger Jäger, ein Löwenjäger ist auch Izdubar, und zu verwundern wäre außerdem daß von dem Nimrod, den die Bibel an die Spitze der babylonischen Geschichte stellt, im Lande selbst bis jetzt kein Denkmal und keine Kunde aufgefunden worden. Der Löwenbändiger aber mit dem krausen Bart und den dichten Federn, die an Sinson und



das Strahlenhaar der Sonne gemahnen, ist häufig auf großen Steinplatten wie auf kleinen Cylindern darge stellt. Und wenn die Bibel sagt daß Ninroth sich Babel, Erech, (Uruk) Akkad, Kalneh im Lande Sinear unterwarf, so gründet gerade dort auch Izbubar seine Herrschaft; er eint die noch vereinzeltten kleinen Fürstenthümer zu einem Reich. Ebenso wissen wir von elamitischer Obergewalt in Mesopotamien, und Humbaba, der Gegner den Izbubar bezwingt, erinnert an den elamitischen Götternamen Humba.

Izbubar hat nun einen Traum daß die Sterne des Himmels ihm auf den Nacken fallen und ein fürchterliches Ungethüm mit Löwenklauen gegen ihn aufsteht. Den Traum zu deuten sucht er den weisen Heabani auf, und dieser um Izbubar's Kraft zu prüfen läßt einen Tiger gegen ihn los; Izbubar überwindet das wilde Thier, und Heabani wird sein Freund und Genosse. Sie ziehen vereint gegen Humbaba um Babel von dessen Gewalt zu befreien. Der haust in einem dichten Wald. Die beiden aber bringen siegreich vor. Izbubar baut einen Altar und bietet zum Sonnengott um Beistand im Kampfe. Sie finden im Walde die unmanerliche Burg Heabani's, sie pochen an die Pforte, er läßt einen Sturm aus seinem Munde gegen sie hervorbrausen, über fehlt die Schilderung des Kampfes und Sieges bis auf wenige Worte: Izbubar schärfte seine Waffe; wie ein Stier sprang er gegen den Feind; erschlug ihn und setzte sich die Krone auf das Haupt. Nun erhob die Istar, die Göttin, die hier zur Göttertochter und Hilfsin geworden, ihre Augen liebend zu Izbubar: „Ich will dich zum Gemahl nehmen, dein Schwur soll mein Band sein, du sollst mein Mann und ich will dein Weib sein. Du sollst in goldenem Wagen fahren und Fürsten und Herren von den Bergen und der Ebene sollen dir huldigen, die Wellen des Euphrat sollen deinen Fuß lässen.“ In der Antwort des Helden wird uns die allbezwingende Macht der Liebesgöttin kund; aber Izbubar verschmäh't sie. Ob ein Mythos von der Liebe des Mondes zur Sonne, vom Sonnengott der sich der Werbung der Mondgöttin entzieht, hier zu Grunde liegt? „Dumuzi war dein Gatte und Land um Land trauert um ihn und beklagt seine Liebe“, erwidert Izbubar und wir erkennen hier den kleinasiatischen Tammuz, den Adonis der Griechen, die Blüte des Frühlings, der schnell hinwegst in seiner Jugend; „Du liebtest den wilden Acker und zerbrachst seine Schwingen; du liebtest den Löwen und riffest ihm die Klauen aus; du liebtest das stolze Kriegerroß, deine Liebe ward ihm nicht fuß, stürmisch war



sie und erschütternd; du liebtest den Herrscher dieses Landes und zertrümmertest seine Waffen. Jeden Tag machte er sich dir mit Gaben zu eigen; du verwandeltest ihn in einen Panther, seine eigene Stadt trieb ihn fort und seine Hunde bissen ihn Wunden. Du liebtest Usulanu, den Dienstmann deines Vaters, und unterwarfst ihn deinem Willen; er widerstand deiner Grausamkeit und du schlugst ihn und machtest ihn zum Steinpfeiler, und da steht er fest und kann sich nicht bewegen. So willst du auch mich lieben und mir thun wie ihnen.“ Und Istar klagt ihren Aeltern, den Göttern im Himmel, daß Izbubar ihre Schönheit verachte und ihren Reiz verschmähe. Sie erbittet sich einen Stier gegen ihn zu senden, aber Izbubar bezwingt denselben. Sie flucht dem Helden, aber Heabani schneidet das Glied des Stieres ab, wirft es ihr vor die Füße und wendet den Fluch gegen sie selbst. Bildwerke zeigen Heabani wie er den Stier an Horn und Schweif hält, während Izbubar dem hochaufergerichteten das Schwert in die Brust stößt. Izbubar empfängt die Huldigung des Volks und gibt ein Freudenfest in seinem Palast. Istar aber beschließt hinabzusteigen in die Unterwelt. Sie ruft: „Ich breite meine Schwingen aus wie ein Vogel, ich steige hinab ins Land der Finsterniß, das seinen Eingang hat, aber keinen Ausgang, zur Straße von der niemand wiederkehrt, zum Hause dessen Bewohner nach Licht verlangen, wo Staub ihre Nahrung ist und Moder ihre Speise. Gleich besiederten Vögeln schwirren die Geister durch die Gewölbe, und Licht ist nimmer dort, sie wohnen im Düstern. Dort hausen die Helden der Vorzeit, dort die Ungeheuer der Tiefe bei den Herrschern der Unterwelt.“ So beschließt Istar, gequält von Eifersucht und unerwidelter Liebe. Nun steigt sie hinab nach dem Lande ohne Heimkehr, deß Eingang ist ohne Ausgang, wo das Licht nicht geschaut wird und die Geister wie Vögel im Düstern die Gewölbe durchschwirmen; auf der Thür und ihrem Gefäße liegt dicker Staub. Sie spricht zum Wächter des Wassers am Thor:

Deßne keine Pforte, denn traun eintreten will ich.  
Wenn du nicht öffnest die Pforte und ich nicht kann eintreten,  
So zertrümmt' ich die Pforte, zerbrech' ich die Kegel,  
Zertrümmre die Schwelle, zerhsage die Thore;  
Rege auf die Todten, die vergehren die Lebendigen,  
Wehr denn der Lebenden soll werden der Todten.

Der Wächter meldet das der Fürstin der Unterwelt, welche die Pforte öffnen heißt:

Das erste Thor ließ der Wächter sie durchschreiten, trat ihr entgegen, nahm die große Krone ihr vom Haupt.

„Warum, Wächter, nimmst du die große Krone mir vom Haupt?“ —

„Tritt ein, Herrin, denn die Fürstin der Erde halt es also mit ihren Besuchern.“

So wiederholt sich Rede und Gegenrede an den fünf andern Thoren, wo der Wächter der Göttin nacheinander ihre Ohrringe, ihr Halsgeschmeide, ihren Brachtmantel, ihren Leibgürtel, ihre Arm- und Fußspangen abnimmt — echt episch in dieser Gleichmäßigkeit, aber so unmittelbar und oft nacheinander für uns doch ermüdend:

Das siebente Thor ließ er sie durchschreiten, trat entgegen ihr, nahm das Wams ihres Leibes ihr ab.

„Warum, Wächter, nimmst das Wams meines Leibes du mir ab?“ —

„Tritt ein, Herrin, denn die Fürstin der Erde hält es also mit ihren Besuchern.“

Die Fürstin der Erde that ihren Mund auf und verkündete ihrem Diener den Befehl, daß Istar hüßen solle durch Krankheit der Augen, des Herzens, des Kopfes, bis eingefordert sei alle Schuld. Aber während die Liebesgöttin so in der Unterwelt weilt, befruchtet weder der Stier die Kuh, noch der Esel die Eselin, und der Herr vereint sich nicht in Liebe mit der Sklavin. Der Sonnengott, der Mondgott aber meldet das dem Götterkönig, und dieser schaffst sofort einen Götterboten, den Assusunamir, daß er zur Fürstin der Unterwelt gehe, ihr Schweigen gebiete, die Istar zurückfordere. Jene ist darüber sehr unwillig:

Zert, Assusunamir, ins große Gefängniß!  
 Kehricht der Stadt sei deine Speise,  
 Zauche der Stadt sei dein Getränk,  
 Eine Schattenwohnung sei dein Prachtgemach,  
 Hunger und Durst mögen deine Kinder verzehren!

Allein die Götter unterhalten sich nicht blos und fühlen gleich den Menschen Lust und Leid, wie bei den Indiern und den Griechen im Epos, die Göttin der Unterwelt ist auch dem Oberhaupte aller unterthan, und so erklärt sie dem schließlich ihrem Diener:

Geh hin, Namtar, zerschmettre den Palast des Gerichts,  
 Die Säulen zerklümmre mit Steinhämmern;  
 Den Gemus der Erde führe heraus, setze ihn auf den goldenen Thron;  
 Istar besprenge mit dem Wasser des Lebens, bringe sie weg von mir!

Schrader versteht diese Stelle so, daß sie bedeute: Wenn Istar zurückkehren darf, dann mag der Palast der Gerechtigkeit zerfallen, dann wird das alte Recht gebrochen. Die Genien der Erde werden auch sonst als unterirdische Mächte den Göttern der Oberwelt gegenübergestellt. Namtar folgt dem Gebote seiner Fürstin:

- Aus dem ersten Thor ließ er heraus sie treten, stellte ihr wieder zu das  
Wams ihrer Hüften;  
Aus dem zweiten Thor ließ er heraus sie treten, stellte ihr wieder zu die  
Spangen ihrer Hände und Füße;  
Aus dem dritten Thor ließ er heraus sie treten, stellte ihr wieder zu dem  
Reisgürtel besetzt mit Edelsteinen;  
Aus dem vierten Thor ließ er heraus sie treten, stellte ihr wieder zu  
ihren Prachtmantel;  
Aus dem fünften Thor ließ er heraus sie treten, stellte ihr wieder zu ihr  
Palatgeschnide;  
Aus dem sechsten Thor ließ er heraus sie treten, stellte ihr wieder zu ihre  
Ohrringe;  
Aus dem siebenten Thor ließ er heraus sie treten, stellte ihr wieder zu  
die große Krone ihres Hauptes.

Ob Istar ihre Rache vollführte, wissen wir nicht, doch scheint es so; denn Isdubar kommt in große Bedrängniß. Er hat wieder erschreckende Träume, er muß den Tod Heabani's beklagen, der ihm als Berather treu zur Seite gestanden. Er sucht seinen Ahnherrn Sisit, der um seiner Arthümigkeit willen zu dem Himmel der Götter emporgehoben ward. Er trifft auf seiner Wanderung Ungeheuer deren Fuß in der Unterwelt steht, deren Haupt in den Himmel ragt; sie lenken und bewachen der Sonne Auf- und Untergang, halb Menschen, halb Skorpionen, wie auch ein Siegel sie abbildet. Von ihnen erkundet er den Weg nach dem Lande der Seligen. Er schreitet durch eine Sandwüste und kommt in eine Gegend wo Bäume mit Dornen statt mit Früchten beladen sind. Erkrankt will er von Sisit erfahren wie dieser das ewige Leben erlangt habe. Er kommt an das Wasser das die Seligen von der Erde scheidet, baut ein Schiff und fährt anderthalb Monate lang, bis er jenseit eines Stroms den Schlafenden findet, — man fährt übers Meer und Land der Abgeschiedenen, und von den Lebendigen trennt sie ein Strom, über dessen Gerichthürde die Seelen wandern müssen. Sisit verkündet: der Tod ist allgemein. Dann erzählt er die Geschichte von der Aht und wie er dabei unsterblich geworden. Der Gott Hea zeigte ihm an daß er die

Menschen um ihrer Sünden willen verderben will, und heißt ihn ein Schiff rüsten um sich zu retten. Er läßt seine Familie, seine Knechte und Mägde, seine Hausthiere und das Wild des Feldes in das Schiff eingehen. Es begann ein Gewittersturm und segte alles Lebende vom Angesicht der Erde. „Ein Bruder sah den andern nicht, des Volks ward nicht geschont; die Götter im Himmel fürchteten sich und suchten einen Schirm, sie legten sich auf den Boden wie Hunde die ihre Schwänze einzulehen. Wehllagend sprach die Göttin Istar: Ich habe den Menschen erzeugt, und ließ ihn nicht wie die Kinder der Fische das Meer füllen. Und es weinten mit ihr die Götter auf ihren Thronen, verhüllt waren ihre Lippen vor dem kommenden Unheil. Sechs Tage hatte der Sturm die Oberhand, am siebenten legte sich das Wetter. Ich wurde durch den See getragen, wie Schiff schwammen die Leichen der Uebelthäter. Ich that ein Fenster auf und das Licht brach herein, ich saß still und über meine Zuflucht kam Ruhe.“ Wir erkennen deutlich hier die Form des Parallelismus, wie bei den Hebräern. Der Berg Nizir hält dann das Schiff auf; eine Taube, eine Schwalbe läßt Sisit fliegen, sie finden nicht wo sie ruhen können und kommen wieder, aber ein Rabe schwärmt hinweg und bleibet aus, denn er sah die Aeser auf dem Wasser schwimmen und setzte sich freßend auf sie. Sisit baut einen Altar auf dem Gipfel des Berges, entläßt die Menschen und Thiere und bringt ein Opfer. Und Hea spricht zu Bel dem Krieger: „Du Fürst der Götter, Kriegsgott, wenn du zürnest schaffst du ein Wetter; der Sünder sündigte, der Frevler frevelte; soll der Uebermüthige nicht gebrochen, soll der Gefangene nicht erlöst werden? Schaffe kein Wetter mehr, sondern laß lieber die Löwen sich vermehren um die Menschen zu vermindern; schaffe kein Wetter mehr, sondern laß lieber Leoparden sich vermehren um die Menschen zu vermindern; schaffe kein Wetter mehr, laß lieber Hungersnoth und Krankheit das Land zerstören und die Menschen vertilgen.“ Bel reinigt die Erde, macht einen Bund mit Sisit und führt ihn und die Seinen von dannen an die Mündung der Ströme. Nachdem Sisit dies erzählt, taucht er Izdubar, der an einer Hautkrankheit litt, in die See, und des Helden Haut ward wieder schön. Er baut zum Andenken ein Mal von Steinen und kehrt wieder in seine Heimat. — Der ursprüngliche Sonnenmythus läßt den Gott die Zeichen des Thierkreises durchwandern, mit ihnen kämpfen und verfehren; er erkrankt im Zeichen des Wassermanns, der Winterhimmel ist

seine kranke Haut, die nach dem verjüngenden Bad im Frühling ihren Glanz wieder gewinnt. Die Flut Sage selbst ist also schon bei den Babyloniern sittlich gedeutet, das Verderben im Strafgericht über die Sünden der Menschen. Und so soll auch nach den assyrischen Tafeln keine zweite derartige Flut wiederkommen. Ebenso ist das Ausfliegen der Vögel gemeinsam mit der hebräischen Erzählung. Es ist Eisthrus bei Verofus; während er zu den Göttern entrückt wird, wie der biblische Henoch, ist Noach selbst der zweite Stammvater der Menschheit.

Wieder eine Thontafel läßt uns in die Heroensage blicken, die sich an den ersten König Sargon knüpft, den Berather glückspendender Dinge; da sagt er selbst: „Meine Mutter ward schwanger, meinen Vater habe ich nicht gekannt, sein Bruder bedrückte das Land. Am Ufer des Euphrat empfing sie mich und brachte mich zur Welt an verborgener Stätte. Sie legte mich in einen Weidenkorb und befestigte den Deckel mit Asphalt; sie vertraute mich dem Flusse an, dessen Wasser nicht über mich kommen konnten. Der Fluß trug mich zu Assi, dem wasserziehenden Manne (am Schöpf rade). Der nahm mich auf in der Güte seines Herzens und erzog mich wie seinen Sohn. Er setzte mich ein als Gärtner, und Assar ließ mich in meinem Beruf gedeihen. Nach Verlauf von fünf Jahren bemächtigte ich mich der Königsgewalt.“ Die Aehnlichkeit mit der Kindheit von Moses und Romulus, Perseus und Siegfried ist unverkennbar.

Dichternamen sind auf den Thontäfelchen nicht genannt; dafür setzen die Schreiber gern ihren Namen bei. Indes ein Gedenkstein des Königs Merobach Baladan (um 1300) bestätigt die Schenkung eines Grundstücks an Nahu-nadin-achi für seine Lobgesänge zu Ehren der Götter und des Königreichs.

Neben diesen Mythen und epischen Dichtungen haben sich auch Bruchstücke von Fabeln erhalten, in denen das Roß, der Stier, der Schakal, der Adler redend und handelnd auftreten.

Dann sind assyrische Hymnen aus der Zeit vorhanden, wo die Verschmelzung der Religionen vollzogen war; auch sie lassen den Parallelismus als poetische Form erkennen. Da wird der Mondgott begrüßt, der Erleuchter der Erde, als der Gute, der Fürst der Götter, ein Beweis wie in jedem Gott der Eine, Höchste angeschaut ist. Er erweitert die marmorne Ringmauer der Welt, wenn er seinen Kreislauf vollführt, er ist die Frucht die sich selbst erzeugt; er bestimmt die Schicksale für ferne Tage und spendet



Leben und alle Güter. Er heißt das unerschütterliche Haupt, des Herz nicht lange zürnt, von welchem aber der Ausfluß seiner Segnungen nimmer zur Ruhe kommt. Dann heißt es weiter: „Durch deinen Willen breitest du aus die Weite des Himmels und machest glücklich die Erde; durch deinen Willen bestehen Recht und Vertrag, du richtest auf das Gesetz über die Menschheit.“ So wird das Walten Gottes in der Natur und in der sittlichen Weltordnung tief und edel erfasst. Der Sonnengott wird als Schiedsrichter im Himmel und auf Erden gefeiert, der die Wahrheit und die Gerechtigkeit kennt. Von Marduk, dem Jupiter, heißt es: Er wendet sich zum Meer und die Woge ebnet ihre Wallung; er wendet sich zur Blume, und sie schießt in Samen. Sein Wille gilt im Himmel und auf Erden. Er wird angerufen als der Barmherzige, der die Toten zum Leben zurückführt, daß er den Himmel und die Erde, daß er die Lippe des Lebens fest mache. — Es ist vielfach ein verwandter Ton wie in den Psalmen der Hebräer. Gleich diesen hatten die Babylonier einen Tempeldienst mit Gesang und Musik.

In der Genesis lesen wir wie die Nachkommen Noah's morgenwärts aufbrachen und eine Ebene in Einear fanden und untereinander sprachen: wohlauf laffet uns Ziegel streichen und im Feuer brennen. Und die Ziegel dienten als Steine und das Erdpech als Mörtel. Und sie sprachen: laffet uns eine Stadt und einen Thurm bauen dessen Spitze bis in den Himmel reiche, damit wir uns ein Denkmal machen. — In den Trümmern Babylons wird bis auf den heutigen Tag unter dem Namen Birs Nimrod, Nimrodbügel, ein Schutthaufen gefunden; man hat die Weinschrift Nebukadnezar's daselbst entdeckt; dieser war wol nur der Wiederhersteller des alten Baues wie des alten Reichs. Der Niesenbau, an den die Sage sich anknüpft, war ein Welttempel; wie auf dem Gipfel der Berge in der alten Heimat, so sollte der Himmels-gott auch hier auf der Höhe verehrt werden. Die Berichte der Griechen reden von einem ummauerten Tempelhof von 3000 Fuß Länge und 4000 Fuß Breite; eiserne Thore führten ins Innere. Dort erhob sich auf der Grundfläche eines Quadrats, dessen Seiten 600 Fuß messen, der Bau in acht verjüngten Stockwerken zur Höhe von gleichfalls 600 Fuß, also daß immer ein kleineres Quadrat innerhalb des größern mit Backsteinen angefüllt und emporgeführt wurde; außen lief eine Rampe mit Absätzen und Ruhebänken um den Bau und leitete zum Gipfel hinan; das Werk glich demnach mehr einer Stufenpyramide als einem Thurm. Nur

im obersten Stockwerk war ein Gemach mit einem goldenen Altar und einem geschmückten Lager für den Gott. In einer Nische des untersten Stockwerks thronte ein goldenes Bild des Gottes, vor ihm ein Altar, zwei andere Altäre zum Thieropfer standen davor im Freien. Noch ragt das unterste Stockwerk in einer Höhe von 260 Fuß aus Schutt und Trümmern. Das Ganze war das höchste und massenhafte Bauwerk der Erde. Die Gebäude des Königspalastes erfüllten einen Raum von 12000 Fuß im Umfang. Mauern, Wände, Thürme waren mit Bildwerken geschmückt; eine Löwenjagd des Königs, eine Pantherjagd der Königin war da zu sehen. Eine zweite Mauer mit einem Kranz buntbemalter Reliefs mit Thierbarstellungen ragte hoch über eine dritte äußere empor. Die Trümmer der Bauten in den Städten Ur, Erech, Nipur, Borsippa, Sippara sind feste dicke Backsteinmauern, die das Bestreben bekunden auf breiter Grundlage massive Hochbauten thurmartig zu errichten und in reiner Lust dem Himmelsgott nahe zu sein und frei zu den Sternen aufzublicken. Ubbagas wird der erste Gründer genannt. Auch die Wasserbauten, welche die befruchtenden Kanäle weit in das Land leiteten und die Flut auch durch Schöpfträber aus dem Fluß in sie hineinhoben, haben schon dem Alterthum angehört. Wenn wir nach der Mitte des 2. Jahrtausends v. Chr. auf ägyptischen Bildwerken unter den tributbringenden Völkern Semiten erkennen und diese die Prachtgeräte und Prachtgewänder tragen, durch deren Vereitung Babylon berühmt war, so dürfen wir folgern daß die Siegeszüge der Ramesseiden zuerst die babylonische Macht gebrochen haben. Dann erhob sich Ninive zur Hauptstadt und der Stamm der Assyrer zur Hauptmacht; die babylonische Cultur ward dorthin verpflanzt, ohne in der Heimat zu erlöschen. Das Land bot nicht das feste Gestein und damit nicht die Grundlage zu so festen strengen Formen wie am Nil; dafür brannte der beginnende Gewerbfleiß seine Ziegel, und leitete der weichere Stoff zu weichern schwungvollen Formen, zu den Eulenspielen, die uns an Geräthen und Gewandmustern in den Trümmern Babylons, in den Reliefs zu Ninive erhalten sind. Die Babylonier pflegten das Haar lang und zierlich gelockt zu tragen, sie liebten lange Gewänder und führten künstlich geschnittene Stäbe, die oben mit einem Apfel, einem Adler, einer Rose, oder Pille verziert waren, was alles sich ähnlich in Ninive wiederfindet; dort also werden die religiösen Ideen wie die künstlerischen Formen der Babylonier fortgebildet. Ägyptische Denkmäler des alten

Reichs schon zeigen die bunten Gewänder mit zierlichem Gewebe, während im neuen Reich Vasen und Schalen abgebildet werden deren schwingvolles Profil Thier- und Menschengestalten oder Theile derselben arabeskenartig hervervachsen läßt und im Linien-spiel wie in der Verwerthung pflanzlicher Ornamente bereits die Muster bietet die sich über Ninive und Phönizien auch zu den Griechen verbreiteten.

### Ninive und Assyrien.

Assyrien war eine Provinz zwischen Babylon und Armenien, dem Tigris und dem Zagrosgebirge; die Lage Ninives im Schutz der Flüsse und Kanäle machte es zum festen Mittelpunkt kriegerischer Unternehmungen und weitverzweigter Handelswege. Ninive stand nach Ktesias 1300 Jahre; da es 606 zerstört ward, fällt die Gründung um 1900 v. Chr., mit 1300 beginnt die große Machtentfaltung. Ursprünglich ein Bollwerk des babylonischen Reichs gegen den Osten und zur Beherrschung des Landes errang die Stadt ihre Unabhängigkeit und ward der Sitz einer kriegerischen Macht, die sich Babylon unterwarf und ein halbes Jahrtausend lang den umliegenden Völkern mit dem Schwert gebot. Der Krieg erhielt das Heer streitbar und mit den Waffen ward der Tribut eingetrieben; die beständigen Feldzüge waren großartige Raubzüge; die Oberherrschaft ward stets mit Gewalt behauptet. Endlich lernten die Völker ihre Kräfte sammeln und organisiren; die Meder traten an die Spitze der Arier und verbanden sich mit Babylon; der Zorn der Unterdrückten verwüstete die Stadt.

Assur, der Gütige, war der Name unter welchem der Himmels-gott angebetet ward; er ist es den die Könige auf den Denkmälern verehren, der schützend und segnend über ihnen schwebt. Oben Mensch, unten Vogelgeflüder, mit dem Bogen bewehrt, mit der Mitra auf dem bärtigen ledenreichen Haupt ragt er aus einer geflügelten Scherbe hervor. Diese erscheint als das Symbol der am Himmel schwebenden Sonne. Ein Relief zeigt ihn einem Bericht Diodor's entsprechend, in schreitender Stellung mit vier Stützhörnern am Stopp, ein Weil in der Rechten, Blitze in der Linken. Die Stiergestalt Bal's kennen wir aus der Bibel, der Blitz bezeichnet den Himmels-gott, die Bewegung ihn selbst als den Bewegter der Welt.

Als Kriegsgöttin wird Istar (Astarte) genannt, die himmlische Jungfrau; Ischera wird durch die Scheibe auf der gehörnten Mütze als Mondgöttin bezeichnet. Tagon, der Fischmensch, der Wassergott erscheint oben Mensch, unten Fisch, oder als Mann mit einer Fischhaut bekleidet. Derketaden heißen die alten Künge, Derketo ward als Göttermutter gepriesen, sie war wol identisch mit Beltis und der babylonischen Mylitta. Nach abendländischer Uebersieferung ward ein Gott Sardan oder Sandon verehrt, den die Griechen Herakles nennen; die Denkmäler zeigen ihn als Löwenbändiger; wir sehen in ihm den Sonnenheros Izubar. Der goldmähnige Löwe, das Thier der heißen Zone, ist in seiner Wuth ein Bild der verheerenden Sonnenglut, die aber der den Menschen wohlthätige Sonnengott überwältigt, wann wieder die mildere Jahreszeit kommt. Der Gott überwindet das Verderbliche seiner eigenen Macht in deren Symbol, oder er überwindet es an sich selbst, er verzehrt sich selbst in der Sonnenglut um neugeboren zu entstehen. In Sydien, in Cilicien kommt ein Sonnengott Sandon vor, dem ein großes Trauerfest gefeiert, ein Scheiterhaufen errichtet wurde. Bei der Betrachtung der Kleinasiaten wird uns manche dieser Gestalten klarer werden; bedeutsam stehen daneben die Nachrichten der Alten, welche eine Mischung derselben zur sinnlichen und äußerlichen Veranschaulichung der Einheit des in ihnen verschiedentlich personificirten Göttlichen auch in Assyrien bezeugen. Ferner soll der Mensch, der Priester sich seinem Gott ähnlich machen. Die Denkmäler zeigen uns die Priester des Assur im Adlergewand, mit dem Kopf und den Schwingen dieses Vogels; die Berichte sagen: wer der Liebesgöttin diene, sollte den Bart scheren, das Gesicht glätten, Weiberputz anlegen. Und wie der Gott Sandon das röthliche durchsichtige weibliche Purpurgewand erhielt, trugen es auch seine Priester. Der Himmelskönigin Derketo waren die Tauben heilig; dürfen wir Taubenflügel in der Sonnenschwinge Assur's erkennen?

Die Sage, welche Mesias von dem Anfang und Ende des assyrischen Reichs berichtet, zeigt uns in der Verwebung des Göttlichen und Menschlichen dieselbe Aufhebung des Gegensatzes der Geschlechter; dort die männliche Semiramis, hier den weiblichen Sardanapal. Wie Nimus kommt auch Semiramis als Göttername vor. In der Sage nun wird sie zur Tochter der Derketo wie Nimus zum Sohne Bel's. Sie wird als Kind ausgelegt, aber die Tauben ihrer Mutter bedecken sie mit ihren Flügeln und tragen in ihren Schnäbeln ihr Milch zu. Das Kind wird von Hirten



gefunden, erzogen und später einem hochgeachteten Manne vermählt. In Mannesgewändern folgt Semiramis dem Gatten in den Krieg, mit einer im Jelsattertern gekübten Schar erstigt sie die Burg von Baktra. Ihr Gemahl erkennt sich voll Verzweiflung, als König Ninus in Liebe zu ihr entbrennt und sie zum Weib nimmt. Sie führt nach seinem Tode die Herrschaft und setzt seine Eroberungen fort bis sie mit einem Taubenschwarm davonsteigt, in eine Taube verwandelt zu den Göttern entrückt wird. Die Sage schrieb ihr viele der spätern Bauten im Orient zu. Sie nannte aber auch zahlreiche Erbauwürfe in Asien die Hügel der Semiramis, unter denen die Männer begraben seien die ihre Liebe genossen hatten. Wie ihre Heldenthat überwältigend, so war ihr Reiz bezaubernd, die Kriega- und Liebesgöttin sind in ihr verschmolzen; aber ihre Liebe ist todbringend, die Mächte der Geburt und des Verderbens verbinden sich in ihr; sie ist Weib mit Werken des Mannes, es spiegelt sich in ihr die Göttereinigung wieder, die wir in Kleinasien finden, und die durch ihre Sage auch als assyrisch bestätigt wird. Dagegen stellen ihre Nachfolger, unter denen wir viele nun als streitbare Eroberer kennen, weiblich gewesen sein, vor allen Sardanapal, der in Frauengewändern ein üppiges Leben geführt; der Name erinnert an den Gott Sardan. Und wenn Sardanapal beim Sturz seines Reichs sich selber verbrennen soll, wie Herkules sich selber nach Tunder's überzeugender Darstellung den Scheiterhaufen schichtet, so ahmt er auch hier den Gott nach, der sich selbst verbrennt um neugeboren aus der Flamme hervorzugehen.

Der Prophet Jonas bestimmt den Umfang Ninives auf drei Tagereisen, Nabor auf 12 Meilen. Wie die Schutthügel bekunden war dies ein großer unmauerter Bezirk, innerhalb dessen die Häuser bald enger bald weiter standen, und noch Raum für Gärten und Acker war, sodaß bei einer längern Belagerung das Vieh genährt, ja selbst Getreide geerntet werden konnte. Im Frühling 1843 veranlaßte der Orientalist Julius Mohl den französischen Consul Botta zu Nachgrabungen, die bald an anderer Stelle der Engländer Layard gleichfalls aufnahm; sie legten große Paläste bloß, und die Bildwerke und Inschriften die sie fanden, die in die Museen von Paris und London übergingen und in ausgezeichneten Werken veröffentlicht wurden, ließen aus Schutt und Staub das Leben der Vorfahren nach Jahrtausenden wieder anschaulich hervortreten. Keilschriften wurden lesbar und erläutern die Denkmale. Von Ninus und Semiramis sagen sie nichts, und das bekräftigt



unsere Ansicht daß die Sage von denselben ein Niederschlag der Göttermythe sei. Um 1300 herrscht und baut Salmanassar I. Tiglat-Pilezar gegen Ende des 12. Jahrhunderts berichtet von seinen Siegen und seinen Thaten, besonders Löwenhegen, und die Bildwerke bezeugen es wie die Herrscher gleich dem biblischen Nimrod gewaltige Jäger vor dem Herrn waren, wie Jesaias das kriegesvoll tren schildert: „Siehe, eilend und schnell kommen sie daher; keiner ist unter ihnen milde oder schwach, keiner schlummert noch schläft, keinem geht der Gürtel auf von seinen Fenden, keinem zerreißt ein Schuhriemen. Ihre Pfeile sind scharf und ihre Bogen alle gespannt. Ihrer Kasse Fuße sind wie Felsen geachtet, ihre Wagenräder wie ein Sturmwind. Sie werden krausen, den Raub erhaschen und davonbringen.“ Tiglat-Pilezar ward von den Babylonern geschlagen, und so war das Reich ohnmächtig als David und Salomon in Judäa emporkamen. Von 883 an war Assurnasirpal wieder ein kriegsgewaltiger Herrscher, und während im alten Assur von seinen Vorgängern nichts erhalten ist, wurden in Kalah die Trümmer seines Palastes mit Bildwerken ausgegraben. Ihm folgte Salmanassar II., der seine Eroberungen fortsetzte, einen Thurm mit sich verjüngenden Stockwerken als Heiligtum und Sternwarte in babylonischer Weise aufbaute. Tiglat-Pilezar II., seit 745 Herrscher, hob von neuem den gesunkenen Glanz des Reichs. Der furchtbare Kriegsheld Sargon zerstörte 721 das Königreich Israel und bezwang die Meder. Den Untergang von Sancheribs Heer durch die Pest schreibt Aegypten dem Gott Phtha, Judäa dem Wüthengel Jehova's zu. Sargon baute den großen Palast zu Ninve wo jetzt das Dorf Khundschi liegt, und ließ abbilden wie die Gefangenen die Terrasse aufschütteten, die Kolosse herbeiziehen; Aufseher schwingen den Stock, und von seinem Wagen aus steht der König zu. Assarhaddon nennt 22 dienstbare Könige welche die Materialien zu seinem Ban liefern mußten, Cedernbalken, Erz- und Steinbildwerke. „Die Decke“, sagt er, „bilden Balken von Cedernholz, Säulen von Cypressen tragen sie und Ringe von Silber halten sie zusammen. Die Eingänge hüten Löwen und Stiere von Stein, die Thore sind von Ebenholz, geziert mit Silber und Elfenbein.“ Assarhaddon herrscht auch über Persien und Medien; sein Sohn Assurbanipal den die Griechen Sardanapal nennen, (668—626) erscheint keineswegs als Weichling, sondern als Löwenjäger und Eroberer, der nach Kleinasien eindringt; Fenster mit der Geißel im Gurt begleiten ihn, und der Wandschmuck seiner Pracht-

bauten ist besonders reich. So sehen wir wie jeder Gewaltige seinen Palast zugleich als sein Denkmal baut; die Tempel der Götter treten vor dessen Glanz und Größe zurück. Die unterworfenen Völker, die man zum Theil aus ihrer Heimath in die Gefangenschaft wegführt, müssen Brondienste leisten. Die Länder werden ausgesaugt um dem Gewaltherrn ein streitbares Heer zu erhalten, auf dessen Ausrüstung großer Werth gelegt, die von den Bildnern stets treu dargestellt wird. Assurbanipal rühmt sich gegen die Feinde:

Ihre Männer machte ich zu Gefangenen, beide, alte und junge;  
Den einen schnitt ich Hände und Füße ab, Ohren, Nase und Rippen den andern.

Von den Ohren der Jünglinge machte ich einen Haufen,

Von den Köpfen der Männer baute ich einen Thurm.

Ich stellte das aus als Siegeszeichen vor der Stadt;

Die Kinder hab' ich verbrannt und die Stadt mit Feuer verheert.

Assurbanipal bestätigt durch seine Inschriften daß die Elamiten zwischen dem Tigris und den Bergen Irans schon 2000 v. Chr. ein mächtiges Reich besaßen; so nennt auch die Bibel den Elam vor Assur als Sohn Sems. Könige von Elam haben vorübergehend eine Oberhoheit über Babylon innegehabt, einer hat ein Götterbild von dort als Siegesbeute mitgenommen, und Assurbanipal, der die Elamiter bezwang und ihre Hauptstadt Susa zerstörte, hat es den ursprünglichen Eigenthümern wieder zurückgebracht. Ebenso hat er von Susa geflügelte Löwen oder Stiere mit dem Menschenhaupt als Siegesbeute heimgeführt, Bilder der Götter Nergal und Adar. Das zeigt wie nah verwandt Religion und Kunst der Elamiter mit Assyrien waren. Wenn wir vor den letzten Palästen assyrischer Könige auch Sphinge finden, auf dem liegenden Löwenleib das Menschenhaupt mit assyrischer Tiara, so zeugt dieser Anblick an das Aegyptische wie auch zum Theil assyrische Waffen vorgebrungen.

Ein Sturm aus Norden, ein furchtbarer Einbruch der Skythen in die Culturländer am Euphrat und Tigris, brauste zwar vorüber, aber Assyriens Macht war erschüttert, und so verbanden sich Medien und Babylon nicht blos zum Abfall, sondern zur Zerkümmern der Gewaltherrschaft Ninives. Unter der Regierung Assur-jad ili's ward 606 das Reich zerstört. Die Verwüstung Ninives war ein Nachact von Seiten der lauz und oft grausam und hart behandelten Nachbarstämme, die nun zertrümmerten was ihre

Ähnern erbauen mußten. Dem verdanken wir daß Jahrtausende lang sich Bildwerke unter dem Schutt erhalten haben, die in unsern Tagen auferstanden. Hebräische Propheten sangen: „Das ist die fröhliche Stadt, die in ihrem Herzen sprach: Ich bin's und sonst keine mehr! Wie ist sie so wüste geworden daß das Wild darin wohnt! Assur war wie eine Cedar auf dem Aebauen und höher geworden als alle Bäume auf dem Feld. Die Vögel wohnten unter seinem Schatten, und war ihm kein Baum gleich im Garten Gottes. Aber sein Herz überhob sich daß er so hoch war, und darum mußte er hinuntersfahren in die Hölle. Die Vögel erschrafen, da sie ihn hörten fallen. Wer ist jemals so stülte geworden?“

Die Paläste wurden durch terrassenförmige Unterbauten bis zur Höhe von 30 und 40 Fuß über den Boden erhoben. Das Material der Bauten sind Backsteine, die man aus dem Lehm-boden der Gegend bereitete und an der Sonne trocknete; daher sind die Mauern trotz ihrer Dicke von 5–15 Fuß größtentheils zerbröckelt. Die ältern Gebäude sind schmal, ein Saal zeigt z. B. bei 30 Fuß Breite 150 Fuß Länge; die Decke war ohne Stützen durch Cedar-, Pappel- oder Palmenbalken von einer Seite zur andern getragen, Säulen werden nur bei den jüngsten Bauten erwähnt. Im Südwestpalast findet sich eine doppelte Breite, aber auch dicke Mauerspeller im Innern. Die großen Schuttmassen deuten auf herabgestürzte obere Stockwerke. Die Außenmauern waren schmucklos, durch hervortretende pilasterartige Streben gegliedert, mit einem Dachgesims und drei- oder vieredigen Zinnen bekrönt, die Thore waren häufig nach oben durch Rundbögen überwölbt. Nach innen aber waren die Wände oben mit bunten glazierten Ziegeln oder mit einem farbigen Gypsüberzug, unten mit Marmorplatten bekleidet, die gegen 10 Fuß hoch reichten und den Wunderschmuck der gemalten Reliefs und die Inschriften trugen, Kreise und Winkelformen in verschiedenen Stellungen und Combinationen, hier Ziffern, bei den Persern Buchstaben bezeichnend. Ein Relief deutet darauf hin daß um Licht und Luft zu gewinnen am obern Ende der Wand Fensteröffnungen mit säulenartigen Stützen frei blieben. Auch gewölbte Gänge finden sich, wie im Unterbau der Stufenpyramide beim Nordwestpalast, wol das Grabmal seines Erbauers. An den Haupteingängen treten geflügelte Thiergestalten aus der Wand hervor. Die Dächer waren flach und ganz mit Gewächsen besetzt. Den Mittelpunkt des Palastes bildet ein Hof, um welchen sich Säle und größere wie kleinere Gemächer ausbreiten.

Das weichere Material und ein beweglicherer Sinn führte die Assyrier zu schwellenderen weichern Formen als wir in Aegypten finden, wo Geist und Stein in gleicher Strenge einander entsprechen. Statt der straff angezogenen Hohlkehle, die gleich einem etwas vorgeneigten Blatt die Banten am Nil bekrönt, erscheint am Tigris die Einziehung viel tiefer, dann aber in kleiner Rundung wieder hervorquellend, und die schwungvolle Linie ruht auf senkrechtem Untersatz. Ein Relief zeigt Säulen als Stützen, deren Capitäl durch zwei an den Enden aufgerollte übereinander liegende Teppiche gebildet scheint, wie die Griechen das in der ionischen Säule sinnig und anmuthig fortentwickelten. Außerdem finden wir Rosetten, fächerartig entfaltete Blumen oder Palmetten und die mäandrisch ineinandergeschlungenen Linien, die gleichfalls den Griechen Muster und Motiv waren. Die Volutenwindung schmückt auch die Nesselhölzer welche die Füße königlicher Throne zusammenhalten: „Verbindung und Lösung ist hierbei auf eine in der That sehr glückliche und geschmackvolle Weise ausgedrückt.“ (Kugler.) Die Füße selbst erscheinen wie gedreht im Wechselspiel vor- und zurückweichender Linien, und enden gewöhnlich in eine Thiertzange. Als Träger des Sitzbettes sind zwischen ihnen oft noch Mänergestalten mit erhobenen Armen angebracht. Das Arabeskenspiel sinnvoll verschlungener Linien im Wechsel mit phantastischen Thier- und Pflanzenformen erscheint auf Gewändern und Geräthen auch hier schon als charakteristischer Ausdruck des semitischen Geistes.

Die Bildwerke lassen die Paläste nicht bloß als Wohnungen der Mäüge, sondern zugleich als Denkmale ihrer Thaten und ihrer Macht, als Banten für staatliche und religiöse Zwecke erscheinen. Die Reliefs der Mabafterplatten im Innern der Säle sind wie in Aegypten eine große Bilderschrift von der Geschichte und dem Leben der Herrscher. In der Cultur und Sitte jener Zeiten findet die biblische Kunde von der Kriegsmacht, Pracht und Lebensfülle der Assyrier ihre Beschäftigung. Die Bildwerke bleiben noch im Zusammenhang mit der Architektur, aber sie entfalten sich freier, sind nicht mehr so streng unter ihr Gesetz gebunden, ja der Bau selbst erscheint mehr nur als ihr Träger; an die Stelle des streng Gemessenen tritt eine Freude an der Bewegung, der Kraftentfaltung, zur Umrißzeichnung gesellt sich eine starke Modellirung, welche die Rolle des Bleisches im Spiel der Muskeln energisch ausdrückt, die Gestalten werden dadurch gedrungener, gerundeter. Die Federn



der Flügel, die Säume der Gewänder, die Geschirre der Pferde, ja selbst das feine Häutchen welches den Nagel nach dem Finger hin einrahmt, werden mit sorgfamer Feinheit treu nachgebildet. Kugler hat das rechte Wort bereits gefunden: in der ägyptischen Kunst ist mehr Stillegefühl, in der assyrischen mehr Lebensgefühl. Aber es bleibt doch bei dem äußern Leben, die heisse Feierlichkeit ceremonieller Handlungen gelingt noch besser als die feelenwolle Bewegung der That; der Ausdruck des Gesichts ist auch hier häufig ein kaltes starres Lächeln. Die Züge zeigen den semitischen Typus, Habichtsnase und üppige Lippen und unterscheiden ihn von fremden Nationen, oder von den bartlosen feisten Eunuchen, die dem König den Sonnenschirm tragen. Es kommt auf Deutlichkeit an, das Hauptsächliche soll gesehen werden, darum durchschneidet wol ein glänzender Gewandsaum das Schwert das über ihm hängt, oder fehlt das Stilk der aufgezogenen Bogensehne, welche dem Schiessenden die Linien des Gesichts unterbrechen würde. Bei geflügelten Menschengestalten ist die eine Schwinge gesenkt, die andere gehoben, sodas beide sichtbar werden. Die Darstellung größerer Scenen, Kämpfe, Belagerungen, Opfer, Gelage, Jagden entfaltet sich freier als in Aegypten, und wenn auch im ganzen noch ohne künstlerische Composition, ohne Perspective und Einheit des Standpunktes, so gewahren sie doch im einzelnen manche wohlgeordnete Gruppe mit klarer Wechselbeziehung der einzelnen Gestalten. Die Profilstellung der Füße wird beibehalten auch wo der Körper die Vorderseite uns entgegenwendet; umgekehrt zeigt das Auge im Profil des Gesichts eine volle Vorderansicht. Die sorgsame Pflege von Bart und Haar läßt sich in der Darstellung der bald glatt gekämmten, bald geflochtenen oder zierlich gelockten Partien erkennen, wie diese namentlich um die Schultern und um die Wangen sich in künstlicher Krauseligung ausbreiten. Bei den Gewändern überwiegt die feine Nachbildung des Schmincks in bunten Säumen, Quasten und eingewebten Mustern, die zugleich zur Bezeichnung von Rang und Stand der Personen dienen, und läßt den Sinn für Falten und Faltenwurf noch nicht aufkommen. Gewänder und Waffen, Schmuck und Geräte zeigen das Schönheitsgefühl der Assyrier in semitischer Weise gebunden an das Nützliche und Zweckmäßige, zeigen die handwerklichen Künste in der Blüte die uns die Nachrichten der Alten schildern, zeigen in vielen Formen die Muster und Motive für das Abendland bis auf den heutigen Tag. Namentlich prangen Griff und Scheide von Delch und Schwert mit Beschlagen aus



erlem Metall; Thierköpfe sind handlich ausgearbeitet, einander umklammernde Löwen lassen die Köpfe in entgegengesetzter Richtung nach auswärts sich wenden, der Nacken der Siree scheint zu tragen, ihr Horn zu halten. Die Thiere der Kraft, des Muthes, der Schnelligkeit werden wappenartig stilisirt und dann schließt sich ein Arabeskenspiel von Linienornamenten leicht und wohlgefällig ihnen an. An gekrümmten Vogelhälsen hängt ein Lysergesäß im Hinkel; Ringe, Hals- und Ohrgehänge sind mit Rosetten geschmückt, wie eine Schlange umwindet die Spange den Arm.

Der König erscheint im Kampf auf dem Streitmagen, der ebenso den Befehlshabern eignet und in Aegypten und Indien wie in der Aias auf die gemeinsame Sitte des heroischen Alterthums hinweist. Reiter mit Bogem, geschmückten Köchern und Lanzen sprengen einher, schilbbewehrte, behelmte, um die Brust und die Beine mit Stahlplatten bekleidete Schwerbewaffnete knien nieder mit vorgestreckter Lanze und lassen über ihre Häupter hinweg die Schützen und Schleuderer den Kampf der Ferne beginnen. Städte werden belagert, indem man die Mauern untergräbt oder ersteigt und mit Sturmböcken eine Bresche bricht, in die das Fußvolk unter dem Schutz des Schilddaches einzieht. Vergebens ist das Hülfesuchen der Besiegten; wer nicht fällt wird gefangen und gefesselt abgeführt; der König setzt den Fuß auf den Nacken der Ueberwundenen, und die Köpfe der Erschlagenen werden dem Wagen des heimkehrenden Siegers vorangetragen. Im Frieden hält der König den Stab der Herrschaft in der Rechten und stützt die Linke auf das Schwert; oder er thront mit dem Becher in der Hand und Verschnittene halten den Sonnenschirm oder fächeru Kühlung. Oder er zieht ein Trankeopfer aus, er hebt den Vinienapfel zum Bilbe des Gottes empor, den er als Oberpriester verehrt; um seinen Hals hängen Sonne, Mond und Sterne, Priester dienen ihm in der Adlernäse des Gottes dem sie sich ähnlich machen.

Das bedeutendste Werk des assyrischen Metstels sind die 10 bis 20 Fuß hohen Kolosse, welche sie als Wächter ihrer Thore so hinstellten daß sie dem Eintretenden mit Haupt Brust und zwei Vorderfüßen entgegenschauen, während von der Seite gesehen sie schreitend sich aus der Wand hervorheben, wodurch es kommt daß sie in der Seitenaufsicht die vier Beine zeigen, die Vorderansicht aber selbständig zwei Beine und die Figur im ganzen deren fünf hat, von denen indeß immer nur die rechte Zahl sichtbar ist. Auch hier haben wir eine Mischung thierischer und menschlicher Formen, aber

es ist sachgemäß der Hals und das bärtige Haupt des Menschen, die sich über dem Leibe des Stiers oder Löwen erheben, dessen Rücken die Flügel des Adlers beschwingen. Der Stärke, dem Muth, der Schwungkraft gesellt sich die Einsicht, es sind die bedeutendsten Formen der Natur die sich hier zu einem Ganzen zusammenschließen, das sie als Ganzes veranschaulicht, mag es nun ein Symbol des Göttlichen, seiner Weisheit, Macht, Allgegenwart, und des stellvertretenden Königthums gewesen sein, oder mag es, worauf der Ort zu deuten scheint, die Gesamtkraft der Natur darstellen wie sie ein Wächter- und Hüteramt für das Heilige und für die Staatsmacht ausübt. Neuerdings will man das Bild des Kriegsgottes Nergal im Löwen, den Gott Adar im Stier erkennen. Sie heißen Marubi, die Gewaltigen. Im Cherub auf der hebräischen Bundeslade begegnen wir einer ähnlichen Figur; ebenso vor den Hallen von Persepolis; sie heut die Elemente zu Ezechiel's Vision und die Symbole der christlichen Apostel sind bekanntlich der menschlich gestaltete Engel, Stier, Löwe und Adler. Die Verbindung der Formen ist wohl gelungen, der Umriß gewaltig wie die derb hervorquellende und doch so straffe Muskulatur; die Federn der Flügel sind fein ausgearbeitet, doch mit jener conventionellen Regelmäßigkeit die sich auch bei den fiesgeringelten Fächern des Bart- und Haupthaars findet. Wir sehen auch hier die Einheit in der Einigung des Mannichfaltigen, und sehen darum in diesen majestätischen Gestalten die Symbole des Assyrienthums selbst, wie uns die Sphinx das Meghyptenthum kennzeichnen.

Flügelrosse und Greife kommen ebenfalls in kleinerm Maßstab vor und bezeugen Assyrien als das Vaterland dieser Gebilde; ein Sphinx weist auf den Zusammenhang mit Meghypten hin, das in Krieg und Frieden mit Ninive in Verührung kam. Ein Relief zeigt wie die Herstellung der Kolosse schon im Steinbruch begonnen, die Felsblöcke schon behauen wurden; die völlige Durchbildung der Formen erfolgte wenn sie aufgestellt waren. Auf Booten oder auf Schlittenbäumen, die durch Walzen und Sebel bewegt wurden, liegen sie, und eine Menge Männer ziehen sie voran, Bronzböcke treiben zur Arbeit, Krieger bewachen den Zug, der König selbst schaut ihm zu.

In Meghypten zeigen uns die Bildwerke das Leben des ganzen Volks; die assyrischen Paläste lassen es nur in Bezug auf den Herrscher, lassen uns die Thaten und die Daseinsweise der Gebieter erkennen. Die ätern Werke sind mit strenger Energie, die

jüngern in flüssigern Formen und mit reicherer Mannichfaltigkeit der Motive ausgeführt. Die Jagd- und Kriegsgeschichten werden immer redseliger dargestellt, Reiter und Pferde verschiedenartig bewegt, Fische in den Flüssen, Bäume auf dem Lande abgebildet, vornehmlich aber die Löwen bald in majestätischer Ruhe, bald im heftigen Kampf oder kühnen Sprung, bald mit dem Schmerz der Todeswunde meisterlich behandelt. Doch die Composition im ganzen entbehrt der Gliederung, und der geistige Ausdruck bleibt bei den Menschen unerreicht, wol auch unerstrebt. Das Natürliche als solches herrscht noch in der Kunst, und so ist wie in Aegypten die Thierbildung das Vorzüglichste; wie in Aegypten herrscht die Baukunst und dient ihr die Bildnerei zum Zierath. Ihr Ausgang war von der Stickerei und Weberei; in beiden waren die Assyrier groß, sie haben eine dauernde Blüte im Orient. Die Reliefs an den Wänden ersetzten auf monumentale Weise die Teppiche mit ihrem bunten Bildwerk; darum sind sie so flach gehalten, die Gewebe selbst bei den Gewändern so treu nachgebildet; darum erkennt man den Faden, der die Unrisse bildet, an den menschlichen Figuren, besonders den Haaren, wie an den Rosetten und der zierlichen Wanderverschlingung des Lebensbannes, welcher die Pflanzenmatur in den Stil der Stickerei übersezt hat. Was die Griechen von diesen Ornamenten entlehnten das haben sie wieder an den Quell der Natur zurückgeführt und aus dem Künstlichen in den Stil plastisch freier Kunst erhoben.

Die assyrische Geräthbildung weist darauf hin daß sie davon ausging einen hölzernen Kern mit Metall zu bekleiden, dann aber diesen Erzüberzug stärker zu machen, das Innere hohl zu lassen und der im Aeußern erscheinenden Form zugleich die structive Function zu geben, wie das Semper nachgewiesen hat. Das Ornament hat damit die Bedeutung daß es den Zweck oder die Leistung der Sache selbst ausdrückt, und von den Analogien oder Vorbildern der Natur wissen schon die Assyrier diejenigen Merkmale hervorzuheben welche den Gedanken sinnbildlich ausdrücken. Durch den Pflanzenschmuck wird der Stäbballen zum Organismus, durch Kopf und Taze des Thiers der Hausrath wie zum dienenden beweglichen Hausthier selbst.

Von der Musik der Assyrier zeugen bereits die Denkmale. Harfenspieler stehen vor den Fürsten, Sänger bewillkommen den Sieger, Sängerknaben und Kinder begleiten das Spiel der Instrumente mit Lied, Tactschlag der klatschenden Hände und Tanzbe-

wegung. Der Gottesdienst, die Schlacht war, wie auch die Bibel erwähnt, vom rauschenden Schall der Drommeten und Pfeisen umklungen, die süßige Festlust des Friedens durch Musik erhöht. Die Astrologie sah einen Zusammenhang im Verhältniß der Töne und der Gestirne. Lyra, Doppelflöte, Sackpfeife sind eine Erfindung dieser Semiten, und in dem Hackbret oder Symbal, das ein Musikant auf einem Relief zu Kujundschiit spielt, hat Ambros das Instrument erkannt das zu den Hebräern und Griechen überging, von den Arabern her durch die Kreuzzüge ins Abendland kam und zu unserm Klavier ausgebildet wurde. So sind auch auf dem Gebiet der Tektonik die Voluten, Palmetten, Mäanderlinien und andere Arabesken in die griechische und in unsere neuereuropäische Baukunst und Geräth- oder Schmuckbildung übergegangen und erhalten.

Im Anschluß an die babylonische und assyrische Poesie verdanken wir der Keilschriftentzifferung Eberhard Schrader's nun auch Proben assyrischer Lyrik. So zwei kurze innige Gebete:

Gott du, mein Schöpfer, ergreife meine Arme,  
 Leite meines Mundes Sprach, leite meine Hände,  
 O Herr des Lichts!

Herr, deinen Diener laß nicht sinken!  
 In den Wassern der tosenden Flut ergreife seine Hand!

Ein Bußpsalm enthält die Stellen:

Zu Boden warf ich mich, Niemand erfasste meine Hand,  
 Laut schrie ich, Niemand hörte mich.

Der Herr in seines Herzens Grimm häuete Schmach auf mich,  
 Der Gott in seines Herzens Strenge überwältigte mich.

Herr, meiner Vergehungen sind viel,  
 Groß sind meine Sünden.

Wer würde solche Worte aus der Bibel verweisen? Empfindung und Ausdruck stehen dem Hebräischen ganz nah. Ebenso die Lehrsprüche:

Wer nicht fürchtet seinen Gott wird dem Rohr gleich abgeschuitten;  
 Gleich dem Stein des Himmels zecht er ein den Glanz, gleich Wässern  
 der Nacht verschwindet er.

„Wer will mich befehlen, wer will es mir gleichthun?“ fragt der Höchste, und erhält die Antwort: Deines Gleichen hast du nicht, — wie wenn ein Muhammedaner spräche. Es heißt weiter:

In dem Himmel wer ist erhaben? Du. Du allein du bist erhaben!  
Auf Erden wer ist erhaben? Du. Du allein du bist erhaben!

Dein hehres Gebot wird im Himmel verkündet, — die Götter werfen sich nieder;

Dein hehres Gebot wird auf Erden verkündet, — die Genien flühen den Boden.

### Neubabylon.

Die Oberherrschaft der Assyrier ließ Babel bestehen, Religion, Bildung, Industrie erhielten und entwickelten sich, nur statt eines selbständigen Herrschers waltete ein Statthalter Ninives. Ein solcher, Nabonassar, einte sich mit Kyaxares, König in Medien, das schon vorher aus der assyrischen Botmäßigkeit sich befreit hatte; sie eroberten und zerstörten Ninive 606 v. Chr. Noch klingt das Frohlocken der Propheten über diesen Untergang. Mit überströmender Blut kommt Jehova's Gericht. Assur ist gewogen und zu leicht befunden, Schnitzbild und Gusswerk wird ausgerottet in den Tempeln, Silber und Gold wird geraubt. Das Lager der Vöwen ist zerstört, die Stadt wird zur Einöde gleich der Wüste, Heerden lagern auf den Gassen, das Cederngefäß ist zerbrochen und auf den Säulenknäusen übernachten Igel und Pelikan. — Das Land auf dem linken Tigrisufer kam an Medien, das auf dem rechten an Babylon, welches nun für kurze Zeit von neuem einen reichen Glanz entfaltete. Nebukadnezar (Nabukidurussur 604—561) erweiterte nicht bloß die Grenzen des Reichs durch Kriegsmacht, seine Bauten erneuten und verbesserten das alte Kanalsystem, und seine Siegesbeute schmückte den Belustempel, den er prachtvoll herstellte. Auf dem östlichen Ufer des Euphrat gründete er eine neue Stadt, die er mit der alten durch eine gemeinsame Mauer von neun Meilen Länge umschloß; Babylon hat den Umfang eines Dorfs, nicht den einer Stadt, bemerkt Aristoteles. Die Mauer war ein Wall: zwischen den Zinnen konnten auf ihrer Höhe zwei Riergespanne nebeneinander herfahren; mehr als hundert Fuß hoch ward sie noch von 250 Thürmen überragt. Ein Wassergraben



umgez die Mauer; von 100 eburnen Thoren war sie durchbrechen. Auf der Spitze lag die alte Königsbürg mit der dreifachen Mauer. In der neuen Stadt baute Nebukadnezar auf erhöhter Terrasse seinen Palast aus Ziegelsteinen und bekleidete die Innenwände mit Alabasterplatten: eine Mauer befestigte auch hier das Ganze, Teiche und Bäume umgaben die Wohnungen, und alles überragten die hängenden Gärten der Semiramis, wie der Ciceroni die Anlage nannte welche der Herrscher für seine Gattin, die medische Königs-tochter Amytis, bestellte, damit sie die am Mangel der Vegetation empfindenden Gärten der Heimat hier in der Ebene wiederfinde. Es war ein terrassenförmiger Bau, der dem Spiegel des Euphrat bis zur Höhe von 400 Fuß emporstieg; Varranern von 22 Fuß Tiefe standen in Entfernung von je 10 Fuß. Von einer zur andern deckten Steine den Gang, und über der vordern Mauer und diesen Steinen wurden Schichten von Schilf und Eichen, von Gips und Ziegeln aufgebracht; dann kamen Platten und auf diesen so viel Erde daß Bäume darin wachsen konnten. Die hintere Mauer war ein Stachel über aufgeführt, Tropfen führten dazu, und nun wurde von neuem sie mit einer dritten, diese mit einer vierten und so fort in gleicher Weise verbunden und der Raum zur Gartenanlage benutzten. Pumpwerke luden das Wasser des Euphrat einher. Am Innern lagen die hohen Gärten, nach deren der übertriebene Alexander verlangte; von der Höhe des Ganzen die Stadt und Gegend überblickend mochte Nebukadnezar die Worte sprechen, die ihm das Buch Daniel anredete: „Das ist die große Babel, die ich mir zum Königshaus erbaut habe, zum Gedenken meiner Macht.“

Die Neubabylonier verwendeten viel zum Schmuck der Thore, Pfeiler und zu andern architektonischen Ornamenten, wahrscheinlich auf der Grundlage eines heiligen Ortes, wie ihn auch ihre aus edlen Metallen hergestellten Bildsäulen geschmückt hatten. Ein phantastisches archaisches festes Schmuckstück mußte dadurch entstanden werden. Die Propheten wie die Griechen sahen in der Überfülle aus Holz, die mit Gemälden bemalt, mit Silber und Gold verguldet oder aus edlen Metallen geschmückt wurden. Nebukadnezar errichtete deren viele, manche von loblicher Größe. Der Schmuckstücke haben bis jetzt nur Bruchstücke von Mauer aus Alabaster oder abstrusen Stein zu Tage gefördert; der Rest geht den von Nimrod, belächelte Hebräer, die der Mesopotamier und Phoenizier, die sie eher eine noch größere Freude an der Pracht in der

Wiedergabe der künstlichen Kosten, des reichen Schmucks der Gewänder. Die Gegenstände deuten darauf hin daß auch hier Kampf, Jagd, Götterverehrung dargestellt ward. Goldschmuck, irdene Gefäße, kleine Statuen aus gebrannter Erde sind gefunden worden, namentlich auch Edelsteine von cylindrischer Form, die zum Siegeln dienten oder als Amulette um den Hals getragen wurden, mit eingegrabenen Darstellungen phantastischer Gestalten nach assyrischer Weise. Fabelhafte Thiere, die sich auf den Hinterfüßen aufrichten, werden im Kampf mit einem Manne von dessen Schwert durchbohrt; — wir finden das in größerer schönerer Art auch in Persopolis wieder.

Syros eroberte Babylon; als Darius die abgefallenen Provinzen wieder unterwarf ließ er die Mauern schleifen; Xerxes zerstörte den Belustempel, dessen Wiederherstellung Alexander versuchte, aber aufgab. Später hoben sich Seleucia, Bagdad und Bassora in jener Gegend, über Babylon aber ward die Weissagung des Propheten zur Wahrheit: „Nicht zeltet daselbst ein Araber und Hirten lagern sich nicht daselbst; es lagern sich dort die Steppenthiere und Ahus füllen die Häuser; in den Palästen heulen Wölfe und Schakals in den Häusern des Wohllebens.“ Trümmerhügel bezeichnen uns heute die Stätten wo die Königsburgen und der Belustempel standen. Auf gebrannten Ziegeln steht in Keilschrift Nebuladnezar's Name.

### Die Phönizier und kleinasiatischen Syrer.

Das einförmige Land zwischen dem Euphrat und Tigris begünstigte die Gründung eines großen Staats und seiner gleichmäßigen Cultur; das westliche Syrien zeigt dagegen den Wechsel der Berge und Thäler, des Binnen- und Küstenlandes in einer Mannichfaltigkeit und einer Sonderung die zum Hirtenleben, zum Feld-, Wein- und Oelbau, zur Städtegründung und zur Seefahrt leitet und nach Maßgabe dieser Naturverhältnisse die Errichtung kleiner selbständiger Gemeinwesen begünstigt. Philister, Phönizier, Gubliter wohnten von Süden nach Norden am Mittelmeer, Chetiter, Moabiter, Ammoniter, Ammoriter und andere Stämme nahmen das Innere ein, als die Hebräer Kanaan besetzten, und

Wurgen, Hesse, Kriegswaren, Weinbau bereits daseibst vorhanden. Aber auch die kleinasiatische Halbinsel nördlich und westlich vom Taurus zwischen dem Mitteländischen und Schwarzen Meer zeigt im Wechsel von Gebirg und Ebene, Binnenland und Küste, fruchtbaren und eben Ziraden ähnliche Bedingungen, und Eilteier, Phrygier, Karter, Lykier und Lyker lassen bei aller Selbstständigkeit so viel Gemeinsames erkennen, daß dies nicht allein durch assyrische oder phönizische Einflüsse, sondern aus der Stammesgemeinschaft erklärt werden muß, daß das Semitenthum die Grundlage der Cultur bildet, welche den arischen Hellenen wol mehr noch bot als sie von ihnen aufnahm. Je mehr wir in religiöser Beziehung zunächst das Phantasieleben dieser Völker als ein Ganzes betrachten, desto verständlicher wird es uns im Einzelnen. Die Grundideen, die wir am Euphrat und Tigris kennen lernten, lehren auch hier in mannichfaltigen Formen wieder.

In der Seestadt Gaza stand das Bundesheiligthum der Philister, die daseibst verehrten Götter führen die Namen Dagon und Derketo; wir kennen dieselben aus Assyrien, und kennen die Bilder welche der Schilderung ihrer Gestalt entsprechen: Menschenantlitz und Menschenbrust acht in einen Fischrumpf aus. Von der Derketo zu Askalen wissen wir daß Tauben und Fische ihr geheiligt waren wie der Askera von Kypros, welche die Hellenen für ihre Liebesgöttin Aphrodite anfaben; Derketo scheint danach ein anderer Name für die gleiche Wesenheit der babylonischen Mylitta, die im Neuchten waltende, lebengebärende Naturkraft und Allempfänglichkeit, die weibliche Seite des männlich gedachten geistigen Himmelsgottes, das Princip der Weiblichkeit und Natur in Gott. Die Verehrung Bel's unter dem anders vocalisirten Namen des Baal war den Syrern gemeinsam: wir finden ihn bei Philistern und Phöniziern und in den Ländern östlich vom Jordan. Es ist der alte ursprüngliche Himmelsgott, der auf den Höhen verehrt wird, dem die Gipfel des Sinai, Karmel und Libanon heilig sind; vornehmlich aber waltet er als Somie. Abraham, Moses, die Propheten heben Weisigkeit und Alleinigkeit hervor, im Heidenthum hat Gott andere Entfaltungen seines Wesens als Götter neben sich und geht er in das Naturleben ein. Die Baaltis führt im westlichen Syrien den Namen Askera; sie wird an Wassern in schattig kühlen Bainen verehrt; die Bäume, vor andern die immergrünen, sind ihre Kinder, die Symbole ihres aufsprossenden unvergänglichen Lebens; der Granatapfel, der in sich die Hülle der Kerne birgt, ist ihre Lieb-

lingsfrucht als das Bild der fruchtbaren Natur. Der Göttin der Aertpflanzung dienten auch die Phönizierinnen und die verwandten Stämme mit dem Opfer der Jungfrauschaft; sie gaben sich wenigstens einmal zu Ehren der Göttin preis, oder lebten eine Zeit lang als geweihte Nustriren in deren Tempelgehege.

Die ursprünglichste Art des Götterbildnisses ist hier erhalten: kegelförmige Steine wurden aufgerichtet, der Ort wo sie standen mit einem Steinwall umhegt oder mit einem Tempel überbaut. Die Steine wurden zu mächtigen Säulen; so finden wir sie vor den Tempeln stehen, auch in Jerusalem, wo ihre Namen auf gründende und erhaltende Macht hindeuten: so symbolisiren sie die Götter als die Säulen die alles tragen und halten. Es scheint daß man sie auch phallisch deutete und danach ihr oberes Ende männlich und weiblich kennzeichnete; dann sind sie Bilder der Erzeugung und Geburt des Lebens. Ursprünglich waren sie wol nichts anderes als die ersten rohen sinnlichen Zeichen und Anhaltspunkte für Auge und Gemüth.

Aber nicht blos Glück und Leben, auch Unglück, Verderben und Tod kommt über den Menschen und über die Welt, und wenn wir nicht eine dem Göttlichen entgegenwirkende böse und feindselige Macht annehmen, so muß in ihm selber eine richtende und zerstörende Gewalt anerkannt werden. Das Nächste und Ursprüngliche wird sein daß man diese in der Gottesidee hervorhebt, das Wesen Gottes danach gestaltet; das Zweite daß der so aufgefasste Gott als eine besondere Persönlichkeit neben den andern tritt, in welchem der Mensch die schöpferische wohlthätige Wesenheit ergriffen und gestaltet hat. Das Dritte ist die Erkenntniß daß beides die Seiten und Offenbarungsweisen des Einen sind. Die Personification des bösen Princips neben dem guten finden wir bei den Iramiern, von wo aus sie sich auch zu Semiten und Abendländern verbreitete; die andern Stufen des Weges haben wir in Syrien.

Moloch heißt König, so bezeichnet er den herrschenden Gott als solchen. Aber in ihm wird die furchtbare Gewalt der Zerstörung angeschaut, welche der Sühne bedarf, daß sie gnädig werde. Moloch hat im Feuer sein Symbol, es ist das fressende und verheerende, zugleich aber ein heiliges und reinigendes Element; seine Blut flammt in der Sommersonne. Da es zugleich in der Lebenswärme die Lebenskraft bezeichnet, kann auch der Stier ein Bild für den Gott der Stärke werden. In Stiergestalt wird Moloch verehrt, zum Stierbild sehen wir auch die Juden abgöttisch sich

wenden; das Eitige, Berrige des Gottes ist in Jehorah süßlich gewandt zum Schrecken und zum Gericht des Bösen. Auch als man dem Moloch die Menschengestalt gab, vermochte man sein Wesen nicht in den Zügen eines menschlichen Antlitzes ideal zu gestalten, ein Schritt den erst die Götterbilder eines Phibias thaten, sondern ließ ihm den Kopf des Stiers als symbolisches Kennzeichen.

Hat der Mensch seinen Willen von Gott abgewandt, ist er selbstsüchtig aus der Lebensgemeinschaft mit ihm heraustrgetreten, hat er statt des Keuers der Liebe das des Jornes in sich entzündet, so empfindet er dessen verzehrende Macht, und fürchtet er Gottes Jern. Er fühlt daß er ein Leben verwirkt hat das ihm gegeben war um Gottes Gebote zu erfüllen; aber er hat sie übertreten und in Noth und Tod sieht er die gerechte Strafe Gottes. Indem er sie freiwillig auf sich nimmt, hofft er ihn zu verödhnen. Diese Hingabe des Lebens ist der Opfertod. Ist aber die Menschheit, ist Familie, ist Volksgenossenschaft ein einziger Organismus, und liegt das Wesen des Menschen im Willen, so kann er seine Schuld und Todeswürdigkeit bekennend dennoch hoffen und glauben es werde die Hingabe eines Gliedes für das Ganze Gott genügen, zumal wenn dieses freiwillig zur Stellvertretung sich weicht, alle aber darin ein Zeichen ihrer eigenen Duse geben. Wird diese Idee des Opfers mit voller und sinnlicher Energie ergriffen, so ist es Menschenopfer. Dies finden wir darum so gut in Mexico wie in Aegypten, Griechenland und Rom. Aber anderwärts wurde das Blut der Thiere stellvertretend vergossen und der Mensch empfand im Fortschritt humaner Bildung daß es auf die Umwandlung und Hingabe des Willens ankomme, daß Gehorsam, die Ueberwindung der Selbstsucht das rechte Opfer sei, und statt Naal's starb der Widder, statt Iphigenia's die Hirschkuh, und das bei der Weisefung rinnende Blut löste den Sparterknaben am Altar der Artemis. Die syrischen Semiten aber hielten am Menschenopfer fest. Wie der Landbauer mit frommem Sinn die Erstlinge der Garben dem Gotte darbringt um zu bekennen daß diesem alles gehöre, von diesem er alles empfangen habe, so glaubte man auch die Erstgeburt in der eigenen Familie dem Herrn weihen oder doch von ihm loskaufen zu müssen. Man ahnte und empfand des Gottes Jern wenn die Sommersonne das Land versengte und Seuchen infolge der Hitze ausbrachen, wenn Unfälle in Krieg und Frieden das Volk trafen; zur Zuhne mußten dann einige für alle geopfert werden, es mußten Volksgenossen sein, je reiner und edler, desto



besser, daher nahm man unschuldige Kinder, unbefleckte Junglinge. Durch das Loos sollte der Gott bestimmen welche er wählte. Das Liebste des Menschen war das wirksamste Lösegeld. So brachte der Moabiterkönig Aoram den erstgeborenen Sohn zum Brandopfer, als die Hebräer seine Burg belagerten, und die Karthager legten ihre Kinder auf die glühenden Arme des ehernen Molochbildes. Die Opfer, berichtet Plutarch, mußten willig und heiter in den Tod gehen, Pauten und Flöten überdünnten das Jammergeschrei der Verbrennenden, und ohne Thränen und Seufzer mußten die Mütter dabeistehen.

Die Himmelkönigin, in welcher die dem Moloch entsprechende weibliche Seite personificirt wird, oder seine Idee weiblich aufgefaßt heißt Astarte. Sie wird als verderbliche Kriegsgöttin mit dem Speer dargestellt, als Himmelsherrscherin hat sie den Mond zum Symbol, dessen Sichel sie auf dem Haupte trägt, die Phönier der Kuth lassen sie dem stierköpfigen Moloch entsprechend erscheinen. In den Tempeln loderte ein nie verlöschendes Feuer. Jungfrauen wurden ihr verbrannt. Ihre Priesterinnen mußten ehelos leben. Und wie sie der Liebes- und Lebenslust widerstand, so entmaunten sich Priester und andere von der rasenden Heißlust Ergriffene ihr zu Ehren um ihr ähnlich zu werden, zogen Weiberkleidung an und malten sich das Gesicht nach Weiberart. Eine wildberauschende Musik von Pfeifen, Pauten und Cymbeln erschall an ihren Altären, und im Wirbeltanz geißelten ihre Verehrer sich wund oder ripten sich mit Schwertern. Das eigene Blut sollte mit Ruß vergossen, die Verstümmelung im Freudenrausch vollzogen werden.

Als Stadtschutz, Moloch, riefen die Tyrier den Baal an, der wieder eines Wesens mit Moloch war, die schaffende und zerstörende Macht in sich vereinigte: unsern Herrn Moloch Baal von Tyrus nennt ihn eine auf Malta gefundene Inschrift. Er wirkt und waltet in der Sonne. So ist er der Baal auf Meisen, von dem Elias spricht, indem der Sonnenlauf seine Wanderungen bezeichnet. Seine Kraft entschlummert oder stirbt, wenn die Sonnenwärme im Winter abnimmt, sie wird im Frühling neugeboren, und damit das Wiedererwachen des Gottes gefeiert. Die versenkende Glut der Sommerhitze aber sollte von dem Scheiterhaufen kommen, auf dem er sich selbst verbrannte um die Harnes- hitze in sich zu überwinden und mild wiedergeboren zu werden. Die Säulen des Moloch, welche die Phönizier am Ende des Mittelmeers bei Cadix errichtet hatten, nannten die Griechen

Säulen des Herakles; ihren Sonnenhelden sahen sie im Sonnengott der Semiten, und bereicherten ihre Mythen mit dessen Thaten und Geschick, auch mit dem freiwilligen Jüuertod. Melkarth empfing von den Phöniziern den vorwärtstrebenden Sinn, und ward so der weltdurchwandernde Gott des Kriegs, des Handels und der Schifffahrt.

In der Dido der Karthager waren Aschera und Asarie wieder zu der sowol segnenden als verderblichen Himmelsheerscherin verschmolzen. In einem dunkeln Zichtenhain wurden ihr Menschen geopfert, aber alsdenn ward sie wieder als die Anmuthige, Anna, angerufen, und ihr ein heiteres Fest der Freude bereitet. Wie der Sonnengott die Länder durchwandert und die Weltfahrten der Phönizier leitet, so sah man die Wege der Göttin in den Bahnen des Mondes, und das Verschwinden seines Lichts ward mit einer Trauer- und Todesfeier bezangen. Im Neumond erschien sie wiedergeboren. Melkarth suchte sie, wenn sie verschwunden war; er überwand ihre spröde Jungfräulichkeit, und Leben und Ordnung der Welt ging aus dem Liebesbunde der beiden hervor.

Das Rechte und Höchste war aber daß man auch ihre Einheit erkannte, und so suchte man darzustellen daß es das eine göttliche Wesen ist das sich in beiden offenbart, das in jeder ganz gegenwärtig nur nach einer Seite hin vornehmlich zur Erscheinung kommt. Die Gottheit ist in ihrer Einheit über den Gegensatz der Geschlechter hinaus; auf ähnliche Weise stellte man dies durch Mannweiblichkeit dar. Nun dienen die Priester dem Gott in Frauengewändern, und die Priesterinnen der Göttin in Männerrüstung, sowie Dido selber mit Melkarth's Bart dargestellt wird, und die Sinnenslust ihres Dienstes in die Baalstempel eindringt.

Eine eigenthümliche Wendung nahm der Dienst des Herrn (Adonai) im Adoniscultus der Sibyller. Es war das Aufblühen und Verwelken der Natur, das sie mit lebendigem Mitgefühl als That und Leiden, als Tod und Wiedergeburt des Gottes feierten. In der röthlichen Farbe, die der Fluß annahm wenn der Herbstregen die rothe Erde von den Bergen abspülte, sahen sie das Blut des jugendschönen Gottes den der Wildebeer Molochs am Libanon getödtet. Mit geschorenen Köpfen und in zerrissenen Kleidern trugen die Priester das Götterbild bei dem siebenitägigen Trauerdienst herum, und die Weiber zertrakteten die Brust und schrien Wehe (Milanu, Milanu, daher die Pinosklage), bis die Kunde verbreitet ward daß Adonis lebe. Im Frühling ward ihm ein

rauschendes Auferstehungsfest gefeiert. Der Thammuz, von dem die Propheten reden, ist ein anderer Name für Adonis. Die Idee des leidenden, sterbenden, auferstehenden Gottes hat von seinem Mythos aus auf die Osiris- und Dionysosfage der Aegypter und Hellenen eingewirkt, Adonis selbst ist als ein Geliebter der Liebesgöttin, als ein Bild der früh hinweltenden Jahres- und Jugendblüte in die abendländische Dichtung übergegangen.

Wenden wir uns zu den Stämmen Kleasiens, so werden wir unter wechselnden Namen die semitischen Grundideen wiederfinden. Nordwärts von den Höhen des Taurus hinab nach dem Schwarzen Meer hin ward die Göttin Ma verehrt; ihre Unzüge wurden mit Ausschweifung und Selbstzerfleischung gefeiert, und wie Wollust, Schmerz und Grausamkeit in schauerlichem Bunde stehen, so war sie zugleich die streitbare Schlachtenherrscherin, und die Tausende von Priesterinnen die sich in ihren Heiligtümern als Kriegerinnen scharten, trugen die Mannesrüstung; nach der Ma Amazonen genannt gaben sie den Anstoß zur Sage eines kriegerrischen Weiberstaates. In Cilicien war der Baal von Tharjus dem von Thrus gleich. - An des Midas Namen in Phrygien hat die Mythengebärerinn Pallas der Sagen viele geknüpft, historisch ist immer die orgiastische Tonweise, die dort blühte, von dort sich verbreitete. Die große Mutter, die Königin, die Allgeberin heißt dort Kybele; aus der Mutterkönigin machten die Griechen eine Göttermutter und zogen sie in ihre Theogenie herein. Als lebenspendende Naturkraft ward sie im Waldegrün verehrt, heilige fegelförmige Steine waren auch ihr Bild, und wenn die phönizische Göttin auf einem Löwen steht, so war es eine Gestalt der volkstümlichen Auffassung daß griechische Meister sie darstellten auf einem Löwen reitend oder auf einem von Löwen gezogenen Wagen. Bei Pfeifen- Trommel- und Beckenklang riß die wilde Lust auch an ihren Festen zur Selbstverstümmelung hin, entmannte Priester versorgten ihren Dienst, und doch war sie zugleich die Geburtsgöttin. Agdistis als Weibmann, Atys als Mannweib werden mit ihr verbunden, Klage und Jubel um Atys gesellt sich ihrem Cultus, und Plutarch sagt daß die Phrygier annehmen ihr Gott schlafe im Winter und erwache im Sommer; die Baphlagonier meinten er sei im Winter gebunden und eingesperrt und werde im Frühling befreit; so sehen wir die Idee der Adonismythe auch hier, und dürfen mit Duiker annehmen daß auch den Phrygiern jene Auffassung nicht fremd war, welche Leben und Tod in einer

Wettergestalt zusammenfaßt, aus dem Tode neues Leben hervor-  
 atzen sah und in dem Tode sogar die Vergeltung desselben erblickte.  
 Auch die Grundlage des Nibemuthus fand Priester in einer Auf-  
 fassung der Kubele, welche sie selbst trauernd darstellte, die Mutter  
 Erde, die Untereerde, die jähele im Frühling Spreissen und  
 Salme treibt, von der Sommerzeit aber sie umwölken sieht. Die  
 Kubele selber führt auch den Namen Ma, und an andern Orten  
 ward die Göttheit unter dem Ubergewicht des männlichen Principis  
 als Maues oder Men verehrt. So auch als Kriegsgott der kriegs-  
 rischen Väter. Sein Doppelbild finden wir in der Pant des Pal  
 zu Ninive und als die Waffe der Amazonen; vielleicht daß es  
 selber die Doppelseitigkeit dieser Wesen symbolisire. Die große  
 Göttin von Sardes begrüßt Saphello als die selige die auf dem  
 suerorienten Armen sitzt, die Vergamutter, die allumhrende Erde;  
 auch ihr zu Ehren gaben sich die Dichter der Ueder in ihren  
 schattigen Painen preis; auch ihr aber dämmen erumante Priester.  
 Kubele ist auch die Omphale: Omphalos nennen die Griechen eben  
 den kegelförmigen Stein der Göttin, und als solcher sieht ihr ein  
 Stein zur Seite, bewehrt mit: Pfeil und Bogen, der Sommerzeit  
 Sarden, der Löwenlieger, in welchem die Griechen bald den  
 Apellen, bald den Herakles haben. Wenn sie aber nun gewahrt  
 wie der Gott in ein Brautengewand gekleidet die Trundel hielt,  
 während die Göttin Bogen, Knie und Lurche anlegte, so  
 glaubten sie nun zu wissen wohn sich Herakles als Thade zur  
 Zählung des Mordes von Irbites verkauft habe, in der That  
 aber haben wir wieder jene sinnliche Darstellung daß in jedem  
 Princip des gütlichen Lebens die ganze Göttheit wohnt. Den  
 lebensbändigsten Gott aber zeigen die Denkmale von Ninive als  
 eine der Hauptgötter, und im Sarden erkannten wir das Ver-  
 bild der Sardanapallage. Der freiwillige Heuertod, durch den ein  
 Held sich selber für das Volk zum Opfer brunt, und dadurch sich  
 zu den Göttern erhebt, findet sich auch als korymbische That; wie  
 der Gott überwindet der Mensch an sich selber die Macht des  
 Todes und Verderbens, und steigt vorzüglich aus den erumenden  
 Flammen empor. Der Adler aber war, wie Mänon von Sardes  
 bekant, das Symbol des aus dem Scheiterhaufen aufschwebenden  
 Gottes, denn man die großen Feuerliche dachte; er war das Sym-  
 bol des königlichen Meistath, und assyrische Priester trugen die  
 Adlermaske.

War eine Mannichfaltigkeit von Göttern dadurch entstanden

daß das eine Göttliche im Lauf der Jahrhunderte nach verschiedenen Seiten an verschiedenen Orten aufgefaßt und dargestellt worden, so begann der denkende Geist des Priesterthums diese Gestalten zu sammenzustellen; in Phönizien waren es ihrer sieben die man als die Starken, Großen unter dem Namen der Kabiren verehrte, Grundkräfte des Lebens, die sich wieder in den sieben Planeten, sieben Wochentagen offenbarten, in und über denen der Eine als der Achte waltete. Als Schutzgottheiten wurden sie am Vordertheil der Schiffe abgebildet, die zwerg-fragenhaften Formen scheinen sie mehr als Kinder des Einen, denn als geheimnißvolle Mächte zu veranschaulichen. Herodot nennt sie Patäken und vergleicht sie dem Ptah und seinen Kindern in Aegypten; patak heißt im Semitischen eröffnen, als Eröffner des Welteies wird der Vatergott damit bezeichnet. Das Welteie selbst war eine uralte Vorstellung der kindlichen Menschheit. Das Nachdenken der Semiten über den Ursprung der Dinge war kein frei philosophisches, sondern ein religiös mythologisches; gebunden an die Ueberlieferungen des Glaubens verknüpfte es die Gebilde desselben und thatete seine Ahnungen und Vorstellungen dichterisch in ähnliche Gestalten. Die poetische wie die philosophische Thätigkeit ging hierin auf, und dadurch wurden die Semiten Urheber der Theogonien und Kosmogonien, der Darstellungen von den Zusammenhängen der Götter und der Welt in der Folge einer Entwicklung; die neue Forschung bestätigt Philo's Ausspruch: „Die Hellenen, welche an angebornem Geiste alle übertreffen, eigneten sich zuerst das Meiste an als wäre es ihre eigene Erfindung; dann aber schmückten sie es pomphaft aus und erfanden gefällige Mythen um die Gemüther zu bezaubern.“

Wir haben die tief sinnige Schöpfungslehre der Babylonier kennen gelernt; Eudemos überliefert von ihnen auch schon theogonische Ideen. Aus dem dunkeln Chaos, dem Urstoff, und der sich ihm als der Göttermutter gesellenden Kraft der Liebe geht der Eingeborene hervor, eine Einheit aus der sich wieder ein Gegenstoß trennender und verbindender Kräfte erhebt, und aus diesem entspringt Wel, der selbstbewußte Gott. Es ist ein Entwicklungsproceß des Göttlichen selbst, Gott selbst erringt seine selbstbewußte Persönlichkeit in fortschreitender Entwicklung seiner eigenen Natur, seiner eigenen Lebensprincipien. Mehrere ähnliche Versuche sind von Phöniziern überliefert. Plinius hat sie im Buch über Aegypten ausführlich betrachtet nach Meber's und Enald's grundlegenden Untersuchungen. Als das Wesentliche dürfte Folgendes anzunehmen sein. Es steht



einmal die Zeit an der Spitze, dann folgen Nebel und Sehnsucht, der noch ungestaltete ungelichtete Stoff und der Drang und Wille zum Leben; sie erzeugen die Luft und den in ihr waltenden Geisteshauch; sie bilden das Weltel, das nun der starke, der zu Persönlichkeit gelangte Gott spaltet und Oberes und Unteres, Himmel und Erde scheidet. Ausführlicher und sinnvoller ist eine zweite Fassung. Da war der Anfang ein Wehen finsterner Luft, ein trübes abgründliches Chaos. Da ward der Geist (er schwebt auch im Anfang der biblischen Schöpfungsgeschichte über der dunkeln Urflut) von Liebe entzündet zu seinen Anfängen, den ewigen, und es entstand eine Verflechtung und Durchbringung und hieß Sehnsucht. Aus dieser Verflechtung des Geistes, der noch kein Bewußtsein von seiner Schöpfung hat, mit dem Urstoff entstand die Ummutter der Dinge, die gebärende Natur; ihr Name ist Moth, sie war eiförmig gebildet, in ihr war alle Befamung der Schöpfung und des Weltalls Anfang. Die Erde, der Himmel und die Himmelswächter gehen aus ihr hervor, Thiere und Menschen werden durch sie gebildet. Der Wille zum Leben kommt selber zum Bewußtsein, indem er der Materie sich vernährt, in die Endlichkeit eingeht und die Welt gestaltet. Oder es gehen aus dem befeelenden Geisteshauch und der Urnacht Aeon (Weltalter, Zeit) und Protogonos (Erstgeborener) hervor. Oder es ist der Herr des Himmels als Urprincip erkannt, und der Eingeborene und die Lebensmutter sind seine Kinder. Licht, Feuer, Flamme, Cherubim und Seraphim, sind dann vermittelnde Wesen der Weltbildung; die heiligen Verge steigen auf: die siegreiche Kraft der Sonne gegen den rauhen Winter erscheint als der Gegensatz und Kampf zweier Brüder, der in Jakob und Esau noch nachklingt. Israel, Gotteskämpfer, hieß die Frühlingssonne den Phäniziern; die Hebräer erkannten den wahren Gotteskämpfer in ihrem Stammvater Jakob, sein Ringen mit dem Herrn ist ein Beten um den Segen Gottes. Endlich sind es Himmel und Erde (Bel und Bilit) aus deren Umarmung der Starke (El) geboren wird, den die Griechen Kronos nennen, der die bis dahin rastlos und ungezügelt waltende Bildungskraft der Natur bändigt, den Himmelsgeist vertreibt, entmannt, sich der Herrschaft bemächtigt. Daß El den Erstgeborenen opfert, wird auch anderwärts noch erwähnt: es ist die Hingabe des eigenen Sohns zum Heil der Welt, sowie die Schöpfung ursprünglich als das Opfer des Unendlichen ans Endliche dargestellt ward, wenn Bel sich selber enthauptet, daß durch sein Blut der Mensch Vernunft und Leben

gewinne, es ist das Eingehen Gottes in Noth und Tod der Welt um beides zu überwinden.

Der symbolisirende mythenbildende Geist der Phönizier fand selbst seine Vergötterung im Taautos, dem Thot der Aegypter; er gab den Göttern Flügel, dem El, dem höchsten Gott, deren sechs, zwei erhabene, zwei herabhängende an den Schultern und zwei am Haupt zum Ausdruck seiner Empfindung und Gedanken; ebenso gab er ihm vier Augen, zwei offene, zwei geschlossene. Die phönizische Ueberlieferung fügt selbst die Deutung hinzu: Gott steht schlafend und schläft wachend; er fliegt ruhend und ruht fliegend, Bewegung und Ruhe sind eins in ihm, wie er auch in Babel stehend und gehend, in schreitender Stellung gebildet war. Taaut's Symbol ist die sich ringelnde Schlange, die ihr Auge im Innern des Kreises hat, der Geist als das sehende Auge, als die Seele der Welt.

Die Stadt Harran in Mesopotamien bewahrte das semitische Seidenthum bis in das Mittelalter hinein. Gott ist hier eins und alles, die Götter sind die personificirten Kräfte des Einen, die Organe durch welche er wirkt, die Vermittler zwischen ihm und den Menschen; sichtbar erscheinen sie in den Planeten, deren Bedeutung und Einfluß also erforscht und beachtet werden soll. Das Irdische sympathisirt mit dem Himmlischen, durch irdische Dinge, welche Träger und Abbilder der einzelnen Gestirne sind, weiß der Kundige die Macht dieser selbst in Thätigkeit zu setzen. Und so steigt nun die Magie empor, die das geistige Band ergreifen will das alle Dinge verknüpft, die jedem Wesen das Vermögen zuschreibt anderes sich zu verähnlichen, und die dadurch die geheimnißvollen Kräfte der Dinge entbinden und beherrschen will. Es ist der Zauber der Einbildungskraft welcher die Gemüther beherrscht und sie zum Glauben an Zauberei führt.

Das heidnische Sementhum des Westens erlangte seine weltgeschichtliche Bedeutung durch die Phönizier. Sie waren es welche die Schifffahrt zuerst so weit ausbildeten daß sie durch die Straße von Gibraltar aus dem Mittelmeer in den Ocean fuhren bis nach Britannien und Preußen hin, sie waren's die einmal glücklich um Afrika herumgelangten. Sie vermittelten den Handelsverkehr des Ostens und Westens, ihre Städte waren die Stapelplätze für die Erzeugnisse des Gewerbleißes aus Assyrien und Babylon. Auf den Inseln Areta, Kypros, Malta, Sardinien, an den Küsten von Griechenland, von Afrika, wo namentlich in der Mitte des Mittelmeers Carthago zu meerrherrschender Macht emporstieg, und

Gades am Ende desselben von Bedeutung war, gründeten sie schon im 2. Jahrtausend v. Chr. ihre Colonien, ihre Handelsstätten und zugleich ihre Tempel. Tyrus und Sidon aber waren die Mittelpunkte des Welt Handels und der Völker Verbindung. Ihre Pracht und ihr Glanz strahlten bis zu den Zeiten Alexander's des Großen. Hier begegnet uns zuerst in der Geschichte ein kräftiges Bürgerthum, glanzreich im Glück und groß im Unglück und Untergang. Statt eines weitgekehrten Reichs sehen wir Stadtgemeinden, von Königen und reichen Familien geleitet; die Selbstkraft der Einzelnen und durch sie das Selbstgefühl der Bürgerschaft im Ganzen erwacht. Die Phönizier sind die ersten Verbreiter der Civilisation auf dem flectlichen Wege des Verkehrs. Aber die Richtung auf das Schöne und Wahre um der Schönheit und Wahrheit willen fand in ihrem auf das Zweckmäßige und den irdischen Gewinn gerichteten Sinn ebenso wenig eine Stätte, als ihnen ein selbstständig schöpferischer Formensinn eigen war. Dem Handelsvolk war es gemäß die assyrischen Formen zu verbreiten und mit technischer Fertigkeit nachzubilden. Dabei bewahrten sie manches Urthümliche, wie die Steinpfeiler als symbolische Götterbilder, die sie vor und in den Tempeln aufstellten; an manchen Orten, wie namentlich auf der Insel Gozzo bei Malta sind Anlagen vorhanden, die es bezeugen wie sie anfänglich nicht sowol einen Tempel als Haus des Gottes bauten, sondern durch aufgeschichtete Steinblöcke einen Raum als heiligen Bezirk für religiöse Feten umgrenzten. Um eine Straße der Mitte lagern sich rechts und links zwei Halbkreise, ein sumpter begrenzt das Ende dem Eingang gegenüber, oder durch zwei Ellipsen führt ein Weg, der in einem Halbkreis endet, in den er sich erweitert. Im Innern der Halbkreise werden Nischen durch Pfeiler gebildet, Plätze durch Stufen erhöht. Indes ist der phönizische Ursprung des Ganzen bestritten. Im phönizischen Küstenlande selbst sieht man noch die Spuren des in den Fels gehauenen Tempelhofs mit einer erhöhten Nische aus riesigen Steinplatten, und zwei gegeneinander über stehenden Thronsitzen. In der Nähe stehen auch noch Säulen, gegen 20 und 40 Fuß hoch bei 15—16 Fuß unterem Durchmesser, mit Wandstreifen umgürtet, oben halbkugelig abgerundet. Dürfen wir auch die sardinischen Nuraghen hierher rechnen, kegelförmige Bauten mit einem hohlen elliptischen Raum im Innern, in welchem Treppen zur Höhe führen, vielleicht Feuer-tempel? Oder gehören sie den Etruriern an? Tempelhöfe mit Baumgruppen, Fischteichen, Taubenbehaltern waren auch auf Kypros

die Hauptsache; im Hintergrunde steht der Tempel, wie es Münzen andeuten, mit einem höhern Mittelraum, an den sich säulengetragene Seitenhallen anlehnen; kegelförmige Göttersymbole, freistehende Pfeiler sind gleichfalls angezeigt. Erhaltene Reste von Damm- und Hafenbauten der Phönizier sind aus riesigen Steinquadern ausgeführt, die an den Rändern glatt behauen, an der Oberfläche aber rauh gelassen sind. Die französische Expedition unter Ernst Renan's Leitung hat uns mit einigen phönizischen Gräberformen bekannt gemacht. Einmal ist die Grundfläche ein Kreis, und es erhebt sich darüber ein dreifach abgestufter Cylinder, dessen mittlerer Theil die doppelte Höhe hat wie der obere und untere. Am untern springen Vordertheile von Löwen in rohen derben Formen hervor, der mittlere und oberste Absatz sind mit Zahnschnitten und abgetreppten Zinnen bekrönt; eine halbflugelige Kruppel beschließt das Ganze. Ein andermal ist der Grundplan ein Quadrat, über mehreren Stufen erheben sich zwei Würfel und der obere trägt eine Pyramide. Kleine Reste von Tempelanlagen sind theils in den Fels eingetieft, theils aus wenigen mächtigen Platten zusammengefügt; auch die Ornamente erinnern an Aegypten. Die Grabgemächer der Todtenstadt von Karthago sind in einen Kalksteinhügel rechtwinkelig zur Verzierung eingehauen.

In Sardinien hat man rohe Idole gefunden, dreiköpfige, oder drei Köpfe auf dem Boden stehend, oder zwei Köpfe und zwischen ihnen eine Figur, von vertauselter Frakenhaftigkeit, worin ich nichts Phönizisches entdecken kann; dagegen zeigen phönizische Münzen, Erzplatten und Gefäße die assyrischen Formen, Götter mit dem Fischleib, Vowenwürger, geflügelte, auf Löwen oder Fischweibern stehende männliche und weibliche Gestalten. Die Formen werden mitunter in ein arabeßtenartiges Linienpiel hineingeschlungen. Es sind die Typen die wir aus Ninive kennen. Kleine Aphroditemböle späterer Zeit zeigen hellenische Formen.

Auch die biblischen Berichte lassen es erkennen daß die Phönizier mehr auf Glanz als auf Schönheit saßen, mehr auf die Reizbarkeit der Stoffe als die ideale Durchbildung der Formen. Ihre Prachtliebe machte die Schiffe zu schmuckreichen schwimmenden Palästen. Ezechiel sagt: „Die du wohnest an den Zugängen des Meeres, Händlerin der Völker, Tyrus, im Herzen der Meere ist deine Mark, deine Bauleute haben deine Schönheit vollkommen gemacht. Aus Cypressen zimmerten sie dein Gefäßel; Cedern vom Libanon nahmen sie um die Mastbäume zu machen; aus Eichen



von Bagan schnitten sie keine Räder, keine Bänke aus Elfenbein, gefast in Buchsbaumholz. Weiße Leinwand, buntgewirkte aus Aegypten breitest du als Wimpel aus, blauer und rother Purpur von Arabiens Kisten ist dein Zeltdach."

In Kleinasien finden wir gewaltige Grabhügel und steingehauene Gräber. Namentlich in Phrygien ist der Fels des Gebirges zu quadratförmiger Fläche geglättet und diese mit einem Giebel bedeckt, der Rand und manchmal auch die ganze Fläche mit geradlinigen Figuren oder arabeskenartigen Linienverschlingungen verziert, die an assyrische Muster erinnern, während der abschließende Giebel hellenisch erscheint. Ihn finden wir auch in Lycien, sowol da wo reliefartig die Grabfagade mit der Thür zwischen Ecksteinen, ja mit ionischen Zwischensäulen, dem Architrav und der Nachahmung runder Enden von dünnen auflagernden Pfallen der Decke aus dem Fels gemeißelt ist, als wo das ganze Grab sich frei wie ein Sarg auf hohem Untersatz erhebt, und ein gewölbter Deckel mit spitzgiebeligen Schmalseiten das Ganze abschließt. An jenen Fagaden ist der Holzbau genau nachgeahmt, ein eigenthümlicher Schönheitsinn aber erst da entwickelt wo zur Zeit der griechischen Kunstblüte ihre Meister die asiatischen Typen durchbildeten. Das Semitische in den Ideen und Symbolen, das Atrische in der Ausführung, in den stilvollen Formen finden wir auch in Werken der Plastik, wie wenn die Göttin von Ephesos als Artemis im ionischen Tempel steht, sie aber der Athene gleich als die Mutter Natur aufgefast und danach als die Allnährende mit vielen Brüsten dargestellt wird, oder wenn die Genien, die auf dem sogenannten Harpyiendenkmal die Seelen in den Arm nehmen, als geflügelte Wesen sich aus dem eiförmigen Körper erheben und damit das im Ei verborgene, daraus sich entbindende Leben andeutet wird, gleichsam die Seele die aus dem Pande des Leibes nun frei wie ein Vogel emporschwebt, oder wenn dort der Lebensgöttin das Ei, die Blüte, die Frucht als Symbole der Lebensstufen überreicht werden; — die Ausführung aber erinnert durchaus an den griechischen Meißel. Am Harpagosdenkmal sehen wir Kampf und Belagerung in derselben Weise realistischer Illustration wie in Assyrien in dem überlieferten Stil, in der trockenen Treue in Bezug auf die Mäthungen, welche die Körper verbergen; dazwischen stehen Nereidenstatuen, die auch als hellenische Arbeit meisterhaft heißen müssen. So zeigt eben die Kunst Kleinasiens an der Grenze zweier Welten, auf einem Gebiet wo Semiten und Arier sich



bezegnen und durchdringen, das Gepräge beider Principien in der Art daß die Vorstellung semitisch, die Form arisch ist, daß jede Nation mit dem zaßlt worin sie stark ist; Idee und Erscheinung kommen darin nicht zu harmonischer Einheit, die Idee wird nicht unmittelbar in klaren Gestalten ausgeprägt, ihre Darstellung bleibt eine symbolische, die Formen der Wirklichkeit unorganisch vermischende, aber die Ausföhrung dieser Vorstellungen geschieht mit einem Schönheitsfönn, mit einem Maß und einer Klarheit, die hellenischer Art sind, und die Werke erlangen dadurch einen eigenthümlichen Reiz daß sie dieses Zusammenwirken zweier selbständigen Culturelemente veranschaulichen.

Ezechiel droht der Stadt Tyrus: „Ich will ein Ende machen der Menge deiner Gefänge und der Klang deiner Harfen soll nicht mehr gehört werden.“ Jesaias ruft ihr zu: „Nimm deine Harfe, ziehe durch die Stadt, vergessene Buhlerin, rühre die Saiten, singe deine Lieder, daß man dein gedenke!“ Die Harfe war das Tempel instrument der Liebesgöttin; sie war dreieckig, nach ihrem Namen Kinnor waren die Kinnoraben genannt, denen dann die Nythe wieder den schönen Sänger Kinyros zum Ahnherrn gab, der in Sypern als Erfinder des Wollwebens und Metallschmelzens verehrt ward. Er sollte die Klagelieder um Adonis zuerst angestimmt haben, und ein Zug des Schmerzes ging durch die Musik der Phönizier und mischte sich mit der wollustigen Erregung, mit dem rasenden Tummel ihrer Feste, wo die Doppelpfeifen, Symbeln und Pauken erklangen. Aehnlich war es bei den Phrygiern. Ihren Tonweisen und Flöten schrieben die Griechen die Macht zu, Schmerz und Lust im höchsten Maße zu erregen. Wenn der phönizische Melkarth den Vogen und die Leier führte wie Apollon, so ward von diesem der phrygische Flötenspieler Marsyas überwunden, während Midas Eselsohren erhielt, weil er die Pfeife der Pyra vorgezogen. Die lydische weiche Tonart schmeichelte sich dem Griechen besser ein, sie erhielt Bürgerrecht, Aristoteles findet sie edel genug um auch bei der Erziehung der Knaben zugelassen zu werden. Neben der Flöte hatten die Lydier Saiteninstrumente. Klauschende Musik begleitete und leitete die öffentlichen Aufzüge der Kleinasiaten.

## Israel.

Das Volk Israel bildet geistig und weltgeschichtlich den Höhepunkt des Semitenthums. Man hat es nicht mit Unrecht das Volk Gottes genannt, denn seine Mission war wesentlich eine religiöse, und es hat dieselbe durch Thaten und Leiden herrlich erfüllt; es hat seine Eigenthümlichkeit zu folgerichtiger und muster-gültiger Erscheinung gebracht, und ist dadurch gleich den Griechen und Römern für alle Zeit ein bleibendes Monument in der menschheitlichen Culturentwicklung geworden. Nicht bloß daß die Einheit Gottes, die ursprüngliche Anschauung unsers Geschlechts, gegenüber ihrer Entfaltung in den Polytheismen festgehalten wurde, auch die Geistigkeit Gottes ward gegenüber dem Naturdienst mit voller Entschiedenheit erfaßt, und der Schöpfer und Herr der Welt ward vor allem als der Gesetzgeber für das Leben der Menschen verehrt, die sittliche Weltordnung war der Ausdruck seines Willens, und die Erfüllung des Sittengesetzes der rechte Dienst den er verlangte. In dem Worte: „Ihr sollt heilig sein, denn ich bin heilig“ ist das ethische Wesen Gottes ebenso klar ausgeprägt als die Freiheit des Menschen in der Forderung anerkannt daß er das Wesen des Geistes als dessen inneres Gesetz in sich selbständig entwickle und dadurch sich Eins wisse mit Gott. Noch aber ist das, was in seiner Vollendung durch Christus Weltreligion werden sollte, das Eigenthum einzelner gottbegeisterter Männer, die ihre innere Erfahrung den Andern offenbaren, und dadurch die geistigen Stammväter, die Führer, Väter und Fortbildner der andern werden, und jeden Abfall, jedes Herabsinken so lange bekämpfen bis das Volk durch Unglück geläutert und des weltlichen Manzes verlustig sich in dieser seiner geistigen Sendung erkennt. Der Glaube daß die Menschheit, nach dem Willen Gottes geschaffen, durch sittliche Freiheit sich zum Reiche Gottes auf Erden gestalten soll, ist das große Erbtheil Israels, seine Errungenschaft für die Nachwelt.

Das Land Kanaan, in das Abraham mit den Seinen von Chaldäa eingewandert, das seine Nachkommen mit Aegypten vertauschten, dann aber sich wiedereroberten, hat durch einen höchst fruchtbaren milden Küstenstrich im Unterschied von dem rauhen Gebirge und der öden Wüste seinen Bewohnern gleich Aegypten den Anlaß in erstem Nachdenken die großen Gegensätze von Leben

und Tod, von gut und böse zu erwägen, und die Macht zu verehren die ihm dies Land gegeben, und deren erschreckende Gewalt in den häufig hereinbrechenden Schicksalsschlägen der Erdbeben, Ueberschwemmungen, Stürme, Senken und Heuschreckenschwärme sich fesselt als strafende Gerechtigkeit mahnend und zur Buße rufend verkündigte, sobald einmal die Weisligkeit Gottes erfasst war.

Das Volk, gegründet als solches durch die religiöse Wahrheit, sah sich damit als dem Herrn geheiligt an. Es zerfiel in größere und kleinere Gemeinschaften, die gleich dem Hause ihren Vorstand hatten; was Gesetz werden sollte das mußte von diesen Aeltesten beraten und genehmigt sein. Das Heilige zu wahren und zu erklären war die Aufgabe der Priester aus dem Stamme Levi; aus kriegerischen Wächtern des Heiligthums wurden sie friedliche Tempeldiener, Richter, Anseher, Dichter. Der Hohenpriester sollte stets rein und heiter sein und das rechte Verhältniß des Volks zu Gott aus jeder Trübung wiederherstellen.

Die Erhebung über die Natur in den Geist ist weit entfernt von Naturverachtung; vielmehr sind die freundlich hellen wie die dunkeln und granenvollen Eindrücke der Außenwelt mächtig im Gemüth, und die Natur gilt für selbstthätig, lebendig, man soll sich hüten sie zu stören in ihrem geheimnißvollen Gang. Dies ursprüngliche Gefühl lichtet sich durch Moses dazu daß sie das Werk Gottes ist und ihre unverletzlichen Rechte und Gesetze hat. Der Sinn für Reinheit und Pauterkeit zeigt sich im Volk besonders durch den Abscheu vor widernatürlichen Vermischungen, und es liegt eine zarte Rücksicht darin daß nicht einmal das Bäcklein in der Milch seiner Mutter gekocht werden durfte, die es ja eigentlich ernähren sollte. Aber wie Gott über die Natur erhaben war, so macht das Volk aus dem allertümlichen Frühlingsfest die Feler der Befreiung aus der Dienstbarkeit, die Feler der Gründung der religiösen Gemeinde. Und als Abraham nach semitischer Sitte das Menschenopfer des Erstgeborenen bringen wollte, da ward ihm in innerer Erfahrung offenbar daß Gott die Hingabe des Willens verlangt und sich genügen läßt; so predigen denn die Propheten daß Gehorsam besser und dem Herrn gefälliger sei als die Spende des Widderbluts und die Darbringung der Felsfrüchte.

Wie Gott als Geist nicht sinnlich angesehen, sondern nur gedacht wird, so ist der Gedanke, der Gehalt in der hebräischen Kunst das Höchste, und die äußere Erscheinung ihm untergeordnet. Der Hebräer betrachtet die Natur als ein Werk Gottes, und

bewundert sie weniger um ihrer selbst willen, denn um die Macht und Weisheit des Schöpfers in ihr zu preisen; er heftet darum das Auge auf die Zweckmäßigkeit der Dinge, und achtet in der Geschichte mehr auf die leitende Hand Gottes als auf die Selbstständigkeit und Freiheit des Menschen, deren Leben ein Dienst des Geistes sein soll. Die Phantasie sieht Gott nicht sowol in als über der Natur, und läßt darum ihn oder seine von ihm begeisterten Helden und Propheten über die Naturordnung gebietend übergreifen, ja auch trotz derselben das Wort des Geistes sich erfüllen und der Idee im Wunder eine unmittelbare Verwirklichung geben.

Diese Erhebung über die Natur in die Freiheit und Innerlichkeit des Geistes ließ die Phantasie der Hebräer nicht in der äußern Wirklichkeit ruhen und in deren Formen dem Gedanken dauernde Gestalt geben; das plastische Vermögen blieb bei ihnen unentwickelt und mit ihm der Sinn für den architektonischen Aufbau und die Vollendung eines Kunstwerks in der völligen Durchbildung des Stoffs durch die Form. Die Einbildungskraft lebte und webte in der Gemüthswelt und arbeitete für die innere Anschauung; die Religion des Geistes führte zur Kunst des Geistes, zur Poesie, welche die Gedanken der Seele und die Bewegungen des Herzens fund thut und kühnen Schwünge dem Fluge der Vorstellungen folgt. Es ist darum nicht das plastische Epos, das sich bei den Axiern findet, sondern die musikalische Poesie das Ergebniß der hebräischen Gemüthsstimmung und Weltauffassung; es ist die Innerlichkeit des Gemüths in seinem Verhältnis zu Gott, es ist die Weihe des Irdischen durch seine Beziehung auf das Ewige und der sittliche Gehalt, wodurch diese Poesie das religiöse Gepräge und die classische Größe für alle Zeit erhält. Sie ist hymnisch in dem Preise Gottes, für den sie alle Pracht und Hülle der Natur verwerthet, sie ist didaktisch insofern es ihr weniger um die Schönheit als um die Wahrheit, um das Heil der Seele, um die Erbauung des Gemüths zu thun ist. In ihrer Erhabenheit herrlich und in ihrer Geistigkeit unbekümmert um die äußere Erscheinung findet sie eine eigenthümliche Form, indem sie unbefangen nur nach dem Höchsten trachtet.

Der Ausdruck des Gedankens im Wort wird künstlerisch durch die Bildlichkeit, diese Plastik der Sprache, und durch das musikalische Element des Verses. Die hebräische Phantasie heftet sich nun nicht an die Dinge um die Wirklichkeit in ihrem objectiven Zusammenhange und jedes Besondere in seiner sichtbaren Gestalt darzustellen, sondern die Welt hat ihr nur Werth inwiefern

sie die Empfindungen der Seele erregt, die sich über sie zu Gott erhebt, oder inwiefern die Gegenstände zur Veranschaulichung der innern Stimmung dienen, und daher geht die Phantasie von den Gemüthsbewegungen aus und folgt deren Erschütterungen, deren Verlauf; die Freiheit des Gedankens herrscht, und wie die Vorstellungen einander hervortreten, eilt die Darstellung ihnen nach und schwebt raschen Flugs von einer zur andern; bligartig werden die Dinge beleuchtet, und jeder Gegenstand, der gerade vor der Einbildungskraft steht, tritt hell hervor, aber sofort einem andern weichend versinkt er wieder ins Dunkel; der Dichter schaltet mit der Natur gleich dem Herrn, vor dem die Berge und Hügel hülfen wie junge Kämmer, die Kissen zu Seen und die Steine zu Quellen werden, vor dessen Athem der Mensch wie eine Pflanze wächst und welkt, und die Völker wie Staub im Winde bewegt werden. Der Affect des Gemüths schafft sich dadurch einen ergreifenden Ausdruck, und die Dichtung wird zum Gewitter, das sein Licht und seinen Segen im Geleit des erschreckenden Donners plötzlich und schlagartig entbindet. Die hebräische Poesie ist dabei groß durch ihre Intensität: sie ergreift auch das Innere, die Seele der Dinge, und weiß den Zug in der Erscheinung prägnant hervorzuheben der das Wesen am ausdrücklichsten bezeichnet, das Wort zu finden das den Begriff der Sache sofort und mit schlagender Gewalt angibt. Aber kein Bild wird um seiner selbst willen angeführt, vielmehr fliegt die Empfindung, als ob sie sich nicht genug thun könnte, von einem zum andern, und die Metapher die im Zeitwort liegt ist oft schon eine andere als die der Zusammenhang mit dem Hauptwort erwarten ließ. Die Wasser des Euphrat sind der assyrische König; er überflutet Buda bis an den Hals. Da ist das Land zum Weibe personifizirt; aber das wird vergessen sammt der Flut, und die Ausdehnung seiner Flügel erfüllt die Weite des Landes. Ein andermal ist der Feind eine Geißel und sie überschwenmt das Land. Es leimt auf ein Sproß vom Stamme Isai's und steht da, ein Panier der Völker. Dies Ineinander von Sache, Bild, Gedanke, Gleichniß und Wirklichkeit findet sich hochpoetisch und wunderbar bei Jesaias. Samarien, der Schmuck Ephraims, liegt wie ein Kranz auf dem Berge, der aus dem fruchtbaren Thal aufsteigt; aber auch der Trunkene bekränzt sich gern, und da die Großen von Ephraim immer trunken sind, so mischt sich von Anfang bis zu Ende beides durcheinander. Der Kranz auf dem Haupt des Trunkenen schwankt, und die Blumen Ephraims welken; beiderlei



Kranz kann also leicht abgerissen werden, und der es thun wird ist schon bereit, ein Hagelsturm der die Kränze zerstört, der König der Assyrer, der Samarien verschlingen wird wie eine Frühseige. Aber der Tag des Verderbens ist der Anbruch des Heils, Wen wird selbst der Schmutz und Siegeskranz für den Nest seines Volke. Die Stelle lautet: „O stolze Krone der Trunkenen Ephraims und welle Blume seines hehren Schmutz, du auf dem Haupte des fetten Thals, der Weinbetäubten: sieh einen Starlen und Gewaltigen hat der Herr, einen zerschmetternden Sturm wie Hagelwetter, wie eine Flut überschwemmender Wasser, der sie zur Erde wirft mit der Faust! Mit Füßen wird sie zertreten werden die stolze Krone der Trunkenen Ephraims, und die wellende Blume seines hehren Schmutz ward wie eine Frühseige vor der Ernte, die wer sie sieht, verschlingt. An jenem Tage wird Jahve der Heere zur schmückenden Krone und zum hehren Kranz für den Nest seines Volke, und zum Geist des Rechts dem der da sitzt zu Gericht, und zur Kraft denen die einen Krieg zurüktreiben zum Thore hin.“

Auch die musikalische Form der Poesie, der Vers, trägt den Charakter vorwiegender Geistigkeit; der Rhythmus des Gedankens beherrscht und bildet ihn, der Tonfall der Worte ist untergeordnet; der auf den Gedanken gerichtete Sinn des Dichters gliedert ihn und stellt Satz und Gegensatz, Grund und Folge einander entsprechend hin; aber dieser Parallelismus der Sätze wird nicht in ähnlicher Weise auch mit der regelmässigen Wiederkehr eines Versmaßes verbunden, nicht durch den Gleichklang der Worte in der Alliteration und im Echo des Reims dem Ohre vernehmlich gemacht. Es kommen die Letztern vor, aber sie stellen wie zufällig sich ein, der Drang der Natur nach ihnen wird vom künstlerischen Bewußtsein nicht aufgenommen, sie werden nicht eine Aufgabe für die formende Kraft des Dichters. Die Bewegung des Lebens vollzieht sich im Geist wie in der Natur durch einen Wechsel von Spannung und Lösung, von Heben und Senken, von Ein- und Ausathmen; der Rhythmus läßt die Beziehung, das Aneinanderwirken, das Sichentsprechen der aufstrebenden und abwärts gehenden Welle deutlich werden und macht das Gesetz in Wechsel kund. Der hebräische Vers hat den Auf- und Abschwing des Gedankens in der ersten und zweiten Hälfte und wird durch den Einklang dieser Doppelbewegung gebildet, aber die Sprache hat den Reichthum der Vocalbetonung verloren; der rechte Unterschied der Längen und Kürzen mangelt ihr, sie ist für ein Silbennetrum ungeeignet, und darum werden in der Regel

nur durch die Energie der Aussprache in jeder Vershälfte zwei Worte accentuirt und damit als wesentlich hervorgehoben. Auch hier überragt also das Innere das Aeußere, das Geistige die Pausform, während in der griechischen Poesie die Feillichkeit der Sprache kunstvoll gestaltet ist und das schöne Aeußere das Innere und Geistige überdeckt. Der Sinn aber, der sich im ersten Vers ergossen hat, sammelt sich von neuem zu einem zweiten, um dem Mäler ein Gegenbild zu geben, um in einer frischen Wendung das Gesagte mehrmals zu betrachten und es zu erschöpfen, oder die im Hörer erweckte Stimmung durch Verstärkung und Erweiterung des Gesagten zu befestigen:

Höre, mein Sohn,      deines Vaters Weisung,  
Stoße der Mutter      Lehre nicht zurück.

Oder ein reicherer Gedanke wird durch zwei Verse entfaltet, und zwei andere geben ihm den Widerhall:

In der Drangsal ruf' ich Jahve,  
Klage laut zu meinem Gott;  
Er in seinem Palast hört mich rufen,  
Seine Klage dringt in sein Ohr.

Oder die Vorstellungen des ersten Verses finden in zwei sich anschließenden Versen ihre Ausführung:

Falschheit reden sie einer mit dem andern:  
Ihre Lippe ist voll Heuchelei,  
Mit zweierlei Herzen sprechen sie.

Erwald unterscheidet noch den quonischen oder Sprungrhythmus, der schlechtlin gleichmäßig und ruhig zwei Glieder als Hebung und Senkung nebeneinander stellt, von dem lyrischen Rhythmus, der in stürmischer Bewegung und leidenschaftlicher Stimmung einen unregelmäßigen Gliederbau hervorbringt; beide Arten greifen in einem und demselben Pöde nach Maßgabe des Inhalts ineinander. Immer aber wird durch den Parallelismus der Inhalt segleich als ein bedeutungsvoller und beziehungsreicher angekündigt, der sich in wiederholtem Ausdruck dem Gemüth einprägen soll, und Rosenkranz bringt den feierlichen Ton der hebräischen Poesie damit in Verbindung: die Himmel sollen der Rede hórchen und die Erde dem Worte lauschen.

Wie aber der Inhalt eines Gedichts in mehrere Gedankenmassen sich gliedert, so fügen sich auch Gruppen zusammen, deren jede eine neue Wendung des Gedankens, eine Strophe bezeichnet. Der strophische Bau herrscht in der hebräischen Poesie namentlich im Liede. Wie die Griechen Tag, Gegenstag und abschließende Vermittelung in Strophe, Gegenstrophe und Epode zur Anschauung brachten, so findet sich bald eine derartige Gliederung, bald eine andere Abtheilung nach Maßgabe des zu entfaltenden Sinnes; aber es gilt hier kein festes Gesetz, und eine Wiederkehr der gleichen Verse und des Tonfalls ist nicht vorhanden, nur eine ungefähre Ähnlichkeit der einander entsprechenden Theile wird angestrebt. Mitunter stellt dann ein und derselbe Grundgedanke als das Ziel des Gedichts sich refrainartig am Schluß mehrerer Strophen ein. Eine spätere Kunstspielerei sind die alphabetischen Lieder; das Erlöschen der dichterischen Kraft greift auch hier nach dem äußerlichen Reiz einer mühsamen Form, als ob man in ihrem Zwang einen Halt für die verfallende Poesie finden könne: man läßt 22 Verse oder Versgruppen mit den nacheinander folgenden Buchstaben des Alphabets anfangen. Ursprünglich waren dagegen die Lieder vollstimmlich kurz, und der allgemeingültige Inhalt, der Herzensantheil an ihm führte zum Zusammenfingen, zur Begleitung mit Reigentanz, wie jene alterthümlichen Sprüche vom Uebergang über's Rother Meer oder von David's Kriegthaten, in denen Ernst Meier auch den Reimklang hervorhebt:

Singet dem Herrn, weil er hoch und hehr,  
Hoffe und Wagen warf er ins Meer.

Saul erschlug tausend Mann,  
David erschlug zehntausend sodann.

Poesie also, subjective Poesie ist der Grundton des Hebräerthums auf dem Gebiet der Kunst; sie begleitet es von seinen Ursprüngen an, und die Psalmen geben uns nicht sowol die Gefühlsäußerungen und Bekenntnisse eines einzelnen königlichen Dichters, als die Herzens- und Geistesgeschichte eines priesterlichen Volks im Lauf vieler Jahrhunderte. Und im gewaltigen Ausruf des Gottvertrauens wie des Sünden Schmerzes und der Sehnsucht nach Versöhnung, in der Anerkennung des ewigen Grundes und Zieles von allem Zeitlichen sind sie ein Muster religiöser Poesie, das in seiner klassischen Größe für immer dasteht und durch die Jahrtausende

seine gemütherschütternde wie seine trostverleihende Kraft und Herrlichkeit bewährt hat und bewähren wird.

An der Spitze des Hebräerthums steht Abraham. Ihm ward durch innere Erfahrung, in der Stimme des Gewissens der geistige Gott offenbar, und in seinem Gehorsam schied er sich von den andern Semiten, vom Natur und Molochsdiens, und so mochte er in der eigenen großen Seele vorempfinden daß in diesem seinem Erkennen und Leben einst alle Völker sollten gesegnet werden. Der geistige Gott, das Sittengesetz sind allgemein anerkannt, und so konnte Christus sagen: „Abraham sah meinen Tag und freute sich in ihm.“ „Mit Abraham“, schreibt Bunsen, „fängt die neue Geschichte an, die Geschichte sittlicher Persönlichkeiten und ihrer Wirkungen. Sein gewissenhafter Glaube an die sittliche Weltordnung und das aus ihm entwickelte Gottesbewußtsein hat die Welt umgeschaffen.“ — Sein nächster Fortsetzer war Moses. Der rettete das Volk aus der ägyptischen Knechtschaft, die es durch den Gegensatz zum Selbstbewußtsein, durch den Druck zum Kampf für den einen geistigen Gott brachte. Es war eine religiöse Revolution in welcher Moses, erwachsen in ägyptischer Bildung, aber seinem Volk und dessen Ueberlieferung getreu, es hinausführte in die Wüste um ihm das Gesetz des Geistes als das göttliche zu verkünden. Wie Abraham war er Prophet: er lebte in der Gewißheit Gottes und fühlte dessen Walten in der eigenen Brust; in den Wahrheiten die ihm in der Tiefe seines Wesens durch die Hingabe seines felsenfesten Willens an die Religion offenbar wurden, vernahm er die Stimme Gottes, und sie redete durch ihn zum Volk. Mit unmittelbarer Gewalt leuchtete der Gedanke in ihm auf: „vor dem ägyptischen Bilderdienst kein Heil als in der Verehrung des einen geistigen Gottes, vor der Knechtschaft keine Rettung als im Gehorsam des himmlischen Herrn.“ Und wie dieser Gedanke das Volk entzündet hat, und wie es nun aufbricht die alte Heimat wieder zu suchen, und ein unerwartetes Naturereigniß die Verfolger unter den Fluten des Rothen Meeres begräbt, müssen sie darin nicht die helfende Hand Gottes erkennen und von der frohesten Zuversicht auf sein Walten und Führen ergriffen werden, und dürfen nicht auch wir in dem Zusammenstreffen der Naturordnung mit dem Gang der Geschichte eine helbes verbindende Vorsehung erkennen? Mit Recht sagt Ewald daß das Ereigniß dadurch bedeutend ward weil im Volksgemüth die edelsten und fruchtbarsten Ideale keine gelegt waren und durch jenes zur

Entfaltung kommen konnten. „Das gerade ist die jetzt schnell erreichte Höhe dieser Geschichte daß das ganze Volk nun auch wie mit äußerer Gewalt und sichtbaren Beweisen den wahren geistigen Gott als den rechten Herrn und Erlöser erkennt, und so ein ungemessener freudiger Muth sich bildet ihn weiter nach seinen Wahrheiten und Gesetzen kennen zu lernen, ferner von ihm allein sich führen zu lassen und auch das Schwerste unter solcher Leitung zu wagen. Sonnenblicke dieser Art sind selten in der Geschichte der Erde, noch seltener in der einzelner Völker, und bei jenem uralten Ereignisse verläßt uns die vollständigere Erinnerung nur zu sehr: doch selbst der Tag bei Marathon und der bei Salamis kann nicht so herrlich der Erde erglänzt und kein solches Licht auf ihr angezündet haben, als dieser, den man den rechten Tag der wahren Gemeinde nennen könnte.“

Nicht darin liegt der Monotheismus, bemerken wir hier mit Steinthal, daß die Vorstellung der Zahl Eins mit der Idee Gottes associirt werde, sondern der eine Gott ist nur der geistige Gott, der heilige und barmherzige, dem wir durch unsern Willen ähnlich werden sollen. Nicht das ist Monotheismus daß Jehova zugleich Indra und Vritra ist, daß er allein thut was die Götter unter sich vertheilen, sondern daß er etwas ganz anderes thut als diese, daß er im Unwetter nicht einen Drachen bekämpft, sondern aus Donner und Blitz der Menschheit jene zehn Worte verkündet welche die ewigen Grundpfeiler aller sittlich menschlichen Gemeinschaft sind. Zu diesem Monotheismus führte kein Instinct, kein Spiel der Einbildungskraft, ihn vermochte nur der in sich gesammelte Geist und Wille zu erfassen, und eine Reihe großer prophetischer Persönlichkeiten hat ihn im Lauf der Jahrhunderte ausgebildet.

Daß Gott, das wahre Sein, der Lebendige, das ewige Ich, den Menschen, nach seinem Bilde geschaffen, strafend und liebend leite, daß der Mensch in dem Dienste Gottes, in der Erfüllung des Sittengesetzes Heil finde, dies ward von Moses als ein Bund Jahve's mit seinem Volke dargestellt, und damit durch ihn eine allgemeingültige Wahrheit in die Weltgeschichte eingeführt und zugleich zur innersten Seele, zur treibenden Geisteskraft eines Volks gemacht. Das war eine Kriegserklärung gegen den Symbolismus, der über der Anbetung des Zeichens und Bildes den Sinn vergift, und damit kein Mißfall geschehe ward verboten von Jahve ein Bildniß zu machen; was die Kunst durch diese nothwendige Erhebung über das Sinnliche auch momentan auf dem Gebiet der Plastik oder



Malerei verlor das gewann sie doppelt wieder in der Poesie und in der Geschichtsbetrachtung, und durch die Einsicht daß nicht Moß noch Wagen, sondern allein Zahve reiten könne und reiten werde. Im Gegensatz zu den weltlichen Reichen war er der König Israels, und Moses sein Werkzeug durch die Größe der eigenen Natur und durch die Zustimmung des Volks. Auch in der Stiftung des Sabbats, des Tages der Ruhe von irdischer Arbeit oder Sorge und der Erbauung des Gemüths in dem Gedanken an das Ewige, wirkt Moses für alle Zeiten fort. Und wie er den Kampf mit den Rückfälligen ebenso gewaltig als milde führt, wie er auf der Wanderung durch die Wüste das Volk erzieht und ihm den Stempel seines Geistes anfrückt, wie er nicht bloß das Antlitz Gottes in der sittlichen Weltordnung schaut und dem Pfade des Herrn in der Geschichte nachsinnt, sondern was ihm offenbar geworden auch durch die That zu verwirklichen weiß, ein Bürger unter Bürgern und zugleich ein Kriegsheld, Prophet und Gesetzgeber, das macht ihn zu einer der erhabensten Gestalten die je auf Erden gewandelt, und die in der Phantasie des Volks nicht sowol eine Verherrlichung als den poetischen Ausdruck für ihre Bedeutung durch die an sie geknüpften Wundererzählungen gefunden hat.

Durch Josua gelangte dann die Gemeinde zu einem Vaterland, und während die höhern religiösen Gedanken sich in einem gesicherten Volksethum entwickelten, hatte sich die Kraft der Israeliten im Kampf mit den Kananitern und Philistern sittlich wie physisch zu bewähren. Die Volkslieder dieser Zeit gehen gleich den spätern arabischen aus der Begebenheit selber hervor, werden von den Thatfachen getragen und schildern in einfachem Realismus die Stimmung der Handelnden oder den Eindruck der Ereignisse. Aus der dichterischen Sprache ging dann manches in die prosaische Erzählung über, z. B. daß die Mauern fallen wenn Josua Sturm blasen läßt; oder er ruft in der Schlacht da der Tag sich zu neigen beginnt:

O Sonne stehe still zu Gibeon  
Und du Mond im Thale Hazon!

Und die Sonne ging nicht unter, der Mond nicht auf bevor Israel sich an seinen Feinden gerächt hatte, — der Kampf wurde noch vor Einbruch der Nacht entschieden, ohne eine Unterbrechung des Naturverlaufs, durch Heldennuth und Glaubensbegeisterung. Auf ähnliche Weise hätte eine Wunderlegende aus den Versen im Sieges-

liebe Debora's werden können, wo es heißt: Vom Himmel ward gestritten, die Sterne kämpften wider Sifera, der reißende Bach Rifen schwemmte den Feind hinweg! Es kam nämlich ein heftiges Gewitter den Israeliten zugute. — Volkslieder der Jagd, der Ernte, des Weins, der Liebe, werden in spätern Schriften erwähnt oder klingen in ihnen nach; der Adel der weiblichen Seele, die Keuschheit und Treue wird neben der Wohlgestalt des Leibes und der Muthwilligkeit früh gepriesen.

Zugleich erheben sich einzelne Dichter und Dichterinnen zu kühnem Schwung, zu kunstvollerer Gestaltung. So um 1300 v. Chr. Debora in ihrem Siegeslied. Das Volk zieht muthig und willig in die Schlacht, und Jahve kommt im Gewitter ihm zu Hülfe. Es hatte schlimm gestanden im Land, da hatte das Volk neue Richter erwählt, und ist ausgezogen zum Kampf. Die Schlacht wird lebendig berichtet und daran Sifera's Tod durch die Hand eines Weibes in anschaulicher Schilderung geknüpft.

Gefegnet sei vor den Weibern Jael,  
 Das Weib Hebers des Keniters;  
 Mehr als ein Zeltbewohnerweib sei sie gefegnet!  
 Wasser verlangte er, Milch gab,  
 In einer Schale der Vornehmen reichte sie Sahne.  
 Ihre Hand streckte sie aus nach dem Pflode,  
 Und ihre Rechte nach dem Schmiedehammer;  
 Und sie hämmerte auf Sifera, zerschellte sein Haupt,  
 Zerschmetterte und durchbohrte seine Schläfe.  
 Zu ihren Füßen krümmte er sich, fiel, lag:  
 Zu ihren Füßen krümmte er sich, fiel,  
 Wo er sich krümmte da fiel er überwältigt.

Man wird der Mutter Sifera's gedacht wie sie des Ausbleibenden harret, wie die Jüdisinnen sie trösten daß er Heute vertheile, während er selbst die Heute des Todes ist. Dazwischen schlingt sich bald die Aufforderung zum Preise Gottes, bald dieser Preis selbst, wodurch der Grundton des weltlichen Gesangs zugleich ein religiöser wird. Das Ganze ist ein mit aller Frische der Empfindung kunstvoll zur Siegesfeier ausgeführtes Gedicht, eins der ältesten Denkmale der Literatur und der Geschichte. Es erinnert an die Poesie der Wästenaraber vor Muhammed wie sie in der Hamasa gesammelt ist.

Die Thaten Simson's, die Sagen von der Stärke des gewaltigen und frohmüthigen Riesen, sind von der Volkspheantasie zu zwölf

zusammenhängenden Abenteuern mit heiterm Humor ausgebildet und zu tragisch erschütterndem Schluß geführt. Wenn sie an die Heraklesjagd anklingen, so mögen wir bedenken daß diese selbst ihre Wurzeln zu einem großen Theil bei den Phöniziern hat, also die Stammverwandtschaft der Hebräer mit ihnen hervorblückt, und die Erinnerungen an ursprünglich gemeinsame Naturmythen vom Sonnengott wie bei dem deutschen Siegfried auf einen Helden übertragen und zum Schmuck desselben geworden sind. Die Lust an Räthfelspielen begegnet uns auch hier; Jabeln und Sprüche gehören gleichfalls dieser Zeit schon an. Simson als Löwenfänger bezwingt das Symbol der sommerlichen Sonnenglut, wie er sie erzeugt wenn er Füchse mit brennenden Schwänzen in die Getreidesfelder sendet; er zieht sich nach dem Siege zurück wie der Sonnengott im Winter; seine Kraft liegt in seinen Haaren wie die der Sonne in ihren Strahlen. Nachdem man erkennt daß Jahve die Sonne geschaffen, die Bahn ihr angewiesen, wurden die mythischen Erzählungen der Vorzeit auch in Israel wie in Deutschland nach der Bekehrung zum Christenthum auf Volkshelden übertragen. Selbst in den wunderbaren Geschichten des Moses sucht Steinthal Nachklänge der Sonnemythen aufzuzeigen.

Am Ende der Richterperiode steht Samuel's priesterlich prophetische Gestalt, und nachdem zwischen ihm und Saul der Kampf der geistigen und weltlichen Macht gekämpft worden, tritt David auf, der König der beide vereint und das Reich zu hoher Blüte bringt, groß als Held und Staatsmann, groß in seinen sittlichen Gemüthskämpfen, seiner die Schuld sühnenden Buße, seinem Gottvertrauen, ein Sohn des Volks, ein lieberkündiger Hirtenknabe, der nun in der Poesie für die Folgezeit den Ton angibt, sodaß die Psalmen zum großen Theil an seinen Namen geknüpft wurden. Auch darin vergleicht er sich Karl dem Großen daß er die Ehrenlieder der Vorzeit zum Lob der Braven sammeln ließ. In rührender Mlage und doch mit heldischer Energie sang David seinen Schmerz bei Saul's und Jonathan's Tod:

Die Erde liegt erschlagen auf deinen Höhen, o Israel:

Wie sind die Helden gefallen!

Sagt's nicht an zu Gath,

Verkündigt's nicht auf den Gassen Ascalons,

Daß sich nicht freuen die Töchter der Philister,

Daß nicht frohlocken die Töchter der Unbeschnittenen!

Ihr Berge Gilboas, es müsse weber thauen auch regnen auf euch,  
 Noch auf die Fruchtgefilde,  
 Denn daselbst ist der Helden Schild hingeworfen,  
 Der Schild Saul's nicht gesalbt mit Oel.  
 Von dem Blute der Erschlagenen, vom Hute der Helden  
 Hat der Bogen Jonathan's sich nie zurückgewandt  
 Und ist Saul's Schwert nie leer heimgekommen.  
 Saul und Jonathan, lieblich und holdselig in ihrem Leben,  
 Sind auch in ihrem Tode nicht getrennt,  
 Sie die schneller waren als Adler,  
 Stärker als Löwen.  
 Ihr Töchter Israel, weinet über Saul,  
 Der euch küßlich kleidete in Scharlach,  
 Der goldne Kleinode über euer Gewand legte.  
 Wie sind die Helden gefallen mitten im Streit!  
 Jonathain liegt auf den Höhen erschlagen.

Mir ist weh um dich, mein Bruder Jonathain,  
 War wonnig warst du mir:  
 Wunderbarer war mir deine Liebe als Frauenliebe.  
 Wie sind die Helden gefallen  
 Und umgekommen die Rüstzeuge des Streits!

Ein anderes Lied, bei der Einführung der Bundeslade in Jerusalem gesungen, heißt die Thore weit aufthun, daß der König der Ehren einziehe, der Herrscher der Heerschaaren, der Herr, der Starke, der Held im Krieg. Die Erde ist überall des Herrn. — Dann begegnen uns herrliche Naturschilderungen, aber keinerlei müßige Beschreibung, sondern das überquellende Gefühl ergießt sich in ihnen, und der Gedanke schwingt sich an ihnen zu Gott empor. Es ist Jahve's Stimme die im Gewitter erschallt, wo sie Feuerflammen sprüht, und die Wüste erzittert; vor ihr brechen die Cedern und die Berge hüpfen wie junge Büffel, ihr Hall ist in Kraft und Pracht; sie gibt Stärke dem Volk und segnet das Volk mit Heil. Wie schön ist die Sonne in einem andern Psalm personificirt, dem Helden, dem Bräutigam gleich:

Der Himmel verkündet die Herrlichkeit Gottes,  
 Seiner Hände Werk preist das Gewölbe,  
 Der Tag erzählt dem Tag die Kunde,  
 Die Nacht vertraut die Sage der Nacht.

Keine Sage ist's und keine Kunde  
 Deren Schall man nicht vernahmte, —  
 Durch die ganze Erde geht aus ihr Hall,  
 Am Ende der Welt tönt ihr Ruf,  
 Dort wo ihr Helt die Sonne hat.

Und sie tritt wie ein Bräutigam aus der Kammer,  
 Freut sich wie ein Held zu laufen die Bahn,  
 Am Ende des Himmels ist ihr Ausgang,  
 Sie zieht ihren Kreis zum andern Ende,  
 Und es birgt sich nichts vor ihrer Glut.

Wenn der Dichter die Größe Gottes in den Wundern der Welt anschaut, dann fragt er wol: Was ist der Mensch daß seiner du gedenkst, und des Menschen Sohn daß seiner du dich annimmst? Und er fühlt den Schmerz der Sünde tief in seinem Herzen, er klagt seine Unwürdigkeit vor Gott, und erkennt in seiner Noth, seiner Drangsal eine Strafe seiner Schuld. Von den Wogen des Todes umringt, von den Banden des Verderbens umstrickt ruft er zu seinem Gott; heilig halten will er sein Recht, so hofft er auf seine Hülfe, daß er ihm sei Fels, Hort und Erreiter. Den 23. Psalm nennt Vunsen's Bibelwerk eins der innern Lebensbilder, welche hinreichen um David's Einfluß auf seine Zeit und die folgenden Jahrhunderte zu erklären; ist das Lied von ihm, so hat er den Grundton seines Gottesgefühls nirgends wohlthuernder und methodischer ausgesprochen als in den Versen:

Der Ewige ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln:  
 Auf grünen Auen läßt er mich lagern,  
 Zu friedlichen Wassern leitet er mich.  
 Meine Seele erquidet er,  
 Führet mich in Geleiten des Heils um seines Namens willen.  
 Müßte ich auch wandern durch ein todfinsternes Thal,  
 Ich fürchte kein Unglück, denn du bist bei mir;  
 Dein Steden und Stab die trösten mich.

Mit ursprünglicher Gewalt, mit aufwallender Begeisterung, mit schöpferischer Fülle hat David den Ton angeschlagen, der nun die Jahrhunderte fort erklingt. Allmählich kommt mehr Betrachtung an die Stelle der leidenschaftlichen Erregung, und neben dem Gefühlserguß des einzelnen im Drange der Ereignisse tritt das für den Tempeldienst der Gemeinde Gedichtete. Manchmal finden wir auch Ausbrüche der Leidenschaft ohne Klärung und Versöhnung, oder Reflexion ohne Gemüthsbewegung, und wo die Elemente echter Poesie so sich sondern, da sind auch die Psalmen ohne richtiges Leben. Aber die meisten sind herrlich, wir haben in dem Buch eben die Blüte der religiösen Lyrik von acht- oder neunhundert Jahren, es ist aus fünf kleinern Sammlungen allmählich erwachsen, ein Gesangbuch des Volks wie keine andere Nation ein edleres be-



sicht, das Vorbild für den Gemeinbegang des Protestantenthums und häufig in denselben aufgenommen.

David war Held und Sänger, sein Sohn Salomo war ein König des Friedens, prachtliebend, der Erbauer des Tempels. Die Juden waren ein mächtiges Volk geworden, sie traten in den Verkehr der alten Welt ein, ihr Blick erweiterte sich über die Grenzen des eigenen Landes hinaus, und in der Ruhe des Friedens entfaltete sich der Trieb nach Erkenntniß und Weisheit. Der Geist vertiefte sich nicht mehr bloß mit religiöser Innigkeit in sich selbst, er begann auch über die Dinge in der Welt, über den Zusammenhang der Geschichte und die Geschichte der Völker nachzudenken. So entsteht die Geschichtschreibung und die Philosophie, diese letztere jedoch nicht in der wissenschaftlichen Form des dialektischen Beweises, sondern im unmittelbaren Ausdruck der erkannten Wahrheit. Sie ergreift das Gemüth, sie wird mit dem Zauber des Verses bekleidet und wie zur Bestätigung durch die äußere Wirklichkeit gern durch ein Bild veranschaulicht. Hier steht wieder der König voran. Seine Weisheit zeigte sich in sinnigen Richterprüchen, durch die er das verborgene Recht zu finden wußte, wie in den Räthselspielen, in welchen die Königin von Saba sich mit ihm versuchte. Er war der erste aller naturwissenschaftlichen Schriftsteller, wenn er über die Bäume schrieb von der Eder auf dem Libanon bis zum Ilex der an der Wand sproßt. Er gab dem Volksspruchwort seine künstlerische Ausbildung, und die Spruchweisheit der Hebräer ward dadurch an seinen Namen geknüpft, auch das Spätere ihm in den Sammlungen zugewiesen. Zur religiösen Wahrheit gesellte sich jetzt der Reichthum von Lebenserfahrungen und der scharfe Blick für das Wirkliche, und der Geist des Judenthums schuf danach seine Gedankenwelt. Wie wir die Urpoesie und Urphilosophie der Menschheit in der Prägung und Bildung der Worte zum Ausdruck des Gedankens erkannten, so verknüpft auch das Spruchwort Sinn und Bild unmittelbar: eine besondere Thatsache wird ausgesprochen als die Trägerin einer allgemeingültigen Wahrheit, die Idee bleibt an das Factum geknüpft das sie im Geist geweckt hat. „Kein Baum fällt auf den ersten Haß“ sagt man um auszudrücken daß jedes größere Unternehmen sorgfältige und angestrengte Thätigkeit erfordert. Diese Verknüpfung des Realen und Idealen eignet der Spruchweisheit sich an, und reihet gern mehrere Sprüche mit Verlen an dem Faden des gemeinsamen zusammenhaltenden Gedankens aneinander, ohne sie gerade logisch

zu verletzen oder zu entwickeln. Den Hebräern kommt dabei die Form ihres Parallelismus zu statten, und gern heben sie den Sinn des im ersten Vers aufgestellten Bildes im zweiten Vers durch die eigentliche Rebe hervor, 3. V.:

Eisen an Eisen macht man scharf,  
Und einer schärft den Blick des andern.

Ober man gibt ein Gleichniß:

Eine laufende Dachtraufe am Regemage  
Und ein jänkisches Weib sind sich gleich.

Ein goldner Ring in eines Schweines Nase;  
Ein schönes Weib ohne Verstand.

Ober man fügt zum Satz einen Gegensatz:

Des Gerechten Mund ist ein Quell des Lebens,  
Doch der Frevler Mund verbirgt Gewaltthat.

Tief Gewässer ist der Rath im Herzen des Mannes,  
Doch ein hunger Mann schöpft ihn heraus.

Die Väter aßen saure Trauben,  
Und der Kinder Zähne wurden stumpf davon.

Die ersten neun Kapitel unserer Sammlung sind kernvolle Fehrsprüche eines Weisen an einen Jüngling, und die Warnungen vor den Bühlerinnen, vor dem üppigen Leben der Großstadt lassen die Blütezeit des Reichs erkennen. Dann folgen die volkstümlichen Sprichwörter in 13 Kapiteln, kurze naive Darlegungen der Lebensklugheit wie sie namentlich im Bürgerstand sich bildet. Es folgen wieder Worte der Weisen, und dann vom 25.—29. Kapitel neue Sprüche Salomo's, die König Hiskias zusammenstellen ließ, also eine Ergänzung der frühern, mit denen sie zuletzt der Ordner unsers Buchs verbunden hat. Den Sinn und die Absicht des Ganzen legt dieser in den Schlussworten nieder:

Die Furcht des Herrn ist der Erkenntniß Anfang,  
Die Thoren verachten Weisheit und Zucht.

Au Salomo's Namen knüpft sich ein anderes herrliches Werk, die tugtigste Blüte weltlicher Poesie aus Nordpalästina im 9. Jahrhundert v. Chr., das Hohelied. Es ist keine bloße Sammlung der ältesten und schönsten Volkslieder von Lieb und Trenn, wie Herder wollte, als er das richtige Verständniß gegen die allegorisirenden

Ausleger anbahnte und die eigenthümliche Schönheit orientalischer Poesie verständnißförmig erschloß; ebenso wenig ein Drama, wie Ewald behauptete, als er den leitenden Faden der Einheit und fortschreitenden Entwicklung richtig erfaßte; sondern ähnlich der Sitagewinda der Indier und so manchem Miltensstraufe neuerer Dichter die Darstellung einer Herzengeschichte auf echt lyrische Weise in der Art daß die Stimmung der aufeinander folgenden Situationen bald im Einzel- und bald im Wechselgesang ausgesprochen wird. Alles ist in die Gegenwart gerückt, alles im Ton unmittelbarer Empfindung dargestellt, die Handlung dadurch sprunghaft angedeutet, die Natur des Volksliedes künstlerisch durchgebildet, in der Composition ein reiches Ganzes hervorgebracht. Ein Sehnsuchtsruf Sulamit's nach ihrem Hirten geliebten eröffnet die Dichtung. Der hatte sie aufgefodert bei der Ankunft des Arabers zu lustwandeln, die Brüder aber hielten sie des Weinbergs hüten. Dort ergeht sie sich und begegnet dem König Salomo und seinem Reisegesolge; sie wird nach einem nahen Lustschloß mitgenommen um dem Harem eingereiht zu werden. Salomo wirkt nun um ihre Liebe, er preist ihre Schönheit und der Chor der Frauen singt von dem Glück das ihr bevorstehe; aber ihr Herz schlägt nur dem entfernten Geliebten, sie vergegenwärtigt sich wachend und träumend die seligen Stunden in seiner Nähe und lehnt damit des Königs Anträge ab. Sie wird endlich freigegeben und ihr Geliebter kommt sie zu holen. Das Gedicht ist ein Triumphgesang reiner und treuer Liebe. Mag Salomo's Stimme wollüstig schmachtend girren:

Deine zwei Brüste sind wie ein Pärchen  
Von Zwillingsgazellen unter Lilien weidend.  
Bewor noch weht die Abendkühle und die Schatten verschwinden  
Möchte ich geben zum Myrrhenberge und zum Hage des Weibrauchs;

wie Fossanenton erklingt das herrliche Wort:

Stark wie der Tod ist die Liebe,  
Fest wie die Hölle hält heiße Minne.  
Ihre Gärten sind Feuerghärten,  
Eine Gottesflamme.

Wasserwogen löschen die Liebe nicht,  
Ströme stürzen sie nicht hinweg.  
Hölle einer all seine Hölle um die Liebe,  
Dohn und Verachtung würde ihm nur.

Die bald stolzen und gesuchten, bald äppigen Bilder, die Salomo braucht um Sulamit's Schönheit zu feiern und ihre Gunst zu gewinnen, stehen in charakteristischem Gegensatz zu den heldseligen Naturlauten, in welchen Sulamit selbst oder in ihrer Erinnerung der Hirt von Weh und Wonne der Liebe singt. Dabei wird namentlich das Pflanzenleben mit seinen Wälden und Früchten hereingezaogen um zu einer symbolischen Sprache der Liebe zu dienen, der es ja eizen ist alles auf den geliebten Gegenstand zu beziehen, ihn in allem zu finden. In Bezug auf die Composition ist manches minder deutlich oder allzu sprunghaft, man empfindet den Mangel an Plastik und Anschaulichkeit objectiver Darstellung auch hier; aber dafür entschädigt ein poetischer Duft, eine Innigkeit und Wahrheit des Gefühls, worin unser Lied von keinem andern Werk des Alterthums übertroffen wird. Tiefe Blicke in das Wesen der Liebe, der Sinn für die Schönheit der Natur und ein empfindungsvolles Mitleben mit ihr heimehn uns an. Wir sagen gern mit E. Meyer: „Was es so einzig über alle verwandte Dichtungen des Alterthums erhebt ist die wunderbare Harmonie der leidenschaftlichen Sinnlichkeit und der reinsten Sittlichkeit, die den unsichtbaren Pulsschlag des ganzen Liebes bildet. Der Seelenadel rein menschlicher Liebe kann nicht besser dargestellt werden. So wenig religiöse Elemente als solche sich hier finden, das Ganze ist doch von dem sittlichen Geiste des Hebräerthums durchdrungen, und zeigt wie tiefer auch die weltliche Sphäre der Kunst verklärte und heiligte.“

In Salomo's Zeit fand nun auch die hebräische Volkssage ihre schriftliche Niedersetzung, und zugleich erweiterte sich der Blick über die Grenzen der Heimath nach den andern Völkern und ihren Schicksalen; eine Geschichtschreibung begann mit dem festen Glauben an eine sittliche Weltordnung und mit einer unnaahmlichen Sicherheit, Klarheit und Naivität des Ausdrucks fast ein halbes Jahrtausend vor Herodot, aber nicht minder anziehend als seine Museen, nicht so weltfremdig helter wie sie, aber in dem wechselnden Wellenschlag von Schuld und Strafe, Buße und Vergeltung tief sinnig und Gottes voll. Zum Naturmythos gab der geistige Gott keine Gelegenheit; auf erhabene Weise ward er als Schöpfer der Welt geschildert, der alle Dinge hervorruft durch sein allmächtiges Wort: Es werde! Den Menschen formt er zu seinem Ebenbilde und haucht ihm den eigenen Geist als Lebensathem ein. Zur Sittlichkeit und Freiheit berufen muß der Mensch geprüft werden auf das er sich bewähre; aber er folgt der Fodung der Selbstsucht; der

Sündenfall und der Verlust des Paradieses ist in seltlicher Einfachheit der Erzählung der unübertreffliche geschichtliche Ausdruck ethischer Wahrheit. Nachkänge semitischer Mythologie sind hier und andernwärts vorhanden, werden aber geistig-sittlich verwandelt. Sie bewahrt auch die Geschichte Noah's und der großen Flut. Die altbabylonische Erinnerung ist monotheistisch gewandt. Während dort Bel zürnt und zerstört, Ishtar aber, die Kriessgöttin, und Suse die Menschen straft, aber dann sie doch wieder verthilt, und die Taube kehrt zurück mit dem Olivenzweig im Schnabel und ist zu einem lieblichen Symbol des Friedens für alle Culturvölker geworden. Dann wird das Weltleben Inhalt der Sage und der ideale Gehalt tritt deutlich in der religiösen Färbung derselben hervor. Der Ton ist so einfach und bestimmt daß wir überall die wirkliche Geschichte zu vernehmen glauben, nur daß sich das göttliche Walten in seiner Erhabenheit über die Natur nicht so sehr mittels ihrer denn als übernatürliche Wandermacht offenbart. Zur Epöe haben die Sagen sich so wenig wie im alten Rom gehalten. Lyrische Klänge begleiteten die Ereignisse, für eine objectiv historische Darstellung derselben aber war die Phantasie zu erregend und empfindungsvoll, und die Richtung auf das Religiöse machte die Wahrheit lieber im schmucklosen Gewand der Prosa als im glänzenden Schleier der Dichtung sehen. Auch ist der Mensch zu wenig für sich selbst, Gott zu sehr der allein Mächtige, der wahre Held, als daß Epöe und Drama ausblühen könnten. Aber jene profaische Erzählung ist so fern von aller Nebelhaftigkeit, und doch sind die Gestalten so reizend vom Dufte der Urzeit umflossen, die Wirklichkeit ist so gemüthvoll und zugleich so ideal mit allen weichen Zügen gezeichnet, die Geschichte so innervoll zum Spiegel für der Menschen sittliches Verhalten wie für Gottes Weltregieren gemacht, das Feindliche, völkethümlich Verständliche ist so angedeutet voll der Träger des idealen, allgemeingültigen Gehalts, die menschlichen Angelegenheiten werden so frisch und mustergültig, so neu und bedeutungsvoll zugleich behandelt, das immer Wiederkehrende ist so einfach und vorbildlich dargestellt, die Patriarchenwelt wirkt uns so labend und erquicklich an, daß diese hebräischen Urkämpfer gleich den Homerischen Helden zu den Grundbildern der Menschheit gehören und alle nachfolgenden Geschlechter zu ihnen als zu



über der ursprünglichen Quellen echter Naturanschauung und gesunden Lebens sich hinwenden. Die Phantasie ist nicht so blühend, die gestaltende Kraft nicht so freischallend wie bei den Griechen, aber alles trägt hier wie dort den Charakter des Erlebten, nicht des Erfundenen, sondern Erfahrenen, und die erhabene Weihe religiöser Wahrheit ist über das Ganze ausgegossen.

Die Erzväter sind auch für die bildende Kunst in der christlichen Welt so wichtig geworden, weil sie die Urbilder des Lebens, die Werkzeuge des göttlichen Segens für alle Zeit darstellen; die biblische Geschichte hat bereits das Zufällige und Vergängliche abgestreift und das immerdar Bestehende ins rechte Licht gesetzt. Abraham ist der Anfänger einer neuen Entwicklung, sieghafter Held und frommer Diener des Herrn, selbständig an Geist und Macht. Isaac vertritt das nachfolgende Geschlecht, das sanft und treu das Väterleben bewahrt und sich seiner Segnungen erfreut; in ihm und Rebekka ist das Familienleben in seiner Tüchtigkeit verherrlicht. Jakob der Kistige und Israel der Gotteskämpfer in einer Person repräsentirt die Doppelseitigkeit des Judenthums nach seinem schlanen und zähen Erwerbssinn und nach seiner Glaubenskraft. Die anmuthige Erzählung von Joseph klingt schon wie das Vorbild späterer orientalscher Märchen, und ist doch die ewig wahre Geschichte wie die bösen Anschläge und verkehrten Pläne der Menschen durch die Vorsehung zum Heil gewandt werden: die Brüder, die ihn verkaufen um den Träumer los zu sein, bahnen ihm den Weg zu den höchsten Ehren, die er durch Weisheit und Tugend erlangt, bis er endlich noch der Retter und Helfer der Aegyptier wird. „Ihr gedachtet es böse zu machen, aber Gott hat es gut gemacht“, dies herrliche, trostreiche, für die Geschichte der Menschen so vielfach lichtpendende Wort spricht die Erzählung selbst als den Sinn des Ganzen aus. In einigen Wegen- und Nebenbuden wie Ismael und Esau sind verwandte Stämme vertreten. Ismael ist der Wüstenaraber, unabhängig wie der wilde Araber, Esau verliert das Erstgeburtsrecht gleich den Edomitern, die nicht zu höherer Bildung fortschreiten und von Israel überwunden werden. Abraham's Opfer und Altäre sollen in dieser sagenhaften Geschichte schon die Stellen geweiht haben die später Cultusstätten der Israeliten waren. Der Gott war und blieb ein starker eifriger Gott, der in Flammen, im Donner erscheint; ihm gehörte was die Mutter bricht, alle männliche Erstgeburt der Frauen, alle Erstlinge der Thiere und des Feldes; aber

man löste den Menschen durch das Symbol der Beschneidung und so soll Abraham bereits willig gewesen sein das Theuerste, den einzigen Sohn zu opfern, aber durch innere Offenbarung erfahren daß der geistige Gott Gehorsam, die Hingabe des selbstsüchtigen Willens fordert. Und Jakob erwirbt den Namen Gotteskämpfer durch sein persönliches Ringen mit dem Herrn, der ihm die Hüfte verrenkt, aber ihn segnet. Wenn bei den Semiten der gute Gott das Feindselige überwindet, läßt hier der Mensch nicht ab bis das Jorumnuthige im Ewigen selbst ihm zum Heile wird. Was der Volksgeist eringt das wird sein durch die Thaten großer Männer; und wenn der Volksgeist und ganze Perioden der Geschichte durch die Sage in den Erzvätern personificirt sind, so lag in jenen Stammheroen doch auch der Ursprung und die Keimkraft dessen was die Folgezeit durch Moses und die Propheten gewann.

Diese in dem ersten Buch Moses enthaltenen Erzählungen und die daran sich anreihende Geschichte des Auszugs aus Aegypten und der Gesetzgebung sind aus mehreren Schriften zusammengestellt, deren erste und älteste, von Ewald das Buch der Ursprünge genannt, die Grundlage bildet, an die eine zweite sich ergänzend anschließt; der Verfasser von jener wird gewöhnlich der Elohist genannt, weil er in der vormosaischen Zeit für Gott den Namen Elohim braucht, der Verfasser der zweiten heißt Jehovist, weil er den fälschlich Jehova ausgesprochenen Nahnamen von Anfang an hat; jener schreibt poetischer und einfacher, dieser rein prosaisch und mehr betrachtend. An sie schließen sich jene Predigten über das Gesetz, die im fünften Buch Moses dem Gesetzgeber in den Mund gelegt sind und in seinem Geist den Geist seiner Ordnungen darlegen wie sich derselbe im Lauf der Jahrhunderte entwickelt hatte. Entschieden und rücksichtslos wo es die Bewahrung der reinen Religion gilt athmen diese Reden einen humanen Geist und zeigen den Einfluß der großen Propheten auf den Verfasser. Die Werke zusammen sind für die Literatur was für das ganze Volk das Willen des Moses war, und verdienen es seinen Namen zu tragen. Noldeke nennt den Pentateuch die Quintessenz der ganzen hebräischen Literatur: es herrsche in ihm auch eine starke Abwechslung des Inhalts wie des Tones: wir haben da detaillirte Opfervorschriften, einfach bürgerliche Gesetze und herzliche Ermahnungen, kurze Berichte in bloßen Umriffen und ausführliche Darstellungen voll unerschöpflicher Lebensfrische, systematisch künstliche Aufzählungen und die schönste Poesie: kurz der Pentateuch ist eine Welt im kleinen.

Das Buch Josua schließt sich dem Pentateuch unmittelbar an. Das Buch der Richter verhielt sich ursprünglich zu den Sagen und Volksliedern treu und alterthümlich wie die Lombardenchronik des Paulus Diaconus zu ähnlichen Quellen, ward aber in einem erbaulichen Ton überarbeitet.

In der Theilung des Reichs nach Salomo (975 v. Chr.), in der Bedrängung durch größere Nachbarstaaten, im Sturz der politischen Selbständigkeit kam den Juden mehr und mehr zum Bewußtsein daß ihre Mission keine blos weltliche, sondern eine geistige sei, die Einleitung der Menschheit zur wahren Religion, die Abwendung vom Aeußern auf das Innere. Die Zeit der nationalen Noth ward zur Läuterung für die Geister. Die Geistigkeit Gottes war bei ihrer ersten Erkenntniß in ihrer Erhabenheit über die Welt von dieser zu sehr geschieden und losgerissen, und dadurch war das Verhältniß der Menschen zu Gott kein recht inniges und lebendiges, sondern ein contractliches geworden, ein Bund war geschlossen zwischen Jahve und dem Volk wie zwischen zwei Parteien, und die Menge meinte durch vorgeschriebene äußerliche Handlungen könne dem Willen Gottes genügt, die Befolgung des Gesetzes müsse durch weltlichen Lohn vergolten werden, die Darbringung von Opfern aus dem Segen des Feldes oder der Heerde könne die Hingabe der Persönlichkeit an Gott ersetzen. Da nun bildete sich allmählich im Anschluß an die Wahrheit des Judenthums die Ueberzeugung daß statt des Bundes der Gerechtigkeit ein Bund der Gnade noththue, daß der Wille Gottes nicht ein äußeres Gesetz sei, vor dem der Mensch in knechtischer Furcht sich beuge, sondern das in kindlicher Liebe ihm eigen gewordene Princip seines innern Lebens, daß Gott durch das Opfer des Herzens versöhnt werde, daß in der Gemeinschaft mit Gott das wahre Glück und der Lohn der Tugend bestehe, daß aber dies neue Verhältniß der Gottinnigkeit durch eine Persönlichkeit müsse begründet werden, die in sich die Einheit göttlicher und menschlicher Natur darstelle und denen mittheile welche sich ihr anschließen. Und die Erwartung dieses Gesalbten Gottes, des Messias, in welchem die hebräische Phantasie das Ideal ebenso als ein zukünftiges gestaltete wie sie es in Abraham als ein vorzeitliches anschaute, läuterte sich mehr und mehr von der Vorstellung weltlichen Glanzes zu der Hoffnung daß er durch innere Kraft die verstockten Herzen belehren, die Welt umbilden und mit Gott versöhnen, das Reich Gottes auf Erden errichten werde.

Die Träger dieser Fortbildung des Judenthums zum Christen-

Propheten von seinem Erfülltsein durch Gott, der ihn besetzt, dem er nicht widerstehen kann; die höhern Gedanken zucken wie Blitze, hallen wie Donnerschläge durch die gewöhnlichen Meinungen und Bestrebungen. Aber die Offenbarung ist nicht das Werk einer fremden Macht, unser innerstes Wesen ist ja Gott, der Lebensgrund aller Dinge, und so findet der Geist sich in der Wahrheit, ja kommt durch sie erst wirklich zu sich selbst, und weiß das in der Begeisterung des Augenblicks Geschaute festzuhalten, sich zu vermitteln, in der Welt anzuwenden.

Auf diese Weise sind Propheten die ersten Gründer aller Religion, und religiöse Reformatoren wie Zarathustra, wie Sokrates gehören in ihren Kreis, Abraham und Moses waren Propheten. Vornehmlich aber gilt der Name von den Männern die innerhalb des Judenthums die Religion des Geistes bewahrten und ausbildeten. Hier stehen sie wie die Glieder einer großen elektrischen Kette durch mehrere Jahrhunderte, und ihr Wirken hat durch eine eigenthümliche Literatur in prophetischen Büchern Gestalt gewonnen. Ueber jeden muß der Geist des Herrn einmal gekommen sein; „er muß einmal die göttliche Kraft der Wahrheit gegenüber der ganzen Welt, und sich als allein in ihr lebend und webend erkannt haben; einmal muß er ganz in die göttlichen Gedanken eingegangen und von ihnen gefesselt in dieser Fesselung Kraft und Freiheit gefunden haben“; dadurch steht er auf der hohen Warte, erkennt er das Gesetz der Dinge in der Vergangenheit und für die Zukunft; seine Verkündigung ist eine poetische Philosophie der Geschichte. Er spricht nicht sowol allgemeine Lehrsätze beweisend aus, er sieht das Allgemeine in einem besondern Fall, und auf das Besondere gerichtet macht er es zum Bild und Gleichniß des Allgemeinen und Ewigen, und lichtet damit das Dunkel, schlichtet die Verworrenheit der Verhältnisse, indem er in ihnen die Idee begründet. Ist stellt der alttestamentliche Prophet ein Bild allein hin und reizt das Volk zu selbständiger Deutung an, bis er diese dann auch folgen läßt. Oder er macht sich selbst zum Bild, legt ein Joch auf seine Schulter und geht barfuß zum Zeichen der Gefangenschaft und des Unglücks, das über das Volk kommen wird, oder zertrümmert einen Topf in Scherben um darzustellen wie das Reich zertrümmert werde, oder legt Hörner an wie ein zermalmender Sieger im Vorgrüß des Glücks und der Erhebung, oder gibt den eigenen Kindern bedeutungsvolle Namen, ja zu Zeichen daß diese Namen erfüllt sein werden, sobald die Kinder sie aussprechen können.



Die Propheten waren Wächter des Gesetzes und Geistes gegen über der Naturvergötterung und dem Baaldienst wie gegen die Tyrannei weltlicher Herrschaft; göttliche Demagogen hat Herder sie genannt, Meier das laut werdende Gewissen des israelitischen Volks; sie waren Volkredner und wollten daß Israel im Innern sittlich frei und einig werde; sie wirkten im Hinblick auf eine begeisterte Zukunft, der sie den Weg bahnen, deren entzückendes Bild einen Schimmer der Versöhnung in die zornigen Strafworte gegen die Mitwelt wirft. Im Prophetenthum bricht der freie demokratische Geist die Schranke der priesterlichen Geschlechter; wie der Geist sie treibt erheben die Männer ihre Stimme; begabte Jünglinge werden seit Samuel in den Prophetenschulen zur Kunde und Auslegung des Gesetzes erzogen, in Gesang und Musik, in den Formen des dichterischen Ausdrucks unterrichtet, in dem Gang der Ereignisse, im Geschick des Volks wie der Einzelnen deuten sie auf den Jünger Gottes hin; ihr Wahrsagen ist weniger eine Vorausverkündigung von Thaten, als die Darlegung der Wahrheit einer sittlichen Weltordnung im Gang der Dinge, den diese in der Zukunft beherrschen wird wie sie in der Vergangenheit ihn beherrscht hat. Anfangs sind sie nur Männer der That und des mündlichen Wortes, nicht der Schrift; so Elia, der größte aus diesem Kreis, der wie verzehrendes Feuer hervorbrach gegen die Abgefallenen und Ungläubigen, aber selbst die innere Erfahrung machte daß der Herr nicht im Wettersturm, sondern in sanftem Wehen kommt; die lähne Wildheit der Rede, in der er seine Anschauungen aussprach, der erhabene Eindruck seiner Persönlichkeit ist dann von der Volkssage in wunderbaren Geschichten ausgeprägt, und diese sind selbst wieder mit prophetischem Geiste dargestellt worden. Darnach folgten die heurlichen Gestalten eines Jesaias und Jeremia, die zum Wort und zur Bewährung des Wortes durch That und Thaten auch die Schrift, die künstlerisch zusammenfassende Darstellung ihres Wirkens gesellen, bis endlich die Zeit kam in welcher das rein schriftstellerische Wirken statt des lebentigen Wortes eintrat, dabei aber einzelne Blüten von hoher Vollendung trieb. Die Sprache ist bei den Ältern Propheten geizigen und dichterisch, wenn auch in freierer Form als die lyrische Poesie, und mehr rednerisch gewaltig; sie liebt die volkstümliche Färbung des Sprichworts und die Eindringlichkeit des Wortspiels, das im Klang der Rede eine Symbolik für den Gedanken hinter: die Gebetsstätte Betel wird zum Bettel, todt ist Anathot, die Lust Verlast; dem Apfel gleich:



Israel zum Abfall reiß; wer sich nicht bewährt wird nicht bewahrt; ich traue Gott und traure nicht. Die spätern Propheten, die schriftstellerischen, stehen nicht so unter der Herrschaft der sie bewältigenden Gefühle, und ihre Werke sind deshalb mehr betrachtender Art, ruhig im Fehrten der Prosa entwickelnd oder die Gedanken allegorisch in Gesichte einkleidend; die Weihe der Wahrheit giebt ein mildes Licht der Verklärung über die vorzüglichsten ihrer Werke.

Die Anschauungen die sich innerhalb des Prophetenthums entwickelten, hat Bunsen also formulirt: „Die Religion des Geistes ist die der Zukunft und soll allgemeines Gut der Menschheit werden. Darum muß das Neukerliche, das sich an ihre Stelle setzt, untergehen durch ein Gottesgericht. Die Errettung des Volks wird kommen von einem Herrscher, einem Sprossen David's, welcher ein Reich ewigen Heils und Friedens in der Welt aufrichten wird. Die bewußte fromme Hingabe des Lebens für Volk und Menschheit zur Ehre des Gottesreichs ist die Ueberwindung der Welt und die Versöhnung der Menschheit mit Gott. — Hinter dem dunkeln Gewölk der Gegenwart, das sich um Zion gelagert, erblickten sie das helle Licht einer von dort ausgehenden allgemeinen Erleuchtung und innern Heiligung; wie sie erfolgt ist.“

Das älteste prophetische Buch ist das von Joel. Bei ihm herrscht der Dichter fast vor dem Seher, so anschaulich ist seine Schilderung, wie die Heuschreckenschwärme gleich einem Heer heranziehen, wie sie ein jeder in seinem Wege gehen und nicht abbeugen, gleich Helden die Mauern besteigen und durch Speerwürfe nicht im Lauf unterbrochen werden. Darum soll der Bräutigam aus der Kammer und die Braut aus dem Gemach gehen und Kinder und Greise zu einer heiligen Versammlung vor Gott zusammentreten, daß er sich erbarme. Aber nicht die Kleider, sondern die Herzen sollen zerrissen werden. Und aus dieser Ruhe, zu der die Noth treibt, geht dann der Tag des Herrn hervor, der seinen Geist ausgießen wird über alles Volk, daß alle Greise weisfagen und alle Jünglinge Gesichte schauen. Doch nur die Juden, meint Joel, sollen des Heils theilhaftig werden, und Nachdurst gegen die Heiden, Nationalhaß und irdische Hoffnungen trüben den reinen Strom seiner Begeisterung, die ihn jene innige Lebensgemeinschaft mit Gott als das Heil verkünden ließ, das er für die nächste Zeit erwartete, das aber erst Petrus am ersten Pfingstfest für erfüllt erklärte.

Als damals die frohe Erwartung sich nicht verwirklichte, als äußere Feinde, innere Zerrüttung und Völlervergessenheit in Israel eindrangten, und die Weissagung Joel's vielen zum Gespötte ward, da vernahm Amos, der Gut von Thekoa, den Ruf Gottes, und begann seine donnernde Strafpredigt.

Wenn der Sturm brüllt, wer sollte sich nicht fürchten,  
Wenn Gott der Herr redet, wer sollte nicht weisagen?

Von fremden Völkern anfangend und ihre Sünde als den Grund der göttlichen Verichte darlegend zieht er den Kreis immer enger bis er bei Israel anlangt, und das Volk erinnert daß man die sittliche Weltordnung so wenig wie die Gesetze der Natur ungestraft antasten könne.

Wie? Konnten Kasse auf Felsen oder schützte man das Meer mit Stieren,  
Daß ihr verlehrt in Oen das Recht und in Wermut die Frucht der  
Gerechtigkeit?

Er der Sohn der Natur malt in erschreckenden oder lieblichen Naturerscheinungen den Tag des Gerichts, wo die Sonne am Mittag untergeht, die Erde erittert, alle verweilen die auf ihr wohnen, und die Ungerechten auch im Abgrund des Meers die Macht Gottes fühlen, — und den Tag des Friedens und Segens, wo sich der Pflüger an den Schmirer, der Traubenleserer an den Samensstreuer reißt und die Berge vom Weine träufeln. Die Richter erkennt Amos als Justitruhe in der Hand des Herrn. Auch die Heiden sollen nicht verurtheilt, sondern zum alleinwahren Gott hingeführt werden, und mit dem im Feuer der Gabe gesäuterten Israel in sein Reich eingehen. Die Heilsbeschaffung aber, so erkennt Amos als der erste, verlangt einen Heiland, eine menschliche Persönlichkeit, in welcher Gott die Höhe seiner Kraft und Verklärtheit offenbart.

Wie aus dem Schmerz der Liebe in Josias eigenem Gemüthe der Jörn hervorbricht, so hat er der alten andern Propheten die Liebe Gottes aufs tiefste erlöst. Zunächst ist es der Vater der seine Kinder mit Wohlthaten überhaucht, sie aber zum Tode dafür von ihm abfallen sieht, und nun sie straft damit er sie heile; denn er will sie nicht verstoßen, sondern erlösen und vom Tode befreien, und sie sollen Töchter des lebendigen Gottes heißen. Dann aber zieht sich noch bedeutsamer durch das ganze Buch das Bild der Väterliebe für das Verhältniß Gottes und der Menschheit.

parabolischer Rede hebt der Prophet an wie er eine Buhlerin zur Ehe genommen, und wie er die Ehebrecherin eingesperrt, damit sie sich bessere. Als Hurerei wird der Abfall Israels und der Götzendienst geschildert; die Strafe soll zum neuen Bunde führen. Jahve spricht:

So verlobe ich dich mir auf ewig,  
 Verlobe dich mir durch Recht und Gericht, durch Liebe und Erbarmen.  
 Ich verlobe dich mir durch Treue,  
 Und du wirst den Herrn erkennen . . .  
 Liebe habe ich gern und nicht Opfer,  
 Gotteserkenntniß lieber als Brandopfer.

Und dieses Ehebundes von Gott und Menschheit soll auch die Natur froh werden, die Vögel des Himmels und das Wild des Waldes sollen seinen Segen genießen, Degen und Schwerter sollen ausgerottet werden. — Hosea ist durchaus Tyrifer, die Empfindungen wogen auf und ab und die Rede ist „ein leidenschaftlich Stammeln“. Die kühnen Bilder bleiben unvermittelt oder sind durch Sprünge der Einbildungskraft verknüpft; das Ganze ist ahnungs- voll andeutend, nicht klar auslegend, die Sprache voll sinnlicher Farbe und Frische, aber abgerissen und naturwüthig rau. Meier sagt: „Die rein menschliche Liebe der Geschlechter, die in ihrer alles überwindenden Kraft zugleich die größte Treue und die reinste Sittlichkeit in sich schließt, ist im Hohenlied auf die würdigste Weise verherrlicht worden. Was dies Lied im Gebiete der westlichen Weltgedichtung das ist Hosea's Schrift unter den prophetischen Büchern, wobei die Liebe ebenfalls den innersten alles bewegenden Pulsschlag bildet. Beide Stücke stellen zwar große Gegensätze dar, aber sie gehören zusammen und bezeichnen den ewigen Parallelismus zwischen Himmel und Erde. Für Nordpalästina aber ist es unstreitig charakteristisch daß gerade hier zuerst das Evangelium rein menschlicher und göttlicher Liebe verkündigt worden ist.“

Unter dem Namen Sacharja's sind die Aussprüche zweier vielleicht gleichnamiger Männer aus verschiedenen Zeiten und von verschiedenem Stil der Darstellung verbunden, da Ereignisse be- rührt werden die sowol vor 700 als um 600 v. Chr. stattfanden. Die Rückkehr der in die Gefangenschaft Geführten wird verheißen, das Unglück wird das Volk geläutert haben für das messianische Reich, an dem auch die Heiden Antheil nehmen sollen. Es wird

\* durch Gewalt errichtet werden, vielmehr spricht der Herr:

Areolorte mächtig, Tochter Zion, jubele, Tochter Jerusalem!  
 Ziehe der Müdig kommt zu dir, gerecht und siegreich kommt er,  
 Demüthig reitend auf dem Esel, auf dem jungen Hüften des Eselin.  
 Da will ich anerkennen die Wagen aus Erbraam und die Kasse aus  
 Jerusalem;  
 Zerbrochen wird der Kriegsbogen und Friede den Völkern verkündigen,  
 Herrschend von Meer zu Meer, von Strom zu Strom bis an der Erde  
 Grenzen.

An das Bild von der Ankunft des Friedensfürsten schloß Christus  
 bei dem Einzug in Jerusalem sich an um sich dem Volk als den  
 verheißenen Messias zu bezeichnen.

„Was selten in demselben Geiste vereinigt ist, die tiefste  
 poetische Anregung und reinste Empfindung, die sich stets gleiche  
 unermüdlche und erfolgreiche Thätigkeit mitten in allen Wirren  
 und Wechseln des Lebens, und die echtlicherische Fechtigkeit und  
 Schönheit der Darstellung, diesen Dreieck finden wir wie bei  
 Jesaja (um 700 v. Chr.) in keinem andern Propheten verwirklicht,  
 und müssen aus den sichtbaren Spuren des steten Zusammenwirkens  
 dieser drei Kräfte auf das Maß der ursprünglichen Größe seines  
 Geistes zurückschließen. In ihm treffen alle Mächte und alle  
 Schönheit prophetischer Rede zusammen um sich gegenseitig auszu-  
 gleichen; es ist weniger etwas Einzelnes was ihn auszeichnet als  
 das Obemaß und die Vollendung des Ganzen.“ So Ewald. Es  
 ist eben in Jesajas die Herrschaft des Geistes, welche die Kräfte  
 des Gemüths und der sinnlichen Anschauung durchwaltet und lenkt,  
 welche ihn damit auch zum Gebieter über die Form macht; er wird  
 nicht fortgerissen von der leidenschaftlichen Bewegung des Herzens  
 und dem Strudel der Ereignisse, er meistert sie vielmehr und ist  
 aller Töne des Ausdrucks mächtig, am größten aber in einer  
 wunderbaren Verflechtung der Bilder, in welcher eine Anschauung  
 aus der andern hervorquillt und in ihrem Bogen und Wallen doch  
 der eine Grundgedanke leuchtend aufgeht, gleichwie er dem Inhalte  
 nach Drohung, Gebet und Hoffnung ineinander verwebt. Nach  
 einer sittlichen Väterung, nachdem ein Engel ihm mit glühender  
 Kohle die Lippe gereinigt, trat er als Volksereducer auf. Er griff  
 die eingerissene Ueppigkeit und Pracht an, er stürzte die Nester des  
 Wilderlebens, die sich hier und da immer noch erhalten, zu dem  
 das Volk im Verkehr mit den Nachbarn so oft herabgejunkt; er  
 schulderte die Zeitverhältnisse mit großem Scharfblick für die Eigen-  
 thümlichkeit der Völker und ihre Machtstellung, und warnte davor

daß man bei den Ausländern, bei den Assyriern Schutz suche statt bei Gott. Aber das nördliche Reich fiel durch Salmanassar, und bald lagerte ein assyrisches Heer vor Jerusalem. Da raffte eine Pest die Belagerer hin, und so kam die Rettung, die der Prophet in der Gewißheit des Gottvertrauens verheißten hatte; der Eindruck war ein gewaltiger, und im eigenen Erlebnis fand das Volk den Beweis daß der Herr es wol züchtigt zur Strafe, aber es nicht verderben will, und sobald es zur Buße sich wendet, sein Helfer und Retter wird. Um so eifriger sucht nun Jesaias das ganze Volk zu heiligen, die sittliche Freiheit zu verwirklichen. Die Obmacht der Assyrier galt ihm für eine Reinigungszeit; die verstockten Herzen werden vertilgt, der Rest aber wird bekehrt und zu Gnaden angenommen. Nicht äußere Opfer fordert Gott, sondern Gerechtigkeit, Frömmigkeit, Demuth. Von der Wertheiligkeit wird der Mensch auf die Gesinnung hingewiesen, durch das Gefühl der Krankheit, der Sündhaftigkeit werden die Herzen der Genesung, dem Heil bereitet, das nicht als Verdienst, sondern als Gnade erlangt wird. Gottes Geist will unter seinem Volke wohnen. Von Einem aus, der die Vereinigung der göttlichen und menschlichen Natur in sich darstellt, wird sich dieselbe über alle verbreiten; aus David's Geschlecht wird der Messias kommen, ein Held, ein Friedefürst, reich an Rath, ein Hort des Gesetzes, der die Dulder aufrichtet und die Gewaltthaber mit dem Stab seines Mundes niederschlägt; das Recht wird der Gürtel seiner Hüften sein und Treue die Gurt seiner Lenden. Auch die Heiden wird er zur Erkenntniß führen und sein Friedensreich über die Erde ausbreiten. Auch die Natur wird an der Versöhnung Antheil haben: der Wolf wird bei dem Lamm weiden und der Pardel bei dem Böcklein lagern, ein Knabe wird den Löwen leiten und ein Säugling das Auge des Basilisken streicheln. So hob Jesaias das Bild des Messias über das bloß Menschliche in das Göttliche wunderbar empor, und das Neue Testament sah seine Hoffnung in Christus erfüllt.

Großartiger kann Niemand beginnen als wie Jesaias anhebt:

Höret, ihr Himmel, und merket auf, o Erde!

Denn der Ewige redet:

Kinder hab' ich großgezogen und emporgebracht,

Aber sie sind von mir abgefallen.

Ein Ochse kennt seinen Herrn und ein Esel die Krippe des Herrn,

Aber Israel weiß nichts, mein Volk versteht nichts.



Verlassen haben sie den Zweigen, Abtrünnige sind sie,  
 Das ganze Haupt ist krank, das ganze Herz ist sick,  
 Nichts Heiles an ihm vom Scheitel bis zur Fußsohle.  
 Eure Thüren werden veröden, eure Städte eingedöhrt liegen,  
 Fremdlinge werden eure Saaten aufkehren vor euren Augen,  
 Eine Wüste wird's wie nach einem Wellenbruch.  
 Nichts wird von Zion übrig bleiben wie Schutt der Verbeerung,  
 Wie ein Sonnenbach im Weinberg, eine Nachthölle im Gurkenfeld.  
 Hätte nicht der Zweige nicht einigen Nachwuchs aufgespart,  
 Wie würden Sodom gleichen und Gomorrha.

Und wie das den Juden drohende Unheil ihm den Untergang dieser Städte in die Erinnerung ruft, da stehen die Juden um ihrer Sünde willen als Bürger dieser Städte ihm vor Augen. „Dieser Uebergang von der Vergleichung des Unglücks zur Gleichstellung der Sündhaftigkeit Judäas und Sodoms ist mir immer von einer so erschütternden Kraft erschienen daß ich zweifle ob in der sämmtlichen rhetorischen Literatur sich eine ebenso ergreifende Stelle findet.“ So Steinthal. Aber nicht bloß dies Formale ist herrlich, auch der sittliche Gehalt des Folgenden, die Abkehr von allem äußerlichen Gottesdienst zur Innerlichkeit der Gesinnung ist es. Jesaias redet unmittelbar weiter:

Hört nun des Ewigen Wort, ihr Häupter von Sodom,  
 Vernimm Gottes Lehre, du Volk von Gomorrha!  
 Was soll mir die Menge eurer Schlachtopfer?  
 Ich bin satt des Fettes von Mastkübern,  
 Des Blutes der Kämmer, der verbrannten Widder!  
 Euer Rauchwerk ist mir ein Greul,  
 Euren Neumonden und Festen ist meine Seele feind,  
 Eure Jubelfeiern und Gelage find mir verhasst,  
 Sind mir zur Last, und ich bin des Tragens müde.  
 Wenn ihr eure Hände aufhebt, wende ich meine Augen ab,  
 Ob ihr des Betens viel macht, höre ich euch doch nicht;  
 Eure Hände sind voll Blut!  
 Waschet, reiniget euch, laßt ab vom Uebelthun,  
 Schafft eure schuldvollen Gedanken hinweg vor meinem Antlitz,  
 Lernt Gutes thun, trachtet nach Recht,  
 Reichet dem Unterdrückten die Hand,  
 Führet der Waisen Sache, schüzt die Witwen.  
 Dann kommt mich anzurufen.  
 Und wenn eure Sünden dem Scharlach gleichen, sollen sie wie der Schnee  
 leuchten,  
 Und wenn sie wie Purpur glühten, sollen sie weiß wie Wolle werden.

An Isaias schloß Micha nach Form und Inhalt sich an. Er fragt: Hat Jahve Gefallen am Blut der Widder und an Strömen Oels? Er verlangt daß man recht thue, Schuld übe, demüthig sei; dann wirft er die Sünden in die Tiefe des Meers. Und die Völker ziehen heran zur Burg seines Hauses, daß er sie seine Wege lehre und sie seine Pfade wandeln. Denn von Zion wird Gottes Wort und Pehre ausgehen, und es wird Friede herrschen auf Erden, die Schwerter werden Karste und die Speere Winzermesser.

Das israelitische Volk konnte nur dann seine weltgeschichtliche Bedeutung und seine nationale Selbständigkeit behaupten, wenn es seinen Beruf in der religiösen Idee und deren Weiterbildung erkannte, sonst war es ein verschwindendes Anhängsel der benachbarten Staatskolosse. Bei der Zerrüttung, die schon vor der babylonischen Gefangenschaft im Reiche Juda unter assyrischen und ägyptischen Einflüssen um sich griff, verschwinden die sinnlichen Elemente, die Erwartungen äußern Glanzes in der Messiashoffnung, und man sieht das Heil mehr in dem neuen Geistesbunde mit Gott.

Das Buch Nahum's knüpft an die Belagerung Ninive's durch die Meder; dem Gewaltreich der Assyrier naht nun die gerechte Vergeltung. In Sturm und Wetter ist der Weg des Herrn, und Gewölk der Staub seiner Füße. Der Prophet sieht im Geist und schildert feurig und klar wie die Stadt fällt unter dem Jubel der unterdrückten Völker. Schwächer ist Jephania, der von den siegreichen Medern erst noch ein Strafgericht über Israel, dann aber die bessere Zukunft erwartet. Er wiederholt bereits fast wörtlich aus ältern Propheten. Großartig ist bei der Ahnung von Jerusalems Untergang der freie Blick über die geistigen Geschehnisse der ganzen Erde. — Ein herrlicher Dichter ist wieder Habakuk, gleich groß im Gedanken und im Wort, voll ordnenden Kunstsinns, voll schlagender Kraft der Rede. Der Götzendienst ist gestürzt, und doch häufen sich von außen die Bedrängnisse des Volks. Da sieht der Prophet in ihnen weniger ein Strafgericht als eine Prüfung; der Gerechte wird durch seine Treue leben. Mit bitterer Klage ringt er nach der Lösung der Räthsel seiner Zeit. Er tritt auf seine Warte und späht von der Zinne, und erfährt daß der Ungerechte nicht lange besteht, der Gerechte aber, wenn er leidet, um so sicherer auf das künftige Heil bauen könne. Und so betet er mit der Gemeinde daß der Herr im Gewitter heranziehe.

Den Himmel bedeckt dann sein Herrscherkranz und seine Macht füllt die Erde,  
 Und ein Licht gleich der Sonne kommt hervor, Strahlen zur Seite ihm,  
 seiner Herrlichkeit Hülle;  
 Vor ihm geht Todesfackel, Todesflamme zieht nach seiner Spur.

Der bedeutendste Prophet dieser Zeit ist Jeremias. Weichen Gemüths ergießt er sich am liebsten in Trauertönen über den Untergang Judas, über die Gefangenschaft des Volks; seine Seele weint unablässig im stillen, weil die Heerde des Herrn von dannen geführt wird; durch die Wunden seines Volks ist er verwundet und ruft:

O würde mein Haupt zu Wasser und mein Auge ein Thränenquell,  
 Daß ich weinen konnte bei Tag und Nacht über die Erschlagenen meines Volks!

Und nicht bloß daß Aegypten, Sythen, Chaldäer das Reich bedrängten und Nebukadnezar Jerusalem eroberte, die eigenen Könige lehnten dem Propheten seinen thatkräftigen Freimuth mit Verfolgung, Gefängniß, Todesdrohen. Aber auch in der Schlammgrube war der Herr bei ihm wie ein gewaltiger Held, und der Errettete ward der Tröster seines Volks. Solch vierzigjährigem Wirken und Dulden um der Wahrheit willen entsprang seine Gefänge, die sein Jünger Baruch aufzeichnete. Vom Untergang seines Volks erhebt er das Auge auf das Ganze der Menschheit, und aus der Zerstörung sieht er das Reich Gottes aufblühen; er weissagt dem Volk die Rückkehr und Herstellung und der Menschheit einen neuen Bund mit Gott; denn also spricht der Herr aus seinem Munde:

Ich gebe mein Gesetz in ihr Inneres, ich schreibe es in ihr Herz, nicht auf steinerne Tafeln;  
 Ich werde ihr Gott sein und sie werden mein Volk sein;  
 Dann werden sie nicht einer den andern, Bruder den Bruder belehren und sprechen: Erkennet den Herrn, —  
 Sondern sie alle werden mich erkennen vom Kleinsten bis zum Größten,  
 Da ich ihre Schuld vergeben und ihrer Sünde nicht ferner gedenken werde.

In den prophetischen Reden des Jeremias vollzieht sich der Uebergang von dichterischer Darstellung zu erbaulicher Betrachtung und Lehre. Die Klagelieder, die seinen Namen tragen, sind in der Form viel sorgfamer, ja schon gekünstelt, und es ist seltsam

wie das von Schmerz über die Greuel der Zerstörung erschütterte Gemüth seine Seufzer in je 22 Strophen ergießen mochte die nacheinander mit den 22 Buchstaben des Alphabets begannen.

Obadja hielt eine Drohrede gegen die Edomiter, die den Chaldäern im Kampf gegen Juda geholfen; dafür sollten sie unterworfen werden, wenn die Herstellung von David's Reich erfolgt.

Unter den in die babylonische Gefangenschaft fortgeführten Juden war auch Ezechiel, der am Flusse Kobar seinen leichtsinnigen Volksgenossen straspredigend entgegentrat; allein er ist ohne neu-schöpferische Kraft, und der Schriftsteller überwiegt den Propheten, was gleich anfangs hervortritt, wenn ihm der Herr nicht sowohl seinen Geist einhaucht, als vielmehr ihm eine Rolle geschriebener Klagelieder zu verschlucken gibt um sie dann den Kindern Israel wieder mitzutheilen. In gelehrter Weise hält er sich an die Bücher Moses und an Jeremias. Auch er verwendet symbolische Handlungen zur Darstellung von Gedanken, aber nicht in der Wirklichkeit, nur im Buch, und kommt geschmacklos auf widerliche Dinge. Den Mangel an phantasievoller Erregung sucht er dadurch zu ersetzen daß er seine Ideen allegorisch einkleidet und sie als Visionen darstellt; symbolische Erscheinungen, die dann gedeutet werden, enthüllen den Kern der Dinge in der Gegenwart und die Ahnung der Zukunft. Das bedeutendste Gesicht und von echt dichterischem Werth ist jenes wo ihn der Herr zum Thal der Gebeine führt und ihm gebet sie ins Leben zu rufen, und die Gebeine sich mit Sehnen bekleiden, mit Fleisch umgeben, mit Haut überziehen, und der Geist über sie kommt und sie von neuem befecht: so soll auch Israel auferstehen und vom Herrn begeistert wieder zur Heimat kommen.

Am Ende des Exils, die Befreiung durch Kyros erwartend, lebte der große Unbekannte, dessen Weissagungen den Schriften des Jesaias angehängt sind als 40. bis 66. Kapitel; daher er den Namen Pseudojesaias erhalten hat; vielleicht daß auch er Jesaias hieß. An ihm erkennen wir wie wirklich die Zeit der Leiden eine Läuterung war, wie Israel, von der Welt zurückgedrängt, sich in sich selber sammelt und vertieft; die Religion erhält sich ohne äußere Stützen, und der Volksgeist erkennt seine Mission in ihr. Daß Israel kämpfe und dulde für ein rein geistiges Ziel, daß der Weg zum wahren Sieg durch Leid und Prüfung gehe, wird hier mit aller Wärme und aller Klarheit ausgesprochen; die Darstellung ist berecht, die Sprache blühend. Daß die Erkenntniß von Gottes

unwandelbarer Liebe die Herzen rühren müsse, damit sie renig sich ihm wieder zu eigen geben, das war ein Gedanke, den schon frühere Propheten angedeutet, der gegenwärtig seine Ausbildung findet. Und nun sah der Seher gottergebene Männer, die mit Treue und Glauben auch in der Noth am Herren hingen, und dafür noch von den äußerlich Gefürchteten verhöhnt wurden; die aus Firdische gerichteten Gottlosen hatten den Fall des Reichs herbeigeführt und spotteten nun der Frommen, als ob sie verdientes Unglück erduldeten oder als ob ihre Frömmigkeit doch kein Heil bringe. Aber im Gefühl ihrer Unschuld und im Vertrauen auf Gott tragen die Edeln Schmerz und Schmach geduldig, und dieser milde Geist, diese Liebe im Leid wird endlich auch die Verstockten rühren und ergreifen, und die frommen Dulder, die schuldlos gelitten, werden dann die Führer des Volks, dessen Wiedergeburt sie veranlaßt haben, und der Herr wird sie verherrlichen. Aus diesen Ideen schafft nun der Prophet ein neues Ideal, das Bild vom Knecht Gottes, der den rechten Gottesdienst übt; verachtet und verabsäumt von den Menschen läßt er dennoch ihre Schmerzen sich auf; durch seine Wunden sollen sie heil werden. Gequält wird er, obwohl er sich demüthigt und seinen Mund nicht aufthut wie ein Lamm das zur Schlachtbank geführt wird, wie ein Mitterschaf das vor seinen Scherern verstummt. Man macht bei Knechten sein Grab, obwohl er keinerlei Unrecht vollbrachte. Wie die höhern Geister, die edelsten Gemüther so oft ein Opfer ihrer Erkenntniß, ihrer Liebe werden, aber wie gerade ihr Leiden und Sterben ihr Werk am meisten fördert, indem es die todüberwindende Macht der Idee bezeugt, dieser Gedanke ist dem Seher aufgegangen. Das ideale Israel, der Genius des Volks selber, der ein Martyrium für die Wahrheit und für die Menschheit auf sich nimmt, ist in dem Knecht Gottes personificirt; ein Mann wie Jeremias und ein Geschick wie das seine mochte die geschichtliche Grundlage bilden; seine volle und freie Verwirklichung, seine menschheitliche Vollenbung fand es in Christus; es war die geistige Weissagung, sie erhielt die treueste Erfüllung. Sein Volk zu trösten ist der Prophet gesandt. Der Herr will das Sühnopfer annehmen, der Vöther seines Zorns soll nun den Feinden Israels erbenzt werden; Babel stukt in Staub. Was sind seine Idolgötter, von Menschenhänden gegossen oder geschnitten, gegen ihn der da thront über den Kreisen der Erde und den Himmel wie sein Lichtgewand ausbreitet? Er verwandelt die Zwingherren in nichts; er haucht sie an und sie



verdorren, der Sturm rafft sie wie Stoppeln dahin! Er ruft seinem Volke:

Mache dich auf! Werbe Licht! Denn es kommt dein Licht,  
Gottes Høheit glänzt über dir auf.  
Finsterniß bedeckt die Erde und Nebelgewölle die Völker,  
Aber die Völker gehen nach deinem Licht und Könige nach deinem Glanz.  
Und es wird nicht sinken die Sonne, noch abnehmen der Mond,  
Sondern der Herr ist dein ewiges Licht, und deine Trauertage sind zu  
Ende.

Israel soll das Priestervolk Gottes sein, der Tempel Jahve's ein  
Verhaus für alle. Der Himmel ist sein Thron und die Erde  
seiner Füße Schemel, was könnte man ihm für ein Haus bauen,  
der selber alles gemacht hat? Die zerknirschten Herzen sieht er  
gnädig an, den Gefangenen gibt er Freiheit, einen Kranz statt  
des Kreuzes. Wie der Regen, der vom Himmel kommt, erst  
wieder dahin zurückkehrt, wenn er das Land getränkt und befruchtet  
hat, so auch das Wort Gottes erst wenn vollbracht ist was es  
gewollt.

Ayres entließ die Juden aus der Gefangenschaft, aber das  
Volk brachte es nicht weiter als zu einer schwachen Nachahmung  
der zerstörten Verhältnisse, und dem entsprechend wiederholten auch  
die prophetischen Schriften frühere Verklärungen um sie auf die  
Gegenwart anzuwenden. Die Gelehrsamkeit war größer als die  
Begeisterung; die Darstellungen der Vorgänger wurden zusammen-  
gefaßt und je weniger eine Erhebung des Volks aus den damaligen  
Zuständen durch bloß menschliche Kraft möglich schien, desto mehr  
ward das Bild des Messias ins Uebermenschliche gesteigert.  
Haggai, Saphania, Maleachi sind dichterisch nicht von Bedeutung.  
Der Messias heißt der Engel des Bundes; nach einem Straf-  
gericht wird er das rechte Verhältniß zwischen Gott und Volk  
herstellen.

Nach einer ziemlich ruhigen Periode unter persischer Ober-  
heut ward Judäa, als Alexander der Große gestorben war, der  
Zankapfel und Wahlplatz der Kriege zwischen den syrischen Seleu-  
ciden und ägyptischen Ptolemäern. Die Drangsale stiegen aufs  
höchste, als Antiochus Epiphanes Jerusalem eroberte und den  
Dienst der griechischen Götter forderte. Da trat der Verfasser  
des Buchs Daniel auf, und schrieb die ausgeschmückten Sagen  
vom alten Propheten Daniel seinen Zeitgenossen zu Trost und

Erbauung nieder. Die visionäre Darstellungsweise bemächtigt sich des ganzen Inhalts; die Gesichte und Bilder werden bis ins Einzelste ausgeführt, die Geschichte wird in der Form von Weissagungen der Zukunft geschildert, wie es allerdings nach dem Erfolge möglich war. Die allgemeine Noth dünkt dem Verfasser nothwendig als Vorbereitung auf die messianische Zeit; den Messias stellt er sich in menschlicher Gestalt vor, aber vom Throne Gottes auf Wolken des Himmels herabgekommen. Er braucht von ihm den Namen „des Menschen Sohn“, den Christus sich dann selbst beilegte.

Wenden wir zurück auf die eigentliche Psalmen wie sie uns in den Psalmen vorliegt, so finden wir auch in ihr die Gedankenentwicklung und die Stimmungen des Volks im Lauf der Jahrhunderte abgespiegelt. Sie blüht besonders in Juda, wo ein Mittelpunkt des religiösen Lebens durch Salomo's Tempelbau gewonnen war. Zunächst in der Zeit der großen Propheten begegnet uns ihr Geist des Muthes, des freudigen Gottvertrauens, und der Gedanke dringt durch daß der Herr ein Gott des Wissens ist, der die Thaten wiegt, den Stolz zerbricht, die Schwachen mit Kraft gürlet. Und das macht diese Lieder so groß daß wie in jeder echten Volkspoesie der Dichter sich von der Nation getragen weiß und die melodische Stimme der Gemeinde ist, die darum auch wieder seinen Psalm gemeinsam singen kann. So klingt auch später beim Untergang des Reichs die Noth der Zeit auf erschütterndste wider, gerade die edelsten Seelen empfinden den Schmerz des Ganzen am tiefsten; aber über Zerrissenheit und Verzweiflung siegt meist doch ein felsenfestes Vertrauen, das sich gerade im furchtbaren Gemüthskampf bewährt.

Die bittere Frage wird aufgeworfen: warum doch dem Strecker alles gelinge? Der Sänger des 73. Psalms schildert dieser Welt gegenüber die Noth der Frommen, und sinnt nach bis er begreifend eindringt in die Geheimnisse Gottes und gewahrt wie die Wesen auf schlüpfrigen Boden gestellt und dem Sturz nahe sind. Gleich einem Traum nach dem Erwachen wird ihr Bild verworfen werden. Und so fragt der Dichter nichts nach Himmel und Erde, wenn er den Ewigen hat; ihm ist es wönig Gott nahe zu sein und zu verkündigen alle seine Wunder.

Der 42. und 43. Psalm bilden eine der schönsten Elegien. Wie der Hirsch nach frischem Wasser, so schmachtet die Seele nach dem Herrn; ihr Weinen wird ihr zur Speise Tag und Nacht,

wenn man sie fragt: Wo ist denn dein Gott? Da blutet das Herz; aber der Dichter rafft sich auf:

Was bist du gebeugt, meine Seele, und jammerst du so?  
 Hebe dich aufwärts und hoffe auf Gott,  
 Gewiß werd' ich ihn noch preisen,  
 Meinen Retter, meinen Gott!

Und als ein großartiger Refrain klingen diese Verse immer wieder durch, ob das Unglück der Verbannung noch so schwer auf dem Herzen lasten mag.

Das Heiligthum ist zerstört, das Reich ist verwüstet, das Volk ins Elend, in die Fremde geführt; im Verlust des äußern Lebens geht es dem Geiste immer klarer auf, daß der geistige Gott nicht in Tempeln wohnt die mit Händen gemacht sind, denn sein ist die ganze Welt und was sie erfüllt; daß er nicht das Fleisch der Stiere ist, noch das Blut der Böcke trinkt, sondern daß er Gehorsam, Ergebung, Liebe verlangt. Das herrliche Klage lied in der Verbannung endigt im Bernesausbruch gegen die Edomiter, die bei der Zerstörung Jerusalems mitgeholfen.

An den Wassern Babylons da sitzen wir und weinen,  
 Wenn wir Zions gedenken;  
 An den Weiden im Lande hängen wir die Harfen auf.  
 Denn dort fordern von uns unsere Bezwin ger Gesänge,  
 Unsere Dränger Freudenlieder:  
 Singt uns doch von Zions Gesängen!

Wir wollen nicht singen die Gesänge des Herrn im fremden Lande.  
 Vergesse ich dein, Jerusalem,  
 So vergesse mich meine Rechte!  
 Es klebe die Zunge am Gaumen mir fest,  
 Wenn ich dein nicht gedenke,  
 Wenn ich nicht halte Jerusalem  
 Für meiner Freude Gipfel.

Gedenke, o Herr, den Sehnen Edoms jenen Tag Jerusalems!  
 Sie die sprachen: reißt nieder!  
 Reißt nieder bis auf den Grund!  
 Tochter Babel, Verwüsterin,  
 Heiß dem der dir vergift was du uns gethan!  
 Heiß dem der deine Kinder ergreift  
 Und sie zerschmettert wider die Felsenwand!

Der Gedanke an die Nichtigkeit aller Dinge, an die Einfältigkeit des menschlichen Daseins herrscht nun im Gemüth. Der Mensch ist wie eine schnell verweltende Blume, wie Gras das am Morgen grünt und am Abend verderbt, Mühe und Vergänglichkeit ist sein Los, doch der Herr dauert und bleibt eine sichere Zuflucht, er der ehe die Berge geboren und die Erde gegründet worden von Ewigkeit zu Ewigkeit Gott ist. Vor seiner Herrlichkeit und Heiligkeit fühlt sich der Mensch, der endliche, sündhafte schuldig des Gerichts, betet aber um Reinigung und Gnade; denn das rechte Opfer ist ein zerknirscht und zerschlagen Herz, und das rechte Gebet ist um einen reinen Sinn und einen festen Geist. Wern sehen wir mit Hing im zweiten Jesajas den Verfasser des so oft gebeteten Gebetes, das anhebt:

Sei mir gnädig, Gott, nach deiner Gütte,  
Nach deiner Barmherzigkeit tilge meine Uebertretungen.  
Siehe in Missethat bin ich geboren,  
Und in Sünden hat mich meine Mutter empfangen.  
Siehe, Wahrheit rüllet du im Gemüthe,  
So präge denn meinem innersten Verzen Weisheit ein.  
Entzünde mich mit Feser daß ich rein werde,  
Wasche mich daß ich weißer werde denn Schnee.  
Laß mich Wonne und Freude hören,  
Frohlocken müssen die Hebräer die du zerschlagen hast.  
Schaff' in mir, Gott, ein reines Herz,  
Und gib mir einen neuen festen Geist.  
Verwurf mich nicht vor deinem heiligen Angesichte  
Und deinen heiligen Geist nimme nicht von mir.  
Laß mir wiederlehren die Wonne des Geistes,  
Und mit einem willigen Gemüth rülte mich aus.

Als nun von Syros die Erlösung aus der Verbannung kommt, da heißt es gar rührend schön:

Wir waren wie Träumende  
Als der Herr die Gefangenen Zions zurückgeführt;  
Da füllte sich mit Lachen unser Mund  
Und unsere Zunge mit Jubel.

Da sprach man unter den Heiden:  
Der Herr hat Großes an ihnen gethan.  
Der Herr hat Großes an uns gethan,  
Doch sind wir frohlich.

Herr, wende unsere Leiden  
 Wie du mit Quellen die Wüste tränkst.  
 Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten.  
 Wol geht dahin und weint wer den Samen streut,  
 Doch kommt in Jubel heim wer seine Garben bringt.

Die Rückkehr aus dem Exil, der Wiederaufbau des Tempels war das Zeichen einer Wiederherstellung des alten Judenthums eben als Restauration. Das Alte war das Heiliggewordene, Unantastbare, der Geist ward an den Buchstaben gebunden; das Gesetz war in einem anerkannten Schriftwerk niedergelegt, und die Schriftgelehrten umgaben es mit einem Zaun um auch die kleinste Uebertretung zu verhüten, ja eine Menge Dinge wurden geboten oder untersagt damit die Möglichkeit oder Gefahr der Uebertretung ausgeschlossen war. Statt der lebendigen Offenbarung im Gewissen ward das Aeußere, worin die Religion sich bewegt, für heilig gehalten, das Sichtbare überwuchs das Unsichtbare, der Schein das Wesen, und Einrichtungen, Geräthe, Dexter wurden heilig genannt. An die Stelle der Propheten kommen die Schriftgelehrten, statt der lebendigen Offenbarung im Innern ist die Schrift Quell und Norm der Wahrheit. Wie Recht und Moral überhaupt im Orient nicht geschieden sind, so erscheint jede Gesetzesvorschrift als göttliches Gebot. Dadurch bleibt dann vieles eine ideale Forderung, in der Avesta so gut wie im Pentateuch. Daß das Land im siebenten Jahr ruhen sollte war ohne Hungernoth nicht durchzuführen; das große Jubeljahr, das nach siebenmal sieben Jahren allen Besitz wiederherstellen sollte wie er ein halbes Jahrhundert vorher gewesen, würde schon vor seinem Eintritt alle socialen Verhältnisse aufgelöst haben. Auch die Strafgesetze sagen wie in der Avesta mehr was dem Sünder gebührt als was über ihn verhängt ward. Da wußte man der Wirklichkeit nachzugeben. Sonst aber war gerade nach dem Untergang der staatlichen Selbstständigkeit die Religion das nationale Band der Juden, und der Eifer wie die Fähigkeit im Befolgen und Bewahren derselben hat das Volk durch Jahrtausende in seiner Eigenheit erhalten.

Nun blühte die Poesie nicht mehr in ihrer Naturfrische, aber doch in klarer Kunstvollendung, und gerade in ihr zeigt sich der fortdauernde Herzschlag der wahren Religion; das durch innere und äußere Erfahrung gereifte Gottesbewußtsein gibt einzelnen Liedern ihre Tiefe und Klarheit, wenn ein edles Gemüth von den Außerlichkeiten sich wieder abwendet und sich nach dem innersten



Wesen sehnt. Bereits liegt eine Fülle von Gedanken vor, und die Sänger beginnen über sie zu herrschen. Die Fälle ist von Gott gekommen, es gilt ihm zu danken, ihn zu feiern. Da heißt es:

Wer unter dem Schirm des Höchsten wohnt  
Und im Schatten des Allmächtigen weilt  
Der spricht zum Herrn: Meine Zuflucht, meine Burg,  
Mein Gott, dem ich vertraue.

Denn er entreichet dich der Schlinge des Jägers,  
Mit seinen Schwingen deckt er dich,  
Seine Flügel bieten dir Schutz,  
Schuld und Schirm ist seine Treue.

Da wird der Allgegenwärtige angerufen:

Wo soll ich hingehen vor deinem Geist,  
Wo soll ich hinstehen vor deinem Angesicht?  
Stiege ich gen Himmel, so bist du da,  
Bettete ich mir in der Hlle, siehe so bist du auch da.

Nähme ich Flügel der Morgenröthe,  
Fiee mich nieder am Gube des Meers,  
So würde auch dort deine Hand mich führen,  
Auch dort deine Rechte mich fassen.

Sprch' ich dann Finsterniß soll mich bedecken,  
Nacht das Licht sein rings um mich, —  
Finsterniß wäre nicht dunkler vor dir,  
Nacht wie Tag, das Dunkel hell.

Die ganze Welt wird aufgefodert zum Preis des Schöpfers, des Erhalters. In leuchtenden Bögen wird das Bild der Natur entrollt, das Treiben und Streben der Menschen vom Ausgang bis zum Untergang der Sonne lebendig geschildert; das Ganze wird zur Feier des Gottes der in allem waltet. Licht ist sein Kleid, den Himmel spannt er aus wie ein Zelt, Wolken sind seine Wagen, die Flügel des Windes tragen ihn; er macht Stürme zu seinen Boten und Feuerstmmen zu seinen Dienern. Er hat die Erde fest gegründet, die Wasser heben zurück vor seiner Donnerstimme. Er läßt Quellen aus den Bergen sprudeln und trinkt das Wild, und es sättigen sich und wachsen die Bäume, die Vögel singen in ihren Zweigen. Es spricht das Korn zur Nhrung der Menschen, es gedeiht der Wein das Herz zu erfreuen. Gott schuf

den Mond zum Maß der Zeit, und die Sonne kennt ihren Unter-  
gang. Da regen sich die Thiere des Waldes, da brüllen die  
jungen Löwen nach ihrem Raub. Geht aber die Sonne auf, so  
ziehen sie sich zurück in ihre Höhlen; doch der Mensch begibt sich  
an seine Arbeit bis zum Abend. Wie sind die Werke Gottes so  
groß und so viel, wie weislich geordnet! Das Meer wimmelt von  
Fischen, und er thut seine Hand auf sie zu sättigen. Verbirgt er  
aber sein Antlitz, so erschrecken sie, hält er den Athem ein, so ver-  
gehen sie. Er erneut das Antlitz der Erde. Ewig dauert seine  
Herrlichkeit, und er freut sich seiner Werke. So wollen wir ihm  
singen und spielen, und sein uns erfreuen solange wir leben. —  
Da erstaunt auch Alexander von Humboldt, in einer lyrischen  
Dichtung von so geringem Umfang wie dieser 104. Psalm ein  
Bild des ganzen Kosmos dargelegt, mit wenigen großen Zügen  
Himmel und Erde geschildert zu sehen. Das Leben der Natur  
und das Treiben der Menschen sind einander entgegengestellt, und  
der Hinblick auf die Gottesmacht, die unsichtbar über beiden waltet,  
begründet das erhabene Feierliche dieser Poesie.

Ein anderer Psalm besingt die Führung Gottes im Geschick  
der Menschen, wie er dem Moses seine Wege kund that und den  
Söhnen Israels seine Thaten, wie er barmherzig und gnädig ist,  
und mit seiner Güte die Guten umschleßt wie der Himmel die Erde.  
Als ein Vater erbarmt er sich seiner Kinder; die Ungerechten züch-  
tigt er, und schmückt die Unglücklichen mit Sieg. Und wie die  
Gemeinde sein Lob als einen Segenspruch sang, so hallt es noch  
heute in der christlichen Kirche wider:

Nun danket alle Gott, der überall Großes thut,  
Der da beglückt unsere Tage vom Mutter Schoß an,  
Und an uns thut nach seiner Barmherzigkeit.  
Er gebe uns ein fröhlich Herz  
Und daß Friede sei in Israel,  
Daß er bewähre an uns seine Liebe  
Und erlöse uns! Amen.

Auch andere Werke der nachexilischen Zeit zeigen eine erfreu-  
liche Kunstblüte bei volkstümlicher Grundlage. So die anmuthige  
Erzählung von der ährenlesenden Ruth, die einen anziehenden Blick  
in die Ehrenhaftigkeit des hebräischen Familienlebens gewährt und  
in einer ebenso einfachen als gewählten Sprache geschrieben ist.  
Der Dichter von Hermann und Dorothea nennt das Büchlein das

lieblichste kleine Ganze das uns episch und idyllisch überliefert worden, und der Verfasser des Kosmos preist es als ein Naturgemälde von naivster Einfachheit und unaussprechlichem Reiz. — Vehrhaftern Ton schlägt das Buch Jonas an, eine Prophetensage, wahrscheinlich angeknüpft an das alte Lied von der wunderbaren Rettung, wie das Meer selbst als Ungeheuer den Dichter, den es schon verschlungen hatte, wieder ausspie; — das orientalische Gegenbild zum Arion der Hellenen. Daß bei Juden und Heiden die Trennung von Gott auf gleiche Weise Unglück bringt, aber die Zügelung des Menschen unter den ewigen Willen wieder zum Heile führt, geht als gemeinsamer Grundgedanke durch die Geschichte von Jonas und den Ninive. Religionspatriotischer Sinn spricht aus der novellistischen Judithsage. Das Buch Esther ist ohne solch eine Weihe der Grundidee; Zufall, Willkür, Ränne, Leidenschaft walten statt des göttlichen Rathschlusses wie in einer Novelle gewöhnlicher Art; auch beruht die Erzählung nicht auf Thatfachen, sondern der Verfasser will mit seiner Erfindung dem Purimfest, das die Juden nach der persischen Frühlingsfeier annahmen, eine historische Grundlage geben. Ueberhaupt kommen zu den stehenden Bildern und Nebenarten über das Göttliche jetzt manche Gestalten und Züge aus der persischen Mythologie in das jüdische Bewußtsein und in die Literatur. Kommt doch die persische Lichtlehre mit ihrem guten Gott und ihrer sittlichen Richtung unter allen heidnischen Religionen dem Judenthum am nächsten, sodaß sich die Verührungspunkte leicht ergaben und das Böse als der Widersacher und Satan, göttliche und teuflische Kräfte als Engel und Dämonen personificirt wurden. Man entlehnte nicht, alles ward im hebräischen Geist wiedergeboren.

In der nachalexandrinischen Zeit drang griechische Bildung auch in Jerusalem ein, stieß aber bei den zähen Anhängern des Alten auf fanatischen Widerstand. Dabei wurden immer neue Scharen der Juden in alle Welt zerstreut, oder die Lust an Handel und Verkehr veranlaßte sie zu freiwilliger Anwanderung, und bald gab es eine ideale jüdische Colonisation ähnlich wie eine griechische über die ganze bekannte Erde. Platon, die Stoiker berührten sich jetzt mit der hebräischen Weisheit. Man liebte die allegorische Darstellung und suchte die alten Geschichten allegorisch auszulegen um die neuen Ideen in ihnen zu finden. Statt mit Goethe zu sagen „Es wüßten sich die Weisen aller Zeiten“, da die Wahrheit nur eine ist und sie also in ihr sich begegnen, meinten die Juden daß

die Griechen ihnen das Entsprechende entlehnt hätten. In der jetzt abgeschlossenen Sammlung der Sprüche Salomo's wird die Weisheit Gottes, die schon oft in der biblischen Poesie bewundert und gepriesen worden, förmlich personificirt und als das erste Geschöpf Gottes, als die künstlerische Bildnerin der Welt geschildert, die vor Gott spielt, die Natur durchdringt, ihre Freude an den Menschen hat. Sie ist der Beitrag den die religiöse Phantasie der Juden lieferte um im Zusammenwirken mit der hellenischen Philosophie, mit Heraklit und Platon, die christliche Logoslehre zu begründen. Die Sammlung stellt das alte Erbgut der Weisheit auf der Gasse, vermehrt durch die Erfahrungen neuerer Zeit, in einigen großen Gruppen zusammen. Der Prediger Salomo's hat nicht die glückliche Regierungszeit des Königs, sondern vielmehr den Verfall des nationalen Lebens, einen melancholischen Weltüberdruß, den Zweifel an der Wahrheit und an der Möglichkeit der Erkenntniß zum Hintergrunde. Alles ist eitel! lautet das letzte Wort. Darum genieße den Augenblick, doch, — da alles fraglich und der religiöse Zug im Judenthum unverwundlich ist, — ohne den Glauben an die sittliche Weltordnung aufzugeben. Es herrscht ein Kreislauf aller Dinge; ein mittleres Maß ist das vorzüglichste; ein lebendiger Hund ist besser als ein tochter Löwe. — Die goldene Mittelstraße, ein in Gott vergnügter Lebensgenuß wird auch im Spruchbuch von Jesus Sirach gelehrt. Wie in den spätern Psalmen finden wir eine liebevolle Naturbetrachtung. Auch hier wird die Weisheit personificirt und als die Verleiherin aller Tugend gepriesen. Zugespitzte Wendungen, gesuchte Redeklumen, schwülstige Bilder lassen allerdings einen reinen Genuß nicht recht auskommen. — Der Verfasser der Weisheit Salomo's hat am besten das Große des Hebräerthums mit der Platonischen Anschauung verbunden; er fordert die Machthaber auf, sie sollen in der wahren Religion die rechte Weisheit ergreifen; denn nichtig sind irdische Güter, nur durch das Leben in der Erkenntniß Gottes wird Herrschaft und Unsterblichkeit gewonnen. Die Weisheit ist das Licht der Könige, die Beschützerin der Frommen. Eine Gebetstube schildert die Gerechtigkeit Gottes in der Geschichte. Das Könnige der Spruchrede, das Tiefe der Gedanken hat in Paulus und Johannes seine Fortbildung und Vollenbung gefunden.

Von dem regen Geistesleben der am Euphrat und Tigris zurückgebliebenen Juden gibt uns das Buch Tobit Kunde. Es weht ein milder idyllischer Hauch durch das Ganze, die tiefsten

Probleme, die dem Hiob zu Grunde liegen, werden auch hier berührt, aber ohne so tragisch gewaltige Conflictte friedlich gelöst. Das Novellistische, Märchenhafte durchdringt ein tiefreligiöser Zug, die Religion waltet hier vernehmlich im Heiligthum des Hauses und weicht die Innigkeit des hebräischen Familienlebens; das Volkshafte der hebräischen Poesie ist passend in die Form von Ermahnungen der Aeltern an die Scheidenden Kinder, das Lyrische in Gebete und Danklieder niedergelegt. Tobit ist der Gute, Wohlthätige, Barmherzige; er wird verfolgt weil er die Todten begräbt. Warmer Roth aus einem Schwalbennest fällt ihm in die Augen, daß er erblindet. Da spotten sie sein in der Noth und Armut die über ihn gekommen: was er jetzt von seinem Almosengeben habe? Er aber bewahrt dem Herrn Treue, Verehrung, Ergebenheit. Seinem Sohne Tobias, der ausgeht eine Schuld beizutreiben, gesellt sich ein guter Engel, Rafael, zum Geleit, wie Pallas Athene in Mentor's Gestalt den jungen Telemachos begleitet. Aus der Leber des Fisches, den der junge Tobias fängt, bereitet der Engel die heilende Salbe für des Vaters Augen, aus dem Herzen ein Rauchwerk gegen den Bösen Geist, der in der Brautnacht die Bräutigame der schönen Sarah erwürgt hatte, so daß der junge Tobias sie ungeschädet heimführen kann. So wird der Glaube Tobit's gerechtfertigt, und erkannt daß gerade weil er Gott liebt, die Prüfung über ihn gekommen damit er sich bewähre.

Und dies leitet uns endlich zum herrlichsten Kunstwerk des hebräischen Geistes, zum Hiob; ich siehe nicht an mit Gustav Baur ihn Dante's Göttlicher Komödie an die Seite zu stellen, ihn das größte Gedicht von specifisch religiösem Inhalt aus vorchristlicher Zeit ebenso zu nennen wie die Göttliche Komödie das größte der christlichen Welt ist. Beide führen den Menschen durch Irrthum, Schuld und Leid zur Wahrheit und Seligkeit; beide ruhen auf dem Grunde einer unbefangenen religiösen Volksansicht, und beseitigen Zweifel und Verirrungen durch das tiefere, lebendigere Erfassen der ursprünglichen Wahrheit, durch persönliche Aneignung derselben. Hiob ist die erste Theodicee, die Rechtfertigung Gottes und seiner Weltregierung gegenüber dem Unglück und dem Bösen in der Welt; das Unglück ist Strafe der Sünde, aber das Leiden ist auch bestimmt läuternd zu wirken, es kann zur Prüfung verhängt werden, und das Böse steht unter der Herrschaft der Verachtung und muß ihr, muß dem Guten dienen. „Der Gang welchen die Lösung des Problems nimmt, führt aus der Hölle des



Zweifels und der Verzweiflung durch das läuternde Feuer der Prüfung zur beseligenden Anschauung Gottes und seiner ewigen Wahrheit; auch das Buch Hiob ist eine göttliche Komödie in drei Acten.“

Für die Frage nach dem Verhältniß von Schicksal und Freiheit, von der sittlichen That des Menschen und seinem Unglück gab das volksthümliche Bewußtsein der Juden im Glauben an die moralische Weltordnung und ihre Herrschaft auch über die Natur die Antwort daß es dem Menschen ergehe nach seinen Werken, daß der gerechte Gott das Böse mit Unglück strafe, das Gute mit Glück belehne. Wenn nun aber der fleischliche Sinn Glück und Unglück im Besitz oder Verlust äußerer irdischer Güter sah, so konnte andererseits die Erfahrung daß auch Unschuldige leiden den Leidenden selbst wie den denkenden Betrachter zum Haderen mit Gott, zum Zweifel an seiner Macht und Güte führen. Der Streit und die Lösung dieser Gegensätze, die ihre Berechtigung bewahren, ihre Mängel abstreifen, in einer richtigen Fassung der ursprünglichen Wahrheit ist der Inhalt der Dichtung. Dem hebräischen Geiste gemäß, der in ihr gipfelt, ist sie religiös, ist sie vorzugsweise gedankenvoll und zeigt sie ein Bestreben zu lehren, zu überzeugen. Der lyrische Grundton offenbart sich im Herzensantheil des Verfassers, der wie Goethe im Faust eine alte Volks- sage ergreift um seine eigenen Seelenkämpfe, seine eigene Geistesgeschichte in ihr auszuprägen; er zeigt sich gleichfalls in der Art und Weise wie das innere Leben in seiner Erregung und Bewegung dargestellt wird. Aber die Form ist die epische, die erzählende, wir haben eine epische Gedankendichtung, die Mitunterredner sind Vertreter von Weltansichten, von Geistesrichtungen; ein Dramatiker hätte sie schärfer individualisiren müssen, ein Drama ist der Hiob so wenig wie Platon's Gastmahl; der Erzähler hält beständig den Faden in der Hand, und unspannt die Wechselreden mit dem Rahmen der Begebenheit. Aber das Wort ist echt dichterisch, keine abstracte Reflexion, sondern voll Unmittelbarkeit der Empfindung, voll persönlichen Lebens: die Gedanken entwickeln sich aus den Situationen und gewinnen die Gewalt der Leidenschaft, und eine befriedigende Harmonie ist der Zweck des Ganzen. Echt episch ist endlich die weltumspannende Totalität, der Reichthum von Naturbildern, von Darstellungen aus dem Menschenleben in sachlicher Treue und Anschaulichkeit. Einige Schilderungen aus Aegypten und die angefügten Neben Elihu's haben sich als spätere Zusätze

ergeben; daß der Mensch mit Gott nicht selbstgerecht haben und das Leid auch als Prüfung aufnehmen soll, das wollte ein anderer oder nachträglich der Dichter selbst noch besonders hervorheben. Sehen wir davon ab, so entwickelt sich das Ganze in planvoller Geflossenheit, und zeigt uns wie der gereifte bewußte Künstlergeist den vollstimmlichen Stoff, die alte Sage zur Vollendung führt. Das Werk ruht auf der Einheit von Denken und Gesinnung, von Vernunft und Gewissen; das Ewige, das Göttliche, soll nicht bloß nach dem Hörensagen, sondern nach eigener Erfahrung aufgefaßt werden; die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang, das Böse meiden ist Verstand. — Der Verfasser hat nicht vor den großen Propheten gelebt, er mag ihr Zeitgenosse gewesen sein, er hat nicht den ungebrochenen Gottesglauben, nicht die Naturpoesie der Zeit David's, er ringt sich durch den Zweifel hindurch und zeigt sein Nachdenken und seine Kunst. Passend läßt Elyas das Gedicht auf den Ruinen des zerstörten Nordreichs entstehen als Widerhall von dessen erschütterndem Untergang, in welchem für jeden nachsinnenden Frommen die unabsehbliche Aufforderung lag seinen Glauben an Gottes Weltregierung zu sichern um ihn nicht ganz zu verlieren. Wie Dante mußte der Dichter persönlich gelitten und gerungen haben um aus eigenem Herzensdrang heraus so tiefempfundene Worte zu sprechen, in welchen Sief den Schmerz des endlichen Daseins kundthut:

Sat nicht der Mensch Kriegsbienst auf Erden,  
Und sind nicht wie des Lohnarbeiters Tage seine Tage?  
Gleich dem Knechte der nach Schatten lechzt  
Und gleich dem Tagelöhner der auf seinen Lohn harret —  
Also hnd mein Erbtheil mit geworden Monate der Täuschung  
Und Mühsals Nächte sind mir zuertheilt.

Vol hundert Jahre vor Aeschylus, dem Sänger des Prometheus, schuf unser Dichter das titanenhafte geistesfreieste Werk der hebraischen Literatur, er stellte sich auf den rein menschlichen Standpunkt, und gegenüber dem jüdischen Dogmatismus der drei Areunde führte er seinen Helden bis an die Grenze wo die Erfahrung daß Gottes Gerechtigkeit sich keineswegs überall erkennbar ausprägt, daß auch die Unschuld leidet, auch der Ungerechte triumphirt, den Glauben an eine stiltliche Weltordnung wankend zu machen dreht. Es ist ein Geisteskampf schauerlichster Art. „Sief“, sagt Renan, „ist der erhabenste Ausdruck dieses Aufstrebens der

Seele; die anhebende Väterung streift an den Hymnus, ja sie wird ein Hymnus, weil sie im Grund eine Appellation an Gott ist gegen die Mäßen welche das Gewissen in Gottes Werken entdeckt.“ Hiob weiß was dem heiligen Gott gegenüber noththut: unbrungsame Wahrheit und Aufrichtigkeit; es sträubt sich in ihm alles gegen die Zumuthung einen scheinbar festern religiösen Standpunkt zu erkaufen auf Kosten des natürlichen Wahrheitsinnes; aber damit wird er in den Augen der Freunde zum Frevler, der an der bestehenden Glaubenssagung rüttelt. In Wahrheit kommt Hiob gerade indem er die überlieferte Form des Glaubens schonungslos für immer zerbricht, Gott wirklich näher; er wird von Gott gerecht gesprochen, und die scheinbar Rechtgläubigen müssen von dem kühnen Zweifler Fürbitte bei demselben Gott ersuchen dessen Ehre sie vertheidigt zu haben glaubten. Der verblische Zweifel hat sich der Wahrheit näher erwiesen als der hartmüthige Entschluß Nichtverstandenes, abrr Hergebrachtes zu vertheidigen, wie er bei denen feststeht welche nach Hiob's treffender Rede zu Gunsten Gottes lügen und ihm zu Gefallen Unrecht thun. In diesem Sinn hat Hermann Schulz die Bedeutung des Buchs gerade für unsere Zeit erörtert.

Hiob ist durch Muth und Frömmigkeit ausgezeichnet und Gott freuet sich seiner. Da tritt der Satan zu dem Herrn und spricht: „Nehme deine Hand aus und taste an was er hat, dann wird er sich schon von dir wenden.“ Da gibt der Herr dem Satan Gewalt über alle Habe Hiob's, und seine Reichthümer, seine Kinder gehen zu Grunde. Er aber zerreißt sein Kleid und spricht: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen; der Name des Herrn sei gelobt.“ Nun erbittet sich der Satan die Macht Hiob's Gebeine und Fleisch anzutasten, und schlägt ihn mit bösen Schwären von der Fußsohle bis zum Scheitel. Und der Eulder sitzt in der Asche und spricht: „Haben wir Gutes empfangen von Gott, warum sollten wir das Böse nicht auch annehmen?“ Satan vertritt das negative Princip; dasselbe ist nothwendig damit das positive sich als solches bewähre; ohne Gegensatz kein Sieg. Damit ist aber der Gegensatz aufgenommen in das harmonische Ganze; er ist, auf daß er überwunden werde und dadurch zur Verherrlichung des wahren Seins diene. Darum erscheint Satan unter den himmlischen Heerschaaren, und, wie das auch Goethe im Anschluß an unsere Stelle in seinem Prolog zum Faust gethan, der vernünftige Geist, als ein Mittel in der Hand der Vorsehung, erhält Macht sowohl das der Vernichtung Werthe zu zerstören, als auch das

Gute zu versuchen, damit es die Prüfung bestehe und so die Krone verdiene. Durch diesen erzählenden Eingang hat uns der Dichter schon auf den Standpunkt gestellt von welchem aus das Unglück nicht bloß als Strafe, sondern auch als Prüfung erscheint.

Drei Freunde kommen nun zum Unglücklichen, und sitzen bei ihm in schweigender Trauer sieben Tage lang. Wie er dann im Uebermaß des Schmerzes den Tag seiner Geburt vermünscht, da verweisen sie ihn auf die göttliche Gerechtigkeit; er werde, meinen sie, die Schuld seiner Leiden tragen, durch Sünde das Unglück verdient haben. Ihr Recht ist die Ansicht daß That und Geschehniß einander bedingen, daß eine sittliche Weltordnung herrscht; ihr Unrecht ist die äußerliche Fassung daß Trümmigkeit und irdisches Glück nothwendig zusammenhängen, irdisches Unglück eine Folge von Ungerechtigkeit sei. Ijob behauptet dagegen daß es Leiden auch ohne Verschuldung gebe, daß wer so heimgesucht werde wie er, die Befugniß erlange, Gott zur Herstellung des Rechts herauszufordern; er überschreitet die Grenze, wenn er zum Zweifel an der Vorsehung und zum Hader mit ihr fortgeht. Die Freunde erinnern daran daß keiner ganz schuldlos sei, keiner deshalb die Rache Gottes verschmähen dürfe; sie schlägt und heilt. Aber wie Ijob im Zweifel sich verliert, da finden sie eine Schuld in der Hartnäckigkeit mit welcher er Trost und Ermahnung zurückweist, in der Vermessenheit seiner Reden. Sein ungehobenes Leiden erwidert er wenigstens nach dem Tode Anerkennung; aufweinend zu Gott findet er die Hoffnung der Erlösung:

O hätten meine Worte doch aufgeschrieben, verzeichnet in ein Buch,  
 Eingegraben zum Zeugniß in den Fels mit Senggrasfeln und Blei;  
 Denn ich weiß: mein Erlöser lebt und wird als der Letzte auf den Platz  
     sich stellen;  
 Aus meiner Haut heraus, die man zer schlagen, in meinem Leibe werde  
     ich Gott schauen,  
 Ich werde ihn schauen mir zugewandt, mein Auge wird ihn sehen und  
     nicht als Feind.

Dann aber wendet er sich mit einschneidender Kraft gegen den Lauf der Welt, gegen das Wohlleben, die Macht, das Glück so vieler Ungerechten, deren Leuchte nicht erlosche, die auch im Tode geehrt würden; gegen die Verfolgung der Unschuldigen durch böse Gewaltthäter, gegen die schwere Noth der Zeit. Dagegen behauptet er seinen eigenen edlern Sinn, und zeigt uns eine echte innerliche Sittlichkeit, wenn er schildert wie er den Verwaisten ein Helfer

und ein Tröster der Witwen war, statt der Augen dem Blinden und statt der Füße dem Lahmen diente; wie er mit seinen Augen einen Mund schloß, daß sie nicht begierlich nach Frauen und Jungfrauen blickten; wie er das Recht seiner Knechte und Mägde nicht mißachtete, denn derselbe Gott hat sie und ihn erschaffen; wie er sich nicht freute über das Unglück seines Hassers und dem Feind nichts Böses wünschte. Dann erkennt er die Weisheit und Gerechtigkeit Gottes an, er preist sie herrlicher als die Mitterredner: aber ihre Wege sind dunkel und geheimnißvoll, und seine Sehnsucht nach Klarheit motivirt die Offenbarung Gottes, der nun selber eintritt. Satan hatte den sittlichen Sinn angezweifelt, behauptet daß der Mensch das Gute nur thue weil oder so lange es ihm Glück bringe, daß er es aber im Unglück verleugne; Gott hatte sich für die Ehre der Menschen mit seinem Wort verbürgt und Hies hat dies und sich bewährt, er hat nicht Glück, sondern Rechtfertigung, Anerkennung seines sittlichen Zumes verlangt, und die wird ihm. Gott selber gibt sie ihm durch sein Erscheinen auf des Dulders Ruf. Dann heißt er ihn zum Kampf die Hüfte gürtet und fragt aus dem Wetter:

Wo warst du da ich die Erde gründete,  
Da die Morgensterne jubelten?  
Kannst du zum Meer sagen: bis hierher und nicht weiter,  
Hier sollen sich legen deine stolzen Wellen!  
Hast du die Morgenröthe entboten  
Daß sie umfasset die Krone der Erde,  
Und die Frevler herangeschüttelt werden,  
Und die Erde Gestalt annimmt wie der Thron unter dem Siegel,  
Daß alles heullich wird wie Stiderei auf einem Festkleid,  
Den Frevlern aber ihr Licht entzogen  
Und der frech erhobene Arm zerbrochen wird?  
Wurdest du das Siebengestirn,  
Oder kannst du des Orion Fessel lösen?  
Erjagt du sie die Löwin den Raub  
Und ernährst die jungen Adler?  
Gibst du dem Rosse Heldenkraft,  
Reidest du seinen Hals mit der wallenden Mähne?  
Läßest du es springen gleich der Henschrade  
Mit furchtbar prächtigem Schnauben?  
Es scharrt im Thal und freut sich der Kraft,  
Zieht aus den Gewappneten entgegen;  
Es spottet der Furcht und erschrickt nicht  
Und kehrt nicht um vor dem Schwerte;



Auf ihm klirret der Hülser,  
 Blühet die Lanze und der Speer,  
 Sich kummelnd und tobend schürst es den Boden,  
 Und ist außer sich wenn die Posaune ertönt;  
 Bei jedem Tromperenschall ruft es hui!  
 Und wittert von fern die Schlacht,  
 Der Heerführer Donnerruf und das Feldgeschrei.

In solchen und andern Naturbildern verkündet sich Gottes Weisheit und Macht, und Hieb bekennet daß er ihr gegenüber die Hand auf den Mund lege. Da verweist ihn der Ewige auf das menschliche Leben, auf die sittliche Welt, und heißt ihn die Regierung derselben übernehmen und das rechte Gericht halten. Hieb antwortet:

Ich habe erkannt daß du alles vermagst  
 Und kein Gedanke dir versagt ist.  
 Von Hörensagen wußte mein Ohr von dir,  
 Aber jetzt hat mein Auge dich gesehen.  
 Darum widerrufe ich  
 Und thue Buße auf Staub und Asche.

So ist er Gottes im tiefsten Verd persönlich inne geworden, und in der Ergebung in dessen Willen findet er Trost und Heil. Er hat sich im Läuterungsfeuer der Prüfung bewährt, damit ist der Satan überwunden; er erhält das Verlorene wieder und lebt mit den Seinen glücklich.

Haben auch in diesem Werk die Gestalten der drei Freunde keinen so individualisirten Charakter und fehlt eine Entwicklung der Handlung, wie wir beides für ein Drama verlangen, ja vermissen wir im Gedankengang selbst eine planvoll sich steigende Entfaltung, wie sie eine ausgebildete philosophische Dialektik uns geboten hätte, und erkennen wir in alledem die Grenze des hebräischen Geistes, so bleibt doch die epische Gedankendichtung in ihrer Eigenthümlichkeit eine der mächtigsten in der Weltliteratur. Im Unterschiede von Dante und dem Goethe'schen Faust, welche von Beatrice und Gretchen zur Anschauung Gottes, zur Seligkeit des Himmels emporgeführt werden, hört Hieb von seiner Gattin gleich anfangs nur das böse Wort: „Gib Gott den Abschied und stirb!“ Auch haftet der Blick Hieb's an der Erde, und schwingt sich nicht zu dem Gedanken empor daß sie nur die Geburtsstätte des Geistes sei, und daß ein künftiges Leben das Stückwerk des

gegenwärtigen vollenden werde. Er fordert nicht die Unsterblichkeit, aber er fordert Gott zur Lösung des Welträthsels und zum Verständniß des Geschehens, und daß sich der überlieferte Glaube in der eigenen innern Erfahrung durch den Zweifel hindurch bestätigt, das ist Hiob's Herstellung und Sieg.

Die hebräische Lyrik ward mit musikalischer Begleitung vorgetragen; der Tempeldienst entwickelte die Musik. Es wird des hellen, schmetternden, erschütternden Charakters der Instrumente gedacht; Hörner und Harfen waren besonders beliebt. Die Harmonie war noch unausgebildet, das Melodische, das Rhythmische namentlich wog vor. Daß bald einzelne Stimmen nacheinander, dann miteinander sangen, mit Chören abwechselten, Chöre einander antworteten und dann und wann ein allgemeiner Zusammenklang eintrat, gab Farbe und Mannichfaltigkeit; dem Parallelismus der Gedanken gefellten sich die Antiphonen des Gesangs.

„Wie ein Rubin im Golde leuchtet, so ziert Gesang das Mahl; wie ein Smaragd in schönem Golde zieren Pieder bei gutem Wein“, spricht Sirach, und bezeugt uns damit wie der Gesang den Israeliten auch ein Ausdruck der Lebensfreude war. Er warnt zugleich: „Hüte dich vor der Sängerin, daß sie dich nicht mit ihren Reizen fange.“ Und Jesaias zürnt: „Harfen, Feiern, Pauken, Flöten und Wein sind bei euerem Gelagen, aber auf des Herrn Wink achtet ihr nicht und betrachtet die Werke seiner Hände nicht!“

Doch war die Musik wie alle Kunstübung der Hebräer wesentlich eine gottesdienstliche, und ihre sittlich reinigende Macht ward erkannt, wenn der böse Dämon, die Gemüthsverdüsterung Saul's vor dem Harfenspiel David's wich. Und wie die Musik den stündlichen Tannet, die Raserei im Cultus heidnischer Semiten begleitete, so war sie den Juden ein Werkzeug prophetischer Begeisterung. Ambros weist darauf hin daß die Prophetenschüler dem Saul vom Hügel Gottes herab musizierend entgegenkamen. Im Prophetenthum und seiner Begeisterung konnte natürlich niemand unterrichtet werden, wol aber in der Kunde des Gesetzes und in den Formen welche den göttlichen Inhalt aufnahmen und ansprachen, in den Formen der dichterischen Rede und der Musik. Von David heißt es daß er zu gottesdienstlichen Aemtern Propheten mit Harfen und Cymbeln erwählt. Vom Propheten Elisa heißt es daß er sich durch Musik zur Weissagung vor dem König Josaphat anregen ließ; während der Harfenspieler die Saiten schlug, kam die Hand des Herrn über den Propheten.

Daß auch abgesehen von der Ahetung des geistigen Gottes und vom Verbot des Bilderdienstes die Phantasie der Juden zu beweglich war um die Ruhe der in sich vollendeten plastischen Gestalt hervorzubringen, hat bereits Schnaase erörtert. Bei der Wahl und Folge der Bilder herrscht auch in der Poesie mehr die Rücksicht auf Zweck und Wirkung als auf die erscheinende Gestalt der Dinge. In Bezug auf den raschen Wechsel der Bilder anknüpft Schnaase die Weissagung Abia's aus dem ersten Buch der Könige: „Jahve wird Israel schlagen daß es wankte wie ein Rohr im Wasser, und wird Israel herausreißen aus diesem guten Lande, welches er ihren Vätern gegeben hat, und wird sie zerstreuen jenseit des Stroms.“ Also Jahve wird Israel schlagen; — da ist Israel personifiziert, als ein für den Schlag empfindliches Wesen gedacht; die Wirkung des Schlages ist „daß es wankte“. Die Personification bleibt noch, wer einen starken Schlag erhält der wankt; allein das Wanken und Schwanken erinnert auch an die Pflanze welche vom Winde bewegt ist, am meisten, da im Gegensatz gegen Gott alles Irdische schwach ist, an das schwache Rohr. Es beginnt daher ein neues Bild. Der Schlag hat mit dem Rohr nichts zu schaffen, er ist vergessen, bloß das Wanken wird noch beibehalten. Israel wankt also wie ein Rohr, und zwar im Wasser, denn das Rohr wächst im Wasser, der Zusatz bietet sich durch die Lebendigkeit der Vorstellung von selbst dar. So ist Israel nun mit einer Pflanze verglichen; das gibt ein neues Bild für die angedrohte Züchtigung: der Herr wird sie aus dem Boden reißen. Der Boden erinnert an das Land Palästina, welches der Herr den Juden gegeben, bei der Vorstellung der Strafe drängt sich die Erinnerung an die Wohlthat auf, an das fruchtbare liebliche Land. Mit dem Bilde der Pflanze hat dies wiederum nichts gemein, sie haftet in dem mütterlichen Boden, ihr wird kein Land gegeben. Aber so schnell schreitet die Phantasie fort daß sie diese Vertauschung wiederum nicht bemerkt, die Reihenfolge der Vorstellungen wird in eins zusammengezogen: der Herr wird Israel herausreißen aus dem guten Lande, das er den Vätern gegeben. Nunmehr aber sind wir ganz von dem ersten Bilde abgekommen; die Vorstellungen des Volks als einer Person die geschlagen wird, als einer wankenden Pflanze sind verlassen; Palästina mit seinen Bewohnern, diese selbst stehen jetzt vor unserer Phantasie, und die Strafe wird sofort ganz anders bezeichnet: die Entfernung aus dem Lande wo sie sich so wohl fühlen, die Zerstreuung jenseit des Stroms. Wie ganz

andere bleibt Homer im Wilde und zeichnet jedes Gleichniß als ein in sich geschlossenes und abgerundetes Stück der Welt mit voller und treuer Anschaulichkeit! Ihm kann der Plastiker nachbilden, dem hebräischen Dichter könnte höchstens ein Arabeskenmaler folgen; alles verschwebt ineinander.

Auch in Kanaan war es uralte Sitte einen Ort, wo man die Nähe der Gottheit empfunden, durch ein Steindenkmal zu weihen; man nahm gern Steine von auffallender Form oder Farbe und salbte sie mit Oel. Um einen solchen Stein zu Betel kämpften Hebräer und Kanaäer wie später die Araber um die Kaaba. Die Bergeshöhe oder der Schattenraum unter altheimwärtigen Bäumen ward für heilig geachtet. Dem Hebräer war überall heiliger Boden wo sein Gott sich offenbarte. Die Erväterzeit hatte kleine Hausgötter, Teraphim, Bilder von Holz oder Stein mit einem Ueberzug von edelm Metall. Den Schutzgott in Stiergestalt zu verehren trieb ein Hang gegen den noch die Propheten schwer ankämpften. Statt der Götterbilder gab Moses dem Volk die steinernen Geseztafeln, die Urkunde des Bundes mit Gott. Sie lagen in der Bundeslade. Diese war 2½ Ellen lang, 1½ Ellen hoch, aus Akazienholz, innen und außen mit Goldblech verziert. Wie ein zweiter Deckel lag eine Goldplatte auf der Lade; auf ihr ruhten als Sinnbilder des Herabfahrens der Gottheit zwei Cherubgestalten, das Antlitz einander zugewandt, das Heiligthum schirmend mit ausgebreiteten Flügeln, wie wir diese beschwingten menschenköpfigen Stierlöwen in kolossalen Formen von Minive her kennen.

Die Bundeslade stand in einem Zelt, der Stiftshütte; sie war das bewegliche Heiligthum der Nomaden; ihre Form hehlet auch David noch bei. Sie war 30 Ellen lang, 10 Ellen breit und hoch, ein Gerüst von Bretern aus Akazienholz, durch Zapfen ineinander gefügt, durch Kiegeihölzer gehalten, mit Goldblech überzogen; an der Eingangsseite standen fünf Säulen mit ehernen Füßen und goldenen Knäusen, Teppiche zwischen ihnen statt der Thüren. Teppiche dienten statt des Daches und ein Vorhang theilte das Innere in das Heilige mit dem Opfertisch und in das Allerheiligste mit der Bundeslade. Hölzerne 5 Ellen hohe Pfosten, durch Teppiche verbunden, begrenzten einen Vorhof von 100 Ellen Länge, 50 Ellen Breite.

Diese Stiftshütte war das Vorbild für den Salomonischen Tempel. David hatte die Zurüstungen begonnen; die Ausführung

überließ er dem Sohne. Auch David hatte sich phönizischer Arbeiter für seinen Burgbau bedient; der König von Tyrus sandte an Salomo den Werkmeister Hiram Abif, einen Mann voll Weisheit, Verstand und Kunst, der zu arbeiten wußte in Gold, Silber, Erz, Eisen, Stein, Holz, in Purpur, Hyacinth und Byssus, und wußte jegliches Bad zu schneiden und alles kunstreich auszuführen was ihm nach dem Rath der Weisen aufgegeben ward. Der Tempel stand auf dem Berg Moria im Westen von Jerusalem; man hatte den Raum durch aufgeschüttetes Erdreich vergrößert und hohe Mauern hinter demselben aufgeführt. Noch erhaltene Reste zeigen den kolossalen Quaderbau der Phönizier. Der Tempel selbst war 70 Ellen lang, 20 Ellen breit, in drei Abtheilungen, einem Vorraum von 10 Ellen Tiefe, dem Heiligen, und dem Allerheiligsten, dessen Tiefe und Höhe der Länge gleich 20 Ellen betrug, während das Heilige 10 Ellen höher war. Um die drei Außenseiten des Heiligen und Allerheiligsten zog sich ein Anbau in drei Stockwerken, jedes von 5 Fuß Höhe; über ihm ragte dann die Mauer der Mitte empor und war mit Fenstern versehen. Die Mauern waren aus sorgsam behauenen Steinquadern errichtet. Aber statt das Material und die Construction zu zeigen waren die Wände im Innern gleich dem Fußboden und der Decke mit Cedern- und Cypressenholz bekleidet, und dies wieder mit Schnitzwerk verziert, Cherubgestalten, aufbrechende Männen, Palmen, Coloquinten, und diese Decorationen wieder mit Goldblech überzogen. Die Kostbarkeit des Stoffs war offenbar höher angeschlagen als die Schönheit der Form. Die Erinnerung an das Zelt, das Schiff, wie sie in Teppich, Holz und Metallverzierung sich erhielt, ließ bei den Phöniziern wie bei den Inden die architektonische Durchbildung des Steinbaues nicht auskommen. Der Tempel war ein Innenbau, aber sein Inneres nicht so gegliedert daß man das Mannichfaltige in seiner Einheit und Ganzheit überschaute, sondern durch Treterwände und Vorhänge getheilt. Im Allerheiligsten stand die Pundeele zwischen zwei Cherubim, jeder 10 Ellen hoch; ihre Flügel waren ausgespannt also daß sie in der Mitte einander und an der rechten und linken Seite die Wand berührten; der Leib der Figuren scheint hier der menschliche gewesen zu sein, aber nach den vier Himmelsgegenden schauend standen auf dem Halse vier Köpfe: des Löwen und Stiers, des Adlers und Menschen. Die Cherubs waren aus wildem Delbaumholz geschnitten und ebenfalls mit Goldblech bekleidet. Ein Räucheraltar, 10 Schaubrottische, 10 sieben-



armige Leuchter standen im Heiligen. Der Anbau um den Tempel wird wol anderes Geräth enthalten haben. Das Aeußere wie die Behandlungsweise im Innern werden wir uns nach Maßgabe der andern semitischen Bauten in Phönizien und Ninive denken dürfen. Demgemäß werden wir die beiden Säulen, deren besonders Erwähnung geschieht, uns nicht als Träger des Gebälks der Vorhalle vorstellen, sondern sie gleich ähnlichen Säulen des Tempels von Paphos, gleich den Obeliskten der Aegyptier freistehend annehmen. Sie standen auf steinerner Basis, und die verschiedenen Angaben ihrer Höhe, 23 und 35 Ellen, scheinen daher zu rühren daß jene das eine mal mitgerechnet ward, das andere mal nicht. Der Durchmesser maß 4, der Schaft 18, das Capitäl 5 Ellen. Sie waren hohl, vier Ringer dick aus Metall gegossen. Das Capitäl war ein kesselförmiger Knauf mit Lilienblättern geschmückt, mit Reihen von Granatäpfeln und kettenartigen Geflechten umwunden. Derartige hohe vielverzierte Capitäle sind in Persopolis erhalten. Die Namen der Säulen werden genannt: Sachin (er stellt fest) und Boas (in ihm ist Stärke).

Der Tempel war wie gleichfalls bei den Phöniziern von geweihten Räumen umgeben, von einem Vorhof der Priester und einem des Volks. Eine gemeinsame Mauer umschloß beide, drei übereinander geschichtete Steinreihen schieden einen vom andern. Im äußern Vorhof waren Wohnungen für die den Tempeldienst versehenen Weiben; im innern stand der große Brandopferaltar, 20 Ellen lang und breit, 10 Ellen hoch, erzbescheidet; dann Opfergeräthe und ein großes Becken der Reinigung, das eiserne Meer geheißten, in Gestalt eines Bechers oder einer aufgeblühten Lilie, 5 Ellen hoch, 30 Ellen im Umfang, umkränzt von colliquintenartigen Buckeln, getragen von 12 eisernen Rindern, die alle vom Mittelpunkt nach außen gerichtet waren, je drei nach den vier Himmelsgegenden schauend. Altar und Geräthe waren mit Thier- und Pflanzengestalten verziert. Phönizische Werkmänner hatten die Herstellung geleitet; die Felsengräber, die Ausgrabungen in Ninive und die Nachklänge der semitischen Formen in Etrurien mögen uns eine annähernde Vorstellung vom Stil gewähren. Ein Gleiches gilt von dem Palast Salomo's mit seinen Hallen, wenn wir das allerdings um 500 Jahre jüngere Persopolis heranziehen.

Salomo's Tempel stand von 997 586 v. Chr. Nebukadnezar hat ihn zerstört. Der Wiederaufbau, nach 70 Jahren des Exils, hielt sich an die alten Formen ohne die Pracht und Kost-

barkeit des Stoffs. Der Umbau durch Herodes den Großen geschah im Stil der griechisch-römischen Architektur; ihn hat dann Titus zerstört. Wir sind was erhaltene Bauformen betrifft an die Felsengräber der Juden gewiesen, die sich ähnlich wie bei den Phöniziern und Kleinasiaten im Gebirge finden, zunächst in einem Halbkreis um Jerusalem. In der Regel ward eine viereckige Kammer durch eine Steintür verschlossen; die Leichen wurden auf Bänken an der Wand oder in Nischen beigesetzt, auch in stollenartige schmale Höhlungen hineingeschoben. Die Thür ist rechtwinkelig umrahmt, manchmal mit einem Giebel bekrönt. Bei reicherer Ausstattung wird der Fels zu einer Vorhalle bearbeitet, die Fläche des Rahmens und Giebels mit Blattwerk verziert. Bei den sogenannten Königsgräbern öffnet sich die Vorhalle zwischen Säulen, und zeigt der Fries über denselben den Wechsel dorischer Triglyphen mit Schilden und Kränzen; sie gehören also der Zeit nach Alexander dem Großen an, und in die Periode der Römerherrschaft rückt das sogenannte Grabmal Abfalom's herab, dessen Grundlage ein aus dem Fels frei herausgehauener Würfel ist, über welchem ein niedriger Rundthurm mit geschweiftem aufsteigender Spitze steht. Zwischen den Stützpfeilern des Würfels stehen einzelne ionische Halbsäulen, über ihnen unter vortretendem ägyptischen Kranzgesims wieder der dorische Triglyphenfries. Das Ganze zeigt die Mischung verschiedener nationaler Formen am Ausgang der Geschichte der Alten Welt. Selbständig erscheinen die Juden in dem Flächenornament der Del- und Palmzweige, der Traube, der Wein- und Ephenblätter; es erinnert an getriebene Metallarbeit wie solche im Tempel erwähnt wird.

Auch was uns in den Büchern des Alten Testaments von Schilderung der Bildwerke erhalten ist beweist daß sie den Juden fremd und neu waren; das Volk war nicht ein Volk der Bildnerkunst, sondern des Worts. Was es im Wort ausgesprochen das hat wieder einen Michel Angelo, einen Milton, einen Pöndel begeistert um solcher Erhabenheit nachzueifern und sie in Gestalt und Farbe, in Dichtung und Tonkunst würdig auszuprägen.

## Die asiatischen Arier.

### Die Arier in der gemeinsamen Urzeit.

Die vergleichende Sprachwissenschaft hat aus einer Reihe von Wurzeln und Worten die gleichmäßig im Indischen, Persischen, Griechischen, Lateinischen, Keltischen, Slawischen und Deutschen vorkommen, die ursprüngliche Gemeinsamkeit dieser Nationen dargethan. Solche Uebereinstimmung findet sich nämlich nicht sowohl in Ausdrücken die ein Volk von dem andern entlehnt, indem es mit einem neuen Gegenstand auch die Bezeichnung überkonmt, wie bei fenestra und Fenster oder bei Philosophie und Algebra, als vielmehr in den ersten und nothwendigsten Begriffen und Verhältnissen des Lebens, die sich dem erwachenden Bewußtsein überall darbieten und ausgesprochen sein wollen ohne daß ein Stamm auf den Vorgang des andern wartet. Aber auch die grammatischen Formen weisen auf eine gemeinsame Quelle und lassen die genannten Sprachen als mehr oder minder abweichende Mundarten einer ursprünglichen Grundsprache erscheinen, zu der sie sich ähnlich verhalten wie das Spanische, Italienische, Französische zum Lateinischen. Ich bin, du bist, er ist heißt z. B. im Sanskrit: asmi, asi, asti, im Zend: ahmi, ahi, asti, im Litauischen: esmi, essi, esti, im Griechischen des dorischen Dialekts: emmi, essi, esti, im Altslawischen: yesnu, yesi, yesto, im Lateinischen: sum, es, est, im Gothischen: im, is, ist. Die in der Declination und Conjugation dem Stamm der Wörter angefügten Endungen waren aber ursprünglich selbständige Ausdrücke, die allmählich mit jenem verwuchsen, und das arische Urvolk mußte ein langes gemeinsames Leben geführt haben, während dessen sich die Sprache zu einem entwickelten Organismus von blühendem Formenreichtum und

wunderbarem Gefüge vollendete, und diese Ausbildung weist ihrerseits darauf hin daß auch eine großartige geistige Thätigkeit bereits den Grund gelegt für alles was in Staat und Sitte, Kunst, Religion und Erkenntniß der Dinge fortschreitend geleistet ward, nachdem sich die einzelnen Völker von dem Mutterstamm abgezweigt hatten und nun nach verschiedenen Zeiten hin ihre Eigenthümlichkeit entfalteten. Es ist die Sprache die als eine ununterbrochene Kette von der Gegenwart bis in viel ältere Tage als irgend ein erhaltenes Denkmal reicht, und uns zu den Ursprüngen zurückleitet; durch sie ergeben sich für Religion und Leben, Denken und Dichten die Ausläufungspunkte, und aus abstrakten Erscheinungen bei verschiedenen Völkern scheiden wir das Ungleichartige aus um das gemeinsame Gleiche in aller Mannichfaltigkeit zu gewinnen, das Erbgut das die Völker aus der Heimat auf die Wanderschaft mitnahmen, das sie ein jedes nach seiner Weise anwandten und weiter fernten.

Wir finden für Vater, Mutter, Bruder, Schwester, Lehrer in den meisten indogermanischen Sprachen die gleichen Ausdrücke: wenn auch in einer oder der andern einmal ein altes Wort vergessen und ein neues frisch und selbständig gebildet ist, so bleibt doch stets für die andern Nationen, die andern Wörter die gleiche Gemeinsamkeit. Die Wurzel *pa* in Vater deutet auf schützen und erhalten, was in *mater* Mutter auf schaffen, ertnen, formen, wenn das *m* nicht eine Erweichung des *p* sein sollte. Man kann auch aus anderer Wurzel den Vaternamen bilden kennen, aus *gau*, weber *genitor*, aus *lak*, weber *toxetōs*, aus *par*, weber *parens*; daß aber *pitar*, *patar*, *πατήρ*, *pater*, *sadar* im Sanskrit und Zend, im Griechischen, Lateinischen und Welshen gleichmäßig vorkommt, beweist nicht bloß eine Wurzelgemeinschaft, sondern daß die Völker bereits vor der Scheidung aus den möglichen Bezeichnungen die eine gewählt hatten und als gemeinsamen Besitz mit auf die Wanderung genommen haben. Die Begriffe, die in Vater liegen, stehen in einem Vers der *Maxeda* nebeneinander; stellen wir die lateinischen und griechischen Ausdrücke dazu, so sehen wir wie die drei Sprachen nur mundartlich verschieden sind. Der Vers, Von mein Erhalter Erzeuger, lautet.

*Dyauṣ me pati gautā*  
*Dēus mei pater gotiōr*  
*Zens emm pater genitor*  
*(Ζεύς ἐμὸς πατήρ γενέτωρ)*

Bruder (bhratar, *φρατήρ*, frater) bezeichnet einen der tröstet oder hilft, *svasara* Schwester eine die tröstet und gefällt, *svasti* ist Glück und Freude. So war auch das Verhältniß von Bruder und Schwester durch schöne Namen gewürdigt ehe die Arier sich trennten. Tochter weist wie *Duyātrī* auf *dulitar* hin, es ist die Mälerin; der Name für das Kind des Hauses stellt uns das Hirtenleben der Ahnen vor Augen. Wenn ferner noch die Römer *pecunia* Geld von *pecus* Vieh ableiten, wie viel mehr müssen Noth und Ruh das hauptsächlichste Eigenthum der Urzeit ausgemacht haben! Da wird aus *go-pa* Kuhhirt der Führer jeder Herde, auch der König. *Go-tra* ist das Gehege das die Kühe gegen Diebe schließt und sie einschließt daß sie sich nicht verlaufen; dann gilt es für die welche zusammen hinter solchen Pfählen leben, Familie und Stammesgenossen. Was dem der um Nahrung kämpft wird jeder der etwas zu erlangen sucht, sei es durch eine Schlacht oder durch philosophische Forschung. So erkennen wir aus der Sprache das ursprünglich nomadische Hirtenleben.

Die Bande der Blutsverwandtschaft, die Gesetze der Natur walten im Verhältniß von Vater und Mutter, Sohn und Tochter, Bruder und Schwester; eine entwickeltere menschliche Gesellschaft mit freierer Lebensbeziehung tritt uns entgegen, wenn auch die Namen für Verschwägerung, für Schwiegerältern und Kinder, für Niese und Enkel vorhanden sind. Mit Herr und Herrin (*potens*, *πόσις*, *πότις*, *pati*) werden die dem Hauswesen vorstehenden Ehegatten bezeichnet. Damit steht die Frau als berechtigte Genossin, nicht als dienstbar neben dem Manne; und wenn die heroischen Zeiten Indiens und Griechenlands durch ihre Frauenachtung sich dem Germanenthum vergleichen, so erkennen wir darin das Ursprüngliche, von dem einzelne Völker später mehr abgewichen sind. *Vidhava*, *vidua*, Witwe bezeichnet die Mannlose; so lebten also die Frauen nach dem Tode des Mannes fort, da ein Ausdruck für sie vorhanden war; daß einzelne in der heroischen Zeit in freier Liebesthat dem Manne nachstarben, was in Hellas wie bei den Germanen vorkam, ward erst in späterer Zeit eine indische Sage und als solche verwerflich. Bei den verschiedenen arischen Nationen werden im Heroenalter Jungfrauen durch Kampfspiele gewonnen, Brunhild wie Draupadi und Penelope, ja die Hylstirn von Ithaka stellt den Freiern dieselbe Aufgabe des Bogenspannens und des Schusses durch die Oehre der hintereinander aufgestellten Aegle, wodurch die indische Königstochter errungen wird. Für die



gemeinsame Urzeit nehmen wir die gemeinsame altherkömmliche Sitte der Homerischen Griechen wie der Taciteischen Germanen, der Römer wie der Indier in Anspruch, daß die Tochter des Hauses, die Welkerin, durch einen Ersatz von dem Bräutigam erworben wurde, daß er ein paar Minder für sie bot, durch Geschenke um sie warb. Zu der gegenseitigen Erklärung und dem Kaufe traten die religiösen Hochzeitsgebräuche, ein Opfer, die Vereinigung der Hände, das Umwandeln des häuslichen Heerdes, das Ueberschreiten eines reinigenden Feuers; die Braut hing an ihrer Familie und gab ungern die Jungfräulichkeit hin; sie hielt sich am väterlichen Heerde, sie sträubte sich gegen den Bräutigam, die Heinführung glich einem Raube, und wurde noch in später Zeit wie ein solcher vollzogen.

Der Starke, der Schützer, welcher der Mann im Hause, ist der Vorsteher in der Gemeinde, der König im Stamm. Vig (vicius, οἰκος, gothisch veiks, die englische Endung wick) ist der Name für die Volksgenossen, vigpati für den König. Das Familienleben bildet die Grundlage des beginnenden Staats. Die Verfassung erscheint als eine freie, auf Selbstverwaltung gegründet. Das Haus, die Genossenschaft, der Stamm sind die drei Stufen, deren jede ihren Vorstand hat, so daß der Volksherr die gemeinsamen Angelegenheiten leitet, während die Fragen der Genossenschaften, der Familien durch deren Häupter entschieden werden. Die Organisation, das sehen wir noch in Iran wie in Deutschland, entwickelt sich von unten herauf, die freien Familien treten zur Gemeinde, die Gemeinden zum Gau zusammen, die Leitung des Ganzen ist keine despotische Herrschaft, sondern Hegemonie hervorragender Stämme und Persönlichkeiten. Rag in den Veden, das lateinische rex, das gothische reiks, das deutsche Reich erscheint als der gemeinsame Name für das Ganze und seine Führung; im Keltischen ist es eine Endung von Fürstennamen wie Vercingetorix; im Worte liegt der Begriff des Richtens im Sinne des Rechtssprechens und der Leitung auf den rechten Weg. Für König und Königtum zeigt die Sprachvergleichung die gemeinsame Wurzel in Vater und Mutter: gan heißt erzeugen, gawaka ist in den Veden Vater- und Königenamen; das altdeutsche chunning bezeichnet einen von edelm Geschlecht, im Englischen king; Mutter heißt im Sanskrit gaudi, man findet die Wurzel wieder im griechischen γυνή, im gothischen qiuo, im englischen queen. So gehen die Ausdrücke aus dem Familienleben in das staatliche Gebiet über,

die Brüderlichkeit der Familie wird zur patriarchalischen Volksgemeinde.

Haus, Thor und Thür, zusammengebaute Wohnungen, gemeinsame Heimat, gebahute Wege und Stege hatten schon ihre Bezeichnungen; das deutet auf den Beginn der Schäftigkeit; daß aber Wagen und Haus noch denselben Namen führen, erinnert an die Schäferhütte mit ihren zwei Rädern und zeigt die erste Wohnung auf dem Wagen des Nomaden. So so weit waren die Arier davon entfernt wilde Jägerhorden zu sein, daß die Ausdrücke für Krieg und Jagd erst in den besondern Sprachen eigenthümlich gebildet sind, während die für die ersten friedlichen Beschäftigungen gleiche Wurzeln haben. Weide, Wald, Wonne, die bei uns noch alliteriren, rücken in der alten Sprache nah zusammen; nemus, νέμος, νόμος in ihrer Uebereinstimmung beweisen daß die Arier nicht auf kahlen Steppen weideten, sondern auf den bewaldeten Bergen Hochasiens, daß der Hain ihr Tempel war. Es wird gerade der erwachende Sinn für ein bewegteres Wanderleben mit Kampf und Sieg die einzelnen Stämme voneinander getrennt, auseinander getrieben haben; mit dem dann eintretenden Abenteuer- und Heldenthum wurden auch die Worte dafür von jedem sich bildenden Volk auf besondere Art geprägt. So haben auch die Hausthiere in Indien und Europa gleiche Namen bei den Ariern, aber unter den Ausdrücken für wilde Thiere findet sich nur für Schlange, Wolf und Bär die Spur der Uebereinstimmung, während Hund und Schaf, Ochse und Kuh, Pferd, Schwein, Ziege, Gans und Maus sich als die Genossen der Menschen darstellen.

Der Stamm für Arbeit liegt in ar; ars und arare im Lateinischen, ἀροῦν im Griechischen, wie das gälische ar und das russische orati weisen auf Landbau, und der Pflug heißt aratrum, ἀροτρον, altnordisch ardhr, slawisch orado; ἀρουρα, arvum, die Worte für Saatsfeld, entspringen derselben Wurzel, padā ist der ursprüngliche Ausdruck für Feld. So zeigt sich der Ackerbau in seinen Anfängen neben dem Hirtenleben, und yava im Sanskrit und Yend findet sich im litauischen jaivas, im griechischen ἕλζ wieder, eine Getreideart wie Gerste oder Spelt, dann der Name für Getreide, wie wir im Deutschen den allgemeinen Ausdruck Korn für die gewöhnlichste Feldfrucht, den Vogggen, setzen. Sveta heißt im Sanskrit weiß, und entspricht dem gothischen hveit, altddeutsch wiz, Weizen; man vergleicht damit auch das griechische σίτος. Auch für Mühle läßt sich ein gemeinsamer Ausdruck nach-

weisen. Man unterschied zwischen rohem und gekochtem Fleisch, die Kocher waren Barbaren. Man kannte das Salz. Man erfreute sich an einem berausenden Getränk, einem Weich, den man aus Pflanzensäften herzustellen verstand, dessen begeisternde Kraft eine Gabe der Götter war und ihnen wieder als Opfertrank bereitet wurde. Auch Weben, Nähen und die dadurch gefertigte Gewandung war in der Urzeit bekannt, ebenso Erz und daraus bereitete Geräthe wie Beil und Schwert, sowie gemeinsame Nak- känge in Bezeichnungen für Geld und Silber hervortreten. Das Meer war aber noch unbekannt, die Wörter für dasselbe werden in den verschiedenen Sprachen nach verschiedenen Wurzeln gebildet, aber der Nachen, die Wasserfahrt auf den Flüssen war geläufig. Auch die Zahlen von zwei bis hundert in ihrer durchgehenden Gleichheit sind ein Beweis für ein längeres gemeinsames Leben und ein mitgenommenes Erbe aus der Urheimat; gleichfalls der Mond und seine Verwendung als Zeitmaß im Monat.

Noch war jedes Wort die verstandene dichterisch be-zeichnete Sache, der Ausdruck einer hervorstechenden Eigenschaft, in der man das Wesen erkannte und danach das Tag benannte; man fühlte noch diesen lebendigen Sinn in den Ausdrücken. Wir können den Tochter kein männliches Wort bilden, der Sohn war nicht der Mütter; ebenso hat das griechische *δωδε*, Schwager, keine weibliche Endung für Schwägerin, weil das alte Wort den Spielgenossen bedeutete, den jüngern Bruder des Mannes, der bei der Frau zur Gesellschaft zu Hause blieb, während der Ältere auswärts beschäftigt war; dieser Spielgenoss war nicht verheirathet! Jedes Wort war ein Wesen, und wenn auch jetzt Sommer und Winter, Tag und Nacht, die Zeit nur allgemeine Zustände bezeichnen, ursprünglich sind sie nicht Beschaffenheiten, Vorgänge an den Dingen, sondern selbständige handelnde und lebende Wesen. Der Tag bricht an, die Nacht kommt oder flieht, Sommer und Winter kämpfen miteinander, das sind Ausdrücke, die wir noch gebrauchen, die Alten empfanden das Bild, die Personification war ihnen lebendig, wo sie Erscheinungen, Wirkungen sahen, da erblickten sie auch als Grund und Träger derselben ein thätiges Wesen. Ins Bild kleidet sich der Gedanke, durch Sinneseindrücke wird die Seele zu Vorstellungen und Ideen angeregt, und diese, Erzeugnisse ihrer innern Kraft und Wesenheit, kann sie nur durch die Bezeichnungen der Naturerscheinungen äußern, die solche hervorgerufen haben, beide sind dadurch von Haus aus miteinander

verknüpft oder in eins gesetzt. Wir haben bei allen Ariern gemeinsame Ausdrücke für Auffassung des Geistigen und Sittlichen, für Wissen, Lieben, Hassen, Leben und Tod, wir haben ein gemeinsames Wort für Gott.

Wir sahen in der Gottesidee das Ideal der Vernunft: unser Denken befriedigt sich nur in der Erkenntniß eines ersten und höchsten Princips, dem einzigen Grund aller Vielheit und aller Wirklichkeit; und der Mensch könnte sich und die Dinge nicht als endlich und unvollkommen bezeichnen, wenn ihm nicht die Anschauung des Unendlichen und Vollkommenen innerlich gegenwärtig wäre und er von ihr alles durch die äußere Erfahrung Gebotene unterschiede. Wir fragten was denn nun jenes Ideal der Vernunft, das Göttliche als das Unendliche und zugleich als eine wohlthätige und wissende Macht im Gemüth der jugendlichen Menschheit erwecken, an welchen sichtbaren Gegenstand dieser Gedanke sich als an seinen Träger heften konnte, und fanden: es ist der Himmel, der allumfassende, der mit seinem Licht alles erleuchtet und allem Lebenswärme und Gedeihen verleiht. Forschen wir nun was denn bei der großen indogermanischen Völkersfamilie das gemeinsame Wort für das Göttliche sei, so führt uns dies gleichfalls auf den sichtbaren Himmel hin. Die Wurzel *diu* oder *div* leuchten liegt dem indischen *devas* Gott zu Grunde: damit stimmt das persische *daeva*, das griechische *Zeús* und *Zeús*, das lateinische *deus* und *divus*, das litauische *diewas*, das isländische *dia*; *tívar* heißen in der Erda Götter und Helden. Die ursprüngliche allgemeine Benennung Gottes hat sich auf die höchsten Götter der Griechen und Römer, auf den germanischen Schlachz Gott übertragen, dieser heißt nordisch *Tyr*, altdeutsch *Ziu*; das *t* oder *d* wird in der Lautveränderung mit einem Hauch ausgesprochen, *adsphrúit* zu *Da -Z*, oder zu *Dj*; und so ist *Deus*, im äolischen Dialekt noch genau dasselbe *Δεός*, zu *Zeús* geworden, und *Jupiter* ist aus *Dju pater* entstanden, der Genitiv *Jovis* deutet auf den unbrisken Namen *Diovis*. *Jupiter -Diespiter* *Zeús πατήρ* — *Diupati*, *Divaspati* der Indier, heißt der himmlische Vater. Der Himmel bezeichnet Gott wie wir noch jetzt sagen: der Himmel weiß, der Himmel wird helfen; *sub dio* (unter Gott) heißt den Katakomen unter freiem Himmel.

Es ergibt sich auf solche Art daß der Glaube an Einen Gott das ursprünglich Gemeinsame war. Aber auch der mythische Proceß und mit ihm das Hervortreten mannichfacher Göttergestalten hatte schon vor der Scheidung begonnen, wir sehen das aus über-



einstimmenden Götternamen, aus besondern Sagen und Gebräuchen die sich bei den Völkern finden. Die Aehnlichkeit beruht so wenig auf Entlehnung, daß vielmehr manches das in der Fortgestaltung im Lauf der Geschichte den Hellenen oder Germanen selbst seinem anfänglichen Sinne nach dunkel wurde, jetzt nach den vedischen Studien sich uns wieder aufhellt, oder eine deutsche Bauernsage uns eine Stelle in altindischen Hymnen verständlich macht. Und wenn wir noch in den Veden die mythologischen Bilder austauschen, verschwinden oder fest werden sehen, wenn sie als kindlich naive Märchelspiele des dichtenden Geistes erscheinen, so müssen wir diese Klüffigkeit der phantasievollen Gestaltung, dies Durchsichtige, Schwebende noch in höherm Grade für die Urzeit annehmen. Es ist kein theologisches, verständig geordnetes oder in Satzung erstarrtes System vorhanden, sondern eine religiöse und zugleich dichterische Auffassung der Dinge; man veranschaulicht eine geahnte, geglaubte Gottesmacht wiederum durch die Erscheinungen in welchen der fromme Sinn ihr Walten wahrnahm. Es war der Gegensatz des Mäulichen und Weiblichen, des Form- und Stoffgebenden, des Geistes und der Natur, der zuerst dazu trieb dem männlich gedachten Schöpfer und Herrn der Welt eine weibliche Göttin zur Seite zu stellen. Die alten Weisen haben Himmel und Erde gelehrt, heißt es in einem Hede der Veda, gleichwie die Griechen Uranos und Gaea, Zeus und Dione als älteste Götter nennen, aus deren Umarmung alle Wesen hervorgehen. Es war der Gegensatz von Licht und Finsterniß, es waren einzelne Erscheinungen ihres Kampfes, einzelne Träger desselben, was zunächst die Gemüther ergriff, woran sich zugleich die sittlichen Gefühle, die idealen Ahnungen entwickelten. Die Sonne trat zuerst neben dem lichten Himmel als sein Sohn, als die hervorragende Offenbarung oder Gestalt seiner allgemeinen Macht, als der Träger und Kern seines Lichts für sich hervor. Dem Sonnengott ging aber jeden Tag die Morgenröthe voraus, bald seine Mutter, bald seine Tochter, bald seine Geliebte genannt, je nach der Beziehung die der eine oder andere gerade hervorhob. Sie breitet sich am Himmel aus um der Welt den Tag anzukündigen, aber sie verschwindet vor der Sonne, steht vor ihr, stützt in ihrem Kuß, in der Umarmung des Geliebten, und der Sonnengott sucht nach ihr bis sie am Abendhimmel sich wiederfinden. Helios bei den Griechen und Surjas bei den Indiern, Usha bei den Indiern, Eos bei den Griechen, Aurora bei den Lateinern, Eosera die deutsche Göttin



des Ostens, Aufzangs und Frühlings, deren Nachklang wir im Osterfeste haben, weisen nicht blos sprachlich auf die gemeinsame Herkunft, auch die Dichtungen von Apoll und Daphne, von Cephalos und Prokris, von Eos und Tithonos empfangen von hier aus ihr Verständniß, sind Fortgestaltungen der ursprünglichen dichterischen Auffassung der Beziehungen von Sonne und Morgenröthe. Die Sonne erscheint auch als das Auge des höchsten Gottes, der alles mit ihr überschaut, und das Stirnauge Polyphem's, das eine Auge Wodan's finden hier ihre Deutung; sie heißt den Griechen des Zeus allsehendes Auge, und in den Weden das Antlitz der Götter, das Weltauge. Morgen und Asphen bei Indiern und Parsen, Dioskuren bei Griechen und Römern, Alcos bei den Germanen sind die ersten hervorbrechenden Lichtstrahlen, die nach der Nacht oder nach dem Sturm als freundliche rettende Genien, als glänzende Morgenlinge erscheinen. Vertritt die Sonne vornehmlich den Tag (als Mähra der Perser und Indier), so stellt sich ihr das überdeckende Element, das Himmelsgewölbe, der Sternenhimmel als Uranos oder Varuna zur Seite; die allumfassende, allerhaltende, allem sein Maß gebende Gottesmacht wird in diesem besonders angeschaut, während die wohlthätige, leben erweckende gestaltende Kraft des Höchsten in der Sonne waltet.

Der Höchste aber, der Herr des Himmels, entfaltet seine Herrlichkeit und siegreiche Stärke besonders im Gewitter. Er ist der Blitze, Donnernde, im Wetter die Welt Reinigende, im fruchtbaren erquickenden Regen Beglückende. Finstere Mächte haben die Wasser des Himmels geraubt und wollen sie festhalten, haben die Sonne mit ihrem goldenen Strahlenschlag des Nachts in ihre Gewalt bekommen oder in Wolken verborgen; aber der Lichtgott erscheint als der Retter, Helfer und Rächer, und das Gewitter ist der Kampf, in welchem er die Feinde besiegt. Da sind die Winde seine Genossen. In ihnen fühlt der Mensch sich zugleich von den Geistern der Ahnen umweht, und er sieht in jenen bald eine zerstörende, bald eine wohlthätige Macht, wenn sie jetzt verheerend einherbrausen, jetzt den ersuchten Regen bringen und dann wieder das düstere Gewölk verschenden und die Klarheit des Himmels zurückführen. Die Kämpfe des Zeus mit den Titanen, des Donar mit den Riesen, des Indra mit den Wasshasas haben hier ihre gemeinsame Grundlage: sie zeigen den Gott wie er die Naturordnung im Kampf mit widerstrebenden Gewalten begründet und aufrecht hält. Und der Gegensatz von Licht und Finsterniß

ist das Bild des großen Widerstreites in welchen sich der Mensch hineingesetzt sieht; alles Wohlthätige, Geordnete, Gute, Wahre verknüpft er dem Licht, alles Feindselige, Wüste, Böse, Trügerische, Unheimliche der Finsterniß; die sich daran entwickelnden sittlichen Begriffe, wie sie besonders der Parsismus darstellt, haben hier ihren Ausgangspunkt. Die Götternamen Persens bei den Avesten, Perun bei den Slaven, Perlunas bei den Litauern erklären sich durch das indische Wort Parjanya, die Donnerwolke, die bald mit dem Regen- und Gewittergott Indra verschmolz, bald neben ihm personificirt ward.

Die Wolkenformen haben von je die Phantasie erregt. Den Syrten lag es nahe die regenspendenden Wolken als die milchgebenden Mähe des Himmels anzusehen, und wie der Volksmund noch jetzt den Cyrrhus, der an die weißfleckige Kämmerherde erinnert, Schäfchen nennt, so mochte ein vorüberstürmendes Gewüll als Ross oder Ziege aufgefaßt werden, und so ist die Gewitterwolke die Megs oder Ziege des Zeus und Böcke ziehen den Donnerwagen Thor's. Aber auch als Wasserfrauen wurden die Wolken personificirt, die bald den mächtig stromenden Regen aus Krügen gießen, bald die feinsprühenden Tropfen durch ihr Sieb fallen lassen. Die Vorstellung des Aufsteigers ließ die Wolken als Wogen und Brannen oder als Schiffe erscheinen, und dann standen sie wieder fest und thürmten sich auf wie hochragende Berge am Horizont. Solche Anschauungen, die sich durch die Sagenkreise und Dichtungen der verschiedenen Völker hinziehen, haben ihre gemeinsame Grundlage.

Es ist Indra bei den Indiern der als Regen- und Gewittergott mit seinem Donnerkeil die Tiefen der Berge öffnet daß sie die Quellen wieder hervorsprudeln lassen, oder den Dämon todtet der die Wolken entfährt, den verhüllenden Wellendrachen, der den Regen der Erde vorenthalten wollte; die freibewegliche Phantasie nimmt bald das eine bald das andere Bild. In diesem Kampf steht ihm Trita als Helfer zur Seite, oder dieser ist es der die That vollbringt. Als der Wehende wird Trita angerufen daß er das Feuer anhaube; so ist er der Wind, der Sehn und Gebieter der Wasser die den Himmel als Dünste umwehen. Die farbigen Wolken ziehen auf der Himmelsau wie weidende Mähe dahin, befrucht gleich diesen die Menschen zu nähren; ein feindlicher böser Dämon hat sie hinweggetrieben, oder haust in Vergesslichkeit und hält die Quellen im Felsenfleck gefangen. Der Wind spaltet die

Felsen und zerreißt die dunkle Hülle die der nächtliche Uuhold am Himmel ausbreitet, und die Erde ist wieder fruchtbar, der Himmel wieder heiter und blau. Von dem persischen Lichtgott Mithra und seinem Rinderraub erzählen spätere römische Erwähnungen ohne den Zusammenhang zu verstehen; das Ursprüngliche war gewiß die Wiedergewinnung der Wolken als himmlischer Heerden. Und was vedische Hymnen von Indra und Trita singen wird im Avesta von Thraëtona erzählt, dem Feridun (Phreduna) Zirdusi's: er erschlägt die verderbliche Schlange mit drei Köpfen, drei Schwänzen, sechs Augen und 3000 Kräften. Thraëtona's Vater Apsroja findet sich wieder in Trita's Vater Apsia; die Schlange heißt parsißch azhi, indisch ahi, und in den Veden wird gesungen:

Von Indra gesandt schritt Trita zum Kampf,  
Den dreiköpfigen mit sieben Schwänzen schlug er  
Und befreite aus Drahstra's Gewalt die Rinder.

Das Ringen zwischen Licht und Dunkel, zwischen Fruchtbarkeit und Dürre, die wohlthätige Gottesmacht die der Mensch im Sieg über die finstern Gewalten sieht, welche ihm den Regen vorenthalten, ist die altarische Grundlage des Mythos. Trita ward in Indien von Indra überwachsen, der den Persern zum Dämon Andra ward, während aus dem Beinamen Vitraha, Vitratödter, der Lichtgenius Verethraghna, der sieghafte Behram hervorging. Der Sage vom Drachenkampf gaben sie einen wesentlich ethischen Gehalt. Der Kampf steigt, mit Noth zu reden, vom Himmel auf die Erde, oder er steigt hinauf aus dem Reich der Naturerscheinungen in das sittliche Gebiet; der Streiter Thraëtona wird ein menschlicher Held, seinem Vater geboren und den Menschen zum Heil gegeben für die fromme Übung des Fomcultus; der Drache den er schlägt ist eine Schöpfung des bösen Machthabers, ausgerüstet mit dämonischer Gewalt damit er die Reinheit der Welt zerstöre, der Held steht als ein Führer im fortwährenden Kampf des Guten und Bösen. In der persischen Heldensage endlich bei Zirdusi ist Feridun ein König im Kampf gegen einen vollbedrückenden Tyrannen, das Gut das er demselben entreißt ist die Freiheit und Zufriedenheit des Volks. Wenn er aber den Zohak nicht tödtet, sondern in eine Felsenkluft einschließt, so ist das ein Nachhall des stets sich erneuernden Naturkampfes, wo der Drache nicht stirbt, sondern stets von frischem besiegt wird. Andra heißt der Tödter Vitra's, des Verbergers; denselben Namen (Verethrajan = Tri-

trahan) führt auch Thraciōna, das Wort bezeichnet im Aiperstisch die Siegreichen. Und daß der Drache des Avesta die Wellenschlange, erkennen wir wenn derselbe Wasser und Wind um Kraut bittet; daß der Tyrann Zohak der alte Drache, klingt bei Jirdah noch nach, wenn ihn der böse Geist auf die Schulter geluht und da ihm fesselt zwei schwarze Schlangen erwachsen, die ihm nicht Ruhe lassen bis er sie täglich mit Menschenhirn füttert.

Auch in Aegypten bekämpft der Lichtgott Ptah die Schlange der Nacht, und dies mag uns noch höher in die Urzeit hinaufweisen. Aber auch in Hellas, Italien, Deutschland sehen wir die Spuren des ursprünglichen Mythos durch mannichfaltige Formen und Umbildungen durchschimmern, und gewinnen in ihm den Schlüssel zu ihrer Deutung. Da ist der Sonnengott Apollon, der den Python erlegt, der Sonnenheld Herakles, der die lernäische vielsköpfige Hydra bezwängt, der die von Kalas geraubten Rinder wiedererobert und den Räuber erschlägt, ja im Hund Orpheus, den er bändigt, will Max Müller sprachlich den Veitra erkennen. Da ist der Sonnenheld Bellerophontes, der die feuerschnaubende Löwenmäulige Ziege, wieder eine Personification der Wetterwolke, überwältigt, und den sein Name „Töchter des Velleros“ ganz direct hier anknüpft, wenn wir mit Voll darin die hellenische Form für Veretra erkennen dürfen. Da ist der Sonnenheld Persus, der die Jungfrau Andromeda von dem Ungeheuer der Tiefe befreit, und die Drachenkämpfe des indischen Karna, des keltischen Tristan, des germanischen Siegfried haben hier die gemeinsame Quelle. In der nordischen Mythologie ist es der Licht- und Sonnengott Freyr, der die Dämonen, Drachen und Riesen schlägt, die das Tagesgestirn mit Wolken und Winternacht verhüllen, der göttliche Frauen aus der Haft der Unholde erlöst. Der Blitz ist als Waffe der Götter die funkelnde Lanze oder der hammergestaltige Donnerkeil. Der Blitz zuckt wie eine Schlange am Himmel dahin; es ist aber wieder auch die Wetterwolke die ihn herbersprüht, ein feuerspeiender Drache. Und dieser Drache, die dunkle Wolke, hat die Sonne verborgen, hat den Schatz des Sonnengoldes geraubt, das der Held ihm wieder abgewinnt, oder der Held rettet die Wasserjungfrau aus der Gewalt des Ungeheuers, wie Persus die Andromeda, Siegfried im kleinen Heldenbuch die Chriemhild, und in der keltischen Sage ist Holde der Kampfspreis für den Drachensieger, Tristan gewinnt ihn. Der ursprüngliche Göttermythos ist die gemeinsame Grundlage für die Heldensage geworden,



diese aber ward nach den Lebenserfahrungen im Heroenalter der verschiedenen Nationen mannichfach ausgebildet.

Ich habe die Sonnenhelden genannt, die ursprünglich Götter waren, deren Kelaskultus aber dann einem gemeinsamen Sonnengotte wich, dem sie als Heroen zur Seite traten, wie Herakles, Bellerophon, Persens dem Apollon; das Verwandte in ihren Geschichten ist altarisches Erbgut. Alle die Genannten sind wie Karna, Siegfried, Tristan einem andern und zwar einem Schwächern unterthan, aber gerade in ihrer Dienstbarkeit entfaltet sich ihre Herrlichkeit und erringen sie um so höhern Ruhm: es ist die Sonne die nach dem Willen des Weltordners am Himmel ihre Bahn geht Licht und Wärme spendend, die Ungeheuer der Nacht verschreckend oder vertilgend, den Menschen, schwächern Wesen als sie selbst, zum Dienst. Wie die Sonne vielfach als Sohn des Himmelsgottes dargestellt wird, so leiten dann auch die Sonnenhelden vom himmlischen Licht ihren Ursprung ab: Siegfried in der Wälsinäsage, Karna im indischen Epos, Persens in der griechischen Mythie sind die Söhne einer Erbenjungfrau und des Lichtgottes; das himmlische Licht ergießt sich als goldener Regen und dringt in die Tiefen des Dunkels, das die Danae in ihrem unterirdischen Verlies umfassen hält. Und wenn nun die neugeborenen Knaben alle drei in einem gläsernen Kasten oder einem Einsentorbe den Fluten eines Stroms oder des Meeres übergeben werden, so erinnert uns das einmal an Helios, den die Wogen des Okeanos von Westen nach Osten tragen während er in goldenem Becher schlummert, und ist andererseits das Naturbild der von den Wellen dahingewiegten, gespiegelten Morgensonne die gemeinsame Grundlage. Wie Persens von Schiffen auf Seriphos, so wird Karna vom Fuhrmann Adhirata, Siegfried vom Schmied Mimer aufgenommen und dann in das Abenteuer des Drachenkampfes ausgesandt.

Wenn Baldur, Siegfried, Achilleus, Meleager, Kephalos und der persische Sijawusch als reine lichte Jünglingsgestalten in der Jugendblüte sterben, so ist das ursprünglich die Sonne die auch jeden Tag in voller Kraft dahinsinkt oder nach kurzem sommerlichen Lauf vom Todesorn der Winters getroffen wird. Die Sonne aber verläßt ihre Geliebte, die Morgenröthe, oder sie hat im Frühling die Erde vom Winterschlaf geweckt, ihr die Liebeswonne der Sommerzeit geschenkt, aber in deren Mitte sich gewandt, und nun geht ihre Bahn selber abwärts, und die Nacht oder der Winter gewinnt Gewalt über sie. So verläßt Siegfried die Brunn-



hilt, die er ins Leben wach gelüft, deren Panzer er mit Strahlen dem Schwert gespalten, und ist selber dem Verhängniß verfallen. Die Sonne neigt sich nach Westen, der Region des Untergangs, der Finsterniß; die Abendröthe glänzt ihr entgegen wie eine neue Geliebte und empfängt sie, aber Kuß und Umarmung sind tödtlich, die neuen Genossen, ursprünglich Feinde, halten keinen Bund, ihre böse Natur bricht durch, die Sonne erliegt ihrem Verrath, ihrer Tücke. So hat Siegfried den Nibelungen, den Nebelheimern, den Söhnen des Dunkels sich zugeneigt um Chriemhild zu gewinnen, so Sijawusch eine Königtöchter von Turan, Achillis eine Tochter des feindlichen Troerkönigs gefreit: verrathen fallen sie alle drei sammt dem indischen Karna. Sie waren unverletzlich in ihrer Reinheit, nun trifft sie aber der Mordelmord in die Brüste, in die Kniekehle, in den Rücken. In den Namen Hagen's und Ardschuna's birgt sich der Dorn, der Stachel des Todes; Birdusi's Isendiar ist nur durch einen schicksalsvollen Zweig zu verlesen, den Rastem bricht, Baldur in der Edda nur durch eine Mistelstaude, die allein nicht zur Schonung des Götterliebblings vertheidigt war; auch darin also klingt noch ein Ton der Urzeit nach. Wie aber bei den getrennten Völkern das Heldenalter eintrat, wie sie ihre geschichtlichen Erlebnisse hatten, da erinnerte die strahlende Kraft, das Geschick, der frühe Tod einzelner herrlichen Jünglingsgestalten an die alte Naturmythe, und indem beides ineinander verschmolz und im Menschlichen das Sittliche hervorgehoben wurde, haben wir im Epos der Indier, Perser, Griechen und Germanen dann das nach den verschiedenen Lebenserfahrungen und der verschiedenen Auffassungsweise mannichfach gestaltete, seiner Grundlage nach aber einheitliche poetische Gebilde eines jugendlich reinen Helden voll Schönheitsglanz, der in irgendeine Beziehung zum Feindseligen, Niedern oder Unreinen eingeht, wie zur Sühne dafür von dessen Vertretern hinterlistig ermordet wird in der Blüte der Jahre, aber ihnen den Untergang bringt durch den Nachelampf der sich an seinen Tod knüpft.

Der Kampf zwischen Sommer und Winter, den noch unsere Völkessitte bewahrt, ist der weiter ausgesponnene Kampf zwischen Nacht und Tag. Sie sind Vater und Sohn, aber sie haben getrennt voneinander gelebt, sie kennen einander nicht und bekämpfen nun einander auf Tod und Leben, bis einer von der Hand des andern fällt. Wie Shakespeare noch im Gemälde des Bürgerkriegs den Sohn mit der Leiche des Vaters, den Vater mit der

Leiche des Sohnes vorführt, so boten die Abenteuer der Wanderzüge Gelegenheit zu solchen Erfahrungen; in Hildebrand und Hadubrand der deutschen, in Rüstein und Sorab der persischen Helden-sage hat man längst das Entsprechende gesehen, es gefiel sich ihnen bei den Griechen Odysseus, der in Egeanmon's Telegonie nach langer Abwesenheit aus Thesprotien wieder nach Ithaka kommt; sein Sohn Telegonos sucht den großen Vater, und erst als Odysseus tödtlich verwundet ist, folgt die Erkennung. Die identische Grundlage wird auch hier eine ursprüngliche Naturmythe der Urzeit sein. Wir finden sie im Kampfe Mja's mit seinem Sohne in der russischen Helden-sage, und in einem serbischen Volks-liede gleichfalls wieder.

Die Sonne brachte das Leben, brachte den Tag und den Frühling; aber im siebenmonatlichen Winter kam sie in die Gewalt der Dämonen der Finsterniß und des Frostes, oder sie war entrückt und gebannt in den Wollenberg, aus dem sie dann her vertrat um den Weltbaum wieder grünen zu machen; sie war hin-abgegangen in die Unterwelt, nun kam sie wieder hervor um von neuem von ihrem Reiche Besitz zu nehmen. Da erscheint der Frühling zuerst unkenntlich, unaussehlich, verwildert, wie ein Bettler, bis er sich königlich entküllt und seine Gattin, die Natur, von den bösen Freiern, den winterlichen Mächten befreit, die sich an seine Stelle gedrängt hatten; nun erliegen sie seinen Strahlen-pfeilen. Bei den Völkern die in warme Länder zogen, am Ganzen und in Jonen trat diese Dichtung in den Hintergrund, während sie von den nordwärts hausenden Germanen fortgebildet wurde. Indes feierte man in Delos und Milet alljährlich im Herbst und Frühling die Abreise und Wiederkunft Apollon's, und die delphische Sage läßt ihn, als er den Drachen Python getödtet, zur Sühne des Mordes bei Admet dienstbar werden. Auch die indische Sage ist erhalten daß Indra, als er den Vutra getödtet, gestohlen sei und sich zur Buße am äußersten Ende der Welt in einem Teich verbergen habe; da verdorrte und verschwand das Leben der Natur, während ein frecher und stolzer Freier Indra's Gemahlin zur Gattin begehrte; der zurückkehrende Gott tödtet den Thronräuber und Nebenbuhler und beglückt wieder die Welt mit seiner Herrschaft. Und wie Woban's Vergentrückung und Schluamer im Rellensaal auf Karl den Großen und Friedrich Nothbart überging, wie seine siebenmonatliche Winterabwesenheit und seine Wiederkehr um Gattin und Reich zu behaupten auf Heinrich den Löwen über

tragen ward, so hat die alte mythologische Erinnerung bei den Hellenen einen Niederschlag in der Heldensage gefunden: es ist Odysseus der aus der Unterwelt, der aus der Grotte der Verborgtheit, der Kalypio, heimkehrt in Bettlergestalt um seine Penelope den Freiern wieder abzugewinnen. Marko und Swateplut bei Serben und Mähren, König Artus bei den Kelten werden gleichfalls entrückt, und ihrer beglückenden Wiederkunft harret das Volk. Der verdorrte Baum, welcher wieder aufgrünt, wenn der aus dem Berge hervorbrechende Fluß an ihn seinen Schild hängt, ist der Weltbaum, der bei der Rückkehr des Frühlingsgottes sich neu belübt. Auch in ihm ist ein schönes Bild der arischen Urzeit erhalten. Wir kennen die Esche Ydrafil der Edda, deren Wurzeln in der Tiefe gründen, deren Zweige in den Himmel reichen und die Sterne als goldene Früchte tragen, an deren Stamm die Nornen sitzen; wir finden auch in den Vedas den unvergänglichen himmlischen Feigenbaum, dessen Wurzeln wieder aufwärts, dessen Zweige wieder abwärts gehen, in dem alle Welten beruhen, aus dem die Götter Himmel und Erde gezimmert, der alle Früchte trägt, von dessen Laub der Göttertrank niedertränkt. Ich zweifle daß anfänglich der Wetterbaum zu Grunde liegt, eigenthümlich gestaltete Wolken die in langen vielverzweigten Streifen dahinziehen, aber ich glaube die Anschauung der Natur als einer in der Tiefe wurzlenden, zum Himmel sich erhebenden, allernährenden Pflanze für eine altarische annehmen zu dürfen, und erinnere an den Lebensbaum der Semiten.

Ich kann nicht mit Max Müller in der Sonne und Morgenröthe die ausschließliche Grundlage der arischen Mythen sehen; Wolken, Sturm und Gewitter treten ebenfalls mächtig genug hervor; beide Elemente, das stetig wiederkehrende und das plötzlich hereinbrechende, wechselreiche haben auf das Gemüth und die Phantasie gewirkt. Aber gern wiederhole ich die sinnigen Worte des porstebegabten Forschers, der sich in die Stimmung der Urzeit zu versetzen vermag: Die Morgenröthe, die uns nur als ein schönes Naturspiel erscheint, war dem Beobachter und Denker damals das Problem aller Probleme. Sie war das unbekannte Land aus dem alltäglich jene glänzenden Simbilder göttlicher Macht emporstiegen, welche in dem menschlichen Geist den ersten Eindruck und Fingerzeig einer höhern Welt, einer obern Macht der Ordnung und Weisheit zurückließen. Was wir Sonnenaufgang nennen das stellte ihm täglich das Räthsel des Daseins vor Augen. Ihre

Lebenstage entsprangen einem dunkeln Abgrund in welchem sich jeden Morgen Licht und Leben zu regen schien. Ihre Jugend wie ihr Alter war die Gabe jener himmlischen Mutter, welche im Glanz unveränderlicher Schönheit jeden Morgen erschien, während alles Irdische welkte und dahinschwand. Ein frisches Leben blühte jeden Morgen vor ihren Augen auf und die erquickenden Winde wehten sie wie Begrüßungen an, welche über die goldene Himmelschwelle herüberflewten. Die regelmäßige Wiederkehr des Tages und der Nacht, das ganze Sonnendrama mit dem Kampf zwischen Licht und Finsterniß, das nie ausblieb, erweckt die Vorstellung der glanzvollen ewigen Mächte, und im Gefühl der Hülfbedürftigkeit zugleich Vertrauen, Hoffnung, Freude in der Menschenbrust.

Die Griechen lassen sich menschlich gestaltete Götter in Thiere, Menschen in Pflanzen verwandeln; das ist vielfach eine Rückbildung in die Formen welche man anfänglich den in den Naturerscheinungen waltenden Mächten gegeben; wo man Wirkungen sah da ahnte man als Ursache ein selbstständiges, beseeltes Princip, und wenn die Wahrnehmung der Erscheinungen einen Anlaß an thierische Formen und Lebensäußerungen bot, so sah man ein thierartiges Wesen in ihnen. Wir gedenken der Wolkensäule, der lichten Strahlenrosse die den Sonnenwagen ziehen. Die Griechen sagen daß Poseidon die Demeter verfolgt, die sich in eine Stute verwandelt, jedoch er als Roß sie bewältigt; in den Veden ist es die Sturmwolke, die Saranja, die wie ein wildes Roß am Himmel dahinbraust, und der lichte Himmelsgott gesellt sich ihr zu Jama's Erzeugung. Der patriarchalische Hirt hat den Hund als Wächter des Hauses, als Diener auf der Weide; so senden in den Veden die Götter die Hündin Sarama aus, den Wind, das Versteck der himmlischen Ruhe, der Wolken, aufzuspiiren und sie heranzutreiben. Von Sarama stammt der rothbraune Hund Sarameyas, der angerufen wird die Menschen in Schlaf zu bringen, das Haus in der Nacht zu bewachen, die Räuber wegzubellen, Reichthum an Rössen und Rindern zu mehren. Ein anderer Sarameyas ist bei Jama dem Gott der Unterwelt und holt ihm die Seelen der Menschen hinab. Mit Sarameyas hat Ruhn den Hermeyas oder Hermes der Hellenen zusammengestellt, der die Klöße Apollon's, die lichten Wolken, vor sich hertreibt, und damit ein Luftwesen ist wie Sarameyas, und ebenso die Hube und das Haus der Menschen behütet, sie einschlüssert und die Seelen in das Jenseits geleitet. Jama's Hunde kennen und bewachen den Todtenweg wie der griechische Kerberos, dessen



Namen Weber durch das Beiwort karbura, dunkel, buntgefleckt, erklärt, was Sarameyas in den Leben hat. Der himmlische Weg, den Götter und Selige wandeln, die Brücke zum Himmel ist der Regenbogen. Die Auffassung der Seele als Lebenshauch, der im Winde wieder von bannen zieht durch die Wolken in den Himmel, der Schiffer der die Todten über das Wolkenmeer fährt, die Personification des im Wind waltenden Götterwillens als eines Götterhundes, der die Wolken jagt und die Menschen im Leben und Tod bewacht und geleitet, ist urarische Anschauung; wir erinnern in Bezug auf den leptern an den schalastepfzigen Anubis der Aegypter.

Der Blitz ist eine feurige Schlange; aber wir nennen ihn auch geflügelt: der Vogel, der mit seinen Schwingen auf- und niedersteigt, wird das Bild für alles Schwebende, zwischen Himmel und Erde sich Bewegende. So kam ursprünglich der Blitz, der Regen als ein Vogel aus der Wolke, und dann ward es ein Vogel der sie heruntertrug. So ist auch die Sonne ein Vogel, ein Schwan oder Adler. Das klingt in den spätern Mythen vielfach nach; ein Adler trägt den Blitz des Zeus und führt den Sphenon des Göttertranks, den Ganymed, zu Zeus empor, oder Zeus hat ihn in Adlergestalt selbst geraubt; Indra als Falke, Orin als Adler holen den im Wollenberg gefesselten Mith, den Vegetierungs- trank der Unsterblichkeit. Die Seele, das Lebensprincip der Menschen, ward als ein himmlischer Finken aufgefaßt, ein geflügelter Blitz aus der Wolke; noch jetzt bringt im Volksmunde ein Storch die Kinder aus dem Wollenbrunnen; als Vogel oder Schmetterling verließ im Volksglauben die Seele den Verb. Der Feuerbringer Prometheus ist auch Menschenbildner, und Jamb, den wir sogleich näher kennen lernen, ist das Kind des Lichts und der Sturmwolke. Man verfährt noch heute in Deutschland bei Anzündung eines Reithfeuers, über welches das Vieh bei einer Seuche zur Reinigung gehen muß, man verfährt noch heute ganz gewöhnlich in Indien, wie im arischen Alterthum: auf einer in der Mitte vertieften Scheibe von weichem Holz wird ein Stab von härterm Holz aufgestellt und zwischen den Händen oder mittels eines Seiles in eine rasch drehende Bewegung gesetzt, oder es wird auf solche Art ein Pfahl in der Nabe eines Rades um sich herum gedreht, bis ein Funke hervorspringt, den man in Berg, Moos oder Heu auffängt. So dachte man sich auch das Anzünden des himmlischen Feuers im Sonnenrad oder in der Wetterwolke; aus der Sonne, dem Feuerrade, ward dann der Wagen des Sonnen-



gottes. Durch quirlende Bewegung eines Stabes in einem schmalen Faß ward die Butter aus der Milch geschieden; auf gleiche Weise und damit ganz ähnlich wie die Feuerentzündung dachte man sich die Bereitung des Göttertranks, des allerquickenden himmlischen Regens in der Wolke; erschien doch Blitz und Regenguß zusammen. Aber jene sich einbohrende Reibung erinnert auch an die menschliche Zengung, und die Seele war der sich entzündende Lebensfunken. Der Ursprung der Seele, des Feuers, des Regens stand so in enger Verbindung, und Kuhn hat in seinem Buch über die Herabkunft des Feuers und des Göttertranks das Ungedeutete als die Grundlage der mannichfach ausgebildeten Sagen der verschiedenen arischen Völker nachgewiesen. Das Feuer ist uns noch sprachlich das Bild der Lebensflamme; es brannte auf dem Herd als der Mittelpunkt des Hauses, als das Symbol des Familienlebens; die in das Haus eintretende Braut oder neuerworbene Hausstiere mußten es dreimal umwandeln, dadurch traten sie in die Weihe der Gemeinsamkeit ein. Im griechischen Wort *ἥρως* wie im altnordischen *fyr*, dem altheutschen *fiur* erkennen wir noch daß das Feuer ursprünglich allgemein für das Element der Reinigung (*purus*) angesehen ward, als das es bei Indern und Persern, wie bei Griechen, Römern und Germanen deutlich genug hervortritt. Das indische *agni-ignis* heißt Feuer, die Wurzel scheint mir im griechischen *ἄγνος*, rein, zu erkennen. Aber auch die mit dem Feuer verbundene Kunst der Metallarbeit hatte vor der Scheidung der Arier begonnen. Man sah in ihr ein Werk des Feuers, das vom Himmel herabgefallen war und auf Erden gelähmt, an den Herd gekannt einherhinkte, wie Hephästos, wie der Schmied Wieland, das aber auch im Flug des Vogels wie Wieland und Dädalos sich himmelwärts hob; bei diesen Sagen ist keine Entlehnung, sondern die gemeinsame Grundlage gleichfalls anzunehmen. Selbst die Anschauung vom Gewitter als einer himmlischen Schmiede, wo die einäugigen Sonnenriesen die Blitze auf hallendem Amboss zurecht hämmern, ist uralte und ein Beweis der frühen Bearbeitung des Erzes. Und daß die Götter im Gewitter das den Drehstab bewegende Seil an beiden Enden hin- und herzogen, das ist die Grundlage auf der die indische Phantastie das ungeheuerere Bild des Mandaraberges gebaut, der als Quirlstock des Göttertranks im Weltmeer steht, und die Schlange Sesha ist als Strick um ihn herumgeschlungen; die Schlange schnaubt Feuer und Wind und der Berg brüllt wie dumpfer Donner, wenn die Götter ziehen. In

der deutschen Sage wirft der wilde Jäger Wotan dem Bauernmann ein Seil zu daß sie versuchen wer den andern fortziehe; bei Homer aber haben wir das herrliche Bild in der *Iliad*, wenn Zeus am Anfang des achten Gesanges seine Obmacht den Göttern verkündet:

Lasset ein goldenes Seil vom Himmelsgewölbe hinunter,  
Fängt euch alle daran, ihr Götinnen all' und ihr Götter,  
Dennoch vermögt ihr nimmer hinab vom Himmel zur Erde  
Zeus, den erhabensten Herrscher zu ziehn, wie sehr ihr euch anmüht.  
Aber gefiel auch mir es in völligem Ernste zu ziehen,  
Traun euch zög' ich empor mit der Erde zugleich und dem Meere,  
Bände das Seil also dann um das äußerste Haupt des Olympos  
Fest, daß alles gerammt hoch schwebete oben im Lastraum.

Wollen wir indeß noch einmal zurück auf die Thierwelt, so bot sie nicht bloß Bilder zur Auffassung und Gestaltung der Naturerscheinungen, sondern auch der menschlichen Verhältnisse. Der Jäger, der Hirt, der Ackerbauer verkehrt mit den Thieren, steht ihnen nah und sieht in Hund und Stier oder Wolf den Genossen oder Feind, gewissermaßen seinesgleichen; er belauscht die Eigenschaften der Thiere, er hat an ihrer List und Kraft, an ihrer schönen Gestalt, ihren funkelnden Augen seine Freude; theils belämpft er sie, theils zieht er zähmend sie zu sich heran, und was er so mit den Thieren erlebt und erfährt, dies Wirkliche verwerthet die Phantasie in der Thiersage, wenn sie die Geschichten der Thiere erzählt und ihnen dabei menschliche Ueberlegung und Sprache leiht, oder wenn sie die Erfahrungen aus der Thierwelt zu einem Gleichniß menschlichen Lebens macht und kürzer im Sprichwort, ausführlicher in der Fabel ausdrückt. Wir finden in indischen, griechischen, deutschen Erzählungen Thiergeschichten desselben Sinnes, deren jede aber ihre eigenen Züge hat, so daß oft das Verständniß der einen Darstellung erst durch die Bekanntschaft mit der andern erschlossen wird. Wir haben auch hier einen ursprünglich gemeinamen Grundstock und Sagenstoff, der im Lauf der Jahrtausende in der mündlichen Fortpflanzung seine Umbildungen erfuhr und später gemäß dem Charakter der Nationen seine besondern Züge, seine eigenenthümliche Kunstform empfing.

Von der Betrachtung der Natur wenden wir uns zum Menschen. Daß Zama der Veden und Zima der Avesta identisch seien ist längst anerkannt; die persische Heldensage kennt ihn als Tschemschid

(Ihm, Dſchem in der Verbindung mit ſchib Herrſcher). Die vedische Erzählung lautet zunächſt daß der Weltbildner ſeiner Tochter, der Sturmſchen, der dunkeln Wolke, die über dem Raume ſchwebt, Hochzeit macht mit dem Leuchtenden, Vivasvat; Licht und Wolkendunkel erzeugen die Zwillinge, das beſagt ihr Name Jama und Jamī, das erſte Menſchenpaar. Jama iſt der Erſtgeborene der Sterblichen und ſo auch der erſte der Geſtorbenen; „er hat den Weg aufgeſchloſſen der aus der Tiefe zur Höhe führt, er zuerſt den Ort gefunden wo unſere Väter hingegangen, die Heimat die man uns nicht nehmen kann“. So iſt er das Haupt aller derer geworden die ihm folgen, der Erſtling der Todten iſt ihr Fürſt, Jama der König im Reich der Seligen.

Die Zendsage aber verlegt das Paradies in die Lebenszeit Juna's, des Urmenſchen. Auch hier heißt ſein Vater ganz ähnlich Vivanghvat. Ihm hat der Schöpfergeiſt Ahuramasda ſich zuerſt offenbart, aber er hat es abgelehnt Träger des heiligen Wortes zu ſein, weil er dazu nicht geſchickt und gelehrt genug ſei. Da verlich ihm Gott die goldene Getreideſchwinge und den goldenen Stachel, Sinnbilder des Ackerbaues und der Viehzucht, die den Friedensfürſten bekunden. Zima macht die Erde fruchtbar und ſie fällt ſich mit lebenden Weſen; ſein Gebet erweitert die Erde, damit ſie Raum haben ſich nach Luſt zu bewegen. Wenn die Erde, die Amme der Menſchen, Kinder und Reſſe, ſich öfſnet wie eine Gebärende, indem Zima's goldene Schwingen und goldener Stachel ſie trifft, und wenn ſie dann zur doppelten Größe ſich ausdehnt, ſo ſcheint mir das die dichterische Darſtellung davon daß durch geordnete Benützung und Cultur ſie fähig wird viel mehr Geſchöpfe zu tragen und zu ernähren. Zima nun iſt der leuchtendſte glücklichſte aller Geborenen, der Sonne ähnlich unter den Sterblichen, unter ſeiner Herrſchaft gibt es nicht Kälte noch Hitze, nicht Alter noch Tod. So bezeichnet ſie das goldene Zeitalter auf Erden, und ſinnvoll genug iſt es daß jenes Kinderglück der Unſchuld das göttliche Wort, die ſelbſtbewußte Vernunft noch nicht kennt, ſondern nach ſittlichem Inſtinct lebt, noch nicht wiſſend was gut und böſe iſt, wie Adam im Paradies. Und wenn Zima weiter einen Garten in regelmäßigem Viereck anlegt und dahin die Erleſenſten der Geſchöpfe ſammelt, wenn dort weder Sünde noch leibliche Gebrechen gefunden werden, aber ein ewiges Licht mild erglänzt, ſo werden wir abermals an das bibliſche Eden erinnert und finden dann eine Urüberlieferung der Menſchheit aus der Zeit wo Semiten

und Arier noch vereint lebten, eine Kunde die auch in Griechenland und Rom sich als Mythos vom goldenen Zeitalter, bei den Germanen als das Goldalter der Götter erhalten hat. Die Welt, der Mensch ist gut geschaffen, aber gefallen, Streit ist an die Stelle des Friedens, Verderbniß an die Stelle der Vollkommenheit getreten, der Untergang steht bevor, aber eine neue bessere Welt wird ihm folgen: dies liegt als gemeinsame Idee der Lehre von den Weltaltern zu Grunde, die von den Griechen und Indiern dann unabhängig und verschiedenartig, dort mehr mythisch, hier mehr dogmatisch ausgebildet wurde. Von einem noch fortdauernden irdischen Paradies weiß auch die mittelalterliche Alexander Sage zu berichten; der Held kommt auf seinen Wanderzügen an die Mauer des Paradieses, das er wie ein weltliches Reich erobern möchte, allein es wird ihm die Kunde daß nur wer die eigene Gier bezwingt das Paradies erlangen könne. Auch der Graal deutet auf ein irdisches Paradies mitten im Leben und Treiben der Welt, und ähnlich bemerkt Westergaard: Bima sei überhaupt der Ausdruck für den glücklichen Zustand eines jeden Menschen, und wenn der Tag in seinem Glanz alle Herrlichkeiten der Natur offenbart, wenn milde Jahreszeiten Segen hervorrufen, wenn der Mensch in seiner vollen Kraft, in Frieden mit sich selbst lebt und in Liebe mit seiner Umgebung, da herrsche Bima noch auf Erden, — wie wir auch dann sagen wir seien im Paradies.

Tacitus nennt als den sagenhaften Ahnherrn der Deutschen am Ocean den Ingu, als Stammvater der Schweden wird Ingvi erwähnt; das Volk vertritt beidemal die Menschheit; Ingvi ist zugleich Beiname des Sonnengottes Freyr; Mannhard entwickelt in einer Combination der Sage daß er der erste Mensch und König auf Erden, der erste Verstorbene und Herrscher im Seelenreich der Alfen, der Lichtgeister sei; wir hätten also in ihm den Bima oder Rama wieder, den Sonnensohn, und es mag ursprünglich die Sonne selbst gewesen sein die im Westen niedergehend zuerst den Weg zum Jenseits fand und dort des Nachts den Seligen leuchtete und sie beherrschte.

Frage wir ob die Hellenen eine ähnliche Tradition wie die von Rama's Reich haben, so hat schon Windischmann auf Rhadamanthys verwiesen. In ihm, dem König einer seligen Insel, werden nach Homer und Hesiod gottbegnadete Männer durch Entzückung versetzt, denn nicht sterben soll Menelaos, sondern eingehen



in Elysium; J. M. Wolf hat, dem Original Fuß für Fuß folgend, die Stelle meisterhaft übersezt:

Nicht ward dir es beschieden, o göttlicher Fürst Menelaos,  
Tod und Verhängniß dabeim in dem Rosland Argos zu leiden:  
Rein zu Elysions Flur und der Erd' Ungrenzungen werden  
Götter dich einst hinführen, wo thront Goldhaar Rhadamanthys.  
Dort lebst arbeitlos und behaglich der Mensch sein Leben,  
Nie ist da Schnee, nie rauscht Plagregen da, nimmer auch Sturmwind,  
Selbst Oceanus sendet des Wests hellwebende Hauche  
Immer dahin, die Berechner mit Frühlingslast sanft fahrend.

Erinnert das mehr an die persische Ansicht, so klingt die indische bei Plinard wieder; ihm ist Rhadamanthys der Todtenrichter und der Fürst derer die ihr Herz von Frevel rein bewahrt und nach dem Tode den Weg des Zeus zu Kronos hoher Feste wandeln,

Wo lieb athmend rings um der Seligen Gefild  
Des Meeres Rüste wehen, wo dufend Goldblumen hier am Strand  
Leuchten von den Höhen glänzender Bäume,  
Dort der Quelle Flut entspringen,  
Mit deren Kranzgewinde sie sich Arm umflechten und Haupt.

Damit vergleichen wir ein Gebet an Jama in den Vedem:

In des Dreihimmels Gemäke, wo man sich regt und lebt nach Lust,  
Wo die lichtvollen Räume sind, o dort laß mich unsterblich sein!  
Wo Wunsch und Sehnsucht verweilen, wo die strahlende Sonne steht,  
Wo Seligkeit ist und Genüge, o dort laß mich unsterblich sein!  
Wo Fröhlichkeit und Freude wohnt, wo Entzücken und Wonue herrscht,  
Wo erfüllt alle Wünsche sind, o dort laß mich unsterblich sein!

Rhadamanthys ist der Sohn des Lichtgottes Zeus, der Bruder des Minos. In diesem hat man längst den Mann der Indier, den Mannus der Deutschen, die als Stammvater dieser Völker genannt werden, wiedererkannt. Der Name heißt der Denkende, davon abgeleitet ist Manusha, Mensch, das a ist in i übergegangen wie im deutschen Wort Minne, das auch Andenken, Erinnerung bedeutet. Minos, Mannus, Mannus vertreten die erste Einrichtung des bürgerlichen Lebens, der volkshymnischen Gemeinschaft, sie sind Staatsordner, Gesetzgeber, Richter; wie Jama ward auch Minos zum Todtenrichter.

Ein Paradies also am Anfang der Geschichte und als Ziel der Menschheit im ewigen Leben der Seligen ergibt sich uns als



der dichterische Glaube der arischen Urzeit, und dies war der Keim, der bei den verschiedenen Völkern so nahe verwandte poetische Blüten trieb daß die ursprüngliche Gemeinsamkeit der Idee wie des Ausdrucks klar durchschimmert. Zirdusi berichtet noch von Tschemschid daß er in menschlicher Ueberhebung Gott gleich sein wollte, und daß dadurch das Paradies verloren ging, die Uebel ins Reich einbrangen und das Volk zu Zohak abfiel. Ein persisches Religionsbuch läßt das Glück von Nimma fliehen als er Flügel in seine Gedanken bringt. Ist das nicht erst unter hebräischem Einfluß geschrieben, so wäre hier die Hindeutung auf den Sündenfall bei den Ariern.

Auch die Flutsage ist nicht bloß den Ariern untereinander, sondern mit den Semiten gemeinsam. Bis auf einzelne Züge stimmt die babylonische Erzählung von Sisir (Xisuthrus) mit der hebräischen von Noah. Die indische Sage läßt Manu allein übrig bleiben, ihre älteste Fassung im Chatapatha-Brahmana bewahrt die Erinnerung daß Manu von jenseit des Himalaja, des für die Indier nördlichen Gebirges, herstammt: durch eine Flut aus der ersten Heimath vertrieben kommen die Arier von Norden her nach Indien. Dem Manu kam beim Waschen ein Fisch unter die Hände, der ihn um Pflege und Schutz bat, dann werde er seinen Wohltäter wieder retten, wenn die große Flut komme. Manu zog den Fisch auf und setzte ihn dann ins Meer, und zimmerte ein Schiff in dem Jahre das ihm der Fisch angegeben. Als die Flut stieg, schwamm der Fisch zu ihm, an des Fisches Horn band Manu sein Thau, der Fisch setzte mit ihm über den nördlichen Berg und ließ ihn dann das Seil an einen Baum binden. Manu brachte nun gleich dem griechischen Deukalion, gleich Noah und Xisuthrus sein Opfer; aus gesäuerter Butter, dicker Milch und Matte, die er in die Flut warf, stieg nach Jahresfrist das Weib hervor, auf das die Götter Mitra und Varuna Anspruch machten, das sich aber für Manu's Tochter erklärte. Ihr Name Itha hat das cerebrale *i*, welches in *r* und *l* übergeht, sie ist das personifizierte Lobgebet (*Ma*) und der daraus entspringende Segen, den nun Iris, der Regenbogen, für die Griechen symbolisirt. Sonne und Himmelsgewölbe, Mitra und Varuna, machen Anspruch auf den Regenbogen; da er hier wie bei Noah das Zeichen des göttlichen Bundes und Segens ist, entspringt aus ihm das neue Geschlecht. Auch nach titanischer Sage sendete Gott dem einzig übriggebliebenen Menschenpaar als Tröster den Regenbogen, der ihnen rieth über

die Gebeine der Erde zu springen; aus neun Sprünzen wurden neun Menschenpaare. Vom Frauenberg bei Zondershausen erzählt sich das Volk daß er hohl sei; in ihm besindet sich ein großer See, auf dem rudert von Anfang der Welt ein Schwan, der hat einen Ring im Schnabel. Wenn aber der Schwan den Ring fallen läßt, dann geht die Welt unter. In diesem schönen Bilde sehen wir mit Schwarz den Wellenschwan, der den Regenbogen hält, welcher des Himmels Wasser haucht, daß nicht die Welt durch sie untergehe, wie auch Jahve im Alten Testament den Regenbogen zum Zeichen setzt daß keine neue Wasserflut die Erde zerstören solle.

Endlich noch ein Wort über den Gott in dessen Namen der Name der Arier zu liegen scheint. Man kennt die Irmenensäule die Mari der Große im Krieg gegen Witekind zerstörte. Es gab deren mehrere, sie waren Nationalheiligtümer, ein Baumstumpf unter freiem Himmel errichtet zu Ehren des streitbaren Nationalgottes Irmin; alterthümlicher soll er Irmo oder Armo geheissen haben, wovon Irmin, Irmin erweiterte Formen sind. Das gothische Wort airman wird in der Bedeutung von allgemein verwandt, Irminful von einem alten sächsischen Chronisten auch als allgemeine oder Weltstütze erklärt, die alles aufrecht hält. Irmin wäre danach der allgemeine Gott, der des ganzen Volks, sowie Iörmunggrund, allgemeiner Grund, die Erde heisst. Die Kelten verehren ihren Stammgott Ermonen, nach dem Erin, die Insel Irland, und das Volk der Iren den Namen führt. Iranier nennen sich die alten Perser nach dem ursprünglichen Arja, Arier, und Arjaman ist ein Gott der in den Veden häufig neben Mitra und Varuna, Sonne und Himmel, angerufen wird. Aristoi, die am meisten Aritschen, heißen die Edeln bei den Griechen. Als Arja, die Chronurldigen, das herrschende Volk, bezeichnen sich die Indier. Bei den Armeniern ist Armenac Stammvater des Volks. Daß wir mit Recht die ursprüngliche Stammesgemeinschaft der Indier und Perser, Kelten, Slawen, Griechen, Italier, Germanen mit Arier bezeichnen, geht daraus klar hervor. Was die Ableitung des Wortes selbst betrifft, so erinnert Gang gegen unsere Deutung (S. 26) an ara Altar, Ferk, arani die Hölzer zum Feuerreiben im Indischen, an das lateinische ardere brennen, und sieht im Arier den Herdgenossen bezeichnet; in Arjuman und Arjaman, die im Avesta und in den Veden als Nährer und Erfreuer angerufen werden, ist ihm das

irdische Glück der Genossenschaft personificirt, und unser Armin erscheint als Heros der Stammesgemeinschaft.

Ueberblicken wir die Errungenschaft unserer Forschung, so stand das ganze Naturleben wie ein Werk geistiger Kraft und Thätigkeit vor der Phantasie der Arier. Im Aether walteten holde Lichtgenien und strahlten im Glanz der Sterne als Schmuck des Himmels, der Himmel war die Erscheinung des allumfassenden Gottes, der sie in sich erstehen ließ, hegte und bewegte; die Genien waren seine Wächter, die nie schlummern und untrüglich alles auspähen und das Gute behüten. Im Dunkel der Nacht, in der Kälte des Winters, in der Dürre des Sommers walteten finstere böse Dämonen, gefährliche Wölfe, Drachen und andere mißgestaltete Ungeheuer, die das Licht der Sonne oder den erquickenden Regen raubten, den Menschen vorenthielten, die Menschen schreckten und schädigten; aber die hilfreiche Macht Gottes bewährte sich im Kampf und Sieg, wie das vor allem im Gewitter sich kund gab. Es waren die Geister der Winde die im Sturm einherfuhren und die Welt erregten; sie waren des Sturmgottes Heer, sein Brausen war ihr Gesang, ein Pief das auch Felsen und Bäume bewegt, wie in den Sagen von Orpheus und Foran noch nachklingt. In den Genien und Manen der Römer, den Dämonen der Griechen, den Alben der Deutschen und Elfen der Kelten, den Ribhus und Maruts der Indier hat sich diese die Menschen in der Natur selbst umschwebende Geisterwelt im Volksgemüth erhalten. Der Unsterblichkeitsglaube knüpfte hier an. Aus der Höhe kam die Seele als der Blitz und Funke des Lebens herab wie ein Vogel, und schwang sich im Windeshauch wieder empor und trat nach ihren Gesinnungen und Thaten dort ein unter die Mächte des Lichts oder der Finsterniß. Die sittlichen Ideen entwickelten sich im Anschluß an die Natur mit Furcht und Hoffnung, der Gegensatz des Guten und Bösen geht dem Bewußtsein auf, ebenso der Gedanke eines ewigen Loses, das sich der Mensch selber bereitet, und einer innigen Gemeinschaft aller Lebendigen, indem die Geister der Ahnen zugleich die Frucht ihres Erdendaseins ernten, zugleich fortwährend das gegenwärtige Geschlecht umschweben und auf dasselbe einwirken.

Und wie die neuere Naturwissenschaft im Aether und seiner Bewegung den Grund des Lichtes sieht, so ahnten schon die alten Arier im Licht den Quell alles Werdens, alles Gedeihens: sie erkannten eine wohlthätige Göttermacht im Licht, dasselbe war

ihnen das natürliche Symbol des Guten und des Wahren, ihre Religion war ein Cultus des Lichts, der die Keime der sittlichen Ideen zur Entfaltung brachte. Der Mensch soll den lichten Göttern ähnlich sein. Sie sind die alles sichtbar Machenden, die Allsehenden. Auf ihr Urtheil beruft man sich darum, wenn der Mensch das Verborgene nicht finden oder die Wahrheit nicht erweisen kann. Man ist überzeugt daß sie auch den Griff ins siedende Wasser, auch das Tragen des glühenden Erzes, auch den Gang durchs Feuer leicht und unschädlich machen, wenn der reine Mensch sie zu Zeugen seiner Unschuld anruft, daß aber wer schuldbewußt ihr Urtheil beschwört es sich zum Verderben herausfordert. Denn die genannten Gottesurtheile dauern gleichmäßig unter den Völkern fort, und sind darum ein Erbe der ursprünglichen Lebensgemeinschaft.

Sah man aber in den Naturerscheinungen das Werk göttlicher geistiger Willenskraft, so konnte man hoffen durch Gebet und durch den eigenen Willen auf sie einzuwirken; so glaubte man an die Macht des Wortes im Fluch und Segenspruch. Man sah wie Gärung und Ansteckung sich verbreiten, und schrieb danach jedem Ding das Streben oder das Vermögen zu das andere, auf das es einwirkt, sich zu verähnlichen. Darin liegt der Grund der Magie, der Zaubermittel. Die römische Hirtin setzt das Wachs ans Feuer, gleich ihm soll das Herz des fernem Geliebten schmelzen und sich erweichen, der deutsche Schmied hämmert das Eisen und möchte daß auch so sein Landgraf hart gegen die Volksbedrucker werde; ähnliche Formeln zeigen uns die Beden. Die sprachlichen Ausdrücke für Arzneikunde bei den arischen Nationen weisen auf den Zusammenhang mit Besprechungen und magischen Mitteln hin. Die Wunde soll verbunden, die Krankheit soll gebunden oder der sie erregende Dämon soll ausgetrieben werden; die Heilkunde berührt sich mit sittlich religiöser Reinigung, das Wort verbindet sich mit Opfer und Sühne. Unter den Krankheiten hat Adolf Pictet Geistesstörungen, fallende Sucht, Fieber, Hautausschläge und Husten durch die Sprachvergleichung der verwandten Ausdrücke der Urzeit zugewiesen.

Sind wir bei den Slawen, Kelten, Germanen Thongeräthe, die den Erzeugnissen der ältesten griechischen und italischen Töpferei völlig gleichen und untereinander kaum zu unterscheiden sind, finden wir als Stoff überall die dem Alluvialboden entnommene weiche, poröse und nur leicht gebrannte Masse, und als Hauptform die bauchige Anschwellung in der Mitte nach oben und unten verjüngt



und als Verzierung bald Streifen, Wellen und Zickzacklinien in horizontaler oder um die vorquellende Mitte in verticaler Richtung, sowie Knäpfschen, Punkte, kleine Quadrate, welche Unebenheiten der Form verdecken helfen, — finden wir endlich überall bei jenen Nationen die Benützung der irdenen Gefäße bei der Todtenbestattung, so dürfen wir in dieser Anwendung derselben wie in der geschulterten Technik auch ein gemeinsames Erbgut aus der arischen Urzeit erkennen.

Der Hausvater war Priester, das findet sich noch in den Veden und überhaupt in den Kulturansängen der selbständig gewordenen Stämme. Man nahte den Göttern mit Gebet und Opfern. Wie sie das Licht in der Höhe gewährten, zündete man ihnen Opferfeuer, ein Brandopfer an, wie sie das himmlische Maß des Regens niedergossen, spendete man ihnen den Opfertrank. Man hatte früh einen solchen aus gegorenem Pflanzenfäß zu bereiten gelernt, in dessen stärkendem und berauschendem Genuß man selber Fabung, Begeisterung und Thatkraft trank, man wollte den Göttern das Gleiche zu ihrer Freude gewähren. Die Götter wurden auf den Höhen der Berge oder in heiligen Hainen verehrt. So geschah es noch von den Persern, den alten Indiern, den Hellenen des pelagischen Weltalters, wo Zeus seinen Eichenwald zu Dodona oder seine Märc auf Bergeogipsel hatte; des Tacitus Ausspruch von den Germanen gilt von der ganzen Urzeit: „Die Götter in Tempelwände einzuschließen oder der Menschengestalt irgend ähnlich zu bilden das meinen sie sei unverträglich mit der Größe der Himmlischen; Wälder und Haine weihen sie ihnen, und mit dem Namen der Gottheit bezeichnen sie jenes Geheimniß das sie nur im Glauben schauen.“ Das philosophisch ausgebildete und das ursprüngliche Gottesbewußtsein grenzen nahe aneinander; jenem genügt keine endliche Form, kein Bild für das Ewige und Unendliche, diesem hat das Göttliche überhaupt noch keine bestimmte Gestalt gewonnen. Die Rückkehr zum Zeichen, wie Machiavelli die Wiederaufnahme des Anfänglichen auf einer höhern Entwicklungsstufe nennt, bewährt sich auch hier. Die Bilder wechseln bei den alten Ariern, durch welche sie die unsichtbare und doch in der Natur offenbare Macht sich vorzustellen und auszusprechen suchten, wie die Sonne bald ein Feuerad, bald der Schwan des Luftmeers, der Adler des Aethers, bald das Auge des Lichtgottes, bald der auf feurigem Wagen mit weißglänzenden Rössen dahinfahrende menschlich gestaltete westerschleuchtende Gott ist. Noch erstarrt das



Symbolische nicht in der Art daß das Bild ober der äußere Gegenstand für das innere Wesen gälte, sondern die Idee schwebt über den Erscheinungen, in denen sie waltet, und wird bald durch die eine, bald durch die andere ausgedrückt; das Bild bleibt durchsichtig, der Gestaltungsproceß flüssig. Die Religion trägt nicht die Form der Dogmatik, sondern der Poesie; dichterische Gemüther geben den religiösen Ahnungen und Gefühlen einen anschaulichen Ausdruck. Der Mythos wie die Sprachbildung ist die Urpoesie der Menschheit. Das griechische Wort für Lobgesang zur Ehre der Götter findet sich in den Vedea wieder, hymnus—sumnas; Worte für Sänge und singen haben bei den arischen Völkern gleiche Wurzeln. Die anhebende Göttersage und die bildlichen Anschauungen des Göttlichen lebten im Gesang.

## Indien.

### Allgemeine Charakteristik.

Der Himalaja wie eine mit riesigen Eiszinnen bekrönte himmelhohe Mauer, der Indus und die Sandwüste nördlich und westlich, das umgürtende Weltmeer nach Süden und Osten hin umgrenzen die herrliche Halbinsel Vorderindiens und gestalten sie zu einer abgeschlossenen Welt, die in ihrem Innern mannichfaltig und reich ist wie kein anderes Land der Erde. Das Gatzgebirge zieht von Norden nach Süden hin, und trägt durch das ganze Gebiet den Gegensatz und Wechsel der rauhen Bergnatur, der frischen Alpenthäler und der tropischen Küstenebene, gleichwie im Norden der Himalaja sich aus grünen Palmenwäldern weißglänzend erhebt. Das Kernland daneben bildet das Stromgebiet des Ganges, der mit seinen Nebenflüssen in weiter Ausdehnung die Fruchtbarkeit und Fülle des Pflanzenlebens mit seinem Wechsel und seiner Pracht wetteifern läßt und in seinem Lauf seit drei Jahrtausenden schon der vollreichen Städte so viele begründet. Mehr nach Süden hin wendet sich der Verbudastrom, auch er den uppiger Natur und von den Trümmern einer alten Cultur umgeben. In diesen weitgedehnten Thalebenen ist der Mensch nicht genöthigt seinen Unterhalt mühsam dem Boden abzurufen; ein einziger wildwachsender Baum gibt ihm

mit saftigen Früchten Speise und Trank, aus den Fässern seines Vastes den Stoff zur Gewandung, mit seinem Schattendach Schutz gegen Sonne und Regen. Das Meer bietet seine Perlen, die Erde ihr Gold, die Bäume ihre Gewürze und köstlichen Früchte, und so wird Indien für andere Völker ein Land der Sehnsucht oder der Wunder, während es durch Berg und Meer für lange Zeit gesichert und sich selber genug ist. Die Wärme des Himmels und die Fülle des Pflanzenlebens auf der Erde rufen nicht sowohl die Thallust, die Arbeitskraft des Menschen auf, als sie die Liebe zur Ruhe, zur Beschaulichkeit nähren, und die Natur in ihrer Pracht, in ihrem übersprudelnden Formenreichtum erweckt die Phantasie zum Wettstreit, daß auch sie die Wirklichkeit mit ihren Träumen umspinne, wie die blüthenstimmenden Ranken der Schlinggewächse den Stamm der Bäume verdecken und sich von Wipfel zu Wipfel ausbreiten.

Mannichfach und überwältigend wie die Natur liegt auch der indische Geist und sein Werk vor uns, der vollste Gegensatz gegen die verständige Mäßigkeit Chinas, gegen die eintönig architektonische Festigkeit und starre Größe Aegyptens. Rasende üppige Weltlust und finstere selbstquälerische Weltentsagung, abenteuerliches Heldenthum und Ruheliebe, grausamer Despotismus und erbarmungsvolles hingebendes Mitleid für alle Wesen, grübelndes Sinnen und überwuchernde Phantasie, wie sie in den Schöpfungen indischer Kunst und Wissenschaft nebeneinander liegen und durcheinander wogen, sie mochten die indische Welt dem betrachtenden Geist als ein brütendes Chaos erscheinen lassen, in welchem die Formen und Gestalten austauschen und versinken ohne rechten Halt und volle Klarheit zu gewinnen, und Maßlosigkeit durfte für das Wesen des Indertums gelten. Denn die Indier selbst haben unter allen Ariern am wenigsten historischen Sinn: sie denken nicht daran daß sie auf einer neuen Entwicklungsstufe die überschrittene tren in der Erinnerung bewahren, vielmehr suchen sie im spätern Leben das Gegenwärtige auch als das Urausfängliche und Immergeltende darzustellen und danach die Denkmale der Vorzeit selbst umzuformen; wie die in die Erde gerammten Pfosten der menschlichen Wohnung wieder Wurzel schlagen und Zweige treiben, so überwältigt die Gegenwart mit ihrem Lebensrecht das Vergangene, dies gilt nur insoweit es Element des jetzigen Daseins ist, und von dem heutigen Standpunkt aus wird das Bild der Vergangenheit umgestaltet. Die Geschichte wird zur Sage, und von der Wahrheit aus das

in allen Personen und Ereignissen die Idee, welche sie verwirklichen, das Wesenhafte und Bleibende ist, das ihnen den Werth und die Weihe verleiht, halten sich die Indier nur an dies Idealisirte und kleiden es mit freier Phantasie in die Formen welche ihnen die ausdrucksvollsten erscheinen; die Realität des Erdenlebens überhaupt gilt ihnen wenig, sie ist ein Geringes und Verschwindendes, ein Traumhaftes gegenüber dem Göttlichen und Ewigen, ein Spiel für den Geist, der sich lieber aus diesem bunten Schein und seiner Vielheit zurückzieht in die Ruhe und den Frieden des Einen, der wandellofen Seele des Atma. Nach und nach ist es der europäischen Kritik gelungen eine Sonderung und Scheidung der Elemente der indischen Cultur und ihrer Werke vorzunehmen und wenigstens im großen die Richt- und Haltpunkte zu bezeichnen. Die Meinung von orientalischer Stabilität ist durch die Erkenntniß einer gegen-  
sätzlichen Entwicklung berichtigt worden, die mit der Geschichte der europäischen Völker ihre ebenso lehrreichen Parallelen als Unterschiede bietet.

Der letzte Stamm, welcher noch geblieben war als die übrigen Zweige, die Grundlage der Kelten, Griechen und Italier, Slawen und Germanen, sich abgesondert und nach Westen gezogen, schied sich abermals in die baktrisch-persische und in die indische Nation, und auch diese letztere verließ die alten Wohnsitze und zog durch die Engpässe des Hindukusch oder Himalaja, und ließ sich durch die Flüsse Nordindiens zu neuer glücklicher Heimat leiten; der Wille der Vorsehung, der im Volksinstinct waltet und die Massen über ihr Verstehen hinaus bewegt, führte die Wanderer nach dem Lande welches der Entfaltung ihrer Uralanlage am förderlichsten entgegenkam. Nicht in Bauten und Bildwerken, die wir mühsam deuten, sondern im Worte selbst, in Liedern und Sprüchen der Weisheit haben wir die Denkmale ihrer Entwicklung. Wir sehen zuerst im 2. Jahrtausend v. Chr. ein patriarchalisches Leben, der nomadische Hirt, der sich niederlassende Ackerbauer vergleichen sich den Genossen Abraham's, friedlich gesinnt und doch voll kriegerischer Kraft, voll Gottesfurcht und im ersten Nachdenken über die letzten Gründe der Dinge. In den Hymnen der Veden haben wir den dichterischen Ausdruck dieser Geistesstufe, und zwar in einem vollschwellenden Reichthum, der uns verständlicher und anschaulicher macht was uns trümmern- und räthselhaft in griechischer oder germanischer Bildung aus einer ähnlichen Vorwelt entgegenwagt. Die Geschichte der Erzväter im ersten Buch Moses bei den Semiten

und die Vedas der Indier und Tacitus' Germania ergänzen einander zum Bild der patriarchalischen Menschheit.

Es folgt der Kampf der Geschichte, das Heldenalter der Wanderung, der Jugendmuth der sich austoben und seine Stelle im Leben erobern will. In der Zeit vom 14. bis 10. Jahrhundert v. Chr. bemächtigen sich die Indier der Gangeslande und bringen bis nach Ceylon südwärts. Die Kämpfe mit den Eingeborenen, die Kämpfe der arischen Stämme und Genossenschaften untereinander besingt das Volksepos. Wir meinen altvertraute Gestalten zu sehen, verwandte Klänge zu hören, wir erinnern uns der Achäer Homer's, der germanischen Krieger, der Völkerverwanderung wie sie das Nibelungenlied und die Kudrun schildern; Gemüthsinnigkeit, Frauenliebe stehen der Tapferkeit und Ruhmbegierde mitbernd zur Seite.

Es folgt eine Gliederung des Volks; Nähr-, Wehr- und Lehrstand sondern sich entschieden voneinander ab, und mit der Cultur entwickelt sich der Gang der Indier zur Betrachtung und die Liebe zur Ruhe. Das Geistige, der Gedanke waltet schon als etwas Eigenthümliches in der indischen Urzeit, ihre Sänger sind Weise und werden Priester; die Priester vertiefen sich in das Wesen des Geistes und erwerben sich zugleich die geistliche Herrschaft über das Volk. Die Gliederung der Stände wird als eine göttliche Ordnung hingestellt, ihr Kampf führt nicht zur Herstellung der allgemeinen Freiheit wie in Griechenland, Rom und dem nachmittelalterlichen Europa, sondern zur Befestigung des Brahmanenthums; die Reformation Buddha's selbst will die Leiden der Welt durch Weltentfagung aufheben, und beginnt mit der Scheidung der mönchischen Priester und der Laien. Die Thatkraft des Volkes erlischt in der Sehnsucht nach Ruhe, die Innerlichkeit des Gemüths und die Freude am Gedanken führt zu einem gegenstandslosen Sinnen und Brüten, und unvermögend den geistlichen und weltlichen Despotismus zu brechen flüchtet der Geist nach dem andern Ufer, nach dem Jenseits, zu Gott, und statt der freudlosen Wirklichkeit bevölkert er die Welt mit den Träumen seiner Phantasie. Ist ja doch die ganze Sinnenwelt nur Erscheinung des Geistes für den Geist, wie sollte er nicht mit ihr ein willkürliches Spiel treiben, nicht über sie hinausblicken und sich in das Ideale und Ewige vertiefen? Ein Dichter sagt tief und schön: Menschen hohen Geistes wallen auf der Erde verhüllt einher.

Der Grieche, der Römer schirmen die Heimath gegen feind-



sichen Andrang von außen und erringen die Bürgerfreiheit nach innen; damit wird ihnen das Leben zur gott erfüllten Wirklichkeit, die Arbeit Genuß, und gern widmen sie jede Kraft dem Vaterlande, in dessen Ruhm und Größe sie ihr Glück und ihre Ehre finden. Dem Indier am Ganges bleibt gerade in der Zeit der Entwicklung zu staatlicher Reife der Kampf um das Vaterland erspart, und ebenso wenig ruft die Natur seine Kraft in die Schranken; er entbehrt der gesellschaftlichen Freiheit im Staat, er wendet seine Thätigkeit nach innen, die active Willensstärke verwandelt sich mehr und mehr in eine passive Hingabe, in eine Sehnsucht nach Ruhe, und die Stille der Seele füllt er mit Bildern einer träumerischen Phantasie, bis er in ein gegenstandsloses Brüten versinkt und gerade dieses für das Höchste, für die Vereinigung mit dem allgemeinen Wesen aller Dinge, mit dem Göttlichen hält. Dies innerliche Seelenleben verschlingt die praktische Fähigkeit des Volks, der Wille, das selbstbewusste Handeln und Wirken tritt zurück vor dem Nachdenken das sich in sich selbst vertieft. Das gesunde Gleichmaß der Geisteskräfte wird allerdings dadurch gestört. Indem das Leben der Indier zur Sehnsucht nach der Ewigkeit ward, und sie durch Aufgeben des selbständigen Willens die Rückkehr zu Gott und die Ruhe in seiner Wesenheit suchten, ward ihnen die Wirklichkeit der Welt zum bloßen Schein, und damit kamen sie zu keiner gründlichen Forschung der Natur und ihrer Gesetze, der Geschichte und der in ihr waltenden sittlichen Weltordnung; vielmehr neben der Erkenntniß des einzigen Lebensgrundes aller Dinge als der Weltseele, als Gottes, war ihnen alles andere wie ein Spiel der Einbildungskraft, mit dem also auch ihre Phantasie beliebig schalten und walten mochte. Das Große war das Verlangen der Sammlung des Geistes aus der Zerstreuung in die Vielheit der Dinge, der Erhebung über das Zeitliche und Irdische in das Ewige; die abgeschwächte und unterdrückte Kraft des eigenen Willens ließ aber auch im Princip, in der Weltseele, nur die Selbstbeschaulichkeit der Intelligenz, nur den stillen Frieden und die auf- und abgankelnden Bilder der Phantasie suchen und finden; gegenüber dem bestimmten und getheilten Sein der Welt ward Gott das bestimmungslose Eine, nicht die sich selbst bestimmende, damit unterscheidende Energie des Geistes, der sein Wollen und Denken im Gesetz der Welt und in der lebendigen Kleinheit der Wesen offenbart, der daher auch vom Menschen nicht bloß die duldbende Hingabe, sondern das Selbstenthum, die Mitterschafft des Geistes fordert



sein Reich auf Erden zu gründen und auszubauen. Und der mangelnde Sinn für das Reale in der Welt, für die gottgewirkte Ordnung und das Maß der Dinge ließ auch die Phantasie mehr und mehr im Bestimmungslosen verstreuen und einer idealistischen Phantasterei verfallen, die ihren Ruhm nicht in der Verklärung der Wirklichkeit, sondern in märchenhaften Traumgestalten suchte, welche von Raum und Zeit entbunden oder ein willkürliches Spiel mit den Formen und Gesetzen der Natur treibend bei aller Sinnigkeit des Gehalts, bei aller Gedautentiefe oder lieblichen Gemüthlichkeit doch der plastisch klaren Anschaulichkeit und Lebensfähigkeit vielfach ermangelte. Die Phantasie ist im Indertum vorwaltend — selbst die wissenschaftliche Einsicht verlangt nach der dichterischen Einleitung und der Sittenspruch nach dem Gleichniß der Natur —, aber wie sie statt durch nüchterne Forschung die Wahrheit der Welt zu suchen sofort ihre Mythen schafft, so entbehrt sie des zügelnden Verstandes und der besonnenen Selbstbeherrschung.

Einer der gründlichsten Kenner des Indertums, Max Müller, sagt in der Geschichte der alten Sanskritliteratur: „Ihre irdische Existenz war ihnen ein Gegenstand des Zweifels, ihr ewiges Leben eine Gewißheit. Gläubig wie sie waren an das göttliche und wahrhaft wirkliche Sein konnten sie nicht an die Wirklichkeit der vorübergehenden Welt glauben. Dichter entdeckten durch Nachdenken das Band welches das Nichtseiende an das Seiende knüpft, sagten ein Lied des Beda. Das höchste Ziel ihrer Religion ist das Band herzustellen welches unser eigenes Selbst mit dem ewigen und allgemeinen Selbst zusammenschließt, die Einheit wieder zu erlangen, die umwölkt und verdunkelt worden durch den magischen Schein der Welt, die *Maha* der Schöpfung. *Atman* heißt Selbst; es bezeichnet das individuelle Ich und das univervelle; der Indier der von sich selbst spricht er spricht unbewußt damit auch von der Seele der Welt, vom Selbst des Weltalls; die Selbsterkenntnis ist die Erkenntnis des eigenen und des allgemeinen Geistes, die Erkenntnis seiner selbst im göttlichen Selbst. So werden die Indier ein Volk von Denkern, nicht von Männern des Handelns. Ihre Vergangenheit war das Problem der Schöpfung, ihre Zukunft das Geheimniß des ewigen Lebens; die Gegenwart, diese wirkliche und lebendige Lösung der Probleme der Vergangenheit und Zukunft, scheint niemals ihr Denken und ihre Thatkraft angezogen zu haben. Ihre Ideen tragen nach den verschiedenen Klassen der Gesellschaft

und den verschiedenen Weltaltern die Gestalt niedern Aberglaubens oder eines erhabenen Spiritualismus.“

Nur möchte ich das „Niemals“ ermäßigen. Das patriarchalische und das heroische Alterthum, wie es in den Vedea und im Epos vorliegt, zeigt einen klaren Blick für die Wirklichkeit und die Lust der That neben der Stille der Verachtung; aber von den Jahrtausenden der brahmanischen Cultur gilt das Gesagte mit seinem Licht und mit seinem Schatten. In der politischen Weltgeschichte hat Indien keine Stelle, wol aber in der geistigen. Kein Volk Asiens ist von gleicher Bedeutung für das philosophische Denken, keines von gleicher Wichtigkeit für das Phantasieleben.

Im Unterschied und in der Erblichkeit der Kasten sind die Indier über das Familienprincip nicht hinausgekommen, haben sich nicht zum freien Staatsbürgerthum hindurchgearbeitet; aber neben der Innerlichkeit und Selbstvertiefung der Seele haben sie das Familiengefühl in der Ehe, in der kindlichen Liebe rein und treu bewahrt und das Ideal desselben in vielen leuchtenden Gestalten älterer und neuerer Zeit ausgesprochen. Die Innigkeit und Schwärmerel der bräutlichen, die Befeligung und Treue der ehe-lichen Liebe, das Glück und Heil der Aeltern in den Kindern hat erst die christlich-germanische Welt in gleicher Reinheit, Zartheit, Fülle wieder empfunden und dichterisch dargestellt. Ich schliese diese vorläufige Charakteristik mit der Rede die Sakuntala im Epos hält, als sie mit ihrem Sohn vor den König Duschmanta tritt und ohne alle Zauberei einfach durch den Zauber der sittlichen Wahrheit das Auge des Königs öffnet und sein Herz überzeugt:

Hoher Fürst, wohl kennst du mich! Warum denn  
Gibst du scheulos vor mich nicht zu kennen?  
O so frage doch dein eignes Herz nur,  
Daß es dir was Wahrheit oder Falschheit  
Sei, verkünde. Gib dem Guten Zeugnis  
Und erniedre dich nicht selbst. Ein jeder  
Der sein Innres von dem Guten losreißt,  
Welche Schuld begeht er nicht! Ein Mäuder  
Ist er an dem eignen Ich. Wohl wähnst du  
Ganz allein zu sein, jedoch vergessest  
Jenen weisen woltheil'gen Seher,  
Der in deinem Herzen wohnend immer  
Nah dir ist und jeder That zuschaut  
Die du übst. Wer böse handelt täuscht sich  
Mit dem Glauben wol: hier steht mich keiner, —

Doch die Götter schanen ihn, es schanet  
 Ihn das eigne innre Selbst. Ja wisse,  
 Mond und Sonne, Erd und Meer und Himmel  
 Kennen unser Thun; der Gott des Rechtes,  
 Unser eignes Herz, lebende Dämmerung,  
 Tag und Nacht, das Feuer und die Lüfte  
 Geben es, und wer nicht also handelt.  
 Daß der Richter in der Brust es billigt,  
 Dem sind nimmerdar die Götter gnädig.

Des Hauses Ehre

Ist die Gattin, sie des Mannes Obem,  
 Wurzel sie des Rechts und des Geschlechtes  
 Und die Quelle alles Heils. Gemeinsam  
 Mit dem Gatten opfert sie den Göttern  
 Und das Haus gedeiht durch ihre Sorge;  
 Allen Trost verleiht sie dir im Unglück,  
 Und gesellt sich dir zu holder Zwiesprach  
 In der Einsamkeit; selbst auf der Wanderung,  
 In der Wildniß bietet sie dir Labung.  
 Wer ein Weib hat der ist seelenfreudig  
 Und voll Hoffnung; er besitzt die Gattin  
 Ja in dieser Welt und in der andern.  
 In dem Sohn erblicken wir das eigne  
 Selbst von uns erzeugt, und himmelfällig  
 Sieht der Vater im Gesicht des Sprößlings  
 Wie in einem klaren Quell sich selber  
 Kluggespiegelt. Und kein Schmutz, kein reines  
 Wasser schafft dir durch Verklüftung solche  
 Freude wie des lieben Sohns Umhalsung.  
 Und gleichwie die Flamme, die zum Opfer  
 Von dem Herd genommen wird, ein Theil des  
 Feuers ist, so ist von dir ein Theil er,  
 In dein Selbst in anderer Erscheinung.

Hundert Brunnen wiegt ein See auf, hundert  
 Seen ein Götteropfer, hundert Opfer  
 Wiegt ein einz'ger Sohn auf; aber wisse  
 Mehr als hundert Ehne wiegt die Wahrheit,  
 Denn die Wahrheit ist der Pflichten höchste,  
 Wahrheit ist der Dinge erste Ordnung,  
 Wahrheit ist die ew'ge Gottheit selber.

Die Veden.

Die erste Uebersetzung der Indier, die bis zuletzt im alten  
 Stammlande verweilt hatten und dann südwärts gezogen waren,

sand im Pendschab statt. Da lebten sie wol ein halb Jahrtausend lang und bewahrten die Cultur und das Erbe der arischen Gemeinsamkeit am treuesten, wenigstens haben wir durch sie die erste und ausführlichste Kunde und die ältesten Denkmale für jene Zeit nach der Trennung erhalten in den Viedern der Veda. Hier haben wir Gesänge aus der vorepischen Zeit, wo uns die Griechen nur mythische Namen wie Orpheus und Musäus nennen, hier nicht sowol die Trümmer von Bauten und Bildwerken, als die lebendigen Worte selbst, in welchen die alten Gedanken, Hoffnungen, Wünsche der jugendlichen Menschheit mit wunderbarer Frische, mit tief sinniger Klarheit offenbart wurden; unser eigenes Nachdenken wie unser eigenes dichterisches Gefühl wird angeregt den Sinn zu verstehen, indem wir uns in die kindliche Anschauungsweise versetzen, der die Wunder der Welt ebenso freudig und genußbietend wie räthselhaft entgentreten. Veda und Avesta, die Religionsbücher der Indier und Perser, sind zwei Ströme die aus demselben Quell sich nach verschiedenen Richtungen hin ergießen und andere Wellen bewegen oder in sich aufnehmen, aber die Veden sind ursprünglicher, dichterischer.

Veda heißt Wissen. Der Name stammt erst aus der priesterlichen Zeit, nachdem man den alten Viedern die theologischen Auslegungen, die liturgischen Erläuterungen gesellt und sie zum brahmanischen Religionsbuch gemacht hatte. Die allgemeine und umfassende Sammlung heißt Rigveda; sie enthält 1017 Gesänge in 10580 Versen (Riz), eingetheilt in 10 Mandala (Kreise) und 35 Anuvaka (Abschnitte) nach den Geschlechtern der Sänger denen man sie zuschreibt. Von den beiden andern Veden enthält der Samaveda diejenigen Vieder welche beim Opfer gesungen werden, und der Yajurveda stellt die Sprüche zusammen die beim Opfer gesprochen werden. Der viel jüngere Atharvaveda enthält Beschwörungen, Besprechungen gegen Krankheit, Zauberformeln, Verwünschungen, Bitten um Schutz und Glück wie Sprüche bei verschiedenen Vorkommnissen des Lebens. Hier zeigt sich aber schon eine Verklammerung der Geistesfrische unter einem ceremoniösen Priesterthum; an die Stelle der Naturfreude tritt eine kleinliche Angst vor Zeichen und Wundern und das Bestreben den großartigen Erscheinungen am Himmel und auf der Erde zum Vortheil des irdischen Menschen zu begegnen. Den Rigveda also betrachten wir als die Sammlung, welche neben den für die Culturzwecke geordneten Sama- und Yajurveden in einem mehr historischen

Sinne das Denkmal jener Jahrhunderte ist, und halten und an ihn. Die Fassung manches Liedes zeigt daß es im Volksmunde noch herumbewegt und eine und die andere Form noch abgeschlossen wurde, während sie in den liturgischen Sammlungen schon unveränderlich feststand.

Schon fühlen die Indier sich als ein Volk durch Sprache und Glauben, schon beginnt ein heroischer Sinn zu erwachen im Kampf gegen die Ummohnenden wie in der Befehdung der einzelnen Genossenschaften und Stämme untereinander. Sie sind seßhaft, das patriarchalische Hirtenleben verbindet sich mit der Freude am häuslichen Herd. Der Hausvater ist Priester. Das Opfer aber soll nicht ohne den Schmuck des Liebes sein, das Gebet in wohlgefälliger Rede ertönen. Männer daher die gefangenstimmig und gefangenemächtig sind werden von den Stammeshäuptern berufen bei feierlichem Opfer zu wirken, Berather in Krieg und Frieden zu sein, und so bilden sich früh bevorzugte priesterliche Sängerkfamilien. Auch Dichterinnen werden unter diesen genannt. Unter den Liedern selbst weisen jüngere auf ältere hin, und tragen manche bereits das Gepräge der Betrachtung, wie es der Zeit der Zusammenstellung angehört, wo der Dichter schon Vorhandenes vor Augen hat, das er nachbildet, das er zu deuten sucht. Die alten Sänger selbst werden schon verehrt, ihre Namen in den spätern Hymnen schon von Regenden umspielt. Damals die geistigen Führer ihrer Stämme galten sie bald als die heiligen Rishi, auf welche die spätere Sage den Glauben und die erste Ordnung der Gesellschaft zurückführt. Was bei einem Opfer für ein bevorstehendes Ereigniß die Begeisterung des Augenblicks oder die Lage der Dinge in Worten oder heiligen Handlungen reflexionslos hervorgerufen, das hielt man in der Erinnerung fest, wenn der Ausgang und Erfolg ein glücklicher war, und wiederholte es in der Hoffnung gleich günstiger Wirkung. So bildeten sich die Ceremonien eines Kultus, der in Indien auch dann verblieb als in der Verehrung Brahma's, Vishnu's, Siva's neue religiöse Ideen herrschend wurden, und das träumerisch ruheliebende Volk wiederholte Sang und Brauch seiner müßigen Tage. (Ich bemerke beiläufig daß das indische W wie unser W, Sh wie Sch lautet; man spricht also Wischnu; bei Wh wird h als ein Hauch hinter W vernommen. Siva wird Schiwa von den heutigen Indiern ausgesprochen.)

Die ältesten Lieder kennen schon mehrere Götter, aber jeder



ruft den Gott an von welchem er sich gerade ergriffen fühlt, und in diesem ist ihm die ganze Gottheit als solche gegenwärtig; auf einer zweiten Stufe der geistigen Entwicklung sucht der Dichter die vielen Götter dadurch wieder zur Einheit zusammenzubringen daß er mit einem besondern Gott auch Wesen und Namen der andern verbindet; ja es beginnt ein Sinnen über das Göttliche selbst, und an den religiösen Aufschwung des Gemüths reihen sich Stimmungen des Nachdenkens, denen die ersten kleine einer Gedankendichtung, einer poetischen Philosophie entsprossen. Auch in den ältesten Hymnen sind Namen und Eigenschaften Gottes schon besondere Götter geworden; aber zugleich sehen wir wie das noch vor sich geht; wir sehen wie ein Dichter neue Worte zur Bezeichnung göttlicher Eigenschaften, neue Thatsachen zur Anerkennung des göttlichen Waltens, neue Bilder zur Veranschaulichung der Ideen bringt; sie tauchen auf und tauchen wieder unter, aber ein oder das andere Wort haftet im Gemüth der Hörer, es erscheint besonders treffend, es hat klar gemacht was alle ahnten und empfanden, es wird von andern wiederholt und wird beibehalten und zu einer Grundlage genommen auf der man weiter baut. Der eine begrüßt die Sonne als himmlischen Schwan, im folgenden Vers erscheint sie als ein weißes strahlenmähnißes Roß, das der Himmelsgott aussendet, ein zweiter Dichter besingt die Sonne als dies Roß Dadhitra, der dritte aber schirt es an den Wagen des nun in menschlicher Gestalt dargestellten Sonnengottes. In einem Hymnus Vasishttha's heißt es: Der Sonnengott, der allen Menschen gemeinschaftliche, der glückliche, allsehende tritt hervor, das Auge Mitra's und Varuna's, der glänzende, er der die Finsterniß aufrollt wie ein Fell. Ein Dichter personificirt einmal die Wirkung der abgeschossenen Pfeile in der Schlacht, und singt:

Pfeilgöttin, durch Gebet geschärft,  
 Flieg' abgeschossen uns vorbei,  
 Erreich' die Feinde, boh'r' dich in sie,  
 Auch nicht einer entgehe dir!

Sonst ist aber auch nicht weiter die Rede von dieser Göttin, die nur ein Werk des Dichters war. Noch besteht kein Veyrsystem; wer Glaubwürdiges von den Göttern zu singen und sagen weiß ist willkommen. Die Beziehung der Götter aufeinander, ihre Verbindung untereinander ist noch frei. Das eine Lieb nennt die Schwester, wo das andere die Mutter, das dritte die Gattin oder

Tochter erkennt; so im Verhältniß der Sonne und Morgenröthe. Die Nacht ist Tochter des Tages, der Tag Sohn der Nacht.

Der Ton der alten Lieder ist ein einfacher Erguß des Herzens. Die Sänger wollen sich selbst klar werden, sie streben nicht andern zu gefallen, sondern im Gedanken wahr zu sein, die Wirklichkeit treu im Geiste zu spiegeln und das rechte Wort für den Eindruck der Dinge auf die Seele zu finden. Die Worte leben noch, das Wurzelbewußtsein ist noch nicht erloschen, man empfindet noch die tiefen Begriffe, die kühnen Bilder die in den ererbten Ausdrücken liegen, und eifert ihnen nach in der Prägung neuer Bezeichnungen für neue Gedanken. Die Worte sind noch mehr Symbol als bloßes Zeichen für den Begriff, das Bild wird noch unmittelbar angeschaut, ist noch nicht verblaßt, der Sinn wird noch frisch empfunden. Der Gedanke ist einfach, der Ausdruck schlicht und innig. Dann treten die Bilder als Gleichnisse neben das was sie veranschaulichen sollen. Wie Kasse und Kühe den Reichthum des Volks ausmachen, so weiß die Poesie dieselben überall zu verwerten. Wie ein Stier eilt Indra zum Somatrank, wie Stäbchen nach den Kühen eilen die Vögel zum Meer. Die Winde ziehen sorglos am Himmel hin wie Kühe ohne Hirten, da sammelt sie Indra's Ruf, und nun tummeln sie ihre buntfarbigen Gespanne, die Wolken, um dem Gott zu Hülfe zu eilen. Am liebsten werden die regenspendenden Wolken als milchgebende Kühe bezeichnet; aber auch die Sonnenstrahlen. Entlegener Bilder sind ebenfalls nicht selten. Wie ein überwallender Kessel den Schaum auswirft so der Gott die Felnde ausspeien; die Pferdeköpfe sollen sie besiegt ihm auf der Walfahrt als Weihgabe zurücklassen. Das Gewebe des Gebets soll nicht reißen, und die Nadel nicht brechen mit welcher die Götter das Gewand der Ehre für den Vater nähen. Wie die Gestalt der Götter noch im Bewußtsein schwankt, noch keine plastische Festigkeit und Bestimmtheit erlangt hat, so verfließen und verschwimmen auch die Umrisse der Bilder. Mehrere getrennt voneinander von verschiedenen gefundenen Bilder stellt er dritter zusammen: „Das Auge Mitra's glänzt, die große Kasse Surja's ist erhoben, die Sonne ist aufgegangen“, — beginnt ein Lied und drückt mit diesen drei Sätzen denselben Gedanken aus. Die Phantasie ist nicht so plastisch wie die hellenische, und erinnert in ihrer Beweglichkeit an die Semiten des Orients, namentlich an die Hebräer. Nicht nach ihrer Erscheinung fürs Auge, sondern nach ihrer Wirkung werden Wolken und Sonnenstrahlen zu Kühen,

während dieselben Wolken jetzt als Wasserfrauen die Erde aus ihren Brüsten tränken, jetzt als Berge sich aufstürmen, jetzt als verhüllende Ungeheuer die Sonnenstrahlen rauben, als feuerspeicende Drachen mit dem Lichtgott kämpfen. Die Gebete, seine Geliebten oder Frauen, sind zugleich die Geschosse mit denen Indra seine Feinde schlägt. Die Morgenröthe kommt, eine himmlische Kuh, schirrt ihre Kasse an, und wie die Zweige eines Baumes ergießen sich die Strahlen ihres Lichts. Agni lebt in jedem angezündeten Feuer, die Flammen weben seine Gestalt, und sind der Arm, die Zunge womit er das Opfer ergreift, und daneben ist er zugleich der menschlich gestaltete Gott. So folgt ein Bild dem andern in lyrischer Bewegung nach dem Fluge der Vorstellung, und wird keins in epischer Ruhe der Betrachtung ausgemalt; es ist als ob stets in jedem Besondern das Ganze mit ergriffen und das wechselnde Leben mit seinen mannichfachen Beziehungen dargestellt werden sollte; Sinnliches und Geistiges, Bild und Sache gehen raslos ineinander über. Der Begriff alldurchherrschender Gesetze, einer unveränderlichen Ordnung der Dinge ist überhaupt noch nicht gefunden, und alle Erscheinungen gelten als freie Thaten persönlicher Willenskräfte, die nach ihrem Belieben wol auch anders handeln könnten. Jetzt berechnen wir die Brechung der Lichtstrahlen in der Luft, und messen die mögliche Dauer der Morgenröthe in jeder Zone; der Aufgang der Sonne erweckt uns kein Erstaunen, wir wissen er erfolgt mit mathematischer Nothwendigkeit. Aber wenn für uns die Sonne noch ein Wesen wäre gleich uns selbst, wenn in der Morgenröthe noch eine Seele lebte voll Mitgefühl, wenn diese Mächte uns noch persönlich, anbetungswürdig, selbständig frei erschienen, würden dann unsere Empfindungen beim Anbruch des Tages nicht ganz andere sein? Darum warnt Max Müller davor daß man es kindisch finde, wenn es in den Veden heißt: „Wird die Sonne kommen und aufgehen? Unsere Freundin, die Morgenröthe, wird sie wiederkehren? Die Unholde der Nacht werden sie besiegt werden auch heute vom Gott des Lichts?“ Man muß sich vielmehr in die kindliche Stimmung der Vorzeit versetzen, um ihr freudiges Erstaunen und ihre herzliche Dankbarkeit für das Walten der Götter zu verstehen, deren Gnade immer wieder den Menschen das Heil des Tages gewährt.

Auch solch einer freudigen und harmonischen Stimmung der Seele entspringt die Harmonie des Verses. Wenn das Grundgefühl, wenn der Hauptgedanke sich wiederholt aufrängt, so führt

das wie von selbst den Dichter dazu daß er den Satz, in welchem das Lied gipfelt, am Ende jeder Strophe immer wieder ausdrückt, und so erhalten wir häufig den Refrain. Einigemal finden wir schon die lyrische Wechselrede, die zugleich einen Fortgang der Handlung bildet und Begebenheitliches darstellt, den Reim des Dramas im balladenartigen Volksesang. Der erste Zauber des Mafes wird im Vers empfunden, sodaß man später glauben kann die Welt sei nach diesen Versmaßen und kraft derselben geordnet und man könne mittels derselben magische Wirkungen ausüben. Der Melodie der gesungenen Verse verlangt für diese gleiche Silbenzahl oder Zeitdauer, und bringt die Zertheilung des musikalischen Satzes in zwei Glieder mit sich. Danach werden in der Poesie die Verse alle oder bei strophischer Gliederung die einander entsprechenden behandelt. Längere Verse zerfallen in zwei Hälften und es gilt für jede derselben was für das Ganze: nur der zweite Theil hat seine bestimmte Regelmäßigkeit im Wechsel der Längen und Kürzen, gewöhnlich bilden ihn zwei Jamben, auch Trochäen; der erste Theil aber gibt für Längen oder Kürzen, für auf- oder absteigenden Tonfall völlige Freiheit. Also aus dem nur der Zahl nach bestimmten, sonst aber noch Unregelmäßigen erhebt sich eine gesetzmäßige Ordnung in regelmäßiger Wiederkehr; Freiheit und Ordnung, die aller Schönheit Elemente bilden und im vollendeten Vers einander durchdringen, sind noch nebeneinander vorhanden, aber Ordnung und Harmonie herrschen dadurch daß sie das Ziel des Mannichfaltigen und Willkürlichen sind, das in ihnen seine Ruhe findet. Wie ein Kalbe, heißt es in den Veden, trägt der Vero durch die Lüste das Gebet und Opfer zu Gott empor. Propheten des Heils, wie der Vogel welcher Regen und fernen Sturm ansagt, willkommen wie die Ströme die aus den Wolken niederrauschen, so loben die Sänger den Gott.

Welcher Gott gerade angerufen wird, sagte ich, dessen Macht wird von keinem andern beschränkt, der ist der König der Welt. Werden mehrere nebeneinander genannt, Indra und Agni, Varuna und Mitra, so erscheinen sie als die mannichfaltigen Personifikationen der göttlichen Wirksamkeit, als das himmlische und irdische Feuer, als der sternige Nachthimmel und der fremdliche Tag. Mit dem Glauben an Gott verknüpft sich der Gedanke daß er gut ist, das Gute liebt und lohnt, das Böse haßt und straft. Mit Indischem Sinn meint daher der Mensch in seinem Wohlergehen die Wirkschaft des göttlichen Wohlgefallens zu haben, und sucht

im Unglück die Gotter zu versöhnen durch Opfer und Gebet um sie sich wieder geneigt zu machen. Da klingt es freilich sehr nativ, wenn wir in einem Liede an Indra lesen: „Wär' ich Herr wie du, Reichthumspender, ich würde den Sängern nicht hilflos darben lassen“, — oder wenn der Gott Spende um Spende geben soll, auf daß auch der Mensch bis an die Knie im Ueberfluß waten könne; oder wenn man dem Gott gelobt daß wenn er Rosse und Rinder, langes Leben und Gesundheit verleihe, ihm auch seine Opfer nicht mangeln sollten, während es der Macht der Himmlischen nicht zur Ehre gereiche, wenn sie die Gaben der Menschen hinnehmen, die Bitten aber unerfüllt bleiben. Es gibt eben unter den Sängern Altindiens oberflächlichere und tiefere Gemüther, und so wird dann auch hervorgehoben wie Indra den Ruchlosen wegstößt gleich einem Pilz den der Fuß zertritt, und wir vernehmen den Ton der Psalmen zu vernehmen, wenn das Gebet an Varuna anhebt:

Ja weiß' und groß sind deine Schöpferthaten,  
Der Erd' und Himmel auseinander stiegte,  
Er stieß hinaus den hellen weiten Lichttraum,  
Und theilt und breitet Land und Sternenhimmel.

Sprech' ich denn dies zu meinem eignen Leibe?  
Wie kann zu Varuna hinein ich dringen?  
Wird ohne Jorn er meine Gab' empfangen?  
Wie schau' ich reinen Geist's den Gnadenreichen?

Nach meiner Sünde forsch' ich ernst und eifrig,  
O Varuna, die Weisen geh' ich fragen,  
Dasselbe nur verkünden mir die Seher:  
Der Allumfasser ist es der bir zürnet.

O Varuna, sag' welche Sünde war es,  
Daß du den alten frommen Freund verfolgest?  
Du Unbesiegter, Mächtiger, verkünd' es,  
Dann will entschuldig ich mit Preis dir nahen.

Erlaß uns du die väterlichen Fehler  
Und die wir selbst mit eigener Hand begangen;  
Entlaß, o König, diesen Sängern freundlich  
Wie einen Dieb, ja wie ein Kalb vom Stränge.

Nicht war es eignes Thun, nein Haß nur war es,  
Ein Trunk, ein Jorn, ein Würfes, ein Vergessen —  
Ein Aelter naht den Zungen zu verführen —  
Ja selbst der Schlaf wird uns des Uebels Bringer.



Laßt wie ein Sklave mich dem Gotte dienen  
 Schuldlos dem reichen Geber, dem Erhalter, —  
 Der hehre Gott erleuchtete die Thoren,  
 Der Weise bringt zum Heil die frommen Dichter.

Einen zweiten innigen Ruf der Seele geben wir gleichfalls  
 (mit kleinen Aenderungen) in Max Müller's Uebersetzung, und  
 bemerken dabei daß der nachgeborene Mond der 13., der Schalt-  
 monat ist, daß unter den höher Tausenden die Götter zu ver-  
 stehen sind.

Ob wir auch oft, o Varuna,  
 Versehen dein Gebot, o Gott,  
 Wir Menschenkinder Tag auf Tag:

O gib uns nicht dem Tode preis,  
 Nicht preis dem Schlag des Rasenden,  
 Und nicht des Blüthrichs wilhem Bohn!

Dich zu besänft'gen fesseln wir  
 Wie Krieger ihr geschürtes Roß  
 Mit Liebern dir den Sinn, o Gott.

Nach Schätzen dürstend ziehn sie all,  
 Die Horngeiruthen, weg von mir,  
 Wie Vögel in die Nester ziehn.

Wann werden wir besänft'gen ihn,  
 Den Helben, Weltumbläsenden,  
 Den Heerbeglückter Varuna?

Dies Opfer nehmen freudig an  
 Die beiden, Mitra, Varuna,  
 Dem treuen Geber treugesinnt.

Er der den Pfad der Vögel kennt,  
 Die durch die hellen Lüfte ziehn,  
 Der auf dem Meer die Schiffe kennt;

Er der die zwölf der Monden kennt  
 Mit ihrer Frucht, der Söhne Herr,  
 Und auch den nachgeborenen Mond.

Er der des Windes Führte kennt,  
 Des weiten, prächtig mächtigen,  
 Und auch die höher Tausenden.

Im Kreis der Seinen sitzt er  
Der Sazung Hütter, Varuna,  
Zur Herrschaft setzt der Weise sich.

Von bannen schaut er forschend hin  
Auf all der Wesen Wunderwert,  
Was schon geschah und noch geschieht.

Möge' er, der Sohn der Ewigkeit,  
Tagtäglich segnen unsern Lauf,  
Und mehren unsrer Tage Zahl.

Mit golbnem Panzer angethan  
Füllt sich der Gott im Mantel ein,  
Die Späher sitzen rings im Kreis.

Zu ihm, dem kein Bertwagner wagt  
Zu nah'n, kein List'ger Hinterhalt,  
Kein Laubrer aus der Männer Schar, —

Zu ihm der seinen Ruhm bewährt  
Ob allen Menschen weit und breit,  
Selbst hier in unserm eignen Leib, —

Zu ihm, dem Weltblickenden,  
Ziehn meine Lieder wunscherfüllt,  
Wie Kühe auf die Weide ziehn.

Last miteinander uns auf's neu  
Setzt reden, — Honig bracht' ich dir,  
Du issest was dir lieb als Gast.

Den Allsichtbaren sah ich setzt,  
Hoch broden sah den Wagen ich, —  
Fürwahr er hat mein Lieb erhört.

So höre jetzt, o Varuna,  
Hör' meinen Ruf und segne mich,  
Schukstehend ruf ich dich herbei.

Du Weiser bist der Herr des Alls,  
Des Himmels und der Erde Herr,  
Auf deinem Wege höre mich.

Auf daß wir leben lße uns  
Den Strid vom Hals, nimm weg den Strid  
Von unserm Leib, von unserm Fuß!

Gott hat das Sittengesetz aufgestellt, doch darf sich der Sünder an seine Gnade wenden, wie es in einem andern Liede heißt:

Laß mich noch nicht, o Varuna,  
Eingehen in des Staubes Haus,  
Gib Gnade, Allmächtiger, Gnade!

Ich ging, duarker lichter Gott,  
Aus Schwachheit auf dem falschen Weg,  
Gib Gnade, Allmächtiger, Gnade!

Ob ich in Wassers Mitte stand,  
Kam über mich des Durstes Noth,  
Gib Gnade, Allmächtiger, Gnade!

Wann dein Gesetz wir brechen je  
Gedankenlos in Schuld verstrickt,  
Gib Gnade, Allmächtiger, Gnade!

So beten allerdings die alten Indier um Schutz für ihre Heerden, um Gesundheit und Reichthum, um Sieg über ihre Feinde, aber auch um Weisheit und ein reines Herz, um Beistand gegen die Versuchung zum Bösen. Wol werden die Götter angerufen daß sie kommen mit dem Flug des wilden Vogels, den der Hunger nach unsern Wohnungen zieht; wol sagt ein Sänger zu Indra:

Britrasieger, du und ich sind durch Gaben verbunden,  
Wigtragender Held, wer dir nichts gibt der kennt dich nicht.

Ebenso sehr aber wird um Vergebung der Sünden gebetet, um Errettung vom Unheil, wie man einen Wagen vom Abgrund zurückreißt. Ein Sänger spricht zu den Göttern: Züchtigt mich wie der Vater sein Kind, ergreift mich nicht wie der Vogelfsteller den Vogel. Die Götter mögen dem Opfernden verleihen was sie selber für das Beste halten. Sie sind freigebiger in ihrer Fuld als ein Geliebter oder als ein Bruder der Braut; so mögen sie die Stimme der Menschen gern hören wie Jünglinge der Mädchen Stimme. Wer die Ewigen ehrt der fleht sein Glück wachsen, der fährt reich und berühmte gabenpendend auf seinem Wagen dahin, — es ist das natürliche Gefühl welches das Gute und das Glück verleitet, wie auch bei den Juden; dem Gerechten ergeht es wohl, diese Wahrheit wird erkannt, das Wohlergehen aber allerdings auch in

das äußere Gerechtigen gesetzt. „Du plünderst das reiche Haus des Gottlosen und gibst das Gut dem Frommen“, so äußert sich auf naive Weise der Gedanke der ausgleichenden Gerechtigkeit. Und verlangte nicht auch Immanuel Kant mit Recht die Einheit von Tugend und Glückseligkeit? Die Götter sind mit dem Rechtschaffenen, sie kennen den Menschen in seinem Herzen. Der Reichtum des Wohlthätigen wird nicht enden, der Böse aber besitzt einen unfruchtbaren Ueberfluß ihn selbst zum Tode. Wie wir auch gesehen haben, betet ein Krieger zu Indra, laß nicht die lange Finsterniß über uns kommen, gib uns das weite sichere Licht des Tages. Wer mag den angreifen der reich in dir ist? Durch den Glauben an dich gewinnt der Starke die Beute am Tage der Schlacht. Wir haben keinen andern Freund, kein anderes Glück als dich, den Ordner des Beweglichen und Unbeweglichen. — Der Sänger ruft Gott an wie ein Kind seinen Vater, er setzt sein Vertrauen auf ihn wie den Fuß auf einen Wagen, der ihn sicher aus Ziel trägt, oder die göttliche Gnade ist ihm das Schloß auf dem er durch die Wogen der Zeit dahinsteuert, auf dem die Seele dereinst über den Strom gelangen wird welcher Himmel und Erde scheidet. Ein kurzes Gebet lautet:

Heilsames, Götter, laßt uns mit den Ohren hören,  
Heilsames mit den Augen sehn, ihr Engen;  
Mit festen Gliedern, Feibern euch lobpreisend  
Laßt leben uns das gottverlieh'ne Leben.

So sind die Götter allerdings Naturmächte, aber die Verehrung derselben steigt gerade über das nur Sinnliche empor, und erhebt sich zu dem Geistigen, von dem sie ausgegangen. Der Geist waltet im Element, es ist sein Organ oder seine Verkörperung, ja die göttliche Persönlichkeit steht auch neben und über demselben, wie Savitar auf der Sonne thront und durch sie Klarheit und Leben in alle Welt verbreitet. Die bereits mitgetheilten Stellen beweisen hinlänglich daß allerdings auch die sittlichen Ideen, ohne welche ja die Mythologie gar nicht Religion wäre, im Bewußtsein erwachen und mit dem Glauben an die Götter verbunden sind. Das Bewußtsein ist vorhanden daß Gott die ewigen Gesetze des Rechts und Unrechts gestiftet hat, daß er gerecht und voll Gnade, Richter und Vater ist. Sehr schön heißt es: Leicht ist der Pfad und dornenlos für den der nach dem Guten strebt; da broht keine Ermüdung.

Der eine Gott des ursprünglichen Arierthums, Dians (Himmel, Licht) ist als Divaspati, Diupati (Jupiter, Himmelsvater in der Erinnerung erhalten, aber schon Beiname für einen neuen Gott, für Indra, geworden, der bei dem allmählich sich der drängenden heroischen Geist im Bewußtsein des Volks hoch emporwuchs. Alterthümlicher und stets mit den tiefsten Ideen verknüpft ist die Verehrung Varuna's, des Umfassers, wie sein Name besagt, den wir im griechischen Uranos wiederfinden; er weist auf das umspannende lichte Himmelsgewölbe hin, und stellt sich dadurch als den ursprünglichen Träger des Gottebgeföhls dar. Dians der Reuchende und Varuna der Umfasser waren die ersten Bezeichnungen eines und desselben Wesens, Gottes. Varuna erscheint in den Veden am wenigsten in menschlicher Personification, er wird am meisten mit ehrfurchtsvoller Scheu vor seiner Majestät in seinem geheimnißvollen Walten, in seiner Offenbarung durch das Ganze des Himmels verehrt, wie wenn Vasishtha singt:

Wenn in seinen Anblick ich mich versenke,  
So bäncht sein Ansehn mir wie Feuerogluten,  
Wo am Himmel der Herr des Lichtes und Dunkels  
Seinen schönen Leib zum Schauen mir bietet.

Tag und Nacht sind wie ein Gewand mit einer hellen und einer dunkeln Seite, je nachdem der Allkönig es wechselt, verbreitet sich Finsterniß oder Licht über die Welten. Varuna gleicht dem unermesslichen Meer, das alle Ströme mit ihren Wellen nicht erfüllen; seine Strahlen fließen von oben herab, ihr Quell bleibt in der Höhe. Jener Schauer des Unendlichen gepaart mit dem Ausblick zur göttlichen Huld ergreift den Menschen am meisten unter dem Sternenhimmel, und so wird dieser vorzugeweise Varuna's Gebiet, und neben ihm steht dann Mitra, der die Menschen zu den Freuden und Mühen des Daseins leitet, das sonnige Tageslicht. Mitra sitzt mit Varuna auf goldenem Wagen und beide schauen von dort Vergängliches und Unvergängliches. Der Wind heißt Varuna's Hauch, die Sonne sein Auge, und wie die mitgetheilten Hymnen lehren wird er besonders als Herr der Naturordnung angerufen, als der Schöpfer der Welt, der jedem Wesen seine Kraft und Art verleiht, seine Bahn anweist, sein Ziel setzt; die alten Sänger preisen die Unererschütterlichkeit seiner Sagungen, wie überhaupt die Menschheit den Gedanken eines Weltgesetzes zunächst an den Sternenhimmel knüpft. Varuna hat Fesseln und Stricke die Uebertreter



zu binden und jegliches innerhalb seiner Grenze zu halten, er ist der Herr über Leben und Tod. Und das führt zur sittlichen Weltordnung; er hat sie aufgerichtet und hält sie aufrecht; er straft das Unrecht und belohnt das Recht, der Mensch bekamt vor ihm seine Sünde und wendet sich an sein Erbarmen. Die ganze Welt ist in Varuna; er durchbringt alles und kennt jede That und jeden Gedanken. Wer selbst über den Himmel hinausfährt, er entzähne ihm nicht. Sein weites Haus hat tausend Thore, er ist der Wächter der Unsterblichkeit. Ohne ihn fühlen wir uns nicht eines Augenblickes Herr. Er ist in aller Bestimmtheit Trost und Heil, der Hort der Guten, der Erlöser von Sünden, der Getreue, der Erforscher aller Dinge, der Spender aller Kraft.

Um Varuna sind die Vichtgenien versammelt, die Aditjas die Ewigen, den Anshaspands der Parzen verwandt, Mitra, der Freund, Arjaman der Ehrwürdige, der Wohltäter, Bhaga, der Segner, Dattsha, der Einsichtige und andere; sie sind ganz hell und rein, sie sind die im Licht, dem Quell des Lebens, offenbare geistige Wesenheit, die persönlichen Principien aller sittlichen Begriffe und Verhältnisse für den einzelnen und für die Gemeinschaft der Menschen. So heißen sie nicht blos die Ewigen, sondern auch Geistigen, Asuren. Und wenn bei Homer die Götter als Uranionen angerufen werden, bei den Germanen als die Tyvar und Banen, die Lichten und Glänzenden, wenn die Perser einem idealen Lichtcultus huldigen, so werden wir in dieser Uebereinstimmung auf ein Urgemeinsames hingewiesen, und dürfen in Varuna und den um ihn gesammelten Welthütern als Ausstrahlungen seiner Macht und Herrlichkeit die älteste Gottesanschauung der Veden erkennen. Aditi, die Mutter des Aditjas, ist die Natur als Ganzes, die unendliche Empfänglichkeit, die große Mutter.

Wie wir in materiellere Gebiete kommen, wie das Sittliche in den näher liegenden irdischen Erscheinungen wahrgenommen wird, findet sich auch im Mythos ein mehr sinnliches Element und eine mehr menschenähnliche Gestaltung der Götter. Das Licht hat in der Sonne einen Mittelpunkt und Kern, sie strahlt es aus und weckt damit das Leben der Erde, und darum wird sie angerufen als der Erzeuger, Savitar, als der Bildner, Tvashitar, der allen Dingen Kraft und Form verleiht, als der Keuchende, Suryas-Helios, der seine Goldhand früh am Morgen aus dem Dunkel hervorstreckt und die Nachtgespenster verscheucht, der mit strahlendem Haupthaar auf feurigem Wagen durch die Räume des Himmels fährt, alles

schauend, alles wissend. Ein Sänger, der gerade ihn feiert, begruft ihn als den Vorsgenden der Götter durch Majestät, herrlich im unverleglichen Licht. Er wird als Reiniger, Schtzer, als König des Weltalls angerufen; sein Kleid ist ein goldener Panzer. Wie den Wagen die Achse, so trägt und hält die Sonne alles Unsterbliche. Dann aber heißt sie wieder die Radel der Götter, ein weißes Ro, ein weißer Hirsch, und der lenkende Gott waltet über ihr. Wenn die Sonne auch unter sinkt und die Nacht ihren Schleier webt, so weit der Weise doch daß die Macht des Gottes nicht erloschen ist, daß er am Morgen wiederkehrt.

Die Verkündiger dieser Wiederkehr sind die ersten Strahlen die aus der Morgenbmmerung oder aus Sturmwolken hervorbrechen, in denen man also rettende Genien aus Nacht und Noth erblickt, die Nubinen; hlfsreiche Jünglinge auf weißen Kissen setzen die Dichter in ihnen, oder sie kommen auf goldenem von Falken gezogenen Wagen, das eine Rad rührt die Bergegipfel, das andere rollt am Firmament; sie kommen schnell wie Gedanken, wie zwei Fackeln, wie zwei lichte Wolken, wie zwei Flügel eines Vogels, zwei Rosse an einem Wagen. Zu ihnen ruft der Bedrngte, und die Hymnen erzählen von der Hülfe und Rettung die sie in Gefahren gebracht. Wenn die Krieger sich sammeln auf dem Felde der Schlacht, sieht man den Wagen der Nubinen niederfahren zu dem Führer den sie begünstigen. Sie sind eins mit den Dioskuren, mit Kastor und Pollux bei Griechen und Römern, und erklären deren Wesen. Sie bringen das Licht, des Himmels Preis, und das von Anfang an ethische Element im Lichtcultus der Arier tritt auch bei ihnen hervor, wenn sie als die Wahrhaftigen, als die Herren der Reinheit angerufen werden, wenn sie die Gebete eindringlicher machen sollen wie man die Art am Steine schärft, wenn man Gesundheit, Glück und Sündenvergebung von ihnen hofft, und eins der Lieder singt: Bleibet bei uns, macht fruchtbar unser Wort und unsere Gedanken!

Den Nubinen folgt die Morgenröthe. Sie heißt die Schwester der Nacht. Beide der Sonne verbunden wie Tochter und Mutter, beide unsterblich folgen sie einander, Geschwister von gleichem Sinn und von ungleichen Farben, mit sanftem Thau bedeckt, stets denselben Weg zurcklegend ohne je einander zu stoßen oder zu hemmen. Die Morgenröthe wird als eine leuchtende Jungfrau gedacht, Usha ist ihr Name, die rosigen Wolken vor ihr erscheinen als reife Re oder Rosse, die ihren Wagen ziehen, angeschirrt durch die

Strahlen der Sonne oder durch die Gebete der Menschen. Alle Götter lieben sie, aber im Wettlauf sie zu gewinnen haben die Nörnen gesiegt, die sie nach anderer Auffassung aus dem Rachen des Wölfs der Finsterniß befreien. Sie hemmt den Flug der Nachtgespenster, und Feindin der Trägheit weckt sie die Armen wie die Reichen zur Arbeit und die Vögel zum Morgenlied; wie sie aufglimmt immer neugeboren wird sie der Lebensathem der Welt. Sie lächelt, und wie eine Braut, wie eine Tänzerin entschleierte sie alle Formen und entfaltet sie ihre Reize. Sie verleiht alle Gaben deren der Mensch beim Anbruch des Tages in der Sichtbarkeit wieder theilhaftig wird.

Strahlend kommt sie gleich dem jungen Weibe,  
Weckt zum Tagewerke die Lebend'gen;  
Feuer glühen wir auf dem Altare,  
Und ihr Licht vercheucht die Finsternisse.  
Wie sie wächst in Schönheit, glanzgekleidet,  
Sie die Glättiche! Sie bringt des Gottes  
Auge, bringt das Röß, das sonnenhelle,  
Ihre Schätze spendend allerwegen.  
Tagesporten hat sie aufgeschloffen,  
Lehrt uns wieder des Gebetes Worte.

Seit wann kommst du doch uns zu besuchen?  
Die du heute scheinst, du ahmest jene  
Nach, die uns zuvor geleuchtet haben,  
Und dir folgen die zum Heil uns leuchten werden.  
Menschen die die frühern Morgenröthen  
Glängen sahn sie sind gestorben, sterben  
Werben die die heut'gen sehn, die Morgenröthen  
Selbst sind ewig! Kennt die Göttin doch kein Alter,  
Kommt in frischer Jugend immer wieder,  
Trägt der Sonne goldne Strahlensahne.  
Bring herbei das Schöne, Menschenfreundin,  
Du der Götter Mutter, Auge der Erde,  
Opferbotin, aller Wesen Wonne,  
Gib uns Heil, und segnet uns ihr Ew'gen.

Die drei Welten sind den alten Indiern die Regionen des Lichts, des Luftmeers und der Erde. Die Luft ist ursprünglich Indra's Gebiet; der Name heißt entweder der Blaue oder der Regnende; ich ziehe die letzte Ableitung vor, denn Indra ist die im Gewitter sich offenbarende Gottesmacht; als solche wuchs er zum Götterfürsten empor. Wie die Römer Jupiter pluvius

sagen, konnten die alten Indier Indra als Beherrschter des Himmels gottes gebrauchen (Dinpati Indra); aus dem Namen des Regners entstand der selbständige Regen- und Gewittergott. Auf Indra werden nun jene arischen Ursagen übertragen vom Kampf mit den Dämonen, welche die Ruhe des Himmels oder die Wolkenfrauen geraubt, die er ihnen wieder abjagt, oder vom Kampf mit Asü, dem Wellendrachen den er erschlägt, daß das Raß des Regens, das derselbe zurückhalten wollte, wieder erquickend herniederströmt. Diese Kämpfe werden nicht als eine Sache der Vergangenheit dargestellt, sondern stets von neuem wird Indra angerufen daß er sie siegreich bestehe. Die Schwüle, die Dürre brüht das Land, der Regengott gibt der erschöpften Natur das Leben wieder. Wenn er antritt in seinem Glanz, erbeben die Wogen des Himmels und fragen sich: Was ist dies Wunder? Und sie tauschen horror auf dem Berge der sie umschlossen hielt. Der siegreiche Gewittergott wird dann, als das Volk sich zu Krieg und Abenteuer wendet, der Gott der Schlachten, den die Männer im Streit anrufen. In sich selbst findet er seine Kraft, der ruhmräiche Herr, der der Hört seines Volkes ist. Mit tausend Tugenden gerüstet steht er fest wie ein Felsenberg in der Wellenbrandung. Das eiserne Geschloß in seiner Hand ist der Blitz, so oft er ihn schwingt und schleudert, er kehrt in seine Hand zurück. Er ist der Herr der Kraft, und wann er den gelbrothen Bart (die Blitzflamme) schüttelt, so erbebt die Erde mit ihren Bergen. Wann er die Wellenhore gesprenzt hat, dann gewinnt er den Schatz des Sonnengoldes wieder, und so ist er der Reiche, der Reichthumspender, der im Regen und Sonnenschein allen Segen verleiht. Wie die Gestirne wieder sichtbar werden, wann Indra das Gewölz zertheilt, so lassen die Vögel ihn Sonne und Morgenröthe erzeugen und die Sterne am Himmel besetzen.

Indra wird häufig als Stier angerufen:

Wahrhaftig, ja du bist der Stier,  
Du bist der stierstürmische Gott!

Der Stier ist das Sinnbild der Stärke, der befruchtenden Lebenskraft. Ja einmal sagt ein Sänger: Ich rufe den Indra heute an unter der Gestalt der fruchtbaren Kuh, der himmlischen, die uns die nährende Milch spendet und den Schmuck der Natur bereitet. Gewöhnlich aber ist er der in menschlicher Gestalt vorgestellte Kämpfer und Siegerheld. Er ist der Allherrscher, der die Berge

befestigt und den Himmel stützt, der Allumfasser, der alle Dinge in sich trägt wie die Speichen eines Rades, und es heißt:

Wenn Indra hundert Himmel dir wären und hundert Erden auch,  
Nicht tausend Sonnen, o Vitzschlenberer, fassen dich,  
Nicht das Gesehene, Welten nicht.

Seine Hand umspannt Himmel und Erde; seine Macht breitet sich gleich dem Himmel über uns zu unserm Schirm, und er macht die Erde zum Bild seiner Größe. Er allein hat alles geschaffen was ist. Wunderbar und zahllos sind seine Werke, alle Götter könnten sie nicht zerstören. Alle Kräfte sind in ihm vereint, er ist der Quell des Segenerguß niemand hemmen kann. Wie aus unverlegtem Brunnen quellen aus allen Gliedern seines Leibes heilsame Werke und Wohlthaten für uns. Sonne und Mond erscheinen wechselseitig, damit wir Indra schauen und ihm vertrauen. Wie eine Fahne entrollt er auf Erden das Feuer und am Himmel den Sonnenschein. Der Masse Mehrer, der Kinder Segner ist die Zuflucht der Dürftigen. Voll Muth erschreckt er die Feinde und blinzelt nicht. Er gibt Liebe um Liebe, und zerbricht nicht die Schalen unserer Hoffnung. Er trifft den Bösen, der dem Esel gleich eine verhasste Stimme zu erheben wagt, aber für seine rechten Sängere erobert er ewigen Ruhm. Er ist der Wahrheit Sohn, des Guten Herr. Seine Wohlthaten sind so wenig zu zählen wie die vergangenen Morgenröthen früherer Tage. „Den Vögelgleichen hat er durch den Schwachen geschlagen, mit einer Nadel hat Indra Speere zerbrochen. Wie gewaltig auch die Wasser wachsen, er macht gangbare Furten für seine Freunde“ heißt es in einem Kriegslied.

Dehn, Indra, sind wir, dein, du Vielgepriesener!  
Den Menschenhort, den reichen, zu besugenden,  
Den Indra süßen hohe Lieder an,  
Den vielgerufen, der durch reinen Sang erstarkt,  
Den Menschenfreund, des Himmel nicht vergebun,  
Zur Freude preist den Weisen, den Freigebigsten.  
Zu Indra singen himmelsstrebend auf  
Bereinigt lebend die Gedanken allesammt,  
Umfassen ihn wie Frauen den Gemahl,  
Wie einen Bräutigam, den Reinen, Mächtigen.

Aber wenn Indra auch stark wird durch Lobgesänge, so ist doch er es der sie den Dichtern eingibt und mit lebendigen Farben



schmückt. Was wäre die Welt ohne Indra? In ihm ruhen alle Kräfte, zu ihm kommen alle Opfer. Die ganze Schöpfung ist Indra's Gestalt.

Der Gott der erschreckene,  
Der durch sein Werk die andern Götter schmückt,  
Der dessen Kraft erheben Erd' und Himmel,  
O Völker, ist Indra.

Der fest die Erde gründete,  
Der Blitz den finstern Wolkendrachen schlug,  
Der ausgedehnt die Luft, des Himmels Feste,  
O Völker, ist Indra.

Der Helden Sieg im Kampf verleiht,  
Der alles formt und schafft nach seinem Bild,  
Der Leben und Bewegung gibt den Wesen,  
O Völker, ist Indra.

In der Luft wehen die Winde, die Genossen Indra's im Kampf, die Maruts, die Söhne des Indra, des glänzenden Himmelshebers, des Flechtentragenden nach dem Anäuel dunkler Wolken die er durcheinander wirrt; auch er schleudert den Speer des Blizes oder schwingt ihn wie eine Geißel auf die regentriefenden Wolkentröffe und ruft sie mit der Donnerstimme; auch er heist der Weise, Wohlthätige, Starke und wird als der Lebensgeist und bewegende Herr der Welt aufgefaßt. Die Maruts sind in der Luft waltende und verkörperte geistige Mächte, geschickt verschiedene Formen anzunehmen. Sie erzeugen und vervielfältigen sich selbst wie Wogen im Ozean: niemand weiß woher sie kommen, wohin sie gehen. Bald schütteln sie thautriefend den Regen von ihren Schwingen, bald melken sie die Wolkentröffe, bald rütteln sie die Wolkenträume, bald schießen sie die Regenpfeile von ihren Bezen, bald ist der Regen ein Schatz den sie aus den Wolkenträumen hervorholen und herabschütten. Sie sind brüllende Löwen im Jörn, Elefanten welche die Wälder brechen. Sie ermuntern sich mit Gesang, wenn der Kampf beginnt. Ihre Krone sind goldgeschmückt, in schimmernden Farnischen mit Pfeil und Regen auf rollenden Wagen fahren sie einher, die Bäume neigen sich und beugen sich, die Berge heben vor ihnen, sie bewegen Himmel und Erde. Sie sind von furchtbarer Gewalt, aber zugleich wohlthätig und segenspendend, indem sie sowol das düstere lichtraubende Gewöl

schenken als den erschuten Regen bringen. Das Brausen des Sturmes ist ihr Gesang, ihr Loblied das sie Indra dem Sieger anstimmen.

Milderer Natur als die stürmischen Maruts, die Winde, sind die Ribhus, gleich ihnen Elementargeister oder in der Natur fortwaltende Seelen der Ahnen. Sie erinnern an Elfen und Zwerge, sind mehr ätherischer feurriger Art, kunstreiche Bildner, die den Göttern Wagen und Waffen verfertigen, liebliche Sänger und Freunde der Musik. Die Brighus, die Angirases sind ebenfalls Genossen der Wolkenfrauen und der Winde; man will in ihnen die Blitzesgenien erkennen. Die Apsarases, die als Heldenbräute oder Schwanzjungfrauen im Luftmeer schwimmen, sind selber lichte Wolken.

Wie die fessigen Todten in Jama's Reich eingehen, wo alles Verlangen gestillt und jeder Wunsch befriedigt ist, so gelangen die Wesen nach Nirukti; wie jene den guten Geistern der Natur, so gesellen sich diese den Dämonen der Finsterniß. Die Gestalt der selben bleibt nächtlich, düster, nebelhaft unbestimmt. Sie heißen Rathakas, und werden häufig als unheimliches Nachtgewölge oder als gierige Hunde und Wölfe vorgestellt. Dann wachsen sie zu riesigen Ungethümen empor — Britra erfüllt die Luft wie ein weites Gebirge; sie sind gefräßige Unholde, die einem Gewölle ähnlich mit scharfen Zähnen Menschenfleisch witternd einherschweifen, suchend wen sie verschlingen. Sie vermögen ihre Gestalt zu wandeln, wie eben vor dem Auge des Phantasievollen solche Wolkenformen oder nächtlich unbestimmte Eindrücke wechseln; ihre Kraft wächst im Dunkel.

Die Erde selbst ward anfänglich als die dem Himmelsgeiz vereinte Gattin, als die Mutter der Wesen angesehen. In unsern Liedern heißt es daß alte Sänger sie geehrt haben, und wann andere bestimmte göttliche Mächte mehr hervorgetreten sind, so bleibt die Erinnerung daß Himmel und Erde als Vater und Mutter, als die ersten Gründe der Dinge angebetet wurden, wie Zeus und Dione oder Uranos und Gaea in Griechenland. Zugleich vereint und getrennt, fern und nah bewahren sie die ihnen anvertraute Stelle. Wie sie in ihrer Jugend sich vermählten, da brachten sie die Götter hervor, da regten sich die Thiere des Feldes und die Vögel der Luft, sagt ein Sänger, und fügt hinzu: Ich singe diese alte immerwährende Schöpfung. Eine andere Hymne hebt an:

Wer ist der Aelste, wer ist der Jüngste?  
 Wie sind sie geboren? Ihr Sänger, wer weiß es?  
 Sie sind gemacht, die Wesen all zu tragen,  
 So lange Tag und Nacht wie Räder rollen.  
 Sie ruhen beide, sind unbeweglich,  
 Was sich bewegt und reget, sie tragen's.  
 Wie liebe Aeltern tren ihr Kind bewahren,  
 Bewahrt vor Uebel uns, o Erd' und Himmel.

Auf Erden ist das Feuer Hauptgegenstand der Verehrung. Sein Name ist Agni (ignis). Gemäß der verschiedenen Feuererzeugungen wird Agni in unsern Häusern geboren und ist zugleich der Wusen des Himmels seine Wiege. Mitten in der Wolke entstanden hat er nicht Hand noch Fuß und birgt seine Glieder in dunkeln Dunst, bis er aus dem Wasserbett hervorspringt als der leuchtende Blitz. Er schläft versteckt im Doppelloth, er ist der Sohn zweier Mütter, der Hölzer, aus denen ihn die Reibung erweckt, und die Priester heißen darum seine Väter, und er wiederum der Sohn oder Enkel der Kraft, welche die Hölzer aneinander reibt. Brausende Flammen erneuern und erhalten seine Jugend. Ein leuchtender unantastbarer Kiese glänzt er wie die Sonne unter den Wolken oder wie ein goldener Wagen in der Schlacht. Bald ist der Rauch sein Harnisch, bald erhebt er den Rauch als seine Zahne. Er verzehrt die Speise mit goldenem Zahn, mit feuriger Zunge, und läßt die schwarze Spur seiner Wanderung hinter sich zurück. Die Flammen sind sein Vorberfranz, er wirft sie wie eine stürmische Welle um sich herum. Agni, der goldbärtige, schießt die Strahlen als Pfeile von seinem Bogen, und die Sonne scheint dazu; wenn er aufsteigt, entflieht der Feind, das nächtliche Dunkel, aber der Gott sendet ihm seinen funkelnden Pfeil nach, und sein Licht fliegt wie eine Lanze bis empor zu seiner Tochter, der Morgenröthe. Als die in der irdischen Natur waltende Kraft des Lichts und der Wärme heißt Agni das Haupt des Himmels und der Nabel der Erde; das Weltall erkennt in ihm den Herrn der es erhält. Wie die Strahlen in der Sonne so liegen in ihm alle Schätze die sich in den Bergen und Pflanzen, in den Wassern und bei den Menschen finden. Aus der Wolke macht er den Strom der die Luft besudlet, und bedeckt die Erde mit träufelndem Wasser; in seiner Brust trägt er alle Keime des Ueberflusses und geht in neue Pflanzen ein. Agni ist der Urheber der Werke die mit Hülfe des Feuers bereitet werden, er hält in seiner Hand alle

Güter der Menschen. Seine Kinder, die Feuerstrahlen, sind die Hirten der Völker und leiten Mensch und Thier. Er führt die Verirrten auf den rechten Weg. Er ist ein ewig junger Freudenquell für die Menschen, er ist der Stamm der alle Güter als Zweige trägt.

Agni ist als Herdflamme der weitschauende Hausherr, der Versammler der Familie, der Freund der Menschen, der Gast der sich in unserm Hause wohlgefällt, der speiserverleihende Genoss, ein schöner Jüngling von großer Stärke. Er wird angerufen daß er das Haus schirme vor Dieben und vor bösen Geistern, daß er Reichthum verleihe. Das Feuer ist das reine und reinigende, helle und erleuchtende Element, daran reibt sich das Sittliche, es wird Symbol der Reinheit, Mittel der Reinigung. Agni wird angerufen daß er die Seele durch Erkenntniß erhellte, daß er sie vor Sünden bewahre oder entschuldige, daß er Kraft zum Handeln gebe, und den Feinden mit seiner zuckenden Flamme furchtbar sei. Er wird als der Herr der Reinheit gepriesen; glückseliges Gemüth und Stärke und Vernunft soll er den Menschen zufächeln.

Zu dem menschenholden, wahrhaftigen,  
Dem Gebieter des wahren Lichts,  
Zum ewigen Feuer stehen wir.  
In geliebten Wohnungen strahlt  
Des Geworbenen und Verbenden Liebe  
Agni als einziger Herr.

Das Feuer kommt im Blitz oder Sonnenstrahl vom Himmel herab auf die Erde, und so ist Agni ein Bote den die Götter zu den Menschen senden; das auf Erden angezündete Feuer flammt wieder himmelwärts, und darum brennt es auf den Altären, daß Agni ein Bote von den Menschen an die Götter sei, Opfer und Gebete zum Himmel emportrage. So wird Agni der rechte Priester, der Mittler zwischen Göttern und Menschen. Er ist der Opferherold; reine Butter wird in die Flamme geworfen, und wenn sie aufprasselt, trägt Agni die Gabe des Frommen zum Himmel hinan. Agni heißt der Vecher mit welchem die Götter das Opfer genießen.

Wie dem Brandopfer sich das Trankopfer gesellt, so gelangt neben Agni auch Soma zur göttlichen Verehrung. Die Somapflanze wird zwischen Steinen gerieben — mit Steinen bedrängen die Priester ihn, — dann von goldberingten zehn Schwestern den Fingern — durch ein Sieb getrieben; über einen Widderschweif

träufelt er in eine Schale mit Milch, — einem Stier gleich stürzt er zu den Kühen. Der goldgelbe Tropfen schwimmt in der Milch wie der Mond am Abendhimmel. Sein klingendes Herabfallen in das Holzgefäß ist das Wiehern des Rosses, das Präluden des Stiers, es ist ein Lobgesang der sich dem Hymnus der Sänger gesellt. Die naive Anschauung meint aber nun mit dem Opfer den Göttern nicht blos einen sichtbaren Dank, ein Zeichen der Ergebung zu bringen, sondern das Opfer ist auch die Nahrung der Götter, deren sie sich erfreuen, durch die sie wachsen und Kraft gewinnen. Indra namentlich soll sich im Soma berauschen, damit er begeisterungstrunken in den Kampf mit Vritra stürme oder den Männern in der Schlacht beistehende und den Sieg erringe. Der Soma, der die Götter labt und stärkt, wird dadurch selber eine göttliche Kraft und Wesenheit, es wird ihm zugeschrieben was der von ihm Erquickte thut. So vergleicht er sich dem Dionysos der Griechen. Viele Lieder werden ihm gesungen. Da heißt es: Besieger der Feinde, Vritradöter, in dir paart sich Stärke mit Süßigkeit; du erhöhst unser Glück, bist die Kraft der Helden, der Tod der Feinde; komme in unsere Wohnungen, wachse für den Trank der Unsterblichkeit, werde im Himmel für uns der köstlichste Nahrungsquell. Soma's Thau ist reinigend, in ihm ist Freude, Ruhm und Herrlichkeit. Er besänftigt den Geist daß er jedes Glüdnitz überschreitet, er bekleidet die Nackten, er heilt die Kranken, der Blinde sieht, der Lahme geht durch ihn. Der Rausch einer erhöhten Seelenstimmung ist Soma, ist sein Werk. Er soll in unserer Brust glücklich sein wie das Kind auf der Weide, wie der Hausvater im Schoß der Familie. Zu ihm rollen die Lobgesänge wie Wasserrögen voll Ehrfurcht, und stürzen sich liebend in den Lebenden.

Du bist der Priester, Weise du,  
In deinem Weiz trägt du das All;  
In dir gesellen alle sich  
Die Götter freudenvoll zum Trank.  
O Weiz, verleihe' uns Heilskraft!

So wird die Vorstellung schon in den Veden angebahnt daß man durch das Opfer Einfluß und Macht auf die Götter gewinne, daß der Priester der es recht zu bereiten, das rechte Lied zu singen wisse, damit die Götter zum Dienst der Menschen bewege. Das Opfer der Indier wird nicht so sehr zur Ehre und zum Dank



gebracht, als es für das Mittel gilt die Befriedigung der Wünsche zu erlangen. Und da begegnet uns auch schon das Wort das in der Geschichte des indischen Geistes das wichtigste geworden, *Brahma* und *Brahmane*. Die Wurzel ist *bri*, aber diese bedeutet nicht ringen, wie Roth wollte, sondern wachsen, wie Gang dargethan, der in einer Rede über *Brahma* und die *Brahmanen* Gewächs oder Sproß für die erste Ableitung erklärt. Er verweist auf *Varro* in der Zentsprache: ein Bündel Zweige, das beim Opfer in die Nähe aller Gegenstände desselben gebracht wird um sie durch ein gemeinsames Band zu vereinigen; dem entspricht ein Bündel *Kushagrass*, das in Indien während des Opfers stets von Hand zu Hand wandert um die Anwesenheit des *Brahma* zu versymbolischen. Denn *Brahma* ist Wachsthum, Gedeihen, und damit alles was Wachsthum und Gedeihen bringt, Opfer, heilige Lieder und Sprüche. In dieser Bedeutung kommt das Wort in den Gesängen des *Rigveda* häufig vor, und daraus entwickelt sich die weitere, daß es die Triebkraft der Natur, den Lebensgrund der Welt bezeichnet, daß es in späterer Zeit ewig, allmächtig und allwissend heißt. In den Veden selbst wird bereits *Brithaspati* oder *Brahmanaspati*, der Herr und Träger des *Brahma*, des Wachsthums und Gedeihens, der im Opfer wirkenden Gotteskraft personifizirt. Dieser Gott gehört der spätern Periode an, in welcher auch Freigebigkeit und Frömmigkeit vergöttert werden; es liegt ihm keine Naturanschauung zu Grunde, er ist ein Gebilde des schon sich entwickelnden Priesterthums, die Kraft und Würde desselben wird in ihm verehrt. *Brahmanaspati* hilft den Göttern das vollbringen wofür sie angerufen werden. Das Gebet bringt durch zu dem Gegenstande den es sucht, und erobert ihn. Es ist *Brahmanaspati* der dem Opferer und Väter, dem *Brahmanen*, in der Stimme des Donners antwortet, wenn *Indra* zum Kampf gegen die Dämonen angerufen wird. *Brahmanaspati* ist die Seele des Opfers, dessen Herr und Schmuck; Lobgesang, Gebet, die heiligen Veremäße sind für ihn was die Strahlen für die Sonne. Wer den Herrn des Heiligen als seinen Freund erkennt der besitzt eine unbezwingliche Kraft, der triumphirt. Ja endlich heißt es von *Brahmanaspati* daß er die Morgensröthe gefunden und den Himmelsglanz, daß er in Sonne und Mond wechselsweise aufgehe, und von der Andacht der Väter wird gesungen sie habe den Himmel mit Sternen geschmückt wie mit Zierath ein dunkelfarbiges Roß, in die Nacht habe sie Finsterniß, Licht in den Tag gesetzt.

Das Gebet das vom Herzen kommt erhebt sich durch die Phantasie verschönt zu Indra und ruft: Vernimm, o Gott, was von dir eingegeben ist! Das Gebet wird vom Himmel mit der Morgenröthe erzeugt; es nimmt sein silbernes Gewand, und schirt: den Göttern die Rosse an den Wagen, oder ist der Wagen selbst der die Götter zum Opfer heraufährt. Wie eine Kuh die den Hirten verloren hat wendet es sich zu Gott, und läßt den Verirrten im Walde die Quelle finden.

Dazwischen schlagen für uns einige Lieder einen Ton ironischen Humors an. Wie Fliegen um den Honigtopf sitzen die Priester um das Opfer. Wann die Wasser vom Himmel in den trockenen Teich gefallen, dann erheben die Frösche ihr Gequäl wie Kühe von der Stimme der Kälber begleitet. Ein Frosch kommt zum andern und der gelbe unterhält sich mit dem grünen. Wenn der eine dem andern geantwortet hat wie der Schüler dem Lehrer, dann erhebt sich ein großes Geschrei, und alle reden auf einmal. Der eine brüllt wie die Kuh, der andere schreit wie der Hirsch, der eine ist gelb, der andere grün. Verschiedener Gestalt führen sie alle denselben Namen. Von allen Orten ausgehend bilden ihre Stimmen einen ununterbrochenen Zusammenklang. Die Priestersöhne die den Soma ausgießen und um den Teich, die Opferschale, ihre Gebete murmeln, sind auch gleich, ihr Frösche, mögen sie gelb oder grün, mit der Stimme des Hirschens oder der Kuh, und fruchtbare Weiden und langes Leben erfliehen. Für den Indier aber war alles Ernst; die Brahmanen sind kraft ihrer Opfer die Regenbringer, Regenmacher, und die Frösche die Regenboten, Regenpropheten.

Das hindert nicht, das heilige Wort (*vac*), in welchem der Geist offenbar wird, mit gedankenvollem Ernst zu feiern. Es ist schon ein Vorklang der johanneischen Lehre vom Wort als der sich aussprechenden Vernunft Gottes, wenn es heißt: das Wort sei allem vorangesezt, sein Name der heilvollste. Wie der Weizen sich reinigt im Sieb, so bildet es sich in der Seele des Weisen. Es hat Gestalt gewonnen in den Sängern der Vorzeit, und die Priester sind seine Träger geworden. Oder das Wort selber spricht: Ich gehe mit den Geistern des Lichts und der Winde, ich trage den Nachthimmel und die Sonne; ich bin Königin, ich bin Herrin des Reichthums; wen ich liebe den mache ich weise, fromm und groß. Ich reiche zum Himmel und über den Himmel, und

bin in allen Welten; ich athme in allem Lebendigen, ich durchbringe die Wesen alle.

Die Macht des Wortes tritt in sinnlicher Auffassung durch die Besprechungen und Zauberformeln hervor; sie sind dem begreiflich, der mit den Indiern eine innere geistige Macht als das Wesen der Dinge erkennt, die also das Wort hört und dadurch beeinflusst werden kann; zugleich wirkt der Glaube mit daß die Dinge das Vermögen besitzen einander ähnlich zu machen, das Aehnliche an sich zu ziehen, die eigene Art auf andere zu übertragen. Bei der Weiheung des Königs sagt man: der Himmel ist fest, die Erde fest, die Berge fest, sei der König auch fest. Gegen die Selbstsucht hat der Atharvaveda den Spruch:

Nach der Sonne gehen sich von dir der gelbe Glanz, die gelbe Farb',  
Mit der Farbe der rothen Kuh dafür bedecken wir dich ganz.  
Mit rother Farbe decken wir dich rings, damit du lang' noch lebst.  
Wir geben deine gelbe Farb' den Papagaien, den Sittichen,  
Und in die Selbstwurz legen wir nieder die gelbe Farbe dein.

Der Jüngling, der ein Mädchen durch Liebeszauber gewinnen will, wendet sich zuerst an die Pflanze, einen Zuckerrohrstengel, den er ausgräbt, dann an die Geliebte.

Dies Kraut hier ist honiggezeugt, mit Honig graben wir nach dir.  
Von Honig her bist du gezeugt, mache du uns nun honigslüß.  
Auf meiner Zungenspitze ließt, auf der Zungenwurzel Honigkeim,  
Damit du mir zu Willen seist, meinem Geiste du an dich schmiegst.  
Mein Eintritt sei dir honigslüß, honigslüß meine Nähe dir,  
Honigslüß sei dir mein Wort, daß mich allein du lieben magst.  
Mit sich umschmiegendem Zuckerrohr umgeb' ich dich zum Liebeszwang,  
Damit du mich nur lieben magst, damit du nimmer von mir gehst.

Sinnvoller, geistiger, dichterischer tritt aber der Glaube an die Macht des Gesanges und der Phantasie vielfältig im Rigveda auf. Das Bewußtsein erwacht daß es der Mensch ist welcher der Idee des Göttlichen durch die Phantasie die bestimmte Gestalt gibt. Der Stoff ist da, die objective Wahrheit, von der es heißt daß sie die Erde gründete, der Dichter aber formt ihn wie das Weil das Holz zum Wagen behaut. Wir wollen, sagt ein späterer Sänger, wie unsere großen Väter arbeiten am Werk des Opfers. Sie gingen das Licht in seiner Quelle suchen; kraft ihrer Hymnen haben sie Himmel und Erde geschieden und die Pforte der Morgenstrahlen aufgethan. Fleißige Werkmeister in ihrem Verlangen die

Götter zu ehren haben sie deren Formen gebildet wie man das Erz gestaltet, dem Agni den Marheitsglanz, dem Indra die Stärke verliehen. — Mit des Geistes Auge sieht der Sänger die Götter zum Opfer kommen, und sein Mund schildert sie dem Volk, sein Lied ist der Götter Schmuck. Himmel und Erde, Fluten und Berge vermehren Indra's Kraft indem sie ihn lieben; er erstarkt durch reine Worte, der Lobgesang schärft ihm den Donnerkeil. Lobgesänge sind eine Nahrung der Götter, geben ihnen Kraft und Lust und dehnen der Unsterblichen Herrschaft aus. In einer Hymne an Agni heißt es:

Aleichwie die Wasser von des Berges Klüften  
Entsprangen dir durch Sang, o Agni, Götter;  
Und dich bestürmen lobreiche Lieber,  
Wie eine Schlacht gewinnen dich langtragende Kasse.

Wenn wir auf diese Weise als das Hauptächlichste in den Veden den mythenbildenden Geist erkannt haben und ihn dann ein Bewußtsein über sich selbst erlangen sahen, so bleibt uns noch dreierlei zu betrachten, der beginnende Heldengesang, die Todtenfeier und das Erwachen der Philosophie.

Häufige Anrufungen Indra's vor dem Beginn der Kämpfe gedenken der mit des Gottes Hülfe errungenen Siege, und zeigen die arischen Stämme selber untereinander oder mit anwohnenden Völkern im Streit um Heerden und Weiden; tapfere und kriegeskundige Männer scharen sich dabei um die Häupter der Stämme und gewinnen Ansehen und Einfluß; ebenso, wie schon erwähnt, die Sänger und Opferpriester. Der kriegerische Sinn, die Lust an Abenteuern treiben die anwachsende Bevölkerung weiter nach Osten, nach dem Jamunafluß hin: die Verdrängung und Unterwerfung der Einwohner führt dazu daß die Indier sich in größere Massen zusammenscharen und daß die Macht der Fürsten in den Eroberungskriegen bedeutender wird. Aus der Zeit der anhebenden Wanderung nun sind uns einige Kriegs- und Siegesgesänge in dem Rigveda erhalten, die uns zugleich mit den Namen zweier priesterlichen Dichter bekannt machen; sie waren von politischem Einfluß, und die berühmte Västerlegende hat sich später an sie angelüpft; auch hier stehen sie schon gegensätzlich zueinander, und in ihren Familien werden sie schon durch die Sage verherrlicht: Vöramitra geleitet die zehn Stämme, unter denen die Bharata hervorragen, welche sich zum Kampf gegen den König Sudas vereinigen, der

über die Tritsu herrscht, und das Priestergeschlecht der Basishas sich verbündet hat. Visvamitra erscheint nun an zwei Flüssen, welche zum Angriff auf die Tritsu überschritten werden müssen. Das Lied hebt erzählend an:

Vipaça und Satabru mit ihren Wellen  
Eilen begierig hervor aus den Bergabhängen;  
Wie Rosse losgelassen im Wettlauf,  
Wie hellfarbige Mutterkühe zu den Zungen.

Nun redet Visvamitra die Flüsse an:

Von Indra getrieben, Ausgang fordernd  
Rollt ihr zum Meer wie Krieger im Streitwagen;  
In vereintem Lauf mit schwellenden Wogen  
Fließt ihr ineinander, ihr Klaren.

Die Flüsse erwidern:

Mit diesen vollen Wellen wallen wir  
Zum Ziel das der Gott uns gesteckt hat;  
Nicht wendet der sich uns angeborene Lauf;  
Was begehrt der Weise von den Flüssen?

Der Weise:

Hörcht der lieblichen Rede freudig,  
Haltet an, einen Augenblick haltet an  
Euere Schritte nach dem Meer; ich, Rukhila's Sohn,  
Mit kräftiger Andacht bitt' ich darum.

Die Flüsse:

Indra, der Träger des Vlieses, hat Bahn uns gemacht,  
Ahi erschlug er, den Umlagerer der Flüsse;  
Savitri bildete uns, der schönhandige Gott,  
Nach seinem Gebot wallen wir in breitem Strom.

Der Weise:

Zu preisen immerdar ist die Selbenthät,  
Indra's Werk, daß er Ahi zerriß;  
Da sein Wetterstrahl den Umlagernden schlug,  
Floßen die Wasser, die zu fließen verlangenden.



## Die Flüsse:

Dies Wort, o Sänger, vergiß es nicht,  
 Was künftige Zeit auch künden dir mag;  
 In Liedern, o Sänger, sei uns hold,  
 Schmäh' uns nicht, und Ehre sei unter den Menschen dir.

## Der Weise:

Und ihr, Verschwifflerte, horcht auf den Sänger,  
 Gelommen ist er mit Roß und Wagen,  
 Neigt euch nieder, werdet fahrbar, ihr Ströme,  
 Nicht an die Aefen mögen euer Wellen reichen.

## Die Flüsse:

Wir horchen deines Wortes, o Sänger,  
 Gelommen bist du von fern mit Roß und Wagen;  
 Nieder neig' ich mich dir wie das Weib dem Kinde  
                                                           die Brust reicht,  
 Wie das Mädchen den Mann will ich dich umarmen.

## Der Weise:

Dann erst die Bharata dich überschritten,  
 Der reißte Haufe voll Hast, indrageschacht,  
 Dann ströme wieder euer angeborener Lauf.  
 Eure, der Opferwürdigen Gunt, erwähl' ich.

So entwickelt sich das Lied in lebendiger Wechselrede, indem es die Geschichte dramatisch in die Gegenwart rückt. Aber die Bharatas wurden geschlagen, und Baisjitha hob das Siegeslied an:

Zweihundert Kühe, zwei Wagen mit Weibern,  
 Dem König Sudas als Beute ertheilt,  
 Umwandle ich preisend wie der Priester die Opferstätte.  
 Dem Sudas gab Indra das Geschlecht seiner Feinde dahin,  
 Die eiteln Schwäger unter den Menschen.  
 Mit Kleinem hat Indra das Große gethan,  
 Den Löwengleichen schlug er durch den Schwachen,  
 Speere zerbrach er mit einer Nadel;  
 Jegliche Güter hat er dem Sudas geschenkt.  
 Zehn Könige künkten sich unbesiegbar,  
 Doch hielten nicht Stand wider Sudas, Andra und Varuna;  
 Wirkkam war unser, der Opfernenden, Loblied.  
 Wo die Mäuner zusammentreffen mit erhobenem Banner,  
 Wo das Verderben herrscht, wo das Leben erhebt,

In der Fehlschlacht habt ihr Muth gesprochen  
 Ueber uns, die wir auf euch schauten, Indra und Varuna.  
 Sechzighundert der riesigen Anu und Druju entschliessen,  
 Sechzig Helben und sechs fielen vor dem frommen Sudas.  
 Indra brach die Burgen der Feinde  
 Und zertheilte die Habe der Anu im Kampf den Tritsu.  
 Hier Hösse des Sudas, preisgeschmildete, hohenslamsfende  
 Werden Geschlecht gegen Geschlecht zum Ruhme führen.  
 Ihr starken Winde, seid ihm gnädig,  
 Die alternde Herrschaft gebet dem Frommen!

Ein anderes Lied erzählt wie die zehn Könige den Sudas und die Seinen umzingelt hielten; aber da habe Indra den Lobgesang Vassishtha's gehört, und herangerufen durch den Somatrank und des Gebetes Kraft habe er die Bharata zerbrochen wie Stäbe des Ochsentreibers; so ward den Tritsu Raum geschafft, daß ihre Stämme sich ausbreiteten.

Hier waltet noch nicht die Ruhe des Gemüths mit welcher der Epiker auf die vollbrachten Thaten zurückblickt und sie in verherrlichender Erzählung der Ordnung gemäß wieder vorführt, hier glüht und wogt die erregte Seele in der unmittelbaren Empfindung der Kampfeslust und Siegesfreude, und folgt das Wort dem Flug und Schwung der Gefühle in einer Lyrik, die man bei den Ahnen der traumseligen Indier kaum erwartet hätte, die gleichmäßig an die Araber der Wüste oder die nordischen Germanen erinnert.

Ein viel milderer Ton, aber ein gleich mannhaft edler Sinn zeigt sich auch in den Liedern die sich auf Tod und ewiges Leben beziehen. Der Körper wird den Elementen wiedergegeben, die Erde empfängt die Asche, aber bei der Verbrennung bildet sich ein ätherischer Leib, ein Wagen für die Seele, der sie zum Himmel trägt. Das Auge möge zur Sonne, der Athem zum Winde gehen, dem Wasser und den Pflanzen gegeben werden was vom Körper ihnen gehört; die Mutter Erde möge den Staub umhüllen wie den Sohn die Mutter in ihr Gewand hüllt, dem Frommen wie eine wollig weiche Jungfrau fein; der Geist aber, mit Flammen angethan, in den Harnisch Agni's gekleidet, möge emporsteigen zu Sama, zu Varuna; die Sonne, die weltdurchwandernde, die alle Himmelspfade kennt, der Mond, der Hirt, der seine ganze Heerde unverletzt bewahrt, sie sollen die Seele geleiten. Den Weg bewachen Sama's Hunde, dem Bösen furchtbar, den Gerechten aber zu Sama führend. Dort genießt er gleich den Germanen in Walhalla,

gleich den Hellenen auf den Inseln der Seligen ewige Wonne und der Wünsche Befriedigung.

Auf den Scheiterhaufen ward die Witwe zum Gatten gesetzt, aber vor der Verbrennung herabgehoben mit den Worten:

Steh auf, o Weib, komm zu der Welt des Lebens!  
Du schläfst bei einem Todten: komm hernieder!  
Du bist genug jetzt Gattin Ihm gewesen,  
Ihm der dich wählte und zur Mutter machte.

Auch der Vogen ward herabgeholt:

Den Vogen nehm' ich aus der Hand des Todten,  
Für uns zum Ruhm, zum Schutze wie zum Truhe;  
Du bleibe dort, wir bleiben hier als Helden,  
In allen Kämpfen schlagen wir die Feinde.

Dann wird die Erde angerufen daß sie den Todten freundlich aufnehme, wie die Mutter den Sohn in ihr Gewand hält. Nach der Bestattung heißt der Vetter des Opfers die Lebenden des Lebens eingedenk sein. Die Leidtragenden, die Hausgenossen aber sitzen auch am andern Tage noch einmal um ein Feuer bis in die stille Nacht, von den Thaten der Alten singend. Der Vorstand heißt dann die Verwandten des Verstorbenen rein und fromm sein, daß längeres Leben und Wehlergehen ihnen zu theil werde. Er giebt Spenden über einen Stein, und spricht:

So wie die Tage aufeinander folgen,  
Mit Jahreszeiten Jahreszeiten wechseln,  
So gib, o Schöpfer, diesen hier zu leben,  
Daß Jüngere nicht den Aeltern einsam lassen.

Die nichtverwitweten Frauen, auf edle Männer stolz, erheben sich zuerst, dann fordert der Vetter auch die Männer auf:

Der Wildbach fließt dahin, nun rührt euch alle,  
Steht auf und schreitet weiter, ihr Genossen.  
Dort lassen wir die trauernden Gesellen,  
Wir selber gehn zu neuem Kampfe freudig.

Die Todtenopfer stellen in der Verehrung der Väter eine sich fortsetzende Lebensgemeinschaft der Familie dar; und ganz im allgemeinen bemerkt Max Müller: „Das Opfer wird als eine ununterbrochene Kette von Handlungen angesehen, welche die jetzigen

Menschen mit ihren Vorfahren verbindet und das Band der Menschen mit Gott anrecht hält.“ Ein Vers im Rigveda lautet: Ich glaube mit des Geistes Auge die zu sehen welche früher dies Opfer gebracht.

Indem ich mich zur Darstellung der philosophischen Anfänge in den Vedea wende, glaube ich aus Max Müller's englisch erschienener Geschichte der Sanskritliteratur zuerst einiges auszugsweise mittheilen zu sollen. Man hat verschiedene Hymnen der zehnten Mandala für spätern Ursprungs gehalten, weil nicht blos einzelne Sprüche derselben in die Upanishaden übergegangen, sondern an den Ton derselben erinnern; allein die Upanishaden selbst, von denen wir später reden, sind allmählich erwachsen und haben eben ihre ersten Keime in den Vedea. Well wir in diesen Ideen oder Ausdrücke finden, die wir, wenn sie uns bei Griechen, Römern, Juden begegnen, für neuern Ursprungs halten, so haben wir noch kein Recht ihnen das Alter in der Geschichte des indischen Geistes abzuspochen. Die Vedea eröffnen uns ein Gemach im Labyrinth des menschlichen Geistes, durch welches die andern arischen Nationen längst hindurchgegangen waren, ehe sie uns im Licht der Geschichte sichtbar hervortreten. Und wäre die Sammlung der altindischen Lieder erst vor fünfzig Jahren geschrieben in irgendeinem Theile der Welt den der Strom der Civilisation nicht berührt, so wäre sie doch alterthümlicher als die Homerischen Gesänge, weil sie eine frühere Phase des menschlichen Fühlens und Denkens repräsentirt; denn hier ist noch flüssig und organisch lebendig was bei Homer schon erstarrt, unverständlich, träumerhaft vorliegt in der Sprache wie in der Mythologie. Den Glauben an den einen Gott pflegen wir als eine der letzten Stufen anzusehen, zu denen die Griechen aus den Tiefen der Vielgötterei emporstiegen; der eine unbekannte Gott war das Resultat, zu dem die Jünger des Platon und Aristoteles gekommen waren, als sie in Athen den Apostel Paulus predigen hörten. Wie können wir denselben Gedankengang in Indien voraussetzen? Mit welchem Recht lieber für modern er klären in welchen die Idee des einen Gottes durch die Wolken einer polytheistischen Nebendecke bricht? Laßt einen Dichter nur einmal inne werden daß er zum Göttlichen sich durch dieselben Gefühle wie zu seinem Vater hingezogen fühlt, laßt ihn in seinem Gebet dann nur einmal das Wort „meim Vater“ aussprechen, und über die trockene Wüste, durch welche das philosophische Nachdenken Schritt vor Schritt hindurchwandelt, ist er mit einem Sprung

hinausgekommen. Wenn die Inden oft in die Vielgötterei, so scheinen die Arier vielmehr in den Monotheismus zurückzufallen; beides nicht in einem stufenförmigen regelmässigen Gang, sondern nach persönlichen Antrieben und Regungen. Denn der Monotheismus ist dem Polytheismus in den Vedea vorangegangen, und bei den Anrufungen ihrer vielen Götter bricht durch die Nebel der Mythologie die Erinnerung an den einen und unendlichen Gott hindurch wie der blaue Himmel durch vorüberziehende Wolken.

Das Nachdenken über die Geheimnisse der Schöpfung betrachtet man gewöhnlich als einen Ueberfluß, welchen die Gesellschaft erst dann gestatte wenn reichlich für alle niedern Forderungen der menschlichen Natur gesorgt sei. Allein diese Bedürfnisse waren in den Ebenen Indiens leicht befriedigt, und das einfache Leben der alten Zeit nahm die Kräfte der höher Begabten nicht in Anspruch, und weder der Staat noch die Kunst eröffneten dem Genius ein Feld zur Uebung seiner Fähigkeit, oder thaten dem Ehrgeiz ein Genüge. Und gibt es denn wirklich eine höhere Angelegenheit, oder ist etwas geeigneter die Kraft des Geistes aufzurufen, als die Frage unsers Daseins, die rechte Lebensfrage nach unserm Anfang und Ende, nach unserer Abhängigkeit von einer Macht über uns, nach unserer Sehnsucht eines bessern Zustandes? Mit uns sind diese Schlüsselnoten der Gedanken untergetaucht in das Geräusch irdischer Geschäftigkeit, künstliche Interessen überwuchern das natürliche Verlangen des Gemüths, oder übereinkömmliche Lösungen wie religiöse Wahrheiten werden schon den Kindern überliefert. In Indien war es anders. Lange vor andern wissenschaftlichen Forschungen waren die Gedanken auf das eine immer wiederkehrende Räthsel gerichtet: Was bin ich? Was ist der Sinn der Welt um mich herum? Gibt es eine Ursache, einen Schöpfer, einen Gott, oder ist alles Täuschung, Zufall, Schicksal? Wieder und wieder ringt die Seele der Indis um diese eine Erkenntniß. Ich bin weit entfernt die Meinung zu vertheidigen daß die tiefste und reinste Weisheit in den religiösen Mystereien und mythologischen Ueberlieferungen des Ostens enthalten sei, daß eine Schule von Priestern und Philosophen bis in das graueste Alterthum reiche; aber man geht zu weit wenn man dagegen behauptet daß jeder Gedanke der die philosophischen Probleme berührt, ein modernes untergeschobenes Erzeugniß sei, daß jedes Wort das an Moses, Platon oder die Apostel erinnert, auch aus jüdischen, griechischen, oder christlichen Quellen entlehnt sein müsse. Das Suchen nach Wahrheit, jene



immerdauernde Philosophie von der Leibniz spricht, ist nicht in Schulen eingeschlossen. Ihre Sprache ist nicht so scharf bestimmt wie die des Aristoteles, ihre Begriffe sind schwankend, und ihr Licht mehr ein abendliches Wetterleuchten als ein wolkenloser Sonnenaufgang. Und doch kann der Philosoph wie der Historiker hier vieles lernen, — zunächst wie ein für das stille Sinnen nach dem Ewigen begabtes Volk dieser seiner Eigenthümlichkeit schon in früher Jugend zu genügen sucht.

Ich habe von Anfang an darauf aufmerksam gemacht wie in jedem besondern Gott doch das allgemeine Göttliche verehrt werde; man gewinnt allmählich ein Bewußtsein davon und schreibt einem Gott die Werke aller zu, nennt ihn auch mit ihren Namen. So heißt es von Indra er sei Agni, er kleide sich in verschiedene Formen, die ganze Natur sei seine Gestalt, was wir sehen sei Er. Alle Opfer kommen zu Indra, kommen zu Agni. Das Schwebende, minder Plastische, minder Formenbestimmte der indischen Göttergestalten machte ein Zueinanderfließen leicht. Dann wird Agni als der Vritradbder angerufen, und hinzugefügt: Geboren bist du Varuna, entzündet bist du Mitra; Sohn der Kraft, alle Götter sind in dir. Licht ist Agni, Licht ist Indra, Licht ist Soma. — Ich sage bei mir selbst: Alles ist in Varuna begriffen, äußert ein Sänger, und eine große Hymne die den Namen Dirghatamas trägt und im einzelnen an manche mythologisch gelehrte Ausführungen gemahnt wie deren in der Edda vorkommen, spricht es deutlich aus: der Gottesgeist der den Himmel durchdringt, heißt Indra, Mitra, Varuna, Agni; es ist ein Wesen, das die Weisen mit verschiedenen Namen nennen. Ein anderes Lied nennt den Höchsten und Einen Visvacarma (der alle Thaten in sich hat), und beginnt bereits im Ton des untersuchenden Nachdenkens:

Wie ward erbaut dies herrliche Gebäude?  
Wann ward sein Grund gelegt?  
Als Visvacarma schuf die Erde, breitet'  
Er auch des Himmels Wölbung aus.

Des Gottes Häupter, Augen, Arme, Hüfte  
Ihr seht sie allwärts.  
Der Eine machte mit dem Arm den Himmel,  
Die Erde mit dem Fuß.

Aus welchem Wald nahm er das Holz zum Werke,  
Zum Erd- und Himmelsbau?  
Ihr Weisen sagt, mit euerm Wissen sagt es:  
Wer steht den Welten vor?

Der Herr des heil'gen Wortes, Visvacarma,  
Schnell wie Gedankenflug!  
Er möge huldreich dies Gebet vernehmen,  
Verleihe uns Schutz und Gilt.

Und wiederum lesen wir von Visvacarma daß er sich mit  
Glanz erhebt und allen Dingen Schönheit und Kraft gibt. Die  
sieben Rishis, die großen Weisen und Sänger der Vorzeit, bilden  
in ihm ein Wesen. Er ist der Schöpfer der alles in sich enthält  
und alles kennt, der die Götter hervorbringt, den alles als Herrn  
verehrt. Auf des Ungelesenen Nabel ruhte das worin alle Welten  
waren (das Welte). Ihr kennt ihn der alles geschaffen hat, es  
ist derselbe der auch in euch ist. Aber für unsere Augen ist alles  
bedeckt wie mit einem Wollenschleier, unser Urtheil ist Dunkel und  
die Menschen gehen dahin und singen ihre Lieder. In einem andern  
Hymnus stehen die Worte die seit drei Jahrtausenden das Morgen  
gebet jedes Brahmanen sind: „Vertiefen wir uns in Gedanken über  
den anbetungswürdigen Abglanz des Schöpfers, unsers Gottes:  
möge Er unsern Geist erwecken!“

Diese Weise mehr der philosophischen Betrachtung als der  
Dichtung findet sich in mannichfaltigen Ausprüchen wie in den  
folgenden: das war in der That ein großer Künstler, der herrliche  
Verkmeister, der Himmel und Erde bereitet hat weit und schön,  
glänzend und tief, und der in seiner Weisheit ihnen die gemein-  
same Bewegung gab. — Von Erde stammt Athem und Blut, aber  
woher stammt die Seele? — Wer kennt hienieden und kann sagen  
die Wege der Götter? Die untern Stufen ihres Wirkens sehen  
wir wol, aber ihre Thaten sehen sich fort in die obern geheimniß-  
vollen Regionen. In der früher erwähnten Hymne des Diraha-  
tamas erklingen die vereinzelt Darselprüche: das Unsterbliche  
liegt in der Wiege des Sterblichen. Der Mensch handelt und  
ohne es zu wissen thut er nichts als durch Gott; ohne ihn zu sehen  
sieht er nur durch ihn. Der Himmel ist mein Vater, er hat mich  
gezeugt, das himmlische Heer ist meine Familie. Ich weiß nicht  
wem ich gleiche; einwärts gefehrt wandle ich, gefesselt in meinem  
Gemüth. Wann der Erstgeborene der Zeit mir nahe kommt, dann

empfange ich meinen Theil am Wort. Wer Augen hat sieht es, der Blinde versteht es nicht. Der Dichter, ein Mund, hat es gefaßt; wer es begreift wird der Vater seines Vaters.

Den Geist des Gebets, das Heilige, das Brahma, faßt schon eine Stelle des Samaveda als den Urgrund der Welt:

Das Brahma warb gezengt vor allem von der Urzeit her,  
Vom Brahma aus entfaltete des schönen Glanzes Anmuth sich.  
Sein sind die höchsten Stellen, sein die tiefsten auch,  
Enthüllt wird Seins und Nichtseins Grund durch Brahma nur.

Ein andermal heißt es im Atharvaveda: Diejenigen welche Brahma im Menschen kennen die kennen das Höchste; und Gott, den Geber aller Güter, nennt ein alter Sänger sein Leben, seinen Athem, seinen glänzenden Herrn und Hort. Man sieht wie das Bewußtsein aufdämmert daß wir in Gott weben und sind, Er in uns waltet und sich offenbart. Und er ist Geist: „Er den kein Auge sehen, kein Ohr hören kann; durch dessen Macht allein das Auge sieht, das Ohr hört; wisse daß Er ist Gott, und nicht die vergänglichen Dinge, welche die Menge verehrt.“

Ein rührender und erhabener Gesang aus dem 10. Buch des Rigveda wird von Max Müller in der anmuthigen Uebersetzung, die Bunsen's Buch „Gott in der Geschichte“ mittheilt, „dem unbekannten Gott“ gewidmet; hier erregt die Tiefe des Gedankens und die dichterische Weihe der Sprache gleiche Bewunderung; die Brahmanen haben aus dem Refrain einen Gott Wer oder Welcher herausgelesen!

Im Anfang trat hervor der goldne Lichtseim:  
Er war allein der Welt geborner Herrscher:  
Er hielt die Erde, hielt den Himmel broden:  
Wer ist der Gott dem wir das Opfer bringen?

Der Leben gibt und Kraft, er dessen Segen  
Sie alle, sie die Götter selber ansehn;  
Unsterblichkeit und Tod sind seine Schatten —  
Wer ist der Gott dem wir das Opfer bringen?

Er der allein der Welt allmächt'ger König,  
Der athmenden, erwachenden geworden;  
Er der des Menschen, der des Thieres waltet —  
Wer ist der Gott dem wir das Opfer bringen?

Er dessen Macht die schneebedeckten Berge  
Und mit dem fernen Fluß das Meer verlinken.  
Er dessen Arme wie die Himmelsweiten —  
Wer ist der Gott dem wir das Opfer bringen?

Durch den der Luftraum hell, die Erde sicher,  
Der Himmel fest, ja selbst der höchste Himmel,  
Der in der Wollenschicht das Licht gemessen —  
Wer ist der Gott dem wir das Opfer bringen?

Auf den mit bangem Geiste Erd' und Himmel,  
Sie die sein Wille festmacht, zitternd blicken,  
Ob dessen Haupt die Morgensohne leuchtet —  
Wer ist der Gott dem wir das Opfer bringen?

Wohin ins All die mächt'gen Wasser eilen,  
Träger des Keims, des Lichts Gebärerinnen,  
Von dorthier kam der Götter Lebensodem —  
Wer ist der Gott dem wir das Opfer bringen?

Der mächtig über jene Wasser blickte,  
Träger der Kraft, des Heils Gebärerinnen,  
Der ob den Göttern einzig Gott gewesen —  
Wer ist der Gott dem wir das Opfer bringen?

Er schlag' uns nicht, er der die Erd' erschaffen,  
Der auch den Himmel schuf, der Wahrheit Hüter,  
Der auch die Wasser schuf, die mächt'gen hellen —  
Wer ist der Gott dem wir das Opfer bringen?

Am weitesten aber geht das eigentlich Philosophische in einem Gedicht dessen Anfang sogleich an die eleatischen Philosophen in Griechenland, an die deutschen Mystiker des Mittelalters, ja an Hegel erinnert, ein Gedicht das mit erstaunlicher Kühnheit alles bestimmte und gegebene Sein aufhebt um zum Grunde aller Wesen zu gelangen; es nennt ihn das Eine, lebendig, aber nur in sich, athmend, aber nicht eine Lust außer ihm, wie wir thun; der Ocean in dunkler Nacht ist sein Bild. Doch von Liebe bewegt wird das Eine der Quell alles Lebens und Lichts; die Liebe wird zum Band des Geschaffenen und Ungeschaffenen, und die Schöpfungsthat ver- gleicht sich dem Scheinen des Lichts in die Finsterniß. Und nun ahnt der weise Sänger plötzlich daß das Eine, der Grund der geordneten Welt, ein allsehendes, überschauendes, selbstbewußtes Wesen, daß es Geist sein müsse, alles wissend. Und wie deuten wir die räthselhafte Frage am Schluß? Ich denke als eine Frage

der Herausforderung: wie, oder sollte auch er es nicht wissen?  
Das wäre unmöglich!

Da war nicht Sein, nicht Nichtsein — nicht das Lustmeer,  
Nicht das gewobne Himmelszelt da droben —  
Was hüllte ein? Wo barg sich das Verborgne?  
War's wol die Wasserflut, der jähe Abgrund?

Da war nicht Tob — Unsterbliches war nirgends —  
Nichts schied die dunkle Nacht vom hellen Tage.  
Es athmete von selbst in sich das Eine  
Lustlos; ein Andres ist noch nicht gewesen.

Und dunkel war's, ein unerleuchtet Weltmeer;  
So lag dies All im Anfang tief verborgen;  
Das Eine nur, geküßt in dürrer Hölle,  
Wuchs und erstand kraft seiner eignen Wärme.

Und Liebe überkam zuerst das Eine,  
Der geist'gen Inbrunst erster Schöpfungsame.  
Im Herzen sinnend spürten weiße Seher  
Das alte Band das Sein an Nichtsein bindet.

Der Strahl den weit und breit die Seher sahen  
War er im Abgrund, war er in der Höhe?  
Man streute Samen, es entstanden Mächte —  
Natur lag unten, oben Kraft und Wille.

Wer weiß es denn, wer hat es je verkündet,  
Woher sie kam, woher die weite Schöpfung?  
Die Götter kamen später denn die Schöpfung —  
Wer weiß es wol von wannen sie gekommen?

Nur er aus dem sie kam die weite Schöpfung,  
Sei's daß er selbst sie schuf, sei's daß er's nicht that,  
Er der vom hohen Himmel her herabschauet —  
Er weiß es wahrlich! Oder weiß auch er's nicht?

### Heldenthum und Volksepos.

Im Jünffstromland war der kriegerische Sinn der Indier  
erwacht, und es begannen für sie die Tage die wir mit der Völker-  
wanderung der Germanen vergleichen; sie drangen südöstlich vor  
und eroberten die Gangeslande, sie bemächtigten sich des Dekkan  
und Ceylons. Der Streit nach außen wechselte mit heimischen



Reihen der Heerführer untereinander und mit dem Kampf in geistlichen und weltlichen Macht. War anfänglich jeder freie Mann zugleich Arbeiter als Hirt oder Ackerbauer, zugleich Krieger und Priester im eigenen Hause gewesen, so entwickelte sich jetzt die Unterscheidung der Stände. Zunächst erschien der Gegensatz der unterworfenen oder zurückgedrängten Urbewohner mit den arischen Siegern, jene wurden die Dienenden, diese die Herrschenden, die Darbe selbst schied sie voneinander, und von ihr ward der indische Name Varna für Kastei entlehnt. Die Unterworfenen sind die Schudras. Ihnen standen die Vollzogenossen gegenüber, die Vajza, aber der Name blieb nur für die Gemeinfreien, für das Ackerbau und Gewerbe treibende Volk, während die kriegerischen Edeln sich als Kshatrija, die Priester als Brahmanen über dasselbe erhoben. Die Kriegezüge mußten die Herrschaft in die Hände der Heerführer legen, und als die Arier im neugewonnenen Lande sesshaft wurden, überließ die Mehrzahl in der Sorge für den Herd und die Geschäfte des Friedens allmählich und gern die Führung der Waffen denen die der kriegerische Geist dazu trieb und die so großen Siege erlangt hatten daß sie nicht selbst für sich zu arbeiten brauchten. Auch die Familien der Weisen und Sanger, die im Alterthum als Berather und Opferpriester den Stammeshäuptern zur Seite standen, schlossen sich eng zusammen, und sie bemächtigten sich um so mehr der Geister als sie die weltliche Herrschaft den von ihnen geleiteten Königen überließen. Die Volkzustände sind solche da an das germanische Mittelalter erinnern. Waren auch die Unterschiede der Stände schon uralt und kommen die Namen schon im Rigveda vor, so wurden sie jetzt kastennäßig voneinander abgetrennt. Das Gesetzbuch des Manu, die Sammlung des im Volk Gewordenen, nicht die Schöpfung eines Mannes der danach das Leben auf neue Weise regeln wollte, erklärt: die Kasteneinrichtungen seien von Natur oder durch göttliche Schöpfung; das will sagen daß sie aus der Natur der Dinge hervorgegangen, nicht durch bewußte Absicht der Menschen eingerichtet worden sind. Wir stimmen Karl Twisten bei: „In den Anfängen einer gesellschaftlichen Ordnung tritt das Moment klarer berechneter Absicht durchaus zurück gegen die Wirklichkeit instinctiver Antriebe, wie sie aus dem Wesencharakter der Menschen und ihrer Verhältnisse hervorgehen, und des praktischen Sinnes für das was die Nothwendigkeiten des Augenblicks erfordern. Selbst bei weit vorgeschrittener Entwicklung und bis in die neuesten Zeiten hinein müssen wir anerkennen daß

die wirklich großen durchgreifenden Bewegungen des socialen Lebens zwar die Resultate der zu Grunde liegenden Theorien und Tendenzen gewesen, in den Einzelheiten ihres wirklichen geschichtlichen Verlaufs aber viel mehr durch äußerliche ihnen fremde Leidenschaften und Interessen als durch die unmittelbar auf ihre Realisation gerichteten Bestrebungen beherrscht worden sind.“

Der Spiegel der Heldenzeit sind die volksthümlichen Heldenlieder, aus welchen das Epos der Indier erwachsen ist. Wol fand es fröhe einen künstlerischen Abschluß ähnlich wie die griechische Helden Sage durch Homer; aber während dessen Gesänge tren bewahrt, rein überliefert und ein Vorbild des nachfolgenden Lebens und seiner Bildung wurden, haben die spätern Indier bis in die Zeit nach Christus ihr Epos nicht bloß durch fremdartige Einschreibungen erweitert, sondern auch mannichfach überarbeitet um es den neuen religiösen Anschauungen, den neuen Zuständen gemäß zu machen, indem das Bestreben herrschte diese als das Altursprüngliche, Unvergessene erscheinen zu lassen. Indes läßt sich das alterthümlich Echte in ganzen Erzählungen leicht herauserkennen, während andere sich durchweg als spätere Anfügung ergeben. Rama z. B. bleibt im Ramayana im zweiten Gesange Mensch, während der erste, ein späterer Zusatz, ihn zum Gott macht, und das Göttliche und das Menschliche liegen auch in der Folge leicht scheidbar nebeneinander. Es ist ein Verdienst Holzhmann's daß er in seinen indischen Sagen das Ursprüngliche aus der Ueberwucherung des Spätern herauszuschälen und herzustellen versucht hat.

Der lyrische Ton der Schlacht- und Siegesgesänge, die den Thaten unmittelbar folgten, ging allmählich in die epische Erzählungsweise über; nur das Größte und Bedeutendste blieb in der Erinnerung haften, und solche Helden und Ereignisse wurden dann der Kern an welchen die reiche Piederfülle sich anschloß, die Phantasie erhielt wie von selbst die Aufgabe solche Thaten und Männer zum Typus und Idealbild der ganzen Zeit, des ganzen Volks zu gestalten. Die Gesänge lebten in mündlicher Ueberlieferung: noch die viel spätere Sage, die den Valmiki zu Rama's Zeitgenossen macht, läßt ihn das Ramayana nicht aufschreiben, sondern vom göttlichen Geist angehaucht das Werk in schweigendem Sinne hervorbringen und es dann den Zwillingseöhnen Rama's lehren, die es zuerst in einer Waldeinsiedelung, dann am Königs Hofe vortragen, und nach dem Namen der beiden Jünglinge Cusa und Lava sollen die Sänger Cusilava genannt worden sein. Auch bei feierlichen

Opfern, in der Zwischenzeit der heiligen Handlung, hörte das Volk die Lieder von den Thaten der Götter und den Helden der Vorzeit, und bei den Todtenfesten sollte die Erzählung von den Ahnen nicht fehlen. Der Sänger ist weniger Erfinder als Hüter des Sagenschatzes, er steht innerhalb des Volksgeistes, die Stimmung des Volks beherrscht ihn, nur dasjenige was ihr gemäß ist wird behalten, er bildet die im Volksgemüth wurzelnden Reime weiter aus. Er ist der *Wisa*, der Ordner und Sammler, oder der *Samasa*, der schon mit freierm Blick die Sagen überschaut und sie künstlerisch ausführt. Es ist uns in einzelnen Theilen der großen epischen Sammelwerke beides erhalten, die einfache, volksthümliche, kürzere Erzählung und die reichere und feinere Durchbildung der Sage, in welcher bereits eine dichterische Kunst ihrer Kraft und Aufgabe sich bewußt wird und durch die Gliederung des Ganzen wie durch den Schmuck der Rede im Einzelnen nach dem Eindruck der Schönheit strebt.

Vieles gemahnt uns an die Homerischen Gesänge. Zunächst die Götter. Sie haben die menschliche Gestalt gewonnen, und erhalten in ihrer Theilnahme an den menschlichen Begebenheiten selbst ihre Geschichte. Die menschliche Gestalt ist noch nicht mit den vielen Köpfen und Armen oder den Elefantenrüsseln und symbolischen Attributen der spätern Zeit überladen, sondern voll Hohen und Anmuth, im Glanz einer ewigen Jugend, die auch die Kränze auf dem Haupt der Götter nicht welken läßt, während die lichte Natur derselben es verhütet daß der Körper einen Schatten wirft; die Augen blinzeln nicht, sondern blicken in stetiger Offenheit klar in die Welt, und die Füße haften nicht am Boden, weil die Götter in freier Beweglichkeit dem Befehl der Schwere nicht unterthan gedankenschnell dahinschweben. Sie gesellen sich den Menschen, sie verkehren mit ihnen, Helden sind ihre Söhne und steigen zu ihrem Himmel empor. Vorzugsweise werden die vier Welthüter genannt, *Indra* der Herr des Himmels, der im Feuer auf der Erde waltende *Agni*, dann *Varuna*, der ober von dem umschließenden Himmelsgewölbe zum erdunggürtenden Meer als dessen Herrscher herabgestiegen, und *Sama*, der König der Unterwelt und der Todten. Neben ihnen tritt besonders der Sonnengott hervor, und der heilige Strom, die *Ganga*, wird als Jungfrau personifizirt und die Mutter eines sie umwohnenden Geschlechts. *Indra's* Genossen und Diener sind die *Gandharven* und *Apsarafen*, sie helfen ihm im Kampf und sind seine Sänger und Musiker, die Winde

und lichten Wollen der Beden bilden die Naturgrundlage auf der sie sich erhoben haben.

Aber auch die Menschenwelt erinnert an das Homerische Heroenthum. Eine jugendliche Frische der Empfindung, die Wahrheit des allgemein Menschlichen, der Herzschlag einer gesunden Natur bringt durch die Reihe der Jahrhunderte hindurch und findet trotz so manches Fremdartigen einen Widerhall auch heute noch in jeder rein und dichterisch gestimmten Seele. Die Selbstkraft der Persönlichkeit ist das Entscheidende; sie macht im Kampf sich geltend, sie freut sich der Ehre und des Ruhms, die Leidenschaften sind gewaltig, und wo der Wille sie nicht bändigt, da bringen sie die sündliche Weltordnung durch das Verderben zum Bewußtsein das ihnen folgt. Ein frommer Sinn erkennt daß die Himmlischen den wieder lieben und ehren der sie liebt und ehrt. Die Frau ist des Mannes hochgeachtete Genossin, die hingebende Milde und Reinheit des Herzens wird gepriesen. Des Mannes Leben ist der Ruhm, und wer ihm muthig im Kriege entgegengeht der vereint sich im Tode mit dem Gott der Schlachten. „Nicht durch Opfer und Geschenke an die Priester, nicht durch Buße und Wissenschaft erreichen die Sterblichen in solcher Weise den Himmel wie die in der Schlacht gefallenen Helden.“ Der Spruch ist spätern Ursprungs, denn er kennt Büßung und Torschung, aber er bezeichnet den Sinn und Glauben der Heldenzeit. Wenn Helden, die durch Kraft und Kunst in der Führung der Waffen hervorrangen, miteinander kämpfen, dann schauen die andern zu und man läßt sie allein ihren Gang machen; es ist das Gesetz der Ehre daß kein Bechtender von hinten durch einen dritten angefallen werde, daß man den Wehrlosen nicht morde, daß man mit der Keule nicht tiefer als der Nabel schlage; doch will der Freund dem Freunde in der Gefahr helfen, ein Krieger der vom Feinde niedergeworfen war will den nicht leben lassen der ihn schwach gesehen, und wenn es die letzte Entscheidung gilt, werden auch die Weine zerschmettert. Wie in der Ilias und auf den Bildwerken Aegyptens und Assyriens ziehen die Fürsten auf Streitwagen in die Schlacht, wann die Muschelhörner und Trommeln das Zeichen zum Angriff geben. Sie schießen zunächst mit Pfeilen und sind so gute Schützen daß sie eine gegen sie geschleuderte Lanze im Flug zu treffen und so zu zerstückeln vermögen. Sie springen dann von den Wagen und zücken die Schwerter, und wenn die Schilde zerhauen sind, rennen sie zum Ring- und Faustkampf gegeneinander an oder schwingen die



erzbeslagenen Streitkolben. An der geistigen oder körperlichen Ueberlegenheit eines Krishna, Bhishma, Karna wie an der eines Odysseus, Uias, Achilleus hängt der Enderfolg des Kriegs.

Als geschichtliche Grundlage des Mahabharata darf wohl Folgendes angenommen werden. An der Jamuna und am obern Ganges hat Bharata ein größeres Reich gegründet. Seinen Thron besteigt in der Folge ein neues Herrschergeschlecht mit Kuru; dessen Nachkommen bietet das Geschlecht Pandu's den Kampf um die Herrschaft, der mit wechselndem Erfolg gestritten wird bis die Kuruinge gefallen sind. In das geschichtliche Ereigniß sind aber schon ältere Erinnerungen verflochten, und es scheint ein ähnliches Verhältniß zu bestehen wie zwischen dem niederdeutschen Dietrich und Theoderich, oder wie in der Verbindung dieses Gothenkönigs mit Attila. Es ist in Indien ein Bürgerkrieg, damit ein Bruderkampf. Das Epos sagt daher daß Santanu zwei Söhne gehabt, Dhritarashtra und Pandu. Der ältere war blind, darum ward dem jüngern das Reich. Dhritarashtra aber erhält einen Sohn Duryodhana, der nach dem Tode des Oheims Pandu die Herrschaft ergreift, während dessen Sohn Yudhishthira mit seinen Brüdern im Walde aufwächst, aber die Tochter des Fürsten von Panchala, Draupadi, zur Gattin gewinnt, und nun Theil am Reich verlangt und erlangt. Duryodhana behauptet den Königssitz von Hastinapura am obern Ganges, die Pandusöhne gründen Indraprastha an der Jamuna. Auf ein Würfelspiel aber folgt der Krieg um die Alleinherrschaft, und das Geschlecht Pandu's besteigt endlich den Thron von Hastinapura. Die ältesten Stücke des Gedichts nehmen Partei für die Kuruinge, andere aber, nachdem die Herrschaft der Panduinge begründet war, für diese. Vielleicht daß in der ältesten Form des Gedichts dadurch jene gleiche Liebe für das Große und Herrliche in beiden Heeren erreicht war, die wir bei Homer in Bezug auf Achäer und Troer bewundern.

Zum Epos ward die Geschichte durch ihre Verknüpfung mit der Göttersage. Karna, die Achilleus- und Siegfriedsgestalt, ist des Sonnengottes Sohn, in dessen Geschick der Sonnenmythos nachklingt. Arishuna war ursprünglich ein Beinamen Indra's; Dämonenkämpfe, die das Epos von dem Helden berichtet, erzählt ein Brahmana als Thaten des Gottes. Zum Großvater der miteinander kämpfenden Könige aber wird Bhishma, ein menschliche wordener Gott, der für den Santanu um die schöne Satyawati wirbt, und da nach dessen Tode auch die beiden Kinder sterben,



den jungen Frauen derselben Kinder erweckt. Die Sage von Whishma's Geburt erzählt daß zu dem betenden Fürsten Pratiap eine reizende Jungfrau aus des Ganges Flut gestiegen, der sie zur Gemahlin seines Sohnes Santanu erwählt; sie wird die Seine unter der Bedingung daß er nie nach ihrem Namen frage und keine That ihr wehre. Sie leben in Himmelswonnen, nur eins erfüllt den Gemahl mit Entsetzen, so oft die Herrliche ein Kind geboren, trägt sie es zum Wasser, spricht: „Ich liebe dich“, und wirft es in den Strom. Als der achte Sohn das Licht der Welt erblickt, da ruft der König: „Den tödte nicht! Wer bist du daß du die eigenen Kinder morden kannst?“ Da erwidert die Frau: „Das Kind wirst du nun behalten, aber mich verlieren. Ich bin die Göttin Ganga.“ Die Vasu — Genien des Lichts — sollten nach einem Zauberwort Vasistha's, des Sohnes von Varuna, als Menschen geboren werden; deshalb hat die Flußgöttin sich in menschliche Gestalt gekleidet und dem König Santanu sich vermählt; jedes der Kinder war ein Vasu, sie warf sie in den Strom, damit sie nicht für lange Zeit aus der Götterwelt verbannt blieben; der achte aber, dem jeder der andern einen Theil seines Wesens überließ, war der Erhaltene, war Whishma, die Verkörperung des Dju, den wir als den lichten Himmelsgott der Urzeit (gleich dem Ziu der Deutschen, gleich Zeus und Jupiter) kennen gelernt. Er wollte unvermählt bleiben, aber die Söhne, die er dennoch erzeugte, banden ihn an die Erdenwelt, bis endlich sein Geschlecht mit ihm im Kampf den Untergang findet; und der Tod ist damit für ihn und sie die endliche Heimkehr, die Erlösung des göttlichen Geistes aus den irdischen Schranken. Auf diesem mythologischen Hintergrunde, der eine tief sinnige Idee, die das Indierthum kennzeichnet, zum ersten mal großartig darstellt, ruht das Gedicht: Das Göttliche, der Geist, ist hienieden in die Fessel des Leibes, der Endlichkeit gekannt, dem Kampf und Leid unterworfen; der Tod ist die Befreiung, der Eingang in das wahre Leben. Auch Akreshuna, Sudhishthira, Whima sind Söhne Indra's, Dharma's, des Gottes der Gerechtigkeit, Vasus, des Gottes der Winde genannt. Krishna, der Hirtensohn, repräsentirt die List und Ver- schlagenheit wie Jakob bei den Israeliten, ihm gilt es mehr um Vortheil und Sieg als um Ehre und Recht; doch je mehr die Folgezeit die geistige Kraft über die körperliche stellen lernte, desto höher stieg sein Ansehen, bis ihn die Ueberarbeitung zur Verkör-

perung Vishnu's machte und er zum Volkshelden der spätern Zeit emporwuchs.

Judhishtira, so beginnt das Gedicht, wird mit seinen Brüdern Ardshuna und Bhima von Durjodhana festlich bewirthet; sie beginnen zu würfeln, und in der Leidenschaft des Spiels verlieren Judhishtira den ihm gewährten Antheil des Reichs, seine Brüder, sich selbst, und trotz aller Abmahnungen setzt er seine und seiner Brüder gemeinsame Gattin Draupadi aufs Spiel, um auch sie zur Sklavin zu machen. Durjodhana's Bruder Dushasana ländert dies Vor ihr an, und wie sie zweifelt, ergreift er sie an ihren schwarzen wogenden Locken und zerrt sie in den Saal. Darob ruft Bhishma Wehe, und meint nicht ferne sei des Hauses Untergang, seit frevelhaft ein Kuning ein Weib an ihren Haaren schleift. Den Panduungen aber that der Blick der Weinenden weher als des Reiches und der eigenen Freiheit Verlust. Draupadi fragt Bhishma, den ehrwürdigen Ältesten des Stammes, der Recht und Unrecht scheiden kann, der nie eine Lüge sagt, ob Judhishtira schon Knecht eines andern geworden, noch etwas Eigenes besitzen, noch sie auf das Spiel rechtlich setzen gekonnt; der Gefragte verneint dies, erklärt aber daß die Gattin dem Gatten folgen müsse. Indesß gibt sie der König Durjodhana frei, und gewährt ihr eine Bitte, die sie für die Freiheit der Panduungen thut. Der König willigt ein, nur daß Judhishtira, der ihm nach dem Reich getrachtet, 13 Jahre lang mit den Brüdern in Waldeinsamkeit lebe. So wird das Werk mit dramatischer Lebendigkeit gleich der Ilias eingeleitet.

Zu den Verbannten sie zum Kampfe zu reizen gesellen sich benachbarte Fürsten, unter ihnen als ihr Sprecher Krishna. Aber Judhishtira hat geschworen vor 13 Jahren nicht heimzukehren, und Lüge nennen die Reden der Sünden größte. Der Sophist indesß erwähnt eines andern Spruchs der heiligen Bücher: „Ein Tag in Noth und Kummer verkehrt gilt einem ganzen Jahre gleich“, — damit sei die Zeit längst erfüllt. Auch hätte Durjodhana immer in jenem Spiel gewonnen, müsse also falsch gewürfelt haben. Und Pflicht sei es für Judhishtira die ihm gebührende Herrschaft zu ergreifen, da auch sein Vater Pandu König gewesen. So wird Krishna abgeordnet den Kuruingen Fehde anzukündigen. Dort mahnt Bhishma, für alle seine Eitel gleich besorgt, zum Frieden, damit ein für alle verderblicher Bruderkrieg vermieden werde; aber der muthige Karna sieht eine Schwäche des Alters in

dem Rathe, der die Herausforderung mit Nachgiebigkeit zu besänftigen helfe. Karna und Bhishma, in heftigem Wortwechsel wie Achilleus und Agamemnon, rühmen sich ihrer Thaten gegeneinander; der Ältere findet es unedel, des Fuhrmannssohnes werth, daß der Jüngere mit den Thaten prahle die er erst thun wolle, und Karna antwortet daß er fortan nie mit Bhishma zusammen am Kampf theilnehme, damit die Völker erkennen was ein jeder vermöge.

In meinem Zelte werde ich sitzen in Ruhe, während euch der Feind  
Im Felde gedrängt, bis Hülfen zu suchen zu mir, dem Fuhrmannssohne,  
der Sohn

Der Könige kommt, Duryodhana selbst, im Königschmuck der Kuruling!

Der Kampf hebt an und wogt zehn Tage lang unentschieden hin und her. Noch ist von den streitenden Fürsten keiner gefallen, so große Thaten sie auch gethan, so sehr sie auch von Wunden triefen wie Rosenstöcke von Rosen bedeckt zur Sommerszeit. Die Schlachtschilderungen sind lebendig und zeigen die Freude der Dichter am Spiel der Waffen. Eigenthümlicher Art ist die Theilnahme der Elefanten, die bald die feindlichen Mannerscharen niedertreten, bald wuthentbrannt einander anfallen. Einzelne Episoden sind ergreifend; so der Tod des herrlichen Jünglings Asimanju, Ardschuna's Sohn, der die Schlachtordnung der Kurulinge durchbrochen hatte, aber als die Scharen sich wieder schlossen, nun abgeschnitten war, und er allein in der Mitte des feindlichen Heeres dem Andrang der Menge erlag, von Freund und Feind beklagt. In der Nacht des 10. Tages verzweifelt Budhishthira an der Möglichkeit des Sieges dem gewaltigen Bhishma gegenüber. Da rath Krishna zu einer List. Bhishma meide den Kampf mit Eichandin, den er für ein Weib halte. Er habe nämlich früher für seine jüngern Brüder die Königsstöchter von Kasi entführt, die älteste, Amba, aber, die dem Fürsten von Salwa verlobt war, wieder freigegeben. Doch der Bräutigam verschmähte sie, und vergebens socht Nama für sie Tage lang mit Bhishma; da verbrannte sie sich selbst und ward als Tochter des Königs Drupad wiedergeboren, der sich gar sehr einen Sohn wünschte, sodaß Mutter und Amme das Kind für einen Knaben ausgaben und Eichandin nannten. Um den vermeintlichen Jüngling warb der König Hiranjavarma für seine Tochter; aber nach der Hochzeit erkannte die Brant daß sie einem Weibe vermählt war, und um das zu rächen zog Hiranjavarma mit Heeresmacht gegen Eichandin's Vater. Sie aber wollte sich

das Leben nehmen, als sie mit einem Diener von Kubera, der Gott des Reichthums, zusammentraf, der auf einige Zeit das Geschlecht mit ihr tauschte, aber von seinem Gott verurtheilt ward so lange Weib zu bleiben bis Sichandin in der Schlacht falle. Darum aber mag Bhishma nicht mit Sichandin sechten. Und darum räth Krishna daß Ardschuna das Banner und die Waffen Sichandin's nehme und mit seinen fürchtbaren Pfeilen den Graus treffe, der die Geschosse des Sichandin nicht fürchten und als un- schädlich erwarten werde.

Im Heer der Kuruinge aber ist Durjodhana zu Karna ge- gangen, und hat ihn zur Theilnahme am Kampf gebeten, weil doch Bhishma die feindlichen Fürsten, auch seine Enkel, nicht angreife. Karna erklärt sich bereit. Aber der alte Held will nicht zu Hause bleiben; er sitzt lange schweigend, dann sagt er:

Geh' hin, o König und schlafe beruhigt, denn morgen schlag' ich eine  
Schlacht

Von der die Menschen singen und sagen selang die Erde stehen wird.  
Und keinen werd' ich morgen verschonen der mir begegnet im Gefecht,  
Nur den Sichandin, wenn ich ihn im Kampfe treffe, schlag' ich nicht.

Aber die Nacht durch sinnt der Held über die schwere Pflicht, daß er die eigenen Enkel tödten soll, daß er, der Göttliche, kämpfen und morden müsse ohne einen ihm gewachsenen Gegner zu finden, daß er die Väter und die Söhne besiegt, und nun dieses Lebens müde sei und sich nach Erlösung sehne.

Wie er aber am Morgen das goldgeschmückte Heerhorn blies, da krächzten die Raben und bellten freudenvoll die Wölfe, ein großes Leichenmahl witternd. Der Alte rief mit donnernder Stimme:

Hent ist euch Tapfern wieder die Pforte des Himmels aufgethan; den Weg Den früher eure Väter und Ahnen gewandelt sind, den geht auch ihr In Indra's Welt der Wonne und laßt auf Erden ewigen Ruhm zurück. Wollt ihr auf eurem Schragen zu Haus in Krankheit demlich euren Vans Verschließen? Nur im Felde sterben ist eines echten Kriegers Art.

Und das Heer der Feinde wogte vor ihm hin und her wie die Wellen des Meeres vor dem Sturm. Aber auf dem andern Flügel kämpfen die Panduinge siegreich, namentlich durch Bhima's Kraft, durch die Pfeile Ardschuna's, der heute Sichandin's Rahue und Waffen führt. Juddishthira flieht vor Bhishma, aber



Sichandin auf Ardschuna's Wagen hält ihm stand und wird mitten ins Herz getroffen. Mit Entsetzen sahen die Panduinge den fallen den sie für ihren Fürsten hielten. Der Heldengreis sah niemand mehr in seiner Nähe als den vermeintlichen Sichandin, dem rief er lächelnd zu: Magst du mich treffen wie du willst, mit einem als Weib Geborenen fechte ich nicht. Und so legte er Bogen und Pfeil aus der Hand. Aber Ardschuna begann zu schießen.

Da schaute der unbesiegbliche Greis verwundrungsvoll empor und rief:  
 „Wie eine Reihe schwärmender Bienen ununterbrochen folgen sich  
 Die zischenden Pfeile Schuß auf Schuß, das sind Sichandin's Pfeile nicht.  
 Wie aus der Wetterwolke der Blitz des Indra rasch zur Erde fährt,  
 So fliegen diese Geschosse daher, es sind Sichandin's Pfeile nicht.  
 Wie Donnerkeile alles zerbrechend durch meinen Panzer, meinen Schild  
 Bis in die Glieder bringen sie ein, es sind Sichandin's Pfeile nicht.  
 Wie zornigzüngelnde giftige Schlangen so beißen diese Pfeile mich  
 Und trinken meines Herzens Blut, es sind Sichandin's Pfeile nicht.  
 Von Jama mir gesendete Veten sie bringen den ersuchten Tod,  
 Sichandin's Pfeile sind es nicht, es sind die Pfeile des Ardschuna.“

Und wie der unnahbare Held vom hohen Wagen herabsank, da fielen die Waffen aus den Händen der Kuruinge, und gedachte niemand mehr des Kampfes in beiden Heeren, vor Schreck die einen, vor Freude die andern. An der Leiche des Großvaters aber kamen sie zusammen die Söhne seiner Söhne, des Dhritarashtra und des Pandu, und er schlug noch einmal die Augen auf, hieß sie willkommen und freute sich sie alle noch einmal zu sehen. Er sprach sein letztes Wort:

Schließt Friede, laßt euch meinen Tod genügen, bevor die Freunde ihr,  
 Bevor ihr Bruder und Söhne verliert, schließt Friede, laßt nicht den  
 Stamm

Des Kuru, das ganze erhabne Geschlecht durch euern Haber untergehn.

Schweigend sahen die Enkel auf den Todten. Durjodhana bot dem Sudhishthira die Hälfte des Reichs; der wies sie mit Hohnlachen zurück, da ihm ja nun das Ganze in die Hände falle, nachdem der Nebenbuhler Schirm und Hort nicht mehr für sie streite. Und mit gefalteten Händen umwandelt Durjodhana den großen Todten dreimal rechtshin, und ruft ihn zum Zeugen an daß das hohe Geschlecht nicht durch die Schuld von Dhritarashtra's Söhnen zu Grunde gehe.

Nun tritt Karna in den Vordergrund. Zu ihm kommt Kunt,



die Mutter der Pandusöhne, und bittet daß er am andern Tag: dieser schönen möge. Er verspricht es, nur den Ardschuna nimmt er aus. Denn als bei der Gattenwahl Draupadi's Karna auf den Vogen Dhrishtadyumna's die Sehne aufgezo-gen und eben den Schuß thun wollte, und die Hel-denbrant schon gewonnen erachtete, da rief sie ihm zu daß sie keinen Fuhrmannssohn erwähle, um setzte dem Ardschuna den Kranz aufs Haupt; und da erbat sich Karna vom Sonnengott daß er einst dem Nebenbuhler im Kampfe gegenüber zu stehen komme. Da erklärte ihm Kuntu daß er Ardschuna's Bruder, daß er ihr Sohn sei, daß einst der Sonnengott sie die Jungfrau liebend umfassen, daß ihr ein Kind mit dessen Ringen und goldenem Panzer geboren worden, das sie aber in einem mit Wachs überzogenen Einsenkorb ausge-setzt im Aevastlaß, der es in den Ganges trug, wo der Fuhrmann Nizirath es aufnahm. Das Kind ist Karna. Der hält die Rede für ein Märchen. Die Mutter darauf:

Gerecht sind doch die waltenden Götter und jeden trifft was ihm gebührt.  
Wie ich das Kindlein ohn' Erbarmen und ohne mütterlich Gefühl  
Hinaus in Noth und Schreden vertrieb wie einen Fremdling von mir we.  
So steht nun mich auch ohn' Erbarmen und ohne kindliches Gefühl  
Der Sohn hinaus in Schreden und Noth wie eine Fremde von sich we.  
Ich habe meinem Sohne das Leben verbittert, daß als Fuhrmannssohn  
Er nie das Glück, die Ehr' erlangt die seiner Tapferkeit gebührt,  
Er aber nun verbittert auch nur das Leben, daß ich sehen muß  
Wie meine liebsten Söhne sich mordeten gleich Feinden in der heißen Schlacht.

Dem Karna aber erschien im Traume darauf der Sonnen-gott und mahnte ihn Harnisch und Ohrringe, durch die er unverwundbar sei, nicht wegzugeben, auch wenn Indra ihn darum bitten sollte. Karna erwidert daß er dem Gott eine Bitte nie abschlagen werde, und sollte er darob dem Tode entgegengehen, so werde ihm das zum Ruhme gereichen. Den Ruhm erwähle er vor dem Leben. Stets habe er mit den Waffen die Feinde besiegt und der Dittenden geschont, mit den Waffen wolle er fechten, auch wenn er fallen müsse. Der Sonnengott heißt ihn an Weib und Kind denken, und wie der Ruhm dem lebenden Manne süß sei, dem Todten aber nur wie Blumen und Kränze womit man eine Leiche schmückt. Wollte er aber doch dem Indra den Strahlenpanzer und die Ringe geben, solle er wenigstens dessen immertreffende Lanze verlangen. So geschieht's. Indra bemerkt dabei daß seine Lanze, der Blitz,

stets in seine Hand zurücklehre, Karna sie also nur einmal schlenbern könne.

Karna bringt so siegreich vor daß Indhishthira wieder hoffnungslos klagt, bis Bhima sich zum Zweikampf aufmacht. Wie ein Adler auf die Schlange stürzt er auf Karna's Wagen, aber ruhig blickt dieser ihm entgegen, faßt ihn beim Halse, zerbricht ihm das Schwert, schlägt ihn mit dem Bogen ins Angesicht: „Eier ohne Horn, beim Schmans ein Feld, geh heim, was willst du in der Mämerschlacht?“ Des Versprechens eingedenk daß er der Mutter gegeben, läßt Karna mit dieser Hohnrede den Bhima lebend los. Jetzt verlangt Arishuna daß Krishna, sein Wagenlenker, die Rösse gegen Karna treibe. Aber Krishna will das nicht eher bis Karna den Speer Indra's geworfen habe, und sendet den Riesen Gatotkatsch gegen ihn, als schon die Nacht einbricht, die Zeit wo dem Riesen die Kräfte wachsen. Wie der Sturm die Bäume entwurzelt, wie ein Elefant die Saaten zerstampft, so wüthet der Gewaltige gegen die Kurninge, und will eben Karna's Freund Asvatthaman zermalmen, als dieser den Speer Indra's gegen ihn schleudert. Der Speer, hell leuchtend wie ein Meteor, durchsanft die Luft, wie ein vom Donner getroffener Fels bricht der Riese zusammen, aber in Indra's Hand kehrt der Blitz zurück. Krishna jubelt. Karna, der nun am andern Tag mit gleichen Waffen dem Arishuna zu begegnen hofft, bittet um einen dem Krishna ebenbürtigen Wagenlenker. Der König Duryodhana wendet sich darum an Salia, den Fürsten von Madra, der anfangs durch die Zumuthung beleidigt, doch darauf eingeht, wenn er nach Belieben zu Karna reden dürfe. Die Schlacht hebt an. Aber die Menschen und die Götter scheiden sich und stellen sich zur Rechten und zur Linken, als Krishna den Arishuna, Salia den Karna herauführt. Mein Sohn Arishuna besiege den Karna, sprach Indra; nein, mein Sohn Karna sei Sieger, rief der Sonnengott. Aber der übermüthige Salia reizte Karna mit höhnischen Worten, bis auch dieser endlich erwiderte, und der Wagenlenker rachgierig das eine Rad in den Sumpf fuhr, wo es tief einsank gerade als Arishuna herankam. Krishna hatte die Noth des Gegners eripäht. Heiße Thränen entpreßte dem Karna der Zorn, daß sein Wagen unbeweglich blieb bei dem langersehten Begegnen. Er sprang zu Boden, und halt ein zu schießen, rief er, bis ich das Rad vom Schlamm frei gemacht! Aber Arishuna schoß dennoch. Da griff auch Karna nach dem Bogen, und am Arm

getroffen sank Ardschuna besinnungslos zurück. Den wehrlos lie-  
täubten mochte Karna nicht erschlagen, sondern bis der sich erholt,  
wollte er den Wagen frei machen. Aber Krishna zog den Pfeil  
aus Ardschuna's Arm, besprach die Wunde, und gegen den waf-  
losen Karna, der eben mit beiden Armen das Rad seines Wagens  
emporschob, entwandte Ardschuna auf Krishna's Rath den Pfeil,  
der wie eine Schlange jenem in den Rücken drang, daß der Held  
leblos mit dem Angesicht auf den Wagen sank. Den Durjodhana  
entrückte ein Gott in einen kühlen Teich, während all der Rest  
seiner Tapfern bis auf drei Führer erlag. Die Panduringe erhoben  
den Wüthenschrei und Siegesgesang. Yudhishthira aber wollte die  
Huldigung nicht annehmen, bis Durjodhana gefunden sei. Und  
wie sie ihn im Teich erblickten, erhoben sie ein Hohngelächter.  
Aber der König sprang aus dem Schlamm empor, die Eisenkeule  
schwingend, zu sechten bereit, wenigleich die Herrschaft keinen Werth  
mehr für ihn hatte, seit alle seine Freunde und Brüder erschlagen  
waren. Er rief gegen den Nebenbuhler:

Das Reich der Erde wonach du stets gesehzt hast, ich schenk' es dir.  
Doch nun zum Kampf fordr' ich euch um meiner Ehre, meiner Lacht  
Getreu zu sein. Ich stehe allein, des Wagens und des Rosses bar,  
Euch allen gegenüber, die ihr mit allem wohlgerüstet seid.

So kommt denn, wie die Wochen heran zum Jahre ziehn und doch das  
Jahr

Sie alle verschlingt, wie die Sterne der Nacht dem Tagesstern entge-  
genziehn

Und alle erblicken, wenn sie erscheint die Sonne mit des Morgens Licht.  
Ihr aber, herrliche Helden, die ihr silt mich zum Tode gegangen seid,  
Ihr Freunde und Verwandte gesamt, ihr treuen Krieger ohne Fall,  
Euch will ich rächen; der Panduringe Schar soll fallen jetzt von meiner  
Hand.

Yudhishthira aber erwidert: der Kampf sei gleich. Dir, dem  
Einen, stelle ich auch einer zum Keulenkampf. Das Reich sei des  
Siegere. Und aus den Panduringen erhob sich Bhima um mit der  
Keule zu sechten. Wie Stiere mit der Hörner Wucht stürzen die  
Helden aufeinander los, die Erde erdröhnt von den Streichen,  
Funken sprühn in die Luft. Sie springen rechts und links um dem  
Streich auszuweichen oder des Gegners Blöße zu erspähen, selbst  
einander bewundernd als ob sie nur im Spiel des Sechtens Meister-  
schaft erproben wollten. Endlich trifft Durjodhana's Keule, aber  
Bhima wankt nicht; doch wie er zu neuem Streich ansällt, springt

der König zur Seite, und die Keule fährt dumpfdröhnend zur Erde. Ehe Bhima neue Kraft sammelt, stößt ihn Durjodhana mit Macht auf die Brust; einen Augenblick schwinden ihm die Sinne, aber in doppeltem Grimm, wie ein Löwe auf den Elefanten, stürzt er sogleich wieder auf den Gegner. Ein saufender Wind entstand wie er die Keule im Wirbel schwang; behend wich abermals der König aus und traf abermals Bhima's Brust, daß dieser blutend auf die Knie sank. Da gab ihm Arjshma einen Wink, indem er an die Schenkel schlug, und Bhima zerschmetterte mit ungeheuern Keulenschlag die Knochen beider Schenkel dem Kuruing, daß der Mächtigste wie eine Eiche zu Boden stürzte. Freudefunkelnden Blicks setzte Bhima den Fuß auf das Haupt des Löwen. Nun möge Indhishthira die Erde mit Glück beherrschen, das Reich set sein! rief der Sieger, aber Durjodhana warf den Gegnern mit brechender Stimme vor, wie sie unehrerlich gekämpft und mit schlechter List oder gegen Heldenstute den Bhishma, den Karna und nun ihn überwunden. Er aber sterbe wie ein Held es wünsche im Dienst der Pflicht, und steige von der Schar der Freunde begleitet zu den Göttern empor. Ein leuchtender Glanz, ein Donner vom Himmel gab das Zeichen der Götter zur Bestätigung seiner Rede. Nur Krishna rühmte sich seiner schlauen Anschläge. Und wie die andern ins Lager einbrangen und all die Schätze sahen, da lobten sie gleichfalls den Listigen.

Noch die Rache war nahe. Die drei noch übrigen Helden aus Durjodhana's Heer, Kritavarma, Kripa, Asvathaman, fanden den König noch lebend. Er freute sich als er die Freunde noch wohlbehalten sah, er wies sie auf die Vergänglichkeit alles Irdischen, wie jetzt auch er statt der hulbigenden Diener von hungrigen Wölfen mit funkelnden Augen umringt sei. Aber doch sollten sie nicht um ihn klagen, er habe muthig und ehrlich gekämpft und werde im Himmel selig sein. Er weihte den Asvathaman zum Führer, und die Helden umarmten am Boden den Durjodhana und bargen sich im Walde. Der rachedürstende Asvathaman konnte nicht schlafen und sah wie ein Uhu leise auf eine schlummernde Krähenherde herabschwebte und eine nach der andern tödtete. Die Nachtense wies ihm den Weg. Er weckte die Hellenen und sie drangen heimlich ins Lager und erschlugen die schlafenden Feinde oder bestanden siegreich die Erwachenden, bis alle gefallen waren und es am Morgen im Lager wieder so still war wie am Abend. Durjodhana athmete noch als er die Kunde ver-



nahm, und rief den Tapfern Heil zu und die Hoffnung des Wiedersehens.

Noch findet das Ganze einen prachtvollen Nachhall. Der alte Dhritarashtira herrscht nach dem Tod der jugendlichen Helden in Hastinapura, aber er zieht sich bald mit seinem Weibe, mit den Witwen und Schwestern der Erschlagenen an das Gangesufer zurück. Zu ihnen kommen einmal später die andern Verwandten der Gefallenen zum Besuch und reden von Vattern, von Söhnen und Brüdern, die sie in der Völkerschlacht verloren. Da tritt der weise Seher Bjaſa unter die Trauernden und spricht: Heute will ich euren Gram heilen. Geht alle zum Ganges und badet und dann sollt ihr die Verwandten sehen die ihr beweint. So stiegen sie zum Strand hinab und Bjaſa sprach: Diese Nacht erblickt ihr was ihr ersehnt. Und der Tag ging ihnen so langsam dahin daß er ihnen wie ein Jahr deuchte. Als aber die Sonne hinabgesunken, da stiegen sie in die Gangesflut und badeten, und stellten sich dann zu Bjaſa. Dann stieg auch er in das Wasser, badete und betete, und rief mit Namen die Gefallenen, einen nach dem andern. Da begann der Strom zu wallen und zu schäumen, und man vernahm ein großes Getöse, das aus den Wellen sich erhob, als ob alle die erschlagenen Männer wieder lebendig würden und sie und ihre Elefanten und ihre Rosse in ein lautes Geschrei ausbrächen und alle Trommeln und Trometen beider Heere gegeneinander erklangen. Staunen ergriff die ganze Versammlung bei diesem mächtigen Sturm, und von Schrecken und Furcht waren manche niedergeworfen, als sie plötzlich Bhishma und Drona in vollem Waffenglanz auf ihren Streitwagen sitzen sahen, und mit diesen stiegen die Heere aus den Wellen empor, geordnet wie am ersten Tage der Schlacht. Zuvörderst kam Usimanzu Arishuna's Sohn und die fünf Söhne der Draupadi und der Sohn Bhima's, dann Karna, Durjodhana, Duhſaſa und die andern Söhne Dhritarashtira's, alle auf ihren Wagen und im Gefolge ihrer Kriegsmannen. Alle erschienen sie in großer Herrlichkeit, schöner und glänzender denn sie im Leben gewesen, und alle kamen mit ihren Rossen und Wagen, Pannern und Waffen. Und es war vollkommene Freundschaft unter ihnen, denn alle Feindschaft hatte aufgehört. Ihnen allen schritten ihre Säger und Preisredner voran, die ihre Thaten rühmten, und Jungfrauen umschwebten sie mit Tanz und Viederklang. Als nun die Helden aus dem Strome gekommen, da waren ihre Witwen, Waisen und Verwandten über-



glücklich, und blieb keine Spur des Grames zurück. Die Witwen gingen zu ihren Gatten, die Töchter zu den Vätern, die Mutter zu den Söhnen, die Schwestern zu den Brüdern, und all das Leid der fünfzehn Jahre seit der Schlacht war vergessen im Entzücken des Wiedersehens. So verging ihnen die Nacht in der Fülle der Freude; doch als der Morgen graute, stiegen die Todten wieder auf Wagen und Kesse und verschwanden. Und Vjasa der Weise sprach: Welche Witwen mit dem Gatten sich wieder vereinigen wollen die mögen es thun. Und die Witwen alle badeten im Ganges, küßten die Füße Dhritarashtra's und seiner Gemahlin, und dann ließen sie sich von den Wellen fortragen, und durch das Gebet Vjasa's gingen sie ein wohin sie verlangten, zu ihren Gatten ins Land der Seligen. — Vjasa ist der Sage nach der Sänger, der Ordner der Helbentlieder; wie großartig schön stillt er den Schmerz des Lebens durch den Trost der Poesie in der Verklärung welche sie den Helben verleiht, indem er die Todten in ihrer ewigen Herrlichkeit erscheinen läßt wie sie in seinem Gesang fort-dauern und fortan vor dem geistigen Auge der Nachwelt stehen!

So endet gleich der Nibelungen Noth das indische Lied vom Völkerrampf als eins vom Völkeruntergang. Und gleich der deutschen Kudrun finden wir einen herrlichen Gesang der Liebestreue von einer Innigkeit und Zartheit des Gefühls, von einer Feinheit und Klarheit der Seelenmalerei in der Ruhe und Bewegung des Gemüths, von einem sittlichen Edelsinn, daß das Werk zu den Perlen aller Dichtung gehört, — Nal und Damajanti. Glücklicherweise hat die Uebersetzung nicht tief gegriffen, die alten Götter sind geblieben und einige rationalistische, phantastische oder geistliche Zusätze sind leicht auszumergen. Geldgestülzte Gänse, gleich den Schwänen und Schwanjungfrauen unserer Sagen, singen der Königs Tochter im Vidaserland, Damajanti, vom König Nal, der schön sei wie einer des Asvins: die Einzige mit dem Einzigen sollte zu ihrem Heil verbunden sein. Da erfaßte ein Sehnen der Jungfrau Herz, und ihr Vater berief die Fürsten von nah und fern, daß die Tochter sich den Gatten wähle. Da machen auch die Weltbehüter, die vier großen Götter, sich auf, und treffen Nal auf dem Wege, und verwundert über den Glanz seiner Herrlichkeit rufen sie ihn an, daß er, der treu und wahrhaft sei, ihnen eine Botschaft bestelle, — daß er Damajanti ankündige Indra, Agni, Varuna, Iama werben um sie, ihrer einen möge sie wählen. Er hat versprochen ihnen zu Gefallen zu sein, sie hatten ihn beim

Wort, er besteht den Conflict und verrichtet den Auftrag: die zärtliche, Zartgliederige möge nun thun was sie wolle. Sie erklärt sich für Nal. Und als die Götter in Nala's Gestalt im Saal stehen, betet sie zu ihnen daß ihre Augen aufgethan werden und sie den Geliebten erkenne. Die Götter geben Brautgeschenke, und Nal gelobt der holden Gemahlin stets ihres Wortes achtsam zu sein und nie von ihr zu lassen. Aber Kali, der Dämon des Neides stellt den Glücklichen nach. Dem alten Liebe genügt die Gefahr des Glücks um es zu erklären daß eine Leidenschaft dämonische Gewalt über den Menschen gewinne, das spätere Brahmanenthum schob das absurde Motiv nach äußerlichen Reinheitsceremonien unter, daß Kali Macht gewonnen als Nal einmal in urinassen Boden getreten. Nal ergibt sich der Spielsucht, vergebens warnen die Freunde, die Räte des Reichs, der Wagenlenker; da mahnt ihn Damajanti an sein Gelübde daß er auf ihr Wort achten wolle. Er spielt fort. Sie sendet die Kinder zu ihren Aeltern. Als Nal sein Reich verloren hat, will er doch Damajanti nicht aufs Spiel setzen, sondern legt den Königschmuck ab und verläßt das Schloß. Schweigend folgt ihm Damajanti in die Wildniß, und theilt ihr Gewand mit dem Gatten, sodaß sie unter Einem Mantel weiter ziehen. Er weist ihr die Wege nach dem Schloß ihrer Aeltern, aber sie erwidert mit zitterndem Herzen, mit thränenersückter Stimme:

Mein König, wenn du milde bist, mein Gatte, wenn dich Hunger quält,  
Und wenn du an verlorenes Glück im Walde hier mit Mummer denkst,  
Dann laß zu deiner Pflege mich, zu deinem Trosse bei dir sein.  
Der Aerzte beste Arznei ist für den Mann doch nicht so gut  
In jedem Leid, in jeder Noth als ein geliebtes treues Weib.

Als aber Damajanti einmal im Walde schlummert, fürchtet Nal sie möge zu Grunde gehen wenn sie bei ihm bleibe, wenn sie sich aber allein finde, dann hofft er werde sie zu ihren Aeltern heimkehren; er läßt sie mit der Hälfte des Kleides zurück. Mit tiefster Nüchternung hören wir die Klage der erwachenden Verlassenen, nicht um sich selber, sondern um den Gemahl, der doch gelobt nie von ihr zu scheiden. Eine Schlange umwindet sie, der Jäger, der das Uuthier erlegt, entbrennt von Leidenschaft zu ihr, fällt aber wie vom Ulig getroffen durch das Wort der Reinen zu Boden. Sie fragt beim Tiger und bei dem weitschauenden Berg nach Nal, und schließt sich an eine Karavane an. Da aber des Nachts eine

wilde Elefantenherde in dieselbe verwüthend eingebrochen, wird Damajanti wie eine Sünderin, solcher Noth Uebererin vertheßen. Einsiedler weiffagen ihr Erneuerung des verschwundenen Glücks, und der Molabaum — der Name bedeutet kummerfrei — fängt zu blühen an als sie ihn anfaßt und um ein Zeichen bittet, daß er sie kummerfrei mache. Sie verdingt sich als Magd bei der Königin von Dshedi, an Nal still denkend, vertrauensflößend, auch im schlechten Gewande leuchtend wie hinter Wolken der Vollmond.

Nala indessen sinnbethört fortirrend kommt an einen Flammenwall, aus dessen Mitte er seinen Namen rufen hört. Furchtlos dringt er durch und rettet den Schlangenfürsten Karletaka, dessen Biß dem Dämon in Nal zur Qual wird, und Nal's Gestalt häßlich und unkenntlich macht. Nal, sagt er, soll sich bei König Nituparn als Wagenlenker verdingen, der werde ihm die Fohlen kunst verleihen und werde er Reich und Weib wiedergewinnen. Ich sehe im Gang durchs Feuer ein Symbol innerer Reinigung, Nal's ganze Wanderung mit ihren Schmerzen ist ein solcher; er verliert äußerlich seine Schönheit, weil er sie innerlich eingebüßt; weil er sich nicht selbst beherrschte, muß er andern gehorchen; durch Selbsterniedrigung und freiwillige Dienstbarkeit erlangt er die Selbsterhöhung. Als Fuhrmann Bahula denkt er der trennen Gemahlin, und wenn alles still worden des Nachts singt er den Vers:

Wo weilt die Tugendreiche jetzt in Hunger, Durst und Müdigkeit?  
Und denkt sie dieses Thores noch, oder ist sie einem Andern hold?

Indeß sendet Damajanti's Vater Boten aus nach ihr und Nal. Einer sieht sie bleich und abgemagert im Gefolge der Königin von Dshedi, und überlegt ob sie es sei:

So wie ich einst die Folde sah mit rundem Vollmondeangeficht,  
In Schüßelkränze alles erleuchtend, wie Sri, des Kindes Götin, selbst,  
So ist sie's nicht, sie leuchtet nur wie wenn des Neumonds schmaler  
Streif

Verhüllt erscheint von schwarzen Wolken, wie eine Vöge zart und fein,  
Die aus dem klaren Teich gerissen vom Sonnenstrahl getroffen wird.

So kam Damajanti zu den Aeltern. Und Nal's gedenkend schickte sie Boten aus das Lied vom Spieler zu singen der die Mattin mit halbem Gewand allein gelassen, der sich der Weinenden erbarmen solle. Da am Hofe Nituparn's sagt der Wagenlenker leuzend zum Träger der Botschaft:

So hühen edle Frauen Hüthwehr, wenn auch ein heid Geschick sie trübte.  
 Die guten, die den Himmel verdienen, sich selber durch sich selbst erlöst.  
 Wenn auch der Gatte sie verläßt, sie großen doch und glücken mit.  
 Der Jugend lichter Harnisch schirmt ihr Leben gegen jede Noth.  
 Und diese die ein Glückverlagener, ein Thor im Walde schlafend war.  
 Ob Gutes oder Schlimmes sie von ihm erfährt, sie wäg' ihm das  
 Nicht zürnen, ihrem Gatten, der des Reichs berandt im Orient war.

Das vernahm Damajanti mit Thränen, und griff nun zu  
 der Kist daß sie dem König Nituparn melden ließ, da Nal zu  
 schellen sei, wolle Damajanti des andern Tags wieder einen Mann  
 wählen. Nal verspricht in einem Tage hinzufahren. Varsira:  
 wird noch mitgenommen, Nal's früherer Wagenlenker, der zu  
 Herrn an seinem Fahren erkennt. Und wie die Kesse windet,  
 dahinbrausen, verwundert sich König Nituparn, und verspricht der  
 Nal für die Wagenlunde die Zahlenlunde die er selbst besitzt, frey  
 der er sofort angibt wie viel Früchte an einem Baume hängen.  
 Wie Nal die Zahlenkunst besitzt, fährt zitternd der böse Geist an  
 seinem Verbe: die Macht des Maßes treibt die Leidenschaft an  
 oder bändigt sie. Kali sagt noch daß er alles gelitten was Dama-  
 janti erduldet, daß ihr Glück ihn hart bestraft, — wie der Nal  
 alles sich selber zum Schaden thut was er andern Übels zuschreibe.

Und am Abend wieherten die Kesse Nal's, die einst Varsira  
 neja mit den Kindern zu Damajanti's Aeltern gebracht, und Da-  
 majanti selber hörte das Räderrollen, das Wagenröhren, und ihr  
 Herz schlug lauter vor Freude; er ist's der Männerkönig Nal.  
 Sie weiß von keinem erlittenen Unrecht, er hat sie nie beleidigt,  
 er war immer edel und gut! Als Nituparn aber anlangt, jäh  
 sie sorgenvoll vom Dach herab, denn sie sieht den Gatten nicht.  
 Sollte ein anderer fahren wie er? Sollte er der ungestaltete  
 Wagenlenker sein? Sie läßt von Nal jenes Botenwort wieder-  
 holen, da wiederholt auch er weinend seine Erwiderung. Nun heißt  
 Damajanti auf alles merken was er thut. Enge und niedere  
 Pforten werden vor ihm weit und hoch, er sieht die Töpfe an und  
 sie füllen sich mit Wasser, er wirft Stroh auf das Holz und die  
 Flamme schlägt lichterloh empor. Das waren die Hochzeitgaben  
 der Weithüter an Nal. Und das Fleisch, das er gebraten, lobte  
 die Gattin und erkennt ihn auch daran. Sie ließ die Kinder zu  
 ihm bringen. Er umarmte sie lautschluchzend. Nun ließ ihn Da-  
 majanti holen und stand in dem halben Mantel vor ihm wie er  
 sie verlassen. Da konnte er sich nicht halten, bekannte seine Frau

verwirrende Leidenschaft, seine Schuld, fühlte sich aber entsühnt und frei, alles Leides los, und eilte in Sehnsucht zur Gattin. In ihren Armen hatte seine Gestalt wieder ihre frühere Herrlichkeit und voll Entzücken drückte er Damajanti ans Herz. Der Zahlenkunst mächtig gewann er dann sein Reich wieder, und beide, im Leib bewährt, lebten selig wie die Götter.

Gern bekennen wir mit A. W. Schlegel daß dies Gedicht an Pathos und Ethos, an hinreißender Gewalt der Leidenschaft wie an Höheit und Zartheit der Gesinnungen unübertrefflich sei. Hier ist echte Naturpoesie und zugleich künstlerische Durchbildung im Ganzen und Einzelnen. Hier empfinden wir jene reine edle Nahrung, die nur das vollendet Schöne weckt, in welchem alle Gegensätze sich lösen und die Liebe als der Grund und das Band aller Dinge, der Sieg der Harmonie im Sieg des sittlichen Geistes sich offenbart. Im märchenhaft Naiven liegt ein hoher Sinn, das phantastisch Wunderbare deutet sich leicht als das poetische Gebilde tiefer Gedanken, und ohne daß der Dichter hervortritt hat er das Ganze mit der Innigkeit seiner Empfindung durchdrungen, sodaß ein seelenvoller Zauber ihn alle Herzen gewinnt.

Ein liebliches Bild von der Liebe Macht gibt auch die kleine Erzählung von Nishiasringa. Er ist der fromme Knabe eines Büßers; wenn es gelingt ihn aus der Waldeinsiedelei in die Stadt zu locken, dann wird dem Lande der ersehnte Regen wieder kommen. Aber kein Mädchen will das wagen, bis auf des Königs eigenes Töchterlein. Dem holden Kinde wird ein Schiff mit Blumen und Bäumen gerüstet und so ging die Fahrt zum Büßerbain. Nishiasringa huldigte mit seinem Gruß dem Mädchen, und wollte es wie einen himmlischen Gast anbeten; aber Santa faßte den blöden Knaben am Halse, schlang den Arm um ihn und küßte ihn herzlich. Dann floh sie auf das Schiff zurück. Der Knabe beichtete dem heimkehrenden Vater:

Ein Schüler mit gekochten Haaren war hier, ganz weiß von Angesicht,  
Mit schwarzen Augen, lachelndem Munde, mit schmalem Leib und hoher  
Brust;

Wie wenn im Mai der Kofila singt, so lieblich klang es wenn er sprach,  
Und um ihn schwebte süßlicher Duft, wie wenn der Wind im Lenze weht;  
Von unsern Früchten aß er nicht und trank aus unserm Beemnen nicht;  
Er gab mir andre Früchte, die schmecken so herlich, und von seinem  
Trank

Wie ich ihn kostete ward mir so wohl, der Boden sing zu wanken an.



Dann saßte mich der Knabe am Saar und zog mein Haupt zu sich herat.  
Und setzte seinen lieblichen Mund auf meinen Mund, und machte es:  
Ein klein Geräusch; das machte daß mir ein Schauer durch die Wack-  
fah.

Nach diesem Schüßer hab' ich mich, wo er ist möcht' ich immer sein;  
Mit ist in meinem Herzen so weh, seit ich ihn nicht mehr sehen kann.  
Die Kusse die der Knabe gelernt die möcht' ich lernen, die gefällt  
Mir besser als die Kusse die du, mein Vater, mich gelehret hast.

Der Vater warnt den Sohn vor bösen Geistern in gleißender  
Hülfe, und eilt zornig sie zu suchen. Da kam die Königs Tochter  
wieder, Rishiasringa folgte ihr auf das Schiff, fuhr mit ihr weg,  
und wie er ausstieg, strömte der erwünschte Regen, und der König  
vermählte ihm die Tochter. Aber ergrimmt eilte der Einsiedler  
daher. Doch wie er fröhliche Hirten und glückliche Bauern fand,  
die den Segen dem Rishiasringa dankten, da klang es ihm schon  
wohl in den Ohren, und kühlte sein Zorn sich ab, und wie er  
endlich den Sohn und die liebliche Maid so glücklich sah, da konnte  
er nicht fluchen, da erhob er die Hände zum Segnen.

Statt der Kämpfe der Indier untereinander hat das Ram-  
yana ihre Ausbreitung unter den Urvohnern des Landes nach  
Süden hin und ihren Streit mit denselben zum Inhalt; die Thaten  
Rama's werden in die Zeit vor dem großen Bürgerkriege gesetzt;  
aber die Darstellung trägt ein späteres Gepräge als die ursprüng-  
liche Dichtung im Mahabharata. Der Gegenstand liegt schon  
ferner, die Phantasie hat aus den nicht arischen Stämmen schon  
Affen und Niesen gemacht, die Thaten werden schon mit wunder-  
baren Waffen vollzogen, die Abenteuerlust, die Kampfesfreude  
waltet nicht mehr um ihrer selbst willen, sondern stellt sich in den  
Dienst religiöser Pflicht, und Ergebung, Gehorsam, Opfer gelten  
mehr als der Troh auf selbständige Heldenkraft. Der milde Sinn,  
der betrachtende Geist des Indierthums ist schon erwacht, von einer  
friedlichen Seelenstimmung aus werden die alten Geschichten darge-  
stellt, und es ist ein Unterschied der beiden Epen etwa wie des  
Parcival und der Gralsage vom Nibelungenlied.

Das Ramayana ist von einem kunstverständigen Dichter, Val-  
miki, entworfen und planmäßig ausgeführt, die späteren Anla-  
gerungen sind leicht zu erkennen; so gleich der ganze erste Gesang,  
der den Rama zur Verkörperung Vishnu's macht. Das alte Lied  
beginnt damit daß er von seinem Vater Dasaratha zum Thron-  
folger in Mithja (Oude) geweiht werden soll. Der König hatte

drei Frauen, Kausaja, Sumitra, Keileja, und von jeder einen Sohn, Rama, Lakshmana, Bharata. Einst hatte ihn die Keileja aus dem Schlachtgetümmel gerettet und seine Wunden geheilt und da gelobte er ihr die Gewährung zweier Bitten. Eine buckelige Sklavin reizt nun die Keileja daß sie von dieser Zusage jetzt Gebrauch macht und die Krönung ihres Sohnes, die Verbannung Rama's fordert. Schon hier ist der anfängliche Widerstand, die Ueberredung und dann der veränderte Sinn der Königin in wohl-gelungener Seelenmalerei geschildert. Noch lebendiger wird die Darstellung wenn dann der König die Keileja ohne Schmuck auf bloßer Erde wie einen ausgerauften Blumenstiel liegen sieht, nach ihrem Kummer fragt, ihr von neuem der Wünsche Erfüllung gelobt beim Haupte Rama's, ohne den er nicht einen Tag leben könne, und nun die verhängnißvolle Bitte erfährt. Wie ein gestülpter Baum, wie eine verzauberte Schlange liegt der König am Boden und fleht zum Weibe um Mitleid. Was habe ihr Rama gethan, der Reine, der ebenso Milde als Tapfere, der Gehorsame, Fromme? Wel möge die Welt eher ohne Sonne und der Reis ohne Wasser gedeihen, als er ohne Rama leben könne; und dessen Einsetzung sei schon verkündigt. Rast erinnert sie ihn daran daß er sein Wort halten müsse.

Am andern Morgen ist alles zur Feier bereit, nur der König fehlt. Sein Wagenlenker tritt an das Lager des noch Regungslosen.

So wie der Ocean sich freut, wenn sich das Tagesgestirn erhebt,  
So laß, o König, selbst erfreut uns deines Anblicks frohe Zeit.  
Wie strahlend hell der Sonnengott die hehre Wesenträgerin,  
Die Erde wach am Morgen ruft, erweck' ich nun, o König, dich.

Da hört er das Geschehene und beruft den Rama ins Gemach. Dem streut das Volk Blumen und beglückwünscht sich ob der Tugend des neuen Herrschers, als er zur Burg des Vaters geht. Wie er diesen in schweigender Trauer erblickt, und Keileja ihn fragt ob er erfüllen wolle was Dasaratha ihr verheißen, erklärt er sich bereit für den Vater ins Feuer zu gehen, und als er erfährt, daß er statt den Thron zu besteigen sich verbannen soll, scheint er nichts Feiligeres als Gehorsam gegen die Ältern, den alten Weisen strebt er nach und jagt nicht nach irdischem Gewinn. Er tröstet die eigene Mutter, die in freudestrahlender Hoffnung ihn als König begrüßen wollte. Aber der Bruder Lakshmana mag von

einer Ergebung in das Schicksal nichts hören. Das sei kein Wöner-  
wille daß der Schlechtere herrsche und der Bessere in den Wald  
gehe, sondern ein schlaue erfonnener Verrath, dem man widerstehen  
müsse.

Wer furchtsam ist und ohne Kraft, der füge sich in sein Geschick,  
Wer thätig ist mit eigener Kraft das Schicksal zu bewähigen,  
Der ist ein Mann, den nie ein hart Verhängniß seines Glucks verant-  
Die Welt soll hent von meiner Kraft des Schicksals Macht bewähigt  
sehn.

Er will Nama kennen, den Vater und die Mutter statt seiner ver-  
bannen. Aber dem Ausbruch des Selbstreges erwidert Nama,  
er kenne des Bruders Muth und Treue; doch hier gelte das Ge-  
bot der Pflicht.

Es sollte freilich stets die Pflicht mit Glück und Lust vereint sein  
Wie eine treue Gattin, die umgeben von den Kindern ist.  
Wenn sie geschieden aber sind, so handle wie die Pflicht gebietet.  
Wie kann der Stäter Schuld ein Mensch erwerben, die ihm ferne sind,  
Wenn er nicht achtet auf das Wort des Vaters, der ihm nahe ist?

Nama will nicht Ruhm und Seligkeit verlieren, indem er irdische  
Macht für kurze Lebensfrist erwahle. Segnend entläßt ihn die  
Mutter. Er geht zu Sita, der geliebten Gattin. Als er sie sieht,  
entfärbt sich sein Angesicht und der Schmerz prägt sich in seinen  
Zügen aus. Erschrocken fragt sie warum seine Stirn nicht mit  
Milch und Honig genetzt sei, sein Herold und sein Säng' er ihm  
vorausziehe, sein Volk ihm nachfolge, sein Aussehen so traurig sei.  
Er erwidert daß er komme um sich von ihr zu verabschieden. Sie  
möge züchtig und gottesfürchtig am Hofe leben, bis er nach  
14 Jahren wiederkehren dürfe. Doch Sita will Glück und Leid  
mit dem Gemahl theilen.

Nur dem Gemahl soll das Werk im Leben folgen und im Tod.  
Wenn heute du, o Nama, wirst hinans zum wilden Walde gehn,  
So brech' ich vor du her das Gras, daß nicht ein scharfer Nadelbusch  
sucht.

Jahrhunderte verschwinden mir, wenn ich bei dir bin, wie ein Tag,  
Und ohne dich kenn' ich kein Glück und keinen Himmel ohne dich.

Er gedenkt der Noth und Entbehrungen im Walde, der wilden  
Thiere, der Klüsse und Sümpfe, der Nattern und des Gewürmes;  
sie erwidert mit Stolz und Liebe:

Ermüden werd' ich nicht! Mit dir geh' ich als wär's auf Teppichen.  
Die Dornen schmerzen Erde nur und Stacheln rülh' ich an wie Sammt,  
Wenn ich dir folge, und den Staub, der mich um Sturm umweibeln  
wird,

Acht' ich dem besten Sandel gleich. O weiche Wonne auszuruhn  
Auf weichem Mooseshügel und auf grünem Rasen ausgestreckt.  
Die Wurzeln und die Früchte die du selber brichst und selbst mir reichst.  
Sei's wenig oder viel, es wird mir schmecken wie Ambrosia.

Da will auch Rama sein Glück nicht verhindern, das ihm ihre Nähe gewährt. Auch sein Bruder Kassehmana will nicht von ihm lassen. Die beiden Gatten vertheilen ihre Habe an die Armen und die Priester und verabschieden sich vom alten König. Der will ihnen ein großes Gefolge mitgeben; aber Rama wünscht nicht Glück und Macht, sondern daß er schuldblos bleibe und das gegebene Wort des Vaters gehalten werde. Er hat der Welt entsagt, was soll ihm das Gefolge? Was hat der Zaum für Reiz, wenn man das edle Roß verschenkt hat, oder wer grämt sich um die Satteltgurt, wenn er den Elefanten hingibt? Nur Schwert und Bogen will er mitnehmen. Nachdem sie einander Lebewohl gesagt, rufen Kinder und Greise aus dem Volk nach Rama wie Dürstende nach dem Quell. Langsam möge der Wagenlenker fahren, daß sie die geliebten Züge seines Angesichts noch einmal sehen. Aber Rama hieß ihn die Rosse antreiben. Der alte König sank zur Erde als er die Gestalt des Sohnes in der fernern Staubwolke nicht mehr erkannte. Kausasja pflegte sein.

Wenn Rama auch es einen Augenblick beklagt daß er nicht fürderhin an der Saraju Ufern jagen könne, er getröstet sich der Hoffnung einer Wiederkehr, die ihn den Aeltern vereine ohne daß jemand Schuld auf sich geladen. In der Wildniß fragt ihn Sita nach Bäumen und Blumen, und sie freuen sich der Herrlichkeit des einsamen Urwaldes im Blüten Schmuck des Frühlings mit dem Gesang der Vögel, den würzigen duftigen Hauchen des Windes, den rauschenden Wassern; sie bauen sich eine Hütte und verlangen aus dieser wohnigen Natur nicht in die Stadt zurück.

Der König Dasaratha starb bald vor Gram, denn er sehnte sich nach dem Sohn; die Wunde von Feindeshand ist zu tragen, aber nicht das selbstverschuldete Herzeleid. Und er fand daß er eine Schuld der Jugend zu büßen habe, da er auf der Jagd unvorsichtigerweise den einzigen Sohn eines Blinden erschossen, und nun den Schmerz der Verlassenheit selber fühlen müsse. Kausasja

besitz den Scheiterhaufen mit der Leiche des Königs, ihres Vaters. Bharata ward berufen vom Reich Veshy zu nehmen. Er vernahm bei den Schwiegerältern im Norden, und umhüllt des Geschehens verwunderte er sich wie es so still und der zu Ajodhya sei; kein Laute erklang, keine bunten Kränze schmückten Tempel und Wälder. Als er die Verbannung Rama's hörte, nannte er seine eigene Mutter, die arglistige Keileja, eine Mörderin, die sich einen Tod um den Hals binden möge, da nirgends mehr ein Heil für sie sei. Nicht er, Rama, der Ältere, Vortrefflichere, soll König werden. Er will den Erben zur Stadt zurückbringen wie das Opferlamm auf den Hirt, und Verzeihung für Keileja von ihm erbitten.

Im Walde aber wo die Verbannten ihr Mahl verzehrten, vernahm man ein Getöse, daß die Vögel aufstatterten, die Hirsche fliehen, die Büffel sich umfahen und die Löwen aus der Fährte kamen. Kashi mana bestieg einen Baum, und rief von oben: Wo sollt ihr in die Hölle gehen, Rama das Feuer auslöschen und Pfeil und Bogen ergreifen, ein Heer nahe, der Feind sei da, wie sollt ihr wolltet sie die schlagen die sie ins Elend hinausgestoßen? Rama beschwichtigte den Bruder. Gewiß komme Bharata nicht in böser Absicht; auch den Himmelskronen aber möge er durch sein Unrecht erlangen. Und Bharata küßte sich bis zu Rama's Fuß. Rama aber nahm ihn bei der Hand und läßt ihn und fragte nach dem Vater. Weinend meldete Bharata dessen Tod. Rama tröstete die andern mit der Erinnerung an des Vaters wohlvollbrachtes Leben und mit den Gedanken die seitdem in Indien so geläufig geworden.

Wie jede Frucht, indem sie reift, dem sichern Fall entgegengeht,  
So kommt der Mensch von der Geburt dem Tode näher jeden Tag,  
Und wie ein festgeschüttetes Haus doch endlich morsch zusammenbricht,  
So schwindet auch der Mensch dahin, dem Tod und Alter unterthan.  
Die Nacht, die abgelaufene, sie lehret nimmermehr zurück.  
Sie fließt vorüber wie der Strom der in den Ocean verfließt.  
Es schwinden unsre Tage hin, und aller Wesen Leben ist  
Dem Danke gleich zur Sommerzeit, den aufwärts zieht der Sonnenstrahl.  
Was klagst du um andere? Dich selbst beklage, dessen Zeit  
Und dessen Leben wo du stehst und wo du gehst, stets vergeht.  
Denn dich bekleidet überall der Tod; er setzt sich mit dir hin,  
Und wenn du noch so ferne ziehst, der Tod lehrt wieder mit dir beim  
Der Sonne Ausgange dich begrüßt, man danket wenn sie untergeht,  
Und man bedenkt nicht daß zugleich das eigne Leben kürzer wird.  
Man freut sich so oft der Feig mit neuem Glanze wiederkehrt, —



Der Jahreszeiten Wechsel führt die Lebenden dem Tode zu.  
Wie dort am Votosblatte sich ein Tropfen Thaues zitternd hält,  
So ist dem steten Falle nah' des Menschen zitternd Erbgelück.  
Am weiten Meere treffen sich zwei Splitter Holz, — wie kurze Zeit  
Sind sie zusammen, bis die Flut sie wieder auseinander treibt!  
So Gattinnen und Gatten auch, und Kind und Aeltern, Hab' und Gut;  
Sie kommen heut zusammen wol, und morgen sind sie schon getrennt.

Darum heißt Rama das ewige Heil suchen und Gutes thun. Und  
Bharata bewundert diese Gesinnung, die Schmerz und Leid über-  
windet.

Wer ist den ich mit dir, o Held, in dieser Welt vergleichen kann,  
Den nie ein Unglück niederschlägt und keine Freude tranken macht?  
Dich Jüngling ehren Grenze hoch und Hören gerne was du sagst;  
Du lebst als wärest du schon todt und Sein und Nichtsein ist dir gleich.

Rama nimmt des Bruders Vorschlag nicht an; er müsse vor allem  
das Wort wahr machen das er dem Vater gegeben habe.

Nur Treue und Muthsbätigkeit ist Fürstensitte immerdar.  
Auf Treue ruht das Königthum, auf Treue steht die ganze Welt.  
Nur Treue ist der Herr der Welt und jeder Segen ruht auf ihr.  
Eand, Ruhm und Glück und Ehre ist wonach das Menschenherz verlangt.  
Sie folgen stets der Treue nach, drum trachte immer treu zu sein.

Du wohne glücklich in der Stadt, ich lebe hoch im grünen Walde;  
Du kühle die erhitzte Stirn des gelben Schirmes Schattenwurf,  
Wie sähelt kühlern Schatten noch der Eichen dichtbelaubtes Dach.  
Der Mond sei ohne Lieblichkeit und ohne Ers der Himavat,  
Es trete aus der Ocean, ich halte treu an meinem Wort.

So zeigt sich uns in Rama das Ideal des gottergebenen  
milden Sinnes, der Unrecht lieber leidet als thut, neben dem Ideal  
der männlichen und jugendlichen Heldenkraft in Bhishma und Karna.  
Nach dem Rathschluß der Götter besteht er die Kämpfe mit den  
Riesen, indem er dazu Indra's Bogen und Schwert empfängt.  
Seine Wanderungen im Walde führen ihn zu verschiedenen Völker-  
einsiedeleien, und da gibt das Gedicht Gelegenheit zu spätern Ein-  
schiebungen der Legenden, welche die Macht der Weltentfaltung und  
Selbstpeinigung feiern. Davon ist bei Rama selbst noch keine  
Rede, er freut sich ja der Schönheit des Waldes und lebt glücklich  
mit Sita in ihr. Einen Mittelpunkt gewinnen seine Kämpfe da-  
durch daß ihm der Riesenkönig Ravana von Lanka (Ceylon) die



schlingen. Wohlklingende Beiwörter geben den Gegenständen mehr ihren Preis als daß sie bestimmt zeichneten wie bei Homer; selbst da fehlt die maßvolle Klarheit der Hellenen, wenn wir auch in Bezug auf Weitschweifigkeit und Wiederholung manches auf Rechnung der Uebersetzer setzen, oder es damit entschuldigen daß dem Hörer, dem beim Vortrag manches entgeht, die wiederkehrende Schilderung nicht so ermüdend ist als dem Leser, der das Wort vor Augen behält. Die Schilderung, mehr noch die Betrachtung macht sich neben der Handlung geltend, und gibt allerdings zugleich dem indischen Gedicht den eigenthümlichen Vorzug des Tiefsinns, des Gedankenreichthums. In den mitgetheilten Stellen suchte ich diese charakteristischen Züge zugleich hervorzuheben, indem ich die indische Phantasie für sich selber reden ließ.

### Das Brahmanenthum.

Die Eroberung der Gangeslande hatte die Ausbildung eines Kriegerstandes und der Königsmacht zur Folge. Im Königthum wechselten gute und schlechte Herrscher, größere und kleinere Staaten. Der begüterte Adel, die Kschatrias, verwaltete die Befehlshaberstellen im Heer wie in der Regierung, zum Kriegsdienst wurde die untere Klasse, die Sudra's, herangezogen, die als Handarbeiter auf dem Land und in Städten lebten; häufig zeichneten Männer aus diesem Stande sich aus, das Talent und die Noth öffnete ihnen im Drang der Umstände die Bahn zur Führerschaft, und in den Revolutionen, die keine Verfassungsänderung, sondern nur einen Wechsel der Herrscher brachten, gelangten sie häufig zum Königthum, das dann ihre Nachkommen gewöhnlich wieder verloren, wenn persönliche Tüchtigkeit mangelte. Die Herrscherpflicht hat ein alter König trefflich ausgesprochen, Asita, der im 3. Jahrhundert fast über ganz Hindostan gebot: „Es gibt keine höhere Pflicht als für das Heil der Welt zu sorgen; mein ganzes Streben ist dahin gerichtet daß ich meine Schuld gegen die Menschen abtrage, daß sie hinieden glücklich leben und jenseits den Himmel gewinnen.“ Das eigentliche Volk entwehnte sich der Waffen und beschäftigte sich mit den Künsten des Friedens, indem es seßhaft wurde. Es erfuhr die Einflüsse der Natur, die nun eine geistige Uraanlage der Indier zu voller Entwicklung brachten, ich meine die Liebe zur Nahe, zur Betrachtung, die sich bald in ein gegenständ-

loses Hinbrüten verliert, bei welchem dem Denken alle bestimmten Gedanken ausgehen und der Mensch wie ein Wassertropfen am Meer des Unendlichen versinkt. Die Glut der Sonne, die Schattensphäre der Wälder, ihr Reichthum an wildwachsenden Früchten luden zu einem Leben der Muße; die Ueppigkeit und Pracht des Pflanzenwuchses, die Mannichfaltigkeit der Thierwelt, die Herrlichkeit der Landschaft, der unablässige Wechsel des Heimens, Mühens und Wellens erregte die Phantasie zum Wettstreit in einer überwuchernden Bildervielfalt, erregte den Geist zum Nachdenken über den einzigen Grund dieser wunderbaren Vielheit, über das Bleibende in diesem Rausch des Entstehens und Vergehens. Ein tiefes Naturgefühl aber war zu allen Zeiten Grundzug des indischen Wesens; und darum waren die Natureinflüsse wol nirgends mächtiger als hier. Die Priester, deren Stand sich allmählich aus den vornehmen Familien von Sängern, Weisen und Opfernern gebildet und zusammengeschlossen hatte, wurden die Träger dieser neuen Kultur. Je mehr das ganze Volk dem Zuge derselben folgte, desto mehr konnten sie zum höchsten Ansehen emporsteigen und das Ueberwicht über die kriegerischen Edeln gewinnen. Dies geschah ohne manchen Kampf, und vollzog sich so daß die Brahmanen nicht nach weltlichem Glanz und äußerer Macht trachteten, sondern sich an der obersten Würde und der geistigen Führung genügen ließen, während Weltentfagung und Vereinnung mit dem Erigen auf dem Wege des einsamen Denkens zu ihren Pflichten gehörte. Sie beuteten die Ansicht der Veden daß Gebet und Opfer, in rechter Weise dargebracht, dem Willen des Menschen Einfluß auf die Götter gewähren, in ihrem Sinne dahin aus daß es auf bestimmte Formen und Formeln ankomme, daß ihre Geschlechter im Besitz derselben seien, von ihnen also das Heil in allen Unternehmungen abhänge. Sie standen der Menge als Wunderräthe gegenüber, von deren Wissen und Wirken Regen und Sonnenschein, Nachkommenschaft, Reichthum und Ehre abhänge. Sie galten für die sichtbare Erscheinung der Gottheit; sie herrschten dadurch daß immer ein Brahmane der Purohita, der Verather und Leiter des Königs war.

Die fromme Gemüthsrichtung des Volks, die Liebe zu ruhigen Sinnen und wieder die Phantasie die am Sinnlichen als dem Symbol des Geistigen festhielt, das alles kam den Bestrebungen der Brahmanen von selbst entgegen; eine gemeinsame Regel verband sie über die einzelnen Stämme hinaus zu einem Ganzen,

und während sie sich für sich immer mehr abschlossen, stellten sie die allmählich erwachsenen Kastenunterschiede als durch göttliche Zakung von Anfang an geordnet dar, indem aus dem Haupte des Höchsten die Brahmanen, aus seinen Armen die Krieger, aus seinen Schenkeln die Gewerbtreibenden, aus seinem Fuß die Schudra entsprungen seien. In welcher Kaste aber der einzelne Mensch geboren werde, das sei Folge seiner Thaten in einem frühern Leben; dies Los müsse er ertragen und durch Ergebung in sein Schicksal, durch Frömmigkeit und Gehorsam sich bei einer neuen Wiedergeburt eine höhere Stufe erwerben. Denn der Mensch werde dasjenige dem er sich verähnliche, ein Thier, wenn er der Sinnlichkeit fröhne, ein Krieger, wenn er muthbeseelt seine Pflicht thue, ein Brahmane, wenn er der Weisheit und dem göttlichen Geiste sich ganz ergebe. An jener gottgeordneten Gliederung der Stände durfte fortan niemand rütteln, in seiner Sphäre sollte jeder still dahinleben, und jeder Stand erhielt seine besondere Pflicht, der Schudra sollte den obern Klassen dienen, der Vaigja Ackerbau und Handel fleißig betreiben, der Kshatrija das Volk beschützen, der Brahmana opfern, die Vedas studiren, über das Göttliche nachdenken. Das Leben des Brahmanen selbst ward mit Ceremonien von früh bis spät umgeben um ihn rein zu bewahren und dem Göttlichen nahe zu erhalten; er hatte keine andere Arbeit als geistige, dafür war es Pflicht der andern Stände ihn durch Geschenke zu erhalten. Er sollte im Geiste lebend das Irdische und Sinnliche überwinden, die Welt abthun und sich allein auf das Ewige richten. Deshalb sollte er Herr seiner Begierden sein, und wenn er alt wird und die Kinder der Kinder erblickt, sein Haus verlassen und Waldeinsiedler werden, von Früchten lebend, den Leib kasciend, mit stillem Sinnen sich in den allgemeinen Grund aller Dinge versenkend. In der That haben die Brahmanen ihre Herrschaft durch fast drei Jahrtausende dadurch bewahrt daß sie die Weisen, die Lehrer des Volks, die Mäurer des Wissens waren. Sie gründeten ihre Macht nicht bloß auf den Aberglauben der Menge, sie bewahrten nicht bloß durch Auswendiglernen die Ueberlieferung der Vorzeit, sondern sie entwickelten auch dieselbe durch ihr eigenes Nachdenken und brachten Kenntnisse aller Art in die wissenschaftliche Form. Sie schufen nicht bloß philosophische Systeme; auch die Ziffern deren wir uns bedienen sind von ihnen gefunden und das damit zusammenhängende Rechnungswesen ausgebildet, und namentlich in der Grammatik sind die Leistungen eines Panini noch heute oder vielmehr



seit der vergleichenden Sprachwissenschaft erst recht die Bewunderung der Kenner in Europa.

Wir sahen schon in den Veden wie Brahmanaspati, der Träger des Brahma, des Wachsthums und Gedeihens, der Triebkraft der Natur, als das über die Götter Mächtige verehrt, als höchstes göttliches Wesen angerufen wurde; wir fanden das Bestreben aus der Vielheit der Götter zur Einheit zurückzuführen und den Ursprung des Mannichfaltigen im Einen zu ergründen. Dabei ließ der Wandel der Naturformen die Außenwelt als eine nicht werdende und vergehende erscheinen; die Dauer im Wechsel, das Gesetz im Spiel der Kräfte suchte man in der Innerlichkeit, in der Seele, in der man ja auch im Menschen das Eine und Bleibende bei der Vielheit der Glieder und der rastlosen Veränderung des Leibes hatte. In einer allgemeinen Weltseele fand man den Grund aller Dinge, das Wesen, das ohne selbst eine der besondern Erscheinungen zu sein, sie erstehen ließ, beherrschte, wieder zu sich zurückführte. Man vereinte die Weltseele mit dem Brahma, und faßte sie als die ewige geistige Einheit, den geheimnißvollen Grund alles Lebens. Die alten Götter wurden zu den ersten Ausstrahlungen Brahma's, zu den von ihm eingesetzten Hütern der Welt, die Schöpfung war ein Ausströmen aus Brahma, das sich, je mehr es sich von seinem Quell entfernte, um so mehr vergrößerte, verdichtete, materialisirte; aber dieselbe Stufenleiter von Steinen, Pflanzen, Thieren, Menschen, Geistern sollte wieder zum Einen zurückführen, das Leben ein ewiger Aus- und Eingang sein. Wer der sinnlichen Welt sich ergibt, flukt tiefer und tiefer, bis er im Feuer der Hölle geläutert sich wieder aufwärts wendet, wer dem Leibe abstirbt, wer die Sinnlichkeit abtödtet und all sein Sinnen und Denken auf nichts anderes als das Eine und Göttliche richtet, der geht in dasselbe ein.

Eine religiöse Literatur der Brahmanen schloß sich an die alttheiligen Hymnen, die Veden, an. Es wurden die Gebräuche aufgezeichnet welche die Opferräder begleiten sollten, und daran anderes Wissenswürdiges angereiht, es wurde danach getrachtet die neugewonnene Welt- und Weltanschauung in die Gedichte hinein oder aus ihnen heraus zu erklären. Es bildete sich nach und neben dem epischen Volksgesang eine wissenschaftliche Prosa in den Büchern zu den Veden, die man Brahmanas und Suttas nennt; Sutra heißt Schur: in kurzgefaßten Auszügen wird das Einzel-

der Kenntnisse, werden die Ceremonien und prägnante Sprüche zusammengereicht.

Die große Bedeutung des Opfers und der mit ihm zusammenhängenden Gebräuche hat besonders W. Haug klar gemacht; das Ganze ist für die Indier charakteristisch und hat seine Wurzeln in der Zeit wo sie mit den Iranern noch zusammenlebten, indem Soma und Soma dasselbe Wort sind und das Somaopfer das höchste bleibt, indem der Genuß des Tranks die Opferer mit dem Himmelskönig Soma vereint. Manche vedische Hymnen sind bereits aus Opfersprüchen hervorgegangen, wie christliche Kirchenlieder aus Bibelsprüchen. Durch das Opfer glaubte man Macht in dieser und jener Welt zu erlangen; aber es kam darauf an daß es regelrecht gebracht werde, jedes Versehen entzog ihm seine Kraft, und die Aufseher über das Ganze, die ritualkundigen Opferer erhielten dadurch ihr großes, ja herrschendes Ansehen. Die Lieber, die Geberden, die Darbringung der Spende bildeten eine zusammenhängende Kette, in welcher kein Glied fehlen durfte. So sollte das Ganze von Ewigkeit da sein, eine göttliche Kraft und Wesenheit welche zur besondern Aeußerung und Thätigkeit erweckt wird, wie die Reibung die lebende schlummernde Wärme oder Electricität hervorruft. Die Kraft des Werts dachte man an seine Form gebunden und schrieb daher den verschiedenen Vermaßen verschiedene Geltung zu; sie wurden dem einen oder andern Gott geweiht und sollten der Wesenheit desselben theilhaftig sein. Form und Inhalt waren eine und dieselbe Offenbarung des Ewigen und Idealen. Die Priester bringen das Opfer, singen die Hymnen, sprechen die Gebete; aber auch der für welchen es gebracht wird darf nicht unthätig sein, sondern muß durch Worte und Handlungen sich alles aneignen, damit die Güter die er verlangt, Nachkommenschaft, Reichthum, Ruhm, Kunst, Wissenschaft und dergleichen, und die das Opfer aus der idealen Welt in die reale versetzt, ihm persönlich zu Theil werden.

In den Brahmanas nun wurden Aussprüche hervorragender Brahmanen gesammelt; und so haben wir in ihnen den aufgeschöpften Gedankenschatz vieler Jahrhunderte über Gott und Welt und eine Menge von Legenden, zum Theil alterthümlicher Art, wie etwa die Erzählungen von der Flut oder von Samahsepa. Der König Darischandra wünscht sich sehr eifrig einen Sohn, und der Priester sagt ihm er soll denselben von Varuna erbitten und zugleich zum Opfer geloben. Der Knabe wird geboren, und die Opferung

hinangeschoben bis er erwachsen ist. Da wird der König krank, während sein Sohn Mohitar im Wald herumwandert. Dort trifft dieser einen Priester, welcher ihm den eigenen Sohn, den mittleren von dreien, Sunahsepa zum Stellvertreter gewährt. Zuerst will ihn aber niemand anbinden, dann niemand tödten, bis der eigene Vater das Messer schleift. Da betet Sunahsepa heilige Hymnen zu den Göttern, ein Gott verweist auf den andern, bis er sie alle angerufen und verherrlicht hat; da fallen seine Fesseln ab und der kranke König ist genesen. Wir sehen hier wie bei Abraham und der Sphigenta daß ursprünglich Menschenopfer vorkam, ja das Liebste gefordert ward, daß aber Stellvertretung eintrat, und daß endlich die Einsicht aufdämmert wie die Hingabe des Willens, des Herzens an Gott das wahre Opfer ist. Dann aber sind andere Geschichten erfunden, weil die ursprüngliche Poesie der heiligen Lieder unverständlich ward. Wie Homer von den Riesenfingern der Morgenröthe, so redet für uns deutlich genug der vedische Sänger von dem Goldarm der Sonne; die Brahmanen lassen nun die Sonne eine Hand im Kampfe verlieren und dieselbe durch eine goldene ersetzt werden. Der wahre Begriff des Opfers wird durch das Gewicht fast erdrückt das man auf Nebendinge legt. Der für uns bedeutendste Zweig dieser Literatur führt den Namen *Upanishad*. Waldbetrachtungen, von denen zu lesen, die einsiedlerisch hauser. Ein Theil davon sind die *Upanishaden*. Das Wort bedeutet Nieder-sitzung des horchenden Schülers zu Füßen des lehrenden Meisters. Es sind Betrachtungen über die Natur Gottes, die Welterschöpfung, die Bestimmung des Menschen, nicht in der Form wissenschaftlicher Untersuchung, sondern im phantasievollen Ausdruck persönlicher Ueberzeugung und innerer Offenbarung. Hier liegen die Wurzeln der philosophischen Systeme; abgesehen davon daß neue Sekten neue *Upanishaden* schmiedeten, ist der Reichthum der alten echten an mannichfachen Gedanken so groß, daß jede Schule hier anknüpfen konnte.

In immer neuen Gleichnissen wird das All als die Entfaltung der Weltseele oder *Brahma's* dargestellt; die Welt geht aus ihm hervor wie der Strom aus der Quelle, der Baum aus dem Keim, die Woge aus dem Meer, das Feuer aus der Kohle, der Faden aus dem Seidenwurm. Wie der eine Mond sich in vielen Wassern spiegelt, so *Brahma* in den Dingen der Welt. Wie der Duft in den Blumen ruht, das Gold im Gestein, das Del im Sesam, so ruhen alle Dinge wie eine Perlenkette in der Weltseele. Darum

sind alle Dinge einander verwandt, denn es ist ein Wesen in ihnen, und darum kann man sie alle am Menschen vorüberführen und zu ihm sagen: das bist du. Die Weltseele ist der Lebenshauch aller Lebendigen. Das Das, das unbestimmte reine Wesen, war seiend, war das Ei, das sich spaltete, dessen obere goldene Schale der Himmel, die untere silberne die Erde. Wie vielfarbige Kühe die gleiche weiße Milch geben, so kommt das verschiedene Wissen zu Einem. Die eine Wahrheit steckt in den Dingen wie die Butter in der Milch, man muß sie herauscheiden, das Nachdenken der Seele ist der Quirlstock dazu; die Erkenntniß ist die des Wesens, das aller Dinge Wohnung ist und in allen Dingen wohnt; und wer es begreift der fühlt und sagt: Es ist auch mein Wesen, das Brahma bin ich. Dazu gehört aber die Abkehr von der Mannichfaltigkeit und die Versenkung in sich selbst. Ins Herz schließend den höchsten Herrn, den Geist ganz in sich sammelnd, auf die Nasenspitze schauend, den Athem einhaltend sage man Om.

Wie Symboltschall und Glockenklang verhallt in sanfter Harmonie,  
So dient das Om zur Seelenruh jedem das All Erforschenden.  
Und wann der heilige Kant verklingt, so lost er auf in Brahma sich:  
Und wer das Brahma ewig denkt erlangt sich die Außerblichkeit.

Das Meer der Erscheinungswelt mit Geburt und Grab verschwindet wie eine Phantasmagorie, wie ein Traum vor dem Auge des Geistes, der das Eine, das göttliche Wesen erkennt, der es in sich und sich in ihm findet, der es als das allein Seiende ergreift. Auf der höchsten Stufe gibt der Brahmane alles auf, auch den Kopf, den Stock, den Gürtel, die sonst den bedürfnislosen Einsiedler kennzeichnen: das Heilige, Brahma, ist sein einziger Besitz, sein einziger Ruheort, sein einziges Denken. Gott und die eigene Seele als eins schauend hebt er allen Unterschied auf, in diesem seligen Gefühl der Einheit mit dem Unendlichen ist er selbst Brahma. Wer dies nicht erlangt, wer nicht Wissen, Geduld, Ruhe übt, sondern bloß als Weiler lebt, der handelt böse, sich selbst zum Feind. Die Seele soll ihrer hohen Würde, ihrer Einheit mit dem Allgeist eingedenk sein, und deshalb nur ihrer würdigen Handlungen vollbringen. Weithin weht der Duft der reinen That wie der des blühenden Baumes; die Wahrheit ist die Stille des Alls und das Licht der Sonne. — Ein Weiser befragt den Tod nach der Lösung des Zweifels ob der Mensch, wenn er gestorben, noch sei oder nicht. Vange sträubt sich der Tod und sucht den



Forschenden abzubringen, dann offenbart er ihm das Geheimniß: Tod und Leben sind nur zwei Phasen der Entwicklung; der wahre Weise erkennt sich in seiner Einheit mit dem Allgeiste, und damit ist er über den Wechsel der Dinge, über Tod und Leben erhaben.

Die Philosophie suchte diese Gedanken sowol zu begründen als in den Vedea nachzuweisen. Sie erhob Widersprüche und widerlegte diese durch Gegengründe. Man kam dabei bereits auf die Frage nach dem Erkennen selbst, und bildete unter dem Namen *Maja* ein System der Logik scharfsinnig und spitzfindig aus. Darneben strebte die Philosophie aber selbständig das Wesen der Dinge zu erforschen, und schlug dabei die zwei Wege ein, die wir auch in Griechenland bei den Eleaten und Atomisten, oder in der Neuzeit bei Spinoza und Leibniz, bei Hegel und Herbart finden. Man ging entweder von der Idee und dem Allgemeinen aus, oder sah die Principien im Individuellen und seiner Vielheit; woran sich sofort der Gegensatz einer idealistischen und realistischen Richtung anschließt. Die Anfänge für Indien sind die ältesten in der Menschheit, sie liegen bis ins 7. Jahrhundert v. Chr. zurück, während die Ausbildung bis ins Mittelalter geht; nach indischem Brauch haben aber auch hier die Nachfolger die Vorgänger aufgezehrt und das später Erreichte für das Ursprüngliche ausgegeben. Die freie Forschung, *Wimansa*, erkennt zunächst in *Brahma* die Weltseite und damit das reine und allein wirkliche Wesen; die Welt ist mit ihrer Vielheit und ihrem Wechsel nur Erscheinung, der Mensch setzt sich also vom Vergänglichen ab zum Wandellosen wenden: wer sich der Sinnlichkeit und den Begierden hingibt, verfällt ihrem Strudel, wer sich über sie erhebt und das Eine erkennt, vereinigt sich mit ihm und befreit sich zu seiner Wahrheit. Ward hier die Natur als eine Entfaltung, ein Ausfluß, eine Verdichtung des reinen geistigen Seins bezeichnet, und ihrer Mannichfaltigkeit die Realität abgesprochen, da sie in rastloser Auflösung ja auch wieder in ihren Grund zurücklehre und nicht bestche, so blieb die Frage wie denn das Eine dazu komme daß es sich zur Vielheit und zur materiellen Welt entfalte; und man bezeichnete das als ein Spiel *Brahma's*:

Zahllose Weltentwicklungen gibt's, *Sädhya*ngen, Zerstörungen,  
Spielend gleichsam wickelt er dies, der höchste Schöpfer für und für.

Kühnere Geister gaben die Antwort damit daß sie die Wirklichkeit der Welt leugneten und für einen bloßen Schein, für ein



Blendwerk der Einbildungskraft erklären, für eine Täuschung, welche aufhöre indem sie erkannt werde. Das Verlangen der Weltseele sich zu offenbaren läßt wie ein Bild im Wasser den Widerschein der Welt vor ihr vorüberziehen; dieser Zauber der Maja verstrickt die Sinne, aber das Denken durchbricht ihn. Es ist nur Ein Geist, Brahma, die Seelen sind keine Wesen für sich, sondern nur Funken seines Feuers, Strahlen seines Lichts, das Seiende in ihnen ist er; nur durch die Maja, die Täuschung der Phantasie, glaubt der Mensch außerhalb seiner zu sehen was in ihm ist, glaubt er einer äußern Welt mit Schmerzen und Freuden unterworfen zu sein, während er doch ungetrennt von Brahma lebt, der das eine Wesen in allem ist. Wer so sein Selbst als das allgemeine Selbst erfakt, sich in Gott erkennt, für den hören alle Scheindinge auf, der ist erhaben über Geburt und Tod, und sieht nur das eine in sich selbst gleiche unendliche Sein und Leben in allem. In ihm ruhend, ihm vereint, ist er befreit vom Leid der Erde und von den Banden des Körpers: er weiß daß in beiden nichts Ewiges und Wesenhaftes ist, und in das allein wahre Sein sich versenkend fühlt er dies und nur dies auch in sich, sagt er: Ich bin Brahm.

Wie wir auch die Kühnheit bewundern mit welcher diese indischen Weisen das Zeugniß des Gedankens, der nach Einheit und Ewigkeit im Sein trachtet, über die Meinung der Sinne stellten, und die Sinnenwelt, die Materialität, die in ihrer Hantgreislichkeit den Menschen für das Reale gilt, geradezu für Schein und nichtig erklärten, immerhin blieb unerklärt woher der Schein der Vielheit in dem ruhenden Einen, der Schein der Körperlichkeit in der Weltseele komme. Die Natur und ihre Mannichfaltigkeit drängte sich dem Bewußtsein immer wieder auf, und eine zweite philosophische Richtung, die Sankhya, an ihrer Spitze Kapila, fragte nach der Ursache der Erscheinungswelt, und fand sie in einer ursprünglichen Vielheit der für sich wirklichen Seelen, und in einer ursprünglichen Natur. Alle materiellen Dinge gehen aus dieser hervor, aber das Licht kann nicht aus der Finsterniß stammen, die Intelligenz bedarf eines eigenen Principis, und das sind die Seelen. Die Einwirkung der Intelligenz auf die Natur ist die Scheidung der Elemente, die Bildung der Dinge. Die Seele, in sich ewig, bekleidet sich mit dem Stoffe des Körpers, aber soll nicht von ihm gefesselt, sondern frei sein; die Enthüllung und Befreiung des Menschen ist seine Lösung von den Banden der Sinnlichkeit, die

Erhebung in seine geistige Wesenheit, mag auch die körperliche Natur noch bestehen, wie der Umlauf des Rades vermittelt des einmal gegebenen Anstoßes fortbauert. So ist auch hier die Selbstheit des Menschen durch seine Erhebung über die Materie gewonnen, und der Zweck ist daß das Individuum sich dem rastlosen Antriebe der Welt entziehe, in seiner Innerlichkeit von äußerem Glück und Leid sich nicht anfechten lasse, zu einem auf sich selbst beruhenden, sich selbst genügenden ewigen Sein gelange. Zeitliche Mittel, Opfer, Ceremonien können dazu nicht führen, sondern allein die Macht über Begierden und Leidenschaften, die Stille der Seele und der reine Gedanke.

In ihrem Ziel, in der Ueberwindung der Welt, in der Ruhe des Gemüths durch die Einskehr in die reine Geistigkeit sind also beide Richtungen einig; aber wie sie selbst im Gegensatz verharren, und die eine von der Einheit nicht zur Vielheit, die andere von der Vielheit nicht zur Einheit kommt, so bleiben sie beide im Dualismus, indem die Sautthjalehre Natur und Seele nebeneinander stellt, die Mimansa aber nicht dazu fortgeht den Ekan der Welt vielmehr als Erscheinung, als Selbstentfaltung des Wesens zu begreifen.

Der Grund von beidem liegt im indischen Charakter, in seiner Sehnsucht nach Ruhe. Sie ist ein Großes, die Sammlung, die Einskehr der Seele in sich selbst aus dem Treiben der Welt und aus der Verstrickung des äußern Lebens ist ein Heilsames und Nothwendiges, und es als solches erkannt zu haben gereicht den Indiern zur Ehre. Aber sie machten es zum alleinigen Ideal, und so verbanden sie den Begriff des Seins nicht mit dem der sich selbst bestimmenden Thätigkeit, sondern mit dem der bestimmungslosen Ruhe. Die Welt mit ihrem Unterschied und ihrer Bewegung sollte nicht sein, — war sie dennoch, so war das ein Unglück oder eine Täuschung, und sollte überwunden werden. Alles wahre Sein ist Selbstsein, das fühlten sie wol, aber daß das Selbst Ich und Geist ist, und dies nur sein kann als sich selbst erfassende, sich selbst setzende Thätigkeit, daß die That des Geistes, das Denken, sofort ein Unterscheiden ist, alle Bestimmtheit aber, alle Thatfache, als Selbstbestimmung und That des ursprünglichen Seins ebenso sehr in ihm ist als von seinem allgemeinen Wesen auch unterschieden wird, diese weitere Folgerung zogen sie nicht; sie lösten die Welt auf in Gott, Gott war nicht der wirkende, sondern der ruhende beschauliche Geist, damit aber in sich thatlos, und streng genommen

konnte die Verneinung des Willens, die stille friedselige Passivität das Ziel der indischen Weisen sein. Sie hatten in der Mimansa die Wahrheit des Pantheismus, das eine Wesen in allen Dingen, dies daß nur Gott durch sich selbst, alles andere in ihm und durch ihn ist; ihn in allem zu finden und nur ihn haben zu wollen, über die Welt sich zu erheben und sich in ihm zu versenken, in ihm Frieden zu gewinnen, dies in aller echten Mystik stets wiederkehrende Streben und Erlangen war ihnen eigen, war ihre weltgeschichtliche Größe, aber auch ihre Einseitigkeit. Sie gingen unter in Gott, statt in ihm wiedergeboren zu erstehen und sein Reich aufzubauen. Nicht schöpferisch in seinem Geiste zu wirken und in persönlicher Liebe sich mit ihm eins zu wissen erschien ihnen als das Höchste, sondern in seiner Ruhe zu ruhen, ja, wie sie sich ausdrückten, in ihm zu verlöschen. Statt eines weltüberwindenden Wirkens ward deshalb ein weltentsagendes Leiden das Grundgesetz ihrer Sittlichkeit.

Die Sinnlichkeit sollte nicht sein, man sollte sie als das Nichtigte erkennen, man sollte sie an sich abtödten. Deshalb gingen die Brahmanen nicht bloß in die Waldeinsamkeit um sich in stillem Sinnen in Gott zu vertiefen, sondern sie kasteiten auch ihren Leib durch Entsagung des Genusses und durch Selbstopferung. Es genügte ihnen nicht die Welt in Gedanken abzutödten und sich nur auf Gott zu richten, die Fesseln des Leibes sollten möglichst gebrochen, der Körper durch Hitze wie Regenguß, durch selbstbereitete Schmerzen allmählich abgetödtet werden. Statt ihn zu beherrschen und zum Organ des Geistes, zum Werkzeug idealen Wirkens zu machen, sollte der Leib zerbrochen werden als die Schranke welche die Seele von der Weltseele scheidet. Der ehemalige Heldensinn des Volks in freudiger Thatkraft war erschlaft, Ergebung und Entsagung ward gepredigt, aber daraus erwuchs wieder ein Muth des Duldens, ein Heroismus des Schmerzertragens und der bis zur Vernichtung fortschreitenden Ascese. Und zwar kam eine eigenthümlich indische Betrachtung hinzu. In jeder Sünde sah man ein Leid das der Sündigende einem andern Wesen zufügte; das Gesetz der Gerechtigkeit forderte daß er zur Sühne gleiches Leid erbulde. Wer nun aber mehr Leid auf sich nähme als er andern angethan, der gewönne dadurch einen Ueberschuß an Tugend und Verdienst, und dies erhöhte seine geistige Macht, sein Ansehen bei Gott. Das Wahre was in dem Gedanken liegt ist die Erkenntniß von der Bedeutung des Leidens für das Wachsthum der Seele, von der erziehenden Heilsamkeit des Schmerzes; wenn der Dichter von

unsern Thaten sagt daß sie so oft den Gang unsers Lebens hemmen so ergibt sich wie von selbst die Kehrseite daß Leiden, wenn wir sie recht aufnehmen, uns fördern, indem sie die Kraft bald stärken bald mildern, und die Seele vom Vergänglichem zum Ewigen lenken. Wie die Indier aber schon in der Zeit der Veden überzengt waren durch Gebet und Opfer einen Einfluß auf die Götter zu gewinnen, so bildeten sie die Ansicht von der Aese phantastisch dazu fort daß durch das Verdienst der über Gebühr ertragenen Schmerzen und freiwillig bereiteten Leiden der Selbsteiniger ein Recht gewinne nun wieder für sich etwas zu fordern, daß ihm Gott seinen Willen erfüllen müsse, daß der Väter durch die Kraft der Buße über die Götter mächtig werde.

War die Welt selbst in rastlosem Auf- und Untergang nur ein Spiel Brahma's, ein Traum, ein Spiegelbild der Phantasie, so hatte an den Gesetzen der Wirklichkeit die Einbildungskraft keine Schranke mehr, sondern waltete und schaltete ungehemmt von Raum und Zeit und von der Naturordnung. Der klare Lebensblick, die Naturfreude, die Thatenlust der frühern Tage wich einer Weltentfagung, einer frideseligen Ergebung, einem träumerischen Idealismus auch in der Poesie. Schon in Rama sahen wir das Musterbild des Gehorsams, der nachgiebigen Tugend; jetzt treten die Väter an die Stelle der Helden, und die Innerlichkeit des Gemüths oder die Tiefe und Sinnigkeit der Betrachtung wird jetzt das Werthvollste in der Dichtung. Wir geben aus dem Mahabharata einige Proben.

Als Indra nach der Tödtung Britra's sich zurückgezogen und Nahusha sich des Thrones bemächtigt hat, da meint dieser sich durch nichts mehr als der mächtigste aller Bewerber um die Götterkönigin zu erweisen, als wenn er seinen Wagen von den Nishis, den heiligen Weisen der Vorzeit ziehen lasse. Sein Uebermuth stürzt ihn, den in eine Schlange verwandelten, zu Boden, als er sie frevelhaft mit dem Fuße stößt ihren Gang zu beschleunigen.

Im Kampf der Götter und bösen Geister ist Usanas der Opferpriester dieser lektorn, er weckt stets die Gefallenen wieder auf; die gleiche Kunst zu lernen tritt Katscha nach dem Wunsch der Götter bei Usanas als Schüler ein. Die Dämonen merken das, hacken ihn in Stücke und werfen ihn den Wölfen vor. Aber schon kann die Tochter Usanas, Dewajani, nicht leben ohne ihn, und wie ihr Vater ihn ruft, lehrt er aus den Leibern der Wölfe unverletzt nach Hause. Sie werfen ihn ins Meer, es gibt ihn zurück.



Sie brennen ihn zu Asche und mischen sie in Msanas Wein, und wie er in dessen Weib ist, empfängt er selbst die Wiederbelebungs-kunst; der Vater stirbt als er ihn ruft, aber der Schüler belebt ihn wieder. Später wird Dewajani im Scherz von der Königs-tochter beleidigt; diese muß ihr dafür als Magd dienstbar werden, wiewol der Brahmane sagt: Wer die Schmähungen anderer mit Geduld und Sanftmuth trägt der hat die ganze Welt besiegt. Dewajani faßt den König Bajati als er sie aus einem Brummen zieht bei der Hand, daß er ihr Gemahl werde; aber nur vom Vater will der sie empfangen, denn gefährlich ist die giftige Schlange, gefährlicher des Feuers Wuth, aber das Gefährlichste währe der Zorn eines Brahmanen. Der Vater gibt ihm die Tochter zum Weibe, aber ihre Dienerin sollte er nicht ehelichen. Als indeß diese von ihm dennoch drei Söhne, die Gattin aber nur zwei erhalten hat, da wünscht ihm der Brahmane daß er sofort seine Jugendkraft verliere. Er wendet sich an die Söhne daß sie ihm für 1000 Jahre das Alter abnehmen, dann wolle er ein Greis sein und solle der Sohn wieder jung werden. Aber der eine haßt das Alter weil Trank und Speise nicht mehr munden, der andere weil es der Liebe Lust vernichtet, der dritte weil man nicht mehr reiten und fahren kann, der vierte weil es zu unverständlichem Reden führt; nur der Jüngste opfert sich für den Vater. Wie dieser aber die 1000 Jahre in Blumenfreude lebt, erkennt er daß die Begierde der Lust keine Befriedigung im Genuß findet, vielmehr der Mensch als ihr Sklave ruhelos hin und her getrieben wird; er gibt dem Sohne die Jugend wieder, weicht ihn zum König, und widmet sich dem einsamen Denken an Brahma. Er besiegt seine Leidenschaften, lebt im Walde von Wurzeln, verfinst in Schweigen, nährt sich 30 Jahre von Wasser und ein Jahr von Lust, steht ein Jahr zwischen fünf Feuern auf einem Baum; er verdient sich so den Himmel und zieht zu den Göttern ein. Indra fragt den Bajati wenn er an Irkimmigkeit gleiche; der Blüher meint er fände nicht einen der ihn erreiche. Indra versetzt: Weil du in Hochmuth dich über die Gleichen und Bessern erhebst, hast du dein Verdienst im Himmel getilgt. Denn Buße und Tugend sind die Wege zum Himmelsthor, aber es öffnet dem sich nicht der sie aus Ehrgeiz übt oder hochmuthsvoll auf sie blickt. Und Bajati fällt zur Erde hinab. Zum Glück verrichten gerade vier seiner Enkel ein Opfer, und er schwebt sanft auf dem Himmel und Erde verbindenden Strem des rustenden Stauches hernieder. Die Enkel



fragen ihn ob sie einen Platz im Himmel haben, er bejaht es: einer habe durch Freigebigkeit, der andere durch Frömmigkeit, der dritte durch Tapferkeit, der vierte durch Treue und Wahrhaftigkeit den Himmel verdient. Da schenkte jeder dem Aynen seinen Platz im Himmel und Jasati stieg auf ihr Wort wieder empor; zugleich aber erschienen vier senrige Wagen um die frommen Enkel gleichfalls zur ewigen Herrlichkeit einzuführen.

Wol die schönste Dichtung dieser Zeit, dem Lied von Mal und Damajanti aus dem Heldenalter vergleichbar, ist die Sage von Savitri. Dem frommen König von Madra wird spät ein holdes Kind geboren. Wie die Tochter zur Jungfrau erblickt, schmal um den Leib, die Hüften breit, lotosähnlich, flammend in Schönheitsglut, da wagt niemand sie zur Gattin zu begehren, so blendend ist der Glanz ihrer Herrlichkeit. Mit unausgesprochenem Verlangen legt sie eines Tages den Nest der Opserblumen zu Füßen des Vaters und steht mit gefalteten Händen neben ihm. Da heist er sie den Wagen besteigen und von Ort zu Ort, von Hain zu Hain fahren bis sie den Mann finde den sie zum Gemahl wähle. Die Helmkehrende erzählt daß sie im Walde den Satjavat gefunden, der dem erblindeten und des Throns beraubten Vater in die Einsamkeit gefolgt, den wünsche sie zum Gatten. Der weise Narada preist die Tugend und Schönheit des Jünglings, aber beklagt es daß derselbe in Jahresfrist sterben müsse. Doch Savitri bemerkt, nachdem ihr Herz entschieden, ihr Mund gesprochen habe, möge auch das Werk vollbracht werden. Der König geleitet sie in den Wald, die Vermählung wird gefeiert und Savitri ist nicht bloß das Entzücken des Gemahls, sondern wird durch Tugend, Zucht und Freundlichkeit beliebt bei jedermann. Im Herzen gedenkt sie aber an das schwere Wort des Heiligen und legt das Vorkelchgewand der Nüchtern an. Als es noch vier Tage bis zu Satjavats Tode sind, sagt die Herrliche daß sie zufolge eines Gelübdes drei Tage und Nächte lang rezungslos und fastend sitzen wolle. Als der vierte Morgen graut da opfert sie mit Senfzen. Die Brahmanen grüßen sie mit dem Wunsch daß sie nie Witwe werden möge, sie nimmt es kummervoll an. Satjavat will mit dem Beil nach Holz in den Wald gehen. Sie begleitet ihn. Er preist ihr die Reize des blütenvollen Hains, sie sieht nur ihn, den Gemahl, der furchtbaren Stunde zedend die nun kommen soll. Und Satjavat wird mude, fühlt einen Schmerz im Haupt und legt es in Savitris Schoß und entschlummert. Da tritt schrecklich schön,

eine Schlinge in der Hand, der Todtengott Jama zu ihr hin und zieht aus Satjavat's Leibe die Seele wie ein baumengroßes Männchen hervor, bindet sie mit seiner Schleife und geht von dannen. Stumm und gramvoll folgt ihm die gattentreue Savitri. Wehre um, sagte er, du hast den Gatten weit genug begleitet, halte die Todtenfeier. Sie versetzt: Meine Pflicht ist den Gatten überall hin zu begleiten. Man sagt mit wem man fünf Schritte gegangen der sei schon unser Freund; drum höre freundlich was ich sagen will:

Nicht undvorsichtig ist im Walde wohnen  
Mit Tugentbildung; denn die Weisen nennen  
Die Tugend ihren Schutz und ihre Wohnung;  
Bei Guten ist die Tugend drum das Erste.

Durch Eines Tugend nach der Guten Glauben  
Sind alle wir zum Weg des Heils gekommen,  
Und suchen keinen Zweiten, keinen Dritten.  
Bei Guten ist die Tugend drum das Erste.

Der schöne Spruch entzückt Jama, sie soll eine Gnade wählen, nur nicht das Leben Satjavat's. Sie wünscht daß ihr blinder Schwiegervater sehend werde. Es sei, du Fromme, sagt der Gott. Aber jetzt lehre um, du ermüdest. — Wo mein Gatte ist ermüde ich nimmer, erwiderte Savitri. Ich folge dir wo du ihn hinführst. Höre weiter meinen Spruch:

Die Guten dürfen einmal nur sich finden,  
Dann werden sie als Freunde sich erkennen;  
Der Guten Freundschaft ist von großem Segen;  
Drum unter Guten wähle deine Wohnung.

Jama nennt ihr schönes Wort herzerquickend und verstandenerleuchtend, und verheißt ihr eine neue Gnade, nur nicht das Leben Satjavat's. Sie wünscht daß ihr Schwiegervater wieder in sein Reich eingesetzt werde. Dann fährt sie fort, als Jama sie unterlehren heißt:

Wohnwesen, geben, hilfsreich sein wie mit dem Worte mit der That  
Den Herzen Grund ohn' Unterlaß das ist des Guten stete Pflicht.  
Das über diese Welt wol auch aus Menschengunst und Menschenfurcht;  
Die Guten aber lieben auch, wo sie ihn treffen, ihren Freund.

Dem Gott ist diese Rede süß wie Wasser dem Dürstenden, er gewährt ihr noch einen Wunsch, nur nicht das Leben Satjavat's. Sie erbittet einen Sohn für ihren Vater. Es sei, sagt der Gott, doch lehre jetzt um, du bist schon weit gegangen. — Nicht weit ist wo mein Vater ist, noch weitere Sehnsucht hat mein Herz, erwidert sie, und bittet vom Herrn des Nichts im Wehen um weiteres Gehör:

Nicht auf sich selbst vertrauet man wie auf die Guten man vertraut,  
Deswegen muß den Guten auch ein jeder Mensch gewogen sein.  
Vertrauen faßt man leicht zu dem der ohne Falsch und Missethät ist,  
Deswegen kann Vertrauen nur da walten wo es Gute gibt.

Jama verheißt ihr eine vierte Gnade, nur nicht das Leben Satjavat's. Sie wünscht Nachkommenschaft für Satjavat und sich. Der Gott gewährt es. Sie fährt fort:

Die Guten sind für andre immer thätig,  
Nicht um sich Gegendienste zu verdienen;  
Sie wirken immer, weil sie wol erkennen:  
So wandeln ist der Wille des Verehrten!

Doch nicht vergeblich ist der Guten Wirken  
Und ihres Handelns Frucht ist nicht vergänglich;  
Der Gute führt durch Wahrheit selbst die Sonne,  
Der Gute hält durch Frömmigkeit die Erde.

Da sagt der Gott:

Je länger du so stillstich wahr, gemüthlich, sinreich, lieblich sprichst,  
So mehr verehr' ich, fromme, dich; drum wünsche was du haben willst.

Savitr:

Diesmal ist deine Gnade nicht wie sonst der Seligkeit beraubt;  
Gib mir das Leben Satjavat's, gib mir das Leben des Gemakts!  
Gib mir mein Leben wieder, gib mir Himmel, Glück und Seligkeit.  
Zum Ueberflusse wünsch' ich noch was du mir schon verwilligt hast;  
Denn da du mir und Satjavat Nachkommenschaft verleihest, da schon  
Habst du mir den Gemakt zurück; drum gib das Leben Satjavat's!

Jama gab ihr mit Glück- und Segenswünschen den Geist des Gemakts zurück, und sie ging wieder dorthin wo der entseelte Veih lag, und nahm das Haupt wieder auf den Schoß. Satjavat erwachte wie aus tiefem Schlaf, und fragte warum sie ihn nicht ge-

weckt habe, da die Nacht schon hereingebrochen; die Aestern würden in Sorge sein. Er hieb einen dürrn Ast ab und zündete ihn zur Fackel an:

Zur Wehre führte Satjavat die Art in seiner rechten Hand,  
Und mit der Linken faßte er die linke Schulter Savitri's.  
Sie aber mit der Linken trug den Brand, und schlang den rechten Arm  
Um Satjavat. So wanderten die beiden durch den kühn'n Wald.

Der blinde Dumatjafen saß aber unter den Brahmanen, die seine Angst um die Kinder mit frommen Sprüchen und Erzählungen beschwichtigten. Und auf einmal konnte er sehen wie Satjavat und Savitri eintraten. Savitri erzählte den Verwunderten wie ihr Leid in Freude verwandelt worden, und wo man Frauen-tugend rühmt, wird sie zuerst genannt.

Erinnern wir uns daß Yama nach alt-arischer Mythe der erstgeborene paradiesische Mensch war, der dann als Erstling der Gestorbenen im Jenseits der König der Seligen, der Herr der Gerechtigkeit ist, so wird offenbar daß mit dem einen Gerechten, der uns allen den Weg zum Heil gewiesen, er selber gemeint ist. Und so sagt auch Savitri sie sei dem Gotte nachgegangen, ihn mit Wahrhaftigkeit preisend, bis er ihr Gnade verliehen. Was die Feindesliebe angeht die sie fordert, so stimmen mit diesen Worten zwei andere indische Sprüche: man solle keinen verachten, denn der Niend bescheine auch die niedrigste Hütte, die des ausgestoßenen Tshandala; man solle Böses mit Gutem vergelten, wie der Sandelbaum noch die Art, welche ihn fällt, mit Wohlgeruch fülle.

Ich kenne in keiner Literatur ein Gedicht in welchem die thatkräftige und hingebende Liebe durch das Wort sittlicher Wahrheit solchen Sieg erringt und so verherrlicht wird, wenn wir nicht Goethe's Iphigenie bei aller sonstigen Verschiedenheit doch in dieser Hinsicht heranziehen wollen.

### Das Buddhistenthum.

„Es war eine wunderbare Welt welche die Phantasie der Brahmanen geschaffen hatte. Die Erde war mit wandernden Seelen bevölkert, die Ueberwindung und Abtödtung des Fleisches befreite von den Schranken des individuellen Lebens, die Thaten der Heiligen griffen über die Grenzen der Erde hinaus, ihre

Zaubereien schalteten mit den Gesezen der Schwere, mit den Bedingungen der natürlichen Existenz nach Wohlgefallen. Die bunten Bilder welche die Natur des Landes zuerst in dem Geist der Indier geweckt und erregt hatte, spiegelten sich allmählich immer krauser und sonderbarer in den Legenden von den Wunderthaten der großen Heiligen und Väter. Ueber diesen Märchen, über den Wundern welche auf Erden und im Himmel geschahen, vergaß das Volk den gedrückten Zustand in welchem es lebte. Je länger die Indier in dieser Zauberwelt der Götter und Heiligen verweilten, um so gleichgültiger wurden sie auch gegen den wirklichen und prosaischen Zusammenhang der Dinge, um so stumpfer wurde der Sinn für das was in der realen Welt vorging. Da die Götter und Geister nach den Legenden der Brahmanen beständig in das Leben der Menschen eingriffen, die Heiligen ohne Unterlaß den Himmel erschütterten, verschwammen allmählich die Grenzmarken beider Welten, Himmel und Erde wurden zu einem formlosen Chaos durcheinander gewirrt. Das Bedürfnis des Wunderbaren wuchs mit seiner Befriedigung. Um das zu überbieten was man bereits besaß mußten immer stärkere Farben aufgetragen werden, die Phantasie mußte immer stärker angespannt werden um den überreizten ermüdeten Sinn von neuem reizen zu können. So kam es daß die Indier am Ganges endlich von der Welt der Götter mehr wußten als von den Dingen auf der Erde, daß sie dem wirklichen und thatkräftigen Leben wie kein anderes Volk entfremdet wurden, daß das Reich der Phantasie ihr Vaterland und der Himmel ihre Heimat wurde.“

Diesen treffenden Worten Max Müller's, die den Fortgang der indischen Geschichte unter dem einmal entwickelten Brahmanenthum bezeichnen, fügen wir hinzu daß eine Ummasse von Gebräuchen und Ritualvorschriften an die Stelle des lebendigen Glaubens, der innerlichen Gottesverehrung trat, daß die Hierarchie jede Verlesung mit einem System gegenwärtiger Peinigungen ahndete und mit zukünftigen Qualen bedrohte, daß im bürgerlichen Leben die Standesunterschiede durch priesterliche Säkung als eine göttliche Ordnung befestigt und den untern Massen ihr Ves als eine Strafe für das frühere Leben dargestellt, Ergebung in den Druck von oben gepredigt wurde, daß das Volk die selbstthätige Führung seiner Angelegenheiten verlor, und die Könige in den vielen nebeneinander bestehenden Reichen für den Schutz, den ihre Macht gewährte, die Frucht der Arbeit von Bauer und Bürger in Anspruch nahmen. Das



Gesetzbuch des Manni stellte alle diese Sagen als göttliche Ordnung und Offenbarung der Urzeit zusammen. So ward dem Volke in der That das Leben eine Strafe, eine Qual, so ward die Sehnsucht der Seele darauf gerichtet endlich einmal zur Ruhe zu kommen, dem Reiter des Leibes zu entfliehen ohne von neuem in ihn gebannt zu werden. Die Philosophie welche die Lösung von der Fessel der Natur, welche die Versenkung der Seele in das reine bewegungslose Sein der Weltseele lehrte, war eine Folge und ein Trost dieser Stimmung; wenn die ganze Wirklichkeit nur ein verworrenes Traumbild war, aus dem man in Brahma erwachen sollte, so galt auch die Kastenordnung und der äußere Cultus dem erleuchteten Sinne nichts im Vergleich mit der Vertiefung des Geistes in das Göttliche, mit seinem Aufgehen in ihm.

Bei einer solchen Weltlage war es daß um das Jahr 600 v. Chr. in den südlichen Abhängen des Himalaja in Kapilavastu ein Königssohn im Geschlecht der Saksja geboren wurde. Er ward ritterlich erzogen und führte früh ein genussvolles Leben, kam aber im zwanzigsten Jahr in ein Dorf, wo er das Elend des Volkes sah, und wie er auf einer Lustfahrt einem Kranken, einem Greise, einem Leichnam begegnete, da versank er in Nachdenken über die Uebel der Welt und kam zu dem hochherzigen Entschluß dem Thron zu entsagen, die Ursache über die Noth der Menschen zu erkennen und auf ihre Vinderung zu sinnen. Das Leben, sagt er, gleicht dem Funken, der durch Reibung aus dem Holz hervorspringt; er entzündet sich und verlöscht, ohne daß wir wissen woher er kam, wohin er geht. Es gleicht dem verhallenden Ton der Lyra. Es muß eine höchste Geisteskraft geben, in der wir Frieden finden; könnte ich sie erreichen, so könnte ich der Menschheit Licht bringen, wäre ich selbst frei, so könnte ich die Welt befreien. Er begab sich in eine brahmanische Einsiedelei, aber er fand hier weder die rechte Erklärung noch die Mittel zur Hülfe für die Leiden der Menschheit. Er nahm selbst jahrelange strenge Bußübungen auf sich, und fand in tiefstem Nachdenken, in welchem er in leidenschaftsloser Ruhe der Welt entrikt war, die Erlösung, den Frieden. Als Bettler durchzog er zwanzig Jahre lang das mittlere Indien. Nicht in Bergen oder Wäldern und unter heiligen Bäumen, predigte er, sel die Zuflucht zu finden welche vom Schmerz befreit, sondern in der Erkenntniß der vier Wahrheiten: des Uebels, seiner Entstehung, seiner Vernichtung, und des Wegs welcher dahin führt.

Buddha, der Erweckte, der Erlauchte, wie nun der Erfindler aus dem Geschlecht der Sakja (Sakjamm) genannt wird, betrachtet zunächst die gegenwärtige Welt nicht als das wahre und sich vollendete Sein, sondern als ein rastloses Entstehen und Vergehen, das niemals zur Ruhe kommt, vielmehr in immerwährender Umschwung herumgetrieben wird und in diesem Wechsel seine Nichtigkeit beweist. Aber die Seele ist in diesen Naturlauf hinein gestellt, und es ist eine Qual für sie wenn sein Wirbel sie fort reißt. Wir leiden in diesem Triebwerk die Stöße seiner Räder, und selbst wo es uns Freude bringt, lauert der Schmerz daneben, weil der Gegenstand der Lust uns alsbald entzissen wird. So ist für uns im Diesseits kein Heil, die Seligkeit winkt erst am andern Ufer, im Jenseits, nicht in der Welt des getheilten werdenden und wieder vergehenden, sondern in der Sphäre des reinen und einen, ewigen in sich beruhenden Seins. Darin aufzugehen, durch die Vernichtung des Eigenwillens, der Begierde, der Selbstsucht Ruhe und Frieden zu finden ist das höchste Ziel. Der Weg dazu ist daß man das Herz vom Irdischen losbindet, bedürfnisfrei dem Wechsel der Außenwelt nur zuschaut, auch an den Ursachen des Vergnügens, die ja durch ihre Vergänglichkeit den Schmerz im Gefolge haben, nicht fester hängt als der Regentropfen am Verodblatt, daß man Herr seiner Sinne, Herr seiner selbst wird, und durch die Befreiung von allem Begehren die Stille der Seele erlangt, die alles von sich abthut was sie nicht selber ist, auch die wandelbaren Empfindungen und Vorstellungen. Der Weg zum Heil ist die Weltentfagung, Armuth und Keuschheit. Das verlangt der Weise von seinen Jüngern, aber jede Selbsteinigung sei eine die Schmerzen vermehrende Thorheit, das Böse werde durch Bekenntniß und Reue überwunden. Durch Bezähmung der Sinne, durch Selbstentäußerung sollen wir der Vergänglichkeit entfliehen und im Ewigen und Wandellosen Ruhe finden.

Dies Ziel des Geistes, das Nirvana, bezeichnet die bildliche Sprache als Verwehen, als Verlöschen gleich einer Lampe. Ich nehme es nicht als Vernichtung. Der Buddhismus lehrt ja gerade das völlige Ungenügen, die Nichtigkeit der Welt, die niemals wirklich ist, sondern immer vergeht; die Flucht aus ihr ist die Einsicht in das wahre Sein. Da herrscht Einklang, hier Zwiespalt und Trennung, da Frieden, Ruhe, Seligkeit, hier Kampf, Schmerz, Rastlosigkeit. Buddha redet eine ganz ähnliche Sprache wie christliche Mystiker: wir müssen uns selbst absterben, alle

Selbstsucht, aller Sonderwille muß aufhören; aber der Geist soll nicht angezigt, vielmehr befreit werden, aus der Zeitlichkeit in die Ewigkeit eingehen. Auch Buddha hielt an der Seelenwanderung fest: der Mensch muß durch die Schöpfung wandern, seine jetzige Stellung ist bedingt durch sein früheres Dasein, ist eine Folge früherer Handlungen; der Tod als solcher ist nicht der Weg zum Nirvana, zur seligen Ruhe, vielmehr wird der leiblich Sterbende wiedergeboren nach Maßgabe seines Lebens, und das Schicksal ist kein blindwaltendes Verhängniß, sondern das Werk der Geschöpfe selbst, die nothwendig fortwirkende Folge ihrer Thaten; die neue Geburt ist die Frucht der im vorhergehenden Leben vollbrachten Werke. Vom Weltall und von der Naturordnung selbst sagt der Buddhismismus nicht bloß daß sie um der Individuen willen vorhanden seien, nein, wie Köppen dargethan hat ist ihm der Umschwung der Dinge in Entstehen und Vergehen eine Folge des Verdienstes oder der Schuld der lebenden Wesen, und die Welt in ihrem Verlauf ein Resultat der sittlichen Zustände und der Handlungen der Seelen. Und diesem schmerzvollen Umgetriebenwerden will der Geist entfliehen, von diesem Wirbel will er frei werden. Buddha hat die Noth, die Unvollkommenheit, das Ungenügen des gegenwärtigen Lebens richtig und tiefsinnig erkannt; er streift daran den letzten Grund im Abfall des Geistes, des Geschöpfes von seinem Wesen, von Gott, im Trug der Selbstsucht zu erfassen. Und wenn er als den Weg aus dem Leiden des Diesseits zur Ruhe des Jenseits die Sinneubändigung, die Selbstentäußerung, die hingebende Liebe für alle Wesen bezeichnet, so ist das kein Weg ins leere Nichts, denn das wäre der Selbstmord, sondern die Umkehr aus dem Schein und Stückwerk in das Sein und die Vollendung, die Gottseligkeit. Buddha hat das wahre Wesen zu wenig positiv bestimmt, er hat den Geist zu wenig als die Energie erfasst die das Seinsollende verwirklicht, ihn zu sehr als die Stille der Beschaulichkeit und der Ruhe einseitig angesehen, und daher auch für den Menschen statt der Weltüberwindung und Weltvollendung, der Begründung des Gottesreichs, die Weltentfagung gelehrt. Wie die Indier überhaupt zu wenig den Willen, diese Achse des Geistes, verstehen und ausbilden, sondern einseitig dem Grübeln und Drüben der Intelligenz und dem willkürlichen Spiele der Phantasie sich ergeben, hat auch für Buddha die Willenlosigkeit und Passivität sich in den Vordergrund gestellt; wie die Indier überhaupt hat er in der Welt nur den Schein, nicht die Erscheinung des Wesens

gesehen und darum das Warten Gottes in der Natur und in der Geschichte, seine Offenbarung in der natürlichen und sittlichen Weltordnung nicht gefunden. Darum ist ihm auch das Jenseits u. seiner Lehre leer geblieben, und der Sieg über die Selbstsucht ward von den Seinen in die Selbstlosigkeit gesetzt. Aber das darf uns nicht hindern den Wahrheitskern in seinem Streben und Willen hochzuachten.

Was die Seelenwanderung angeht, so hat Bunsen bemerkt: daß die philosophische Verfolgung dieses Glaubens schon die alten Aegyptier dahin führte als Ziel die wahre Seligkeit, das Aufhören dieses Wechsels der Gestalten und Formen des irdischen Daseins anzusehen. Das Ziel war die Vereinigung mit dem höchsten Götzen, mit Osiris, keineswegs ein Aufhören des Selbstbewußtseins. Aber die Trennung der Seele von Gott hört auf. Ihr besonderheitliches, oder mit Tausler zu reden, creatürliches Leben hört auf, aber es ist nicht ihr eigentliches Leben, das ist vielmehr hienieden verborgen, doch nähert sich ihm der Mensch welcher die Nichtigkeit der Dinge einsieht, als die ihr Wesen nicht in sich selbst haben, sondern in Gott. Da will er nichts mehr für sich sein, sondern in seinem Wesen, in Gott leben. Bunsen weist daneben auf die alte Erzählung von Buddha's Ende hin, wo der Weise, aus tiefem Sinnen erwachend, anruft: „Der Einsiedler hat verzichtet auf ein Sein welches verschiedene Eigenschaften hat, und auf die Elemente welche dieses Leben bilden; festhaltend am Geist, in sich vertieft, hat er seine Muschel zerbrochen, davoneilend wie der Vogel der aus dem Ei schlüpft. Ich war hassend, leidenschaftlich, irrend, unfrei, unterworfen der Geburt, der Sorge, dem Leid; nun hab' ich erlangt die höchste Weisheit und bin ohne Selbstsucht, ohne Begehren, ohne Feindschaft. Mögen viele Tausende als Heilige leben und wiedergeboren werden in der Theilhaftigkeit der Welten Brahma's und sie in zahllosen Scharen erfüllen.“ Da ist offenbar im Ausdruck der Ruhe, des Friedens, der seligen Gemeinschaft mit Gott die Persönlichkeit erhalten, aber als eingegangen in das wahre und vollendete Sein. — Und so beginnt die Seligkeit für den Erluchteten schon hier; der rechte Weg zum Himmel ist geöffnet, Buddha ist am andern Ufer, ist eingetreten in die Strafe des Nirvana; er kann im Kleide sagen daß er den Grund für das sinnliche Leben gefunden und überwunden habe, die irdische Begierde, die stets den Leib von neuem baut:



- Geburtentkreislauf zahllos stünde mir bevor, hatt' ich  
Gefunden nicht des Hauses Meister welchen ich gesucht;  
Järrwahr, Geborenwerden ohne End' ist Schmerzensvoll.  
Du bist erschaut, des Hauses Meister! Nun wirß du  
Das Haus nicht wieder bau'n! Zerbrochen sind  
Die Balken dir, des Hauses Stiebel ist gestürzt:  
Der Geist, der eingegangen in Nirvana ist,  
Hat des Begierens Durst mir gänzlich ausgelöscht.

Die Lehre Buddha's schließt sich theoretisch an die Philosophie Kapila's, und sein Aufgehen im reinen ewigen Sein ist nicht viel verschieden von dem Einmen des Brahmanen, der in sich vertieft seine Einheit mit Brahma, der Weltseele, ausspricht. Aber von Haus aus war der Grundzug seiner Natur ein echt religiöser, das Mitgeföhl mit den Leiden der Menschheit, und die Befreiung von denselben sollte nicht durch Selbstquälerei oder auf theoretischem Wege, sondern durch Reinigung von der Sünde, durch Selbstbeherrschung und Gemüthsruhe erlangt werden. Indes auch mit dieser Wendung hätte Buddha wol nur als ein Sektenstifter gewirkt, zumal seine Forderung der Celosigkeit und geschlechtlichen Enthalttsamkeit mit der menschlichen Natur nicht besteht, und diese entweder aufhören, oder jene sich auf einen engern Kreis beschränken muß. Dieser engere Kreis waren die Entfagenden und Geweihten, die Jünger Buddha's, die ihm nachfolgten und nach seinem Tod in löstertlicher Weise lebend seine Lehre ausbreiteten und deren Priester wurden. Aber der große Schritt den er that bestand darin daß er sich an das ganze Volk, nicht an eine Klasse wandte, daß er sich gerade an die Armen und Unterdrückten mit seinem Troste richtete, daß er sein Gesetz ein Gesetz der Gnade für alle nannte. Auch wer hier nicht zur völligen Befreiung von der Welt gelangte der sollte doch darauf vorbereitet, dessen Zustand sollte doch erträglich werden. Und so fordert er ein stilles friedliches Leben von allen. Jeder solle Ruhe in seine Sinne bringen. Die Menschen sollen sich als eine große Leidensgenossenschaft ansehen, die einander nicht noch Schmerz zufügen, sondern Mitleid miteinander haben, Barmherzigkeit und Liebe üben sollen. Nicht Opfer, nicht Ceremonien frommen und beseligen, sondern die Erfüllung dieser sittlichen Gesetze; ja selbst ohne gute Werke, durch Glauben und Liebe wird der Mensch selig. Das Gebet des Glaubens und der Liebe aber gilt für alle; die Klasse ist gleichgültig; sie ist allerdings ein Werk des Geschicks, das sich der Mensch durch frühere Thaten



**F** bereitet hat, aber in jedem Stande, in jeder Lage kann er durch Bezähmung der Begierden, durch Buße und Liebe die höchste Seligkeit erlangen. Damit war das Wort gesprochen das für ganz Indien das befreiende hätte werden können, wenn das Volk über dem Jenseits nicht das Diesseits vergessen, sondern die praktischen Ziele des gegenwärtigen Lebens sich gesetzt hätte. So aber erhob sich gegen Buddha der Widerstand der Brahmanen, denen nach viel hundertjährigem Kampfe auch der Sieg gelang, freilich um unter die Fremdherrschaft der Muhammedaner, dann der Europäer zu kommen. Die Muhammedaner nahmen indische Culturelemente auf und pflanzten sie fort, die Europäer gründeten das Studium des indischen Alterthums; aber noch warten wir darauf daß ihre Bildung im Bunde mit dem Christenthum einen neuen freien Lebensdag für den Osten heraufführe.

Wie Christus zur Samaritanerin, so trat Buddha's Lieblingsjünger Ananda zum wasserschöpfenden Thandalamädchen und begehrt zu trinken; sie entgegnete daß sie ja eine der Ausgestoßenen sei, deren Berührung verunreinige. Er versetzte: Meine Schwester, ich frage nicht nach deiner Kaste, gib mir zu trinken. Und Buddha nahm das Mädchen unter die Geweihten auf. Wie Christus durchbrach er die Schranken der Nationalität, sein Gesetz sollte allen Völkern verkündigt werden. Wie Christus meinte er daß es schwerer für die Reichen und Glücklichen sei zum Heil zu gelangen als für die Müheligen und Beladenen. Wie bei Christus ist die allgemeine Liebe der Mittelpunkt seiner Sittenlehre. Mildthätigkeit, Aufopferung für die Brüder ist der Kern seiner Forderungen, es nicht bloß den Menschen, auch den Thieren soll unser Wohlwollen, unser Erbarmen gelten. Ist bei Buddha in ethischer Beziehung ein Mangel, so liegt dieser darin daß er mehr ein Dulden, Hingeben und Mitleiden, als ein Ringen und Wirken, ein positives Schaffen der Liebe lehrte, mehr zum Eudämonismus als zu großen Thaten führte. Aber gerade dadurch hat seine Religion unter den rohen Völkern, die sie annahmen, sittigend, sänsfigend ihren wohlthätigen Einfluß geübt.

Unter dem Namen Dhammapada sind die Sprüche gesammelt, die man Buddha selber zuschreibt; wir übersetzen den Titel weit am besten: Weg des Heils, da Dhamma sowol die Sakung des Glaubens als das Gesetz des Willens bedeutet, durch beides aber die Seligkeit erreicht werden soll. Ich stelle daraus einige der bezeichnendsten und schönsten Gedanken zusammen. Welch milder

Seelenadel herrscht in ihnen, wie sind sie fern von allem Ceremoniösen, Heußerlichen, rein auf sittliche Wahrheit hingewandt; ein neues Zeugniß daß die Gründer der Religionen das Wesentliche rein hervorheben!

Das was wir sind ist das Ergebniß von dem was unser Herz gedacht:  
Wer Böses denkend spricht und handelt das Uebel folgt ihm drauend nach,  
Wer Gutes denkend spricht und handelt der führt das Glück als Schatten mit.

Wer nach der Lust der Sinne trachtet, sich müßig, kraftlos nicht beherrscht,  
Ihn übermächtigt der Versucher sowie der Wind den schwachen Baum;  
Wer nicht nach Lust der Sinne trachtet, maßvoll und starr sich selbst beherrscht,  
Der widerschet dem Versucher sowie dem Wind ein Felsgebirg.

Nachdenken ist der Weg zum ewigen Leben,  
Gedankenlosigkeit des Todes Pfad;  
Die sterben nicht die mächtig sind im Denken,  
Gedankenlose sind so gut wie todt.  
Die weisen Denker kommen nach Nirvana  
Zum Wohl der Ruhe, zur Glückseligkeit.  
Zwar wenige kommen an das andre Ufer,  
Das meiste Volk reunt auf und ab am Strand;  
Doch die dem Wort der Wahrheit treulich folgen  
Gehn durch des Todes Macht hindurch zum Heil.  
Und wie den Freund, der heimkehrt, seine Lieben  
Empfangen ihre guten Werke sie.

Gutes thun und Böses meiden, seine Seele reinigen,  
Das ist des Erwesten Lehre, das der rechte Weg des Heils.  
Trägheit ist der Weg des Todes, Wachsamkeit des Lebens Weg.

Wirk weg Unreinigkeit, so wirst du frei von Schuld  
Und gehst ins Himmelreich der Auserwählten ein.

Wer niemand kränkt, wer stets sich selbst beherrscht,  
Der geht zum ewig Wandellosen ein,  
Und droben gibt es keine Peiden mehr.

Die Welt ist eine Wasserblase, ein leichtverwehtes Bollenbild;  
Wer also auf sie niederblicket den sieht der Todeskönig nicht.

Wer nichts liebt noch haßt ist frei von Fesseln,  
Von der Lust flammt des Verlustes Sorge,  
Von Begierde flammet Furcht und Schmerz.

Ueberwindet Haß durch Liebe, Böses durch des Guten Kraft,  
Ueberwundet Lug durch Wahrheit, Habgier durch Freigebigkeit.

Wie die Biene Nektar sammelt und der Blumen Duft und Glanz  
Nicht verschert, so geht der Weise rein und ruhig durch die Welt.

Weise Männer, wenn sie krenlich folgen des Gesetzes Sprach,  
Werden freilebend und heiter gleich dem klaren stillen See.

Wie im Haufen Schutt und Moder düstig hold die Lilie wächst,  
So erglänzt der Wahrheit Jünger, folgt er Buddha's hichter Spur,  
In dem Volk, dem modergleichen, das da geht in Finsterniß.

Gleich der Blume die in Farben pranget, doch des Dufts entbehrt,  
Sind die unfruchtbaren Worte des der anders thut als spricht;  
Gleich der Blume die in Farben pranget, süßen Dufts voll,  
Sind die fruchtbaren edlen Worte des der thut so wie er spricht.

Du selber thust das Böse und schaffst das Leiden dir;  
Du selber stiehst das Böse und schaffst dir Pflügerung;  
Du mußt dich selbst erlösen, kein andrer macht dich rein,  
In dir liegt Heil und Rettung, Selbst ist der Herr von Selbst.

Wer einen harmlos guten Menschen kränkt,  
Die Missethat fällt auf ihn selbst zurück  
Wie leichter Staub, den gegen den Wind er wirft.

Wenn tausend Worte reichten sich in deiner Sprache leerem Schwall,  
Viel besser ist ein Spruch voll Sinn, der einem Menschen Ruhe schafft

Sich selber zu besiegen ist ein schön'rer Sieg als Schlachtensieg,  
Der Sieg des der sich selbst bezähmt, sich selber zu beherrschen weis.

Ob einer hundert Jahre lebt am Herzen matt, am Geiste schwach,  
Viel besser ist ein einz'ger Tag der feste Willenskraft bewährt.

Kein Kerker ist dem Hasse gleich, kein Feuer der Begierde,  
Kein Netz ist gleich der Verdenschaft, kein Strom gleich dem Verlangen.

Wer in der Welt sich selber quält  
Dem mehren nur die Schmerzen sich,  
Doch wer Begier und Leidenschaft bezwingt,  
Des Schmerzen fallen nieder wie vom Blatt die Tropfen.

Nie wird der Born durch Born gestillt, er wird es durch Verschuldenheit.

Die beste Andacht ist Geduld, die milde, stets;  
Wer abgethan das Böse heiße Brahmana.

Wer Leid und Freude hinter sich in Ruhe lebt, des Elends los,  
 Wer überwunden diese Welt, die feindlich ihm entgegentritt,  
 Wer Nöthungsfrei, Begehungsfrei zum Ufer jenseits hingelangt,  
 Wer nichts als eigen haben will, ja diesen nenn' ich Brahmana.

Selbst Burnouf in dem grundlegenden Werk über den Buddhismus, und Köppen in der lichtvollen Darstellung und Geschichte dieser Weltanschauung nehmen als das Ziel und den Gegensatz des gegenwärtigen Lebens das Nichts; Nirvana ist ihnen das völlige Vergehen, der Buddhismus das Evangelium der Vernichtung. Köppen und Max Müller erwähnen daß kräftige Völker nach der Bewahrung des Lebens, nach persönlicher Unsterblichkeit streben, die ruheliiebenden Indier aber durch den Druck der weltlichen und geistlichen Tyrannei und durch die Furcht einer fortwährenden Erneuerung solches qualvollen Lebens in der Seelenwanderung dahin gebracht worden seien das Heil im Vergehen, im Tode zu suchen. Köppen verweist auf Schopenhauer, der allerdings in seiner Weltbetrachtung so pessimistisch ist wie Buddha, und in der Verneinung des Willens zum Leben die wahre Erlösung sieht. Schopenhauer verweist auf die Ascese der Heiligen, und sieht nicht im Welteroberer, sondern im Weltüberwinder die echt menschliche Größe. Er sagt am Schluß seines mit Recht berühmt gewordenen Werkes: „Wenden wir den Blick von unserer eigenen Dürftigkeit und Befangenheit auf diejenigen welche die Welt überwanden, in denen der Wille, zur vollen Selbsterkenntniß gelangt, sich in allem wiederfand und dann sich selbst frei verneinte, und welche dann nur noch seine letzte Spur mit dem Leibe, den sie belebt, verschwinden zu sehen abwarten, so zeigt sich uns statt des rasitosen Dranges und Treibens, statt des steten Uebergangs von Wunsch zu Furcht und von Freude zu Leid, statt der nie befriedigten und nie ersterbenden Hoffnung, daraus der Lebensraum des wollenden Menschen besteht, jener Friede der höher ist als alle Vernunft, jene gänzliche Meeresstille des Gemüths, jene tiefe Ruhe, unerschütterliche Zuversicht und Heiterkeit, deren bloßer Abglanz im Antlitz, wie ihn Rafael und Correggio dargestellt haben, ein ganzes und sicheres Evangelium ist: nur die Erkenntniß ist geblieben, der Wille ist verschwunden. Wir aber blicken dann mit tiefer und schmerzlicher Sehnsucht auf diesen Zustand, neben welchem das Jammervolle und Heillose unsers eigenen durch den Contrast in vollem Lichte erscheint. . . . Was nach gänzlicher Aufhebung des Willens übrig bleibt, ist für alle die welche noch des Willens voll

sind, allerdings Nichts. Aber auch umgekehrt ist allen denen in welchen der Wille sich gewendet und verneint hat, diese unsere so sehr reale Welt mit allen ihren Sonnen und Milchstraßen — Nichts.“

Diese Schlußworte sind mir schon vor Jahren ein Wink zum Verständniß des Buddhismus gewesen, das ich nun glaube deutlich eröffnet zu haben. Das Nichts ist eben relativ. Wäre für Buddha die irdische Welt das wahre Sein, dann wäre das Jenseits, ihr Gegensatz, allerdings das reine Nichts. Aber die Welt ist ihm vielmehr ein bloßes Werden, ein innerwährendes Verändern und Vergehen, die damit gerade selbst ihre Nichtigkeit beweist; der Gegensatz dieser äußern Scheinexistenz ist die in sich seiende Ruhe des einen wahren Seins und sein ewiges Bestehen. Das Verlöschen der Endlichkeit ist der Eingang in die Unendlichkeit. Nirvana, sagt auch Köppen, ist die gänzliche Vernichtung des Schmerzes und der Attribute oder Aggregate der Existenz, das heißt des gegenwärtigen Daseins und alles dessen was das Wesen der Seele nicht ausmacht, was sie auch hier schon von sich abthun kann und soll. Nirvana ist also das Jenseits des Samsara, des Wechsels von Geburt und Tod, der Herrschaft der Zeitlichkeit, Nirvana wird als selige Ruhe, als höchstes Gut gepriesen; mit Recht sagt Obry daß das denkende Princip erhalten bleibe. Buddha's Worte bezeichnen ihn als einen der zum andern Ufer gelangt, da muß doch sowol seine Persönlichkeit als das Jenseits sein. Völlig entscheidend aber ist dies daß Buddha sich zur Lehre Kapila's bekannte, welche die Seelen in ihrer individuellen Vielheit als ewige Principien annahm, und den Eingang in das reine geistige Sein aus dem Treiben der Außenwelt für den Zweck des Lebens hielt. So kommt die Seele durch Nirvana wahrhaft zu sich selbst. Wenn Julius Mohl auch ohne Beweis das Nirvana für die Vereinigung mit Gott erklärt, so hat er das Rechte getroffen. Es ist der andere Ausdruck für das Einswerden mit Brahma. Mit Mohl stimmt Bunsen überein, wenn er sagt: Buddha's Lehre wurzelt in denselben ethischen Grundsätzen welche die Gottesfreunde in Straßburg und Köln predigten, Etdard, Tauler, Esso: Entselbstung ist die Bedingung alles göttlichen Lebens; wer ohne Begehr ist, sich selbst abgestorben, der lebt im Wahren. Damit habe ich schon in der „Philosophischen Weltanschauung der Reformationszeit“ die indische Lehre des Verwehens der Seele in die Gottheit verglichen; hier füge ich einen ganz ähnlichen Ausspruch Nichte's an: „Solange



der Mensch noch etwas selbst zu sein begehrt, kommt Gott nicht zu ihm; so bald er sich aber rein, ganz und bis in die Wurzel vernichtet, bleibet allein Gott übrig und ist Alles in Allem.“ Das ist es: die Selbstsucht, der Sonderwille oder Eigenwille muß überwunden werden, dann verehnigen wir uns mit dem allgemeinen Willen, mit Gott, und sind ein Glied und Moment seines seligen Lebens. In Bezug auf die Gelassenheit sagt auch Goethe einmal so schön: Wenn du stille bist wird dir geholfen. Die europäische Auffassung Nirvana's ist übrigens nur ein Reflex des Zwiespalt's der darüber in Asien bei den Buddhisten selber herrscht; auch bei ihnen ist es den einen die Befreiung von Alter, Krankheit, Tod, damit ein ewiges Leben seliger Ruhe in Gott, und den andern die Vernichtung des Daseins, Empfindens und Denkens. Daß Buddha selbst diese letztere Ansicht nicht hatte, glaube ich dargethan zu haben; das Leben wäre ja sonst der Mühe und der Opfer nicht werth gewesen die er verlangte. Die Uebertwindung der Leidenschaften und der Selbstsucht sollte zu einem Frieden des Gemüthes führen, der nicht Nichts ist, sondern als das wahre Sein gefühlt wird, zu dem der Weise sich hier schon erhebt, dem er im Jenseits, der Unruhe der Vergänglichkeit entrückt, ganz einverleibt wird.

Buddha's eigenes Leben war ein Vorbildliches für die Seinen, dem sie nachfolgen sollten in Selbstbeherrschung und hingebender Liebe. Gleich dem Leben anderer Religionsstifter ward es bald mit Wundern ausgeschmückt, je üppiger bereits die indische Phantasie zu seiner Zeit sich in Märkerlegenden ergangen hatte. Nun soll er, im Winterhimmel thronend, beschließen zur Erlösung der athmenden Wesen Mensch zu werden; als fünffarbiger Lichtstrahl soll er von der jungfräulichen Mutter empfangen werden ohne männliches Zuthun; Sonne und Mond stehen still bei seiner Geburt, aber die Blinden sehen, die Tauben hören. Aus dem Kelch einer Lotusblume überschaut das Kind die ganze Welt. Die Götter dienen ihm auf seinem Wege. Die Götter fliehen als der Versucher, Mara, der Fürst dieser Welt des Verlangens, gegen ihn sich aufmacht, aber die Naturgewalten mit denen er Buddha in Sturm und Feuerregen schrecken will, erkennt dieser für Täuschung. Ebenso erliegt der Versucher im Vorikampf, und vergebens versucht er Buddha durch die Reize seiner Töchter zu verführen. Der so Bewährte siegt nun über die Brahmanen durch seine Weisheit wie durch seine Wunderthaten. Diese tragen in Gepräge der erbarmenden Liebe, der rettenden &

Es ist menschlich, es ist religiös das Andenken der dahingegangenen Aeltern, Freunde, Wohltäter, und in weiteren Kreisen das der großen und verdienten Männer, der Lehrer und Fürten der Völker zu ehren und zu feiern, ihr Bild oder was Irdisches von ihnen übrig ist oder was sonst lebendig an sie erinnert, hoch und theuer zu halten. Heilig sind die Stätten wo sie im Leben gewandelt, heilig ihre Ruhestätten, heilig die Reliquien die uns als Pfänder des Andenkens geblieben sind. Diese menschliche Pietät ist allen Zeitaltern und Völkern gemein, jeder gute und gemüthvolle Mensch bekennt sich zu ihr, sie ist ein wesentliches Element aller Religionen. Ihrer Quelle nach rein und lauter wird aber auch sie zum Aberglauben und Fetischismus, wenn einerseits die Noth und Dummheit wähnt sie zur Befriedigung ihrer sinnlichen und selbstsüchtigen Zwecke benutzen zu können, und andererseits die Pöze sich ihrer bemächtigt um sie zur Beherrschung und Verthierung des großen Haufens auszubeuten. Wenn also der Priester lehrt und der Pöbel glaubt daß das Bild oder die Reliquie mehr sei als ein Mittel der Erinnerung oder Vertiefung, daß vielmehr übernatürliche Kräfte denselben einwohnen, außerordentliche Dinge durch dieselben vollbracht werden können, so hat es mit der Religion ein Ende und der Fetischdienst beginnt. Wir eignen dies Wort Karl Friedrich Köppen's uns an. Wir werden später sehen wie das Bild Buddha's der Ausgangspunkt der bildenden Kunst, die Errichtung von Bauten zur Aufbewahrung seiner Reliquien der Anfang der freien Architektur geworden ist. Er, dem das Irdische eine Wasserblase war, hat sicherlich nicht daran gedacht, seine Zähne, seine Haare, seine Knocke zu Gegenständen des Cultus zu machen, aber die Priesterschaft hat solche Dinge benutzt um dem auf das Außere gewandten Sinn der Menge ein Zeichen zu geben, über welchem wie so oft die Sache vergessen ward. Ist man doch auch innerhalb des Buddhismenthums so weit gegangen aufgeschriebene Gebete in ein Rad zu werfen und diese Gebetmaschine stundenlang zu drehen; die Götter möchten selbst die besten Witten herannehmen! Allerdings ist das bloße Hersagen mit den Lippen ebenso mechanisch, und ebenso nutzlos ohne den Zweck des Gebets, der Erhebung des Herzens zu Gott, der Ergebung des menschlichen Willens in den göttlichen, zu erreichen.

So wenig wie die Verehrer Brahma's und der Weltseele, so wenig wie Sokrates hatte sich Buddha gegen die Götter des Volksglaubens erklärt; nur die Ceremonien und Opfer, mit denen

die Brahmanen die Gewissen so arg beschwerten, hatte er ungenügend zur Heilsbeschaffung genannt, und als den wahren Weg die Verjähmung der selbstsüchtigen Begierde und die Liebe zu den Mitgeschöpfen bezeichnet. Die Buddhisten machten die Götter zu höhern Geistern, zu Bewohnern des Himmels, der wie eine Verhülle der reinen Seligkeit und des wahren Selas stufenförmig sich zu demselben aufbauen sollte, bevölkert mit den Heiligen und Frommen, die sich dort von aller Trübung mehr und mehr befreien und dem reinen Lichte zuwenden. Dem Himmel in der Höhe sollte die Hölle in der Tiefe entsprechen, wo die Ruchlosen gestraft werden. Denn die Seele, meinte man, werde je nach ihrem Verdienst, wenn sie nicht in Nirvana einging, auf Erden, im Himmel oder in der Hölle wiedergeboren. Aber wie vom Himmel bei fortwährender sittlicher Lebensaufgabe ein Herabsinken auf die Erde möglich war, so ein Aufsteigen aus der Hölle zu besserem Sein. Auch die Hölle hat ihre Kreise, die gleich denen des Himmels die Zustände der Befelzung oder der Verdammniß symbolisiren. Dante's würdig ist die Schilderung wie die Mörder, die Zweifler und Verächter des Heiligen gestraft werden. Sie sind als Ungeheuer von scheußlicher Gestalt wiedergeboren im kalten Dunkel. Wie Fledermäuse suchen sie sich an den Wänden anzuklammern, aber von Haß und Neid befeelt beißen und zerreißen sie einander und stürzen in das ägende Wasser tief unten, das die Leiber auflöst; aber aus der Zerstörung fliegen sie ruhelos wieder empor zu frischem Kampf und Sturz. Anders geht es bei den Uerigen: sie leiden Hunger und Durst und finden nur ekelhafte Nahrung, und dabei ist ihr Schlund eng wie ein Nadelöhr.

War Buddha wie ein Nüchternen unter Trunkenen mit seinen einfach edeln und klaren sittlichen Principien aufgetreten, so erfuhr seine Lehre doch sehr rasch in der angegebenen Weise die Einflüsse der indischen Phantasie, während ihre Bekenner bald nach seinem Tode sein Grundgesetz in ursprünglicher Reinheit festzustellen und zu bewahren suchten. Er und seine Nachfolger verlangten und gewahrten in religiösen Angelegenheiten Duldung in einer Weise die an unsere Zeit erinnert. Er war um 540 v. Chr. gestorben; bald nach seinem Tode geschah die erste schriftliche Abfassung seiner Satzungen. 120 Jahre später fand eine Versammlung von 700 angesehenen Männern statt um von neuem eine Feststellung des guten Gesetzes vorzunehmen, da Abweichungen und Spaltungen eingerissen waren. Eine dritte große Versammlung zu ähnlichem

Zweck hielt 250 v. Chr. König Asoka von Maghada; die Dogmen wurden hier unter dem Einfluß der Zeit in feste Form gebracht: wie auf den christlichen Concilien, der König ist passend mit Konstantin verglichen worden. Die Ausbreitung des Buddhismenthums vollzog sich geräuschlos innerhalb der indischen Lebensordnung. In Maghada, seinem Hauptsitze, gewann es erst durch Asoka das Uebergewicht. Von dort aus gingen dann die Sendboten des neuen Glaubens nach Hinterindien, Sychon und zu den nördlichen Völkern. Zur Zeit Christi wuchs die Macht des Brahmanenthums wieder so bedeutend daß es den Kampf gegen die Buddhisten aufnahm und sie allmählich aus den indischen Ländern dießseit des Ganges verdrängte. Dafür breitete sich ihre Religion in China und Tika aus; der große Mongolenfürst Chubilai nahm sie an. Sie zählt heute noch über 300 Millionen Befenner. Auf dem Concil zu Pataligubra (246 v. Chr.) hatte sich ein Kreis erhoben mit den Worten: Nun sei die Zeit gekommen auch ins Ausland Prediger des Buddhismenthums zu senden. So geschah es. Es war ein neuer Gedanke nicht nur in der Geschichte Indiens, sondern der ganzen Welt; Max Müller hat das mit Recht betont. Die Anerkennung der Pflicht die Wahrheit, die man selbst erkannt hat, jebermann zu verkündigen war im schärfsten Gegensatz zum Brahmanenthum, das die Eindringlinge zurückstieß, damit ihm niemand sein Licht und seinen Einfluß raube; und wenn man im Bericht über die ersten Missionen die einfachen Worte liest: „Wer möchte zaudern, wenn es sich um das Heil der ganzen Welt handelt?“ so spürt man den Hauch eines neuen Lebens und sieht das Morgenroth eines neuen Tages; „neue weite Horizonte öffnen sich und wir fühlen zum ersten mal in der Geschichte den leisen Schlag des großen Herzens der Menschheit.“

Ein Grundmangel ist daß der Dualismus des Dießseits und Jenseits, des Geistes und der Natur, des unendlich Einen und der endlichen Vielheit sich auch im Dualismus der Priester und Laien wiederholt. Buddha stiftete nicht zuerst die Gemeinde, die dann aus ihr selbst Priester und Vorstände hervorgebracht hätte, sondern er gründete ein Mönchsthum der strengen Anhänger, die als Geweihte und Erwählte die Geistlichkeit darstellten, welche ein Mitteramt für das Volk übernahm, das die zur Vollendung geforderten Gelübde der Armuth und ehelosen Keuschheit nicht ablegen mochte. Damit ward das Volk nicht geistig befreit, nicht zur Kindschaft im Gottesreich berufen, sondern durch die Hierarchie des



Klerus bedormundet und geleitet. Der Buddhismus hofft auf einen neuen und wahren Erlöser, den der Name Maitreja als den Liebevollen, Barmherzigen bezeichnet. Er soll die reine Lehre herstellen und Gerechtigkeit auf Erden einführen. Damit weist der Buddhismus selbst über das Negative, Quietistische, Passive seiner Moral hinaus: der Friedensfürst der Zukunft soll das Recht zur Geltung bringen. Der Sieg des Rechts ist aber der Sieg der Freiheit, die gewissenhafte Durchführung des für wahr Erkannten durch die Kraft des Willens. Damit hört das Dilettantische auf ein gottverlassenes Gewirr, ein Jammerthal, ein Trug zu sein, wenn es göttlicher Ordnung gemäß zum Wohle der Menschen organisiert wird; dann kann der Geist der Erde froh und doch im Himmel heimisch sein.

Im Großen und Ganzen der Weltgeschichte, sagen wir mit Bunten, ist der Buddhismus gleichsam als ein Ausruhen der Menschheit vom Joche drückenden Brahmanenthums unter den Indiern oder wilber Naturfeiern unter den Mongolen anzusehen. Dies Ausruhen ist das eines müden Wanderers, den nichts so sehr vom Treiben des göttlichen Wertes auf dieser Erde abhält als die vollkommene Verzweiflung an Recht und Wahrheit in dem wirklichen Leben, besonders im Staat. Der Schlummer der buddhistischen Völker dauert lange, aber er ist doch ein sanfter; und wer weiß ob nicht bereits der Auferstehungsmorgen tagt? Zu Buddha's Zeit predigte Jeremias auf den Trümmern Jerusalems das neue Gottesreich innerer Gerechtigkeit, die Hoffnung auf den Erlöser der Menschheit; zu Buddha's Zeit gab Solon in Athen das menschliche Gesetz des freien Volksstaats und eröffnete die Reihe der Weisen, die in der Welt das Ewige und Göttliche zu erkennen, die göttliche Vernunft als das alldurchwaltende Princip des Universums darzustellen, die Einsicht des selbstbewußten Geistes zur Geltung und Herrschaft zu bringen strebten.

Vishnu und Siva. Abschluß des Epos. Die Bhagavadgita und die Purana's.

Während die Brahmanen und Buddhisten den Geist über die Natur erhoben und aus der Welt des Werdens und der Vielheit in die Ruhe des einen Wesens sich versenkten, übte die Natur fortwährend auf das Volksgemüth ihre Macht aus, sodaß die Idee



des Göttlichen im Anschluß an die Poesie der Vedas sich in ihre Formen kleidete. Indra war allerdings mehr und mehr der Gott der Krieger geworden. Wir erinnern uns wie ihm Rudra, der Herr der Winde, zur Seite stand, wie auch Rudra den Blitz schwang, wie er als der Gewaltige und Furchtbare und zugleich als der Segenbringende angerufen wurde. Der Beiname der ihn als den Glücklichen, Beglückenden bezeichnet, ist Siva (sprich Schiva); der Beiname wird zum Hauptnamen. Um den Gewittersturm unschädlich zu machen und im Bewußtsein seiner wohlthätigen Wirkungen ward der Gott des Windes als der Glückliche (siva) statt des Heulenden (rudra) angerufen. Man muß die große Bedeutung der regelmäßigen tropischen Winde in Indien erwägen, wie sie die Regenzeit und das klare Wetter bringen, um zu erkennen wie die in ihnen waltende Gottesmacht zur allbeherrschenden gesteigert werden konnte; der Gott des Sturmes war der Bewegter der Welt, und bei der nahen Verwandtschaft, in welcher die Luft als Lebenshauch, als Athem mit dem Geiste stand, war er der Allgeist. So wird er in einer der Upanishaden geschildert.

Das Volk bedarf lebendiger anschaulicher Götter, und was auch die Denker von der Nichtigkeit der Natur sagen mochten, es empfand ihren Einfluß, und in den Thälern des Himalaja und an den Bergen des Peshawar, wo die Fruchtbarkeit des Landes von den tropischen Regengüssen abhing, die aber mit einer niederschmetternden Wucht ihren Segen spendeten, nahm der Gott, der im Gewittersturm seine Macht verkündete und verheerend einherbrauste, aus der Zerstörung jedoch die Fülle neuen Lebens hervorblühen ließ, folgerichtig die erste Stelle ein. Je erschreckender er mit Blitz und Donner hereinbrach, desto mehr galt es ihn durch Gebet und Opfer sich gnädig zu machen, desto mehr fühlten die Menschen mit Furcht und Zittern ihre Abhängigkeit von ihm. Er war seinen Verehrern der Gott vorzugsweise; er thronte auf den Gipfeln der Berge. Nach dem Naturbild das den Sturm mit einem heulenden Raubthier vergleicht und ihn als Tiger personificirt, ward dem in Menschengestalt vorgestellten Gott das Tigersfell zum Gewand gegeben. Die lebensschaffende befruchtende Kraft führte dazu ihn wie einst den Indra als Stier anzurufen, ihn dann auf dem Stier reitend darzustellen; aufgerichtete Steine, Phallussymbole, waren ihm geweiht.

Anders war es im Gangesthal. Da hatte das Volk weder mit den wilden Urbewohnern der Berge zu kämpfen, noch emband

sich der Segen der Natur auf so gewaltsame Weise, vielmehr entfaltete er ganz milde seine üppige Pracht und Herrlichkeit. Der vedische Luft- und Lichtgeist Vishnu, der an der höchsten Stelle des Himmels thronen und von dort freundlich zur Erde niederschauen sollte, ward zum Gott des blauen Himmels, der sich im klaren Wasser spiegelt, und aus der Höhe wie aus der Tiefe durch den Segen der Feuchtigleit und die Wärme des Lichts das blühende Leben hervorstaut. Die blaue Lotusblume ist sein Symbol, er entschlummert zur Regenzeit auf dem Lotusblatt, das auf den Wassern schwimmt, so lange die Flut des Ganges steigt, so lange der heitere Himmel verhüllt ist; er wendet sich im Schlaf, wenn das Wasser wieder sich zum Fallen neigt und wie die Luft wieder heiter wird, erwacht der Gott mit der neu aufgrünenden Natur. Oder er reitet auf dem Wundervogel Garuda, gleich den Schwänen anderer Mythen eine Personification lichter Wolkenbildungen. Oder er lagert auf der Schlange ohn' Ende, Ananta, dem Symbol des in sich geschlossenen Kreislaufs der Natur, der sich alljährlich verjüngt wie die Schlange sich häutet. So war Vishnu die im Naturleben waltende Gotteskraft, und das friedsame sinnige Volk huldigte ihm als dem gemähesten Bilde seines eigenen Charakters.

Diese Fortbildung des alten mythologischen Volksglaubens neben der priesterlichen Speculation des Brahmanenthums fand nun die Zeit von Buddha's Auftreten statt oder war vielmehr bald nachher mächtig, und zwar so daß am Himalaja und im Deltan der Sivacultus, am Ganges die Verehrung Vishnu's der Mittelpunkt der Religion ward. Der Ausbreitung des Buddhismus suchten nun die Brahmanen gerade dadurch zu begegnen daß sie beide wieder mehr realistische Göttergestalten in ihr eigenes idealistisches System hereinzogen. Sie erklärten sie nicht für falsch, sondern sie gefellten sie zu Brahma. War Brahma die ursprüngliche eine und reine Wesenheit, so wurde in ihm nun der geheimnißvolle und verborgene Grund aller Dinge, die weltschöpferische Macht, angebetet, und die Erhaltung und Fortgestaltung der Welt fiel Vishnu zu. Er herrschte im Leben der Natur und griff wohlthätig fördernd in dasselbe ein, er war besonders der milde heilreiche Gott, und sein Wirken ging von der Natur auf die Geschichte über; wo Erschlaffung des Rechts und Erhebung des Unrechts eintrat, da rief man ihn als Rächer und Retter an, da sah man im Fortgang und im Gericht der Geschichte sein Werk. So ward er wesentlich der Träger der sittlichen Weltordnung, und das

Walten Gottes in der Welt, das die Brahmanen und Parvati in ihrer Weltensagung, in ihrer Sehnsucht nach der seligen Ruhe am andern Ufer im Schoße des Ewigen nicht erkannten, ward nun wieder gläubig angenommen, der Dualismus von Gott und Welt, von Geist und Natur ward hauptsächlich im Vishnucultus überwunden, dem Volk auch in der Gegenwart Trost und Hoffnung bereitet. Man blickte in die Vergangenheit, und wo aus derselben im Gedächtniß des Volks oder in den Liedern und Sagen noch große Thaten lebendig waren, die durch Weisheit oder sittliche Kraft die Menschheit gefördert hatten und gotteswürdig schienen, da war es Vishnu der sie vollbracht hatte. So bildete sich in Indien die Idee einer Menschwerdung Gottes; denn nicht bloß in seinem göttlichen Wesen, sondern in sichtbarer Gestalt sollte der Gott auf Erden erschienen sein und die Thaten vollbracht, der sittlichen Weltordnung zum Siege geholfen haben. Nach und nach nahmen die Brahmanen acht solcher Verkörperungen oder Avataren des Gottes an, und sahen unter andern ihn auch in der Gestalt der königlichen Helden die dem Priesterthum treu ergeben dieser Herrschaft über die Krieger begründet hatten.

Das Leben ist der Wechsel des Entstehens und Vergehens; ward in Vishnu vorzugsweise die Gottheit verehrt insofern sie die fortschreitende Bewegung leitet, so hoben die Brahmanen in Siva die verheerende und zerstörende, das Endliche ins Gericht führende, aus dem Tode aber neues Leben erzeugende Macht hervor. Er verschmolz mit Agni, das Feuer ward sein Symbol als das im Auslodern verzehrende Element. Aber auch der Linga, das Sinnbild männlicher Zeugungskraft ward in seinen Heiligtümern aufgerichtet in Gestalt konischer Steine, die vom Himmel gefallen sein sollten. Siva heißt der Männerverderbende, seinen Hals schmückt eine Kette von Schädeln, er ist mit der Asche der Todten gesalbt. Dieß schon Rudra der flechtentragende Gott nach dem Gewell das er in Anäuel zusammenflocht, und trugen die brahmanischen Völker Haarflechten, so ward nun Siva auch der Gott ihrer Selbstepeinigung, und sollte durch solche seine große Macht erlangt haben.

Brahma, Vishnu, Siva erhielten als die schaffenden, erhaltenden, zerstörenden und aus der Zerstörung neuschaffenden Götter auch weibliche Hälften zugesellt, Sarasvati die Göttin der Weisheit, des Wohlstands und Ebenmaßes, Lakshmi die Göttin der Liebe, der Fruchtbarkeit, und Bhavani oder Pervati, die Schöpferinnen der Thränen wie der Lust. Söhne von Siva und Pervati sind

der Haus und Familie beschirmende friedsame Ganesas und der kriegerische Kartikya. Auch Indra ward als der Gott des Himmels fortwährend angerufen. Der Liebesgott war Kama. Die weibliche Hälfte der großen Götter heißt Shakti, besondere Verehrer derselben, Shaktas üben ihre obscönen Riten heimlich aus.

In diesem Sinne nun wurde das Epos überarbeitet. Der schlane Rathgeber der Pandusöhne im Mahabharata, Krishna, ward als eine Verkörperung Vishnu's aufgefaßt, der Mensch geworden sei um dem jüngern Geschlecht zum Sieg zu verhelfen, und neben die alten Visten, die keineswegs alle verwischt werden, tritt nun die göttliche Weisheit mit ihren Offenbarungen. Krishna bleibt mit Ardschuna, mit Juddhisthira am Leben, sie nehmen Besitz von der Herrschaft, beklagen die Todten und ergehen sich in langen Betrachtungen. Juddhisthira wird zu einem Sohn des personificirten Gesetzes, des Dharma, Ardschuna zu einem Sohn Indra's, dessen Beiname er indeß auch ursprünglich war. Im Walde führen die im Würfelspiel Besiegten nun ein Bäckerleben. Dadurch gewinnt Ardschuna Indra's Waffen, und der Wagen des Gottes, nicht mehr von zwei, sondern von 10000 Falsen gezogen, holt ihn zum Himmel empor. Dort um Indra sind die seligen Helden und Weisen, die den Aufkeimling huldigend begrüßen. Und die schönste der Wolkennädchen oder Apsarasen Indra's wird für ihn bestimmt. Sie schmückt in der Abendkühle ihr langwogenes Vordenhaar mit Blumen, und das Auge, der Mond ihres Angesichts, fordert den Mond, das Auge des Himmels, zum Wettkampf des Glanzes. Die frisch entfalteten Blumen ihrer Brüste tragen Knospen von lieblichem Roth und bewegen sich schwellend bei ihrem Gang, ob des Busens Last beugt sie sich bei jedem Schritt. Unter dem bunten Gürtel erheben sich die Hüften, zwei Hügel in runder Fülle, des Liebesgottes Sitz, nur von leichter Hülle umspielt. So mischt sich das sinnlich Reizende in das Ascetische. Dadurch daß Ardschuna ihrem Zauber widersteht, erlangt er die Wetterwaffen. Aber mit diesen soll er nun statt Indra's zuerst die bösen Geister der Finsterniß und der Dürre bezwingen. Sie überschütteten ihn mit einem Hagel von Steinen und Geschossen und hüllten alles in Nacht, sie verwandelten sich in Berge und stürzten sich über ihn, aber er besiegt sie doch. Andere Dämonen kommen ihm auf 60000 Wagen entgegen und kämpfen mit Zaubereien, aber er besiegt sie doch, und soll damit Indra übertroffen haben.



Das heißt die alten einfachen Naturfagen werden jetzt ins Maßlose mit abenteuerlichen Ueberschwenglichkeiten gesteigert.

Auch Rama ward jetzt zum Gott, und deshalb dem Ramayana ein ganzer Gesang vorangeschoben. König Dasaratha, seit einigen tausend Jahren kinderlos, bringt jetzt eins der großen Opfery, die mit jahrelangen Vorbereitungen und sinnlosen Ceremonien sehr schwer richtig zu Ende zu führen waren, und ein Stolz des Brahmanenthums sind. Die Götter verheißten ihm Nachkommenschaft. Sie klagen dann bei Brahma über den Riesenkönig Ravana, dem Brahma bewilligt habe daß ihn kein Gott und kein Dämon tödten könne, und der darauf pochend die Welt verwüste und verwirre, daß wo er auftrete die Sonne nicht mehr scheine, der Wind nicht mehr wehen wolle. Brahma bemerkt daß der Hölz an die Menschen nicht gedacht, als er jene Bitte um Unterleglichkeit gestellt, und die Götter bitten Vishnu er solle als Menschlich gebären lassen um den Riesen zu bezwingen. Ein lichter Wesen, bergeshoch, von Löwenmähen umwallt, tritt mit dem Schritt des Tigers zu Dasaratha und reicht ihm eine Schale, daraus solle er seine Weiber trinken lassen. Er gibt der Kaushalya die Hälfte, der Sumitra drei Viertel des Uebrigen, der Keileja den Rest; dadurch empfangen sie Söhne, in jedem wohnt Vishnu, aber im Sohn der Kaushalya, im Rama, am meisten. Wiswamitra erlangt dann später Rama's Hülfe gegen den Riesen; das alte Heldenlied hatte den Kampf gegen denselben dadurch motivirt daß er die Gattin Rama's raubte, was gleichfalls blieb, wie denn überhaupt der ursprüngliche Mensch neben dem Gotte steht.

An die Stelle der Helden aber sind die Räuber getreten und ihre Legenden werden jetzt in das Epos eingeschoben und mit der Maßlosigkeit vorgetragen, die von da aus für den Grundzug des Indierthums genommen wurde. So die Sage von der Herabkunft Ganga's. Der heilige Fluß strömte früher nur im Himmel. Als König Sagaras in Ajodhya hundert Jahre lang Ausübungen sich hingegeben nur Kinder zu bekommen, ward ihm geweissagt daß die eine seiner Frauen einen Sohn, die andere aber, des Vogelfürsten Garuda's Schwester, sechs Myriaden zur Welt bringen werde. Die letztere gebär einen großen Kürbis, und wie sie dessen Schale aufbrachen, regten sich statt der Kerne darin 60000 kleine Gestalten, die nun in Krügen voll gekühter Butter aufgenährt wurden. Die andere Frau ward Mutter des wilden Asamanbha, den aber der Vater des Pandes verwies, und dessen Sohn Anshuman zum



Thronfolger ernannt wurde. Der nun führte das Noß zu dem Opfer, das sein Großvater Sagaras bringen wollte; aber eine Schlange kam und riß das Noß in den Abgrund, und das Opfer war unterbrochen. Sagaras entsandte die 60000 Söhne das Noß zu erspähen, während er in der Stellung des Weihenden verharren wollte. Sie durchwühlten die Erde und kamen zu dem Elefanten, der sie auf dem Rücken trägt und seinerseits auf einer Schildkröte steht; wann der Elefant sich einmal schüttelt, gieb's ein Erdbeben. Sie gruben von da seitwärts, fanden das Noß bei Vishnu, und räumten gegen ihn an; aber der Gott schnaubte mit der Nase und die 60000 lagen in Asche. Anshuman ward nun nach ihnen geschickt. Er wollte ein Trankeopfer spenden daß ihre Seelen in den Himmel kämen, hatte aber kein Wasser in der Tiefe. Er wandte sich an den Oheim Varuda's, den Vishnu reitet, und erfuhr daß kein irdisches Wasser, sondern nur die Himmelsfürstin Ganga zur Entzündung dienen konnte. Anshuman brachte zunächst das Noß dem Großvater, der nun das Opfer vollzog, aber auch während der 30000 Jahre seines fernern Lebens nicht wußte wie die Ganga herabkommen sollte. Anshuman ward König, und wiewol er sich 32000 Jahre gepeinigt hatte, und sein Sohn Dviltas das Gleiche als Nachfolger gethan, so ward doch erst dessen Erben Bhagirathas die Bitte nach dem himmlischen Strom gewährt. Aber die Erde wäre zu schwach den Sturz zu bestehen, darum ward Siva durch neue Bussübungen gewonnen daß er sich auf den Gipfel des Himalaja stellte und den göttlichen Strom herabfallen ließ. Zornig gehorchte die Göttin. Aber ihre Wogen fielen auf Siva's Schrittel und verirren sich Jahrtausende lang in seinen Haarflechten, bis endlich von dort sieben Flüsse niederrauschten, die sich später zum heiligen Strom des Ganges vereinigen. Die Götter selbst staunten ob dem Weltwunder, und wer eine Schuld auf sich hatte reinigte sich in der Blut die von Siva niederbrauste. Bhagirathas fuhr voran, die Wogen folgten ihm. Zwar schluckte sie der Völker Jahns einmal, ließ sie aus seinem Ohr aber wieder herausquellen. So kamen sie zum Meer und in die Tiefen der Erde, wo die Asche der 60000 entzündigt wurde und die Seelen nun zum Himmel stiegen. Ganga aber blieb von den Menschen verehrt auf Erden als der heilige Strom.

Wie die Helden des Volksepos, so wurden die alten weisen Sänger der Vedas in diese Phantastereien hineingezogen. Visvamisra war ein die Bharatas im Krieg beratender Opferpriester,

dessen Gefänge wir noch kennen; er ward jetzt zu einem König, der die Welt mit Heereemacht durchzieht. Vasishtha, der in den Wäden ihm gleichfalls als Priester gegenübersteht, ward zu einem brahmanischen Einsiedler, der im blumenreichen Walde lebt, umringt von 60000 Weisen, entsprungen aus Brahma's Haaren und Nägeln, alle das heilige Wort Om summend. Zu ihm kommt Visvamisra, und Vasishtha bewirthe't ihn trefflich mittels der Zauberkunst Sabala, die auf seinen Wunsch jede Speise hervor bringt. Visvamisra möchte die Kuh haben und bietet für sie Geld und Geschmeide, 800 Wagen, 14000 Elefanten, 11000 Rosse, eine Million Kühe. Vergebens. Da raubt sie der König. Aber sie wird wild, tödtet 1000 Krieger und legt sich dann zu Vasishtha's Füßen. Ihr Brüllen erschläßt ein Heer, und da die verzehrende Glut der Andacht Vasishtha's noch mitwirkt, ist das ganze Gefolge Visvamisra's bald vertilgt, und verzweifelt steht er einsam da wie ein Meer ohne Brandung, wie eine Schlange ohne Zahn, wie eine lichtberaubte Sonne, wie ein schwingenloser Vogel. Dann geht er an den Himalaja um durch Selbstqual Siva's Günst zu erlangen. Auf den Spitzen seiner großen Felsen, mit aufgehobenen Händen, wie eine Schlange von Lust gefaltet steht er 100 Jahre; damit erlangt er die Vogenkunst, und nun verflücht er Vasishtha's Hain. Aber mögen die Götter vor seiner Waffe in Schrecken gerathen, der Hellsche fürchtet sie nicht; sie wird vor dessen Stab zu Schanden. Da beschließt der König sich zum Brahmanen emporzubüßen. Nach 1000 Jahren wird er für einen königlichen Weisen erklärt; betrübt hebt er von neuem an sich zu peinigen. Da fällt es mittlerweile dem Fürsten Trisanku ein lebendigen Leibes gen Himmel zu steigen und so in seinem körperlichen Zustand unter die Götter zu kommen. Er wendet sich deshalb an Vasishtha, der solches Begehren verflucht; aber Visvamisra will ihm zur Ausföhrung seines Verlangens helfen, tritt zum Opfer, erhebt den heiligen Rockschlüssel und heißt den Trisanku gen Himmel fahren. Der thut's auch, aber Indra wirft ihn aus dem Himmel wieder herab. Visvamisra sieht ihn fallen, hört ihn um Hölfe schreien, und ruft ihm halt zu. Da bleibt Trisanku zwischen Himmel und Erde schwebend. Visvamisra aber erschafft einen neuen Himmel mit neuen Göttern; und Götter und Weisen stehen ihn an daß er doch die gute alte Ordnung nicht also stören möge. Sie verständigen sich darauf daß alles beim alten bleibe, Trisanku aber einen Platz im Himmel erhalte. Die fortgesetzte Kasteiung Vis-

vamitra's unterbricht einmal die Nymphe Menaka, die durch ihn die Mutter der Saluntala wird. Aber aus dem Sinnenraum erwachend fängt er ein neues Jahrtausend von Strengigkeiten an. Nichts reizt ihn mehr zur Liebe, nichts zum Zorn; mit angehaltenem Athem steht er stumm. Da wird es den Göttern bange, Schrecken ergreift die Welten, das Sonnenlicht scheint finster vor seinem Glanz, der Wind weht nicht mehr, die Berge wanken, Visvamitra ist durch seine Buße so mächtig daß das All in seiner Gewalt ist, daß er es zerstören könnte, wenn ihm sein Wunsch, die Brahmanenwürde, versagt werden sollte. Die Götter flehen darum zu Brahma, der sie ihm gewährt. Die Buße aber hat alles weltliche Verlangen, alles Rachegefühl in Visvamitra ausgelöscht, und so versöhnt er sich mit Vasishtha, der (sammt den Vedas) ihn als Brahmanen anerkennt und beide strahlen vereint im Glanze des Brahmanenthums.

Tugend, Gedächtniß, Ausbarren, Weisheit, Milde, Geduld, Verstand, Buße, Freiheit und Alkunde, Güte, Mäßigung, Dankbarkeit, Gleichmuth — dieses versteht nämlich unter Brahma wer Brahma kennt.

Das auf solche Art überarbeitete, mit Episoden überfüllte, von ihnen überwucherte, sie endlich nur einrahmende Epos gleicht nun allerdings dem Ashvatthabaum, der seine Zweige wieder zur Erde senkt, wo sie Wurzeln treiben und neu aufsprießen, sodasß der Mutterstamm zum ganzen Wald wird, den die Schlingpflanzen umranken und mit Blüten schmücken. Von den so im Lauf eines Jahrtausends angewachsenen Gedichten gilt dann was Fortlage sagt: Sie führen uns in unabsehbare Waldungen, bewohnt von frommen Einsiedlern, durchstreift von Halbgöttern, Riesen, Menschenfressern und sinnbezaubernden Nymphen. Wir sind in eine warme treibhausartige Atmosphäre versetzt, wo der Geist eine magische Gewalt über die Körperwelt ausübt, und wo die scharfen Umrisse aller Dinge in einem reizenden Nebel verschwimmen. Hier blühen sich Menschen zu göttlicher Würde hinauf, Götter steigen in Menschen- und Thiergestalten auf die Erde herab, das Leblose erscheint bald als lebendig, bald das Lebendige als leblos; wir sind im Lande der Wunder, wo aus dem Kleinsten das Größte wird und aus dem Größten das Kleinste, wo der Geist alles kann und der Einsiedler kraft seiner Buße neue Firmamente schafft. Alle Gegenstände erscheinen weich wie Wachs, unformbar ineinander gleich den Organen der Pflanzen.

Aber auch in der Philosophie suchten die Brahmanen nicht bloß durch die Vedanta das Ansehen der Vedas und Upanishaden zu behaupten und ihre Lehre, daß Brahma das ewige wahre Wesen sei, gegen die Buddhisten zu verteidigen, sondern sie trachteten auch ihre Auffassung von der Weltseele oder dem Brahma, dessen Theile die einzelnen Seelen sind und vor welchem die Natur nichts und nur ein Traum ist, auszugleichen mit der Anschauung des Kapila, der an der Wirklichkeit der Einzelseelen und der Natur festhielt, und mit dem Buddhismus, der die Ueberwindung der Welt durch Leidenschaftslosigkeit und die Befreiung vom Kreislauf des Endlichen durch den Eingang ins Ewige anstrebte. Die Yoga-lehre, die Vertiefung des andächtigen Geistes, die Selbststimmigkeit der Seele im reinen Gedanken, spricht diese Verschmelzung aus; auch sie fand Eingang in das Epos, indem sie Krishna als Vishnu dem Arjshuna wie eine Offenbarung der Geheimnisse des Lebens vorträgt. Brahma, der ruhende Urgrund der Welt, erscheint hier aufgegangen in Vishnu, dem alldurchwaltenden Herrn des Lebens. Er ist in sich eins, die Seele der Welt, und zugleich in allen Dingen gegenwärtig, das was ihr eigentliches Wesen ausmacht, der Glanz im Metall, das Leuchten des Feuers, der Verstand des Verständigen, die Kraft des Starken. Die Natur, die Materie besteht als das immerdar Wechselnde, indem die Seelen aus dem Stoff sich immer neue Körper als so viel Formen oder Gewänder bereiten, bis sie sich wieder zur Weltseele, zum Unendlichen erheben, und in den Grund eingehen aus dem sie hervorgegangen. Gott in allem gegenwärtig, alles aus sich erzeugend, alles in sich hegend, über allem waltend, sich in seiner Einheit selbst erfassend, Gott als welteinwohnender und weltbeherrschender Geist, diese höchste Idee der Philosophie ist hier ausgesprochen einige hundert Jahre vor Christus und dem menschengewordenen Gotte selbst in den Mund gelegt. Krishna läßt den Arjshuna ihn mit seinem Gottes-auge anschauen, und er sieht wie Gott alle Wesen in sich vereinigt, wie Brahma selbst im Vatesleiche Vishnu's ruht, dessen Leib das ganze Universum ist. Wir stellen einige Sprüche aus der Bhagavadgita (Vied von Bhagavad, einem Beinamen Vishnu's) zusammen; bekanntlich hat Schlegel diese Episode des Mahabharata mit lateinischer Uebersetzung herausgegeben und Wilhelm von Humboldt eine treffliche Abhandlung darüber geschrieben.

Ich bin der Welten Urheber, ihr Untergang geschieht in mir,  
Wie an die Perlenkette Perlen so ist das All an mich gereiht.

Ich strich' in allen Meerfluten, ich leucht' in Sonn- und Mondenschein,  
Der Männer Geist, der Luft Schatten, der Erde süßer Duft bin ich.

Und keineswegs verliert' ich mich im Werke meiner Schöpfungskraft,  
Darin ich wohn' und still walte, unbewegt wie es wogen mag.

So wie die Sonn' alleinleuchtend dennoch die ganze Welt erhell't,  
So wird von meinem Urlichte erleuchtet aller Menschen Geist.

Der Anfang aller Weltweisen und Mitt' und Ende das bin ich,  
Mein Auge nimm, das göttliche, dein menschliches genügt nicht.

Was alles sich mit Lust reget und was da unbeweglich bleibt,  
Sollst du in meinem Leib schauen, denn in mir ist und lebt das All.

Mit mannichfachen Antlügen, mit Himmelszierden siehst du mich,  
Mit Himmelskronen lichtstrahlend, Gewandern himmelsduftumweht.

Aus tausend Augen glanzvollen dringt überall mein Feuerblick,  
Allwunderkräftig, ohn' Ende der Waffen führ' ich jeglich.

Du siehst die Welt die vietheilige in meinem Gottesleib vereint,  
Alle Götter und Erbwesen sie steigen auf und ab in mir.

Ich selbst bin der Untheilbare und bin der Allgestaltete,  
Ich bin der stete Rechtschützer, bin immerdar der gute Geist.

Ich bin der Herr, ich bin alles, alles ist meines Wesens voll,  
In mir bestehend, mir dienend freut seines Ruhmes sich das All.

Die sittlichen Lehren nähern sich dem Buddhismus oder nehmen ihn in sich auf. Der Mensch steht einmal innerhalb des bedingten und getheilten Seins, ist einmal mit dem Körper behaftet, darum muß er dessen Bedürfnisse befriedigend und handelnd die Forderung des Tages erfüllen. Das ist seine Pflicht. Leben ist Leiden. Der Mensch, der es überwinden will, soll über der Körperlichkeit stehen und innerhalb der Verlethung der Endlichkeit doch frei sein, er soll ruhigen Gemüths, ohne Leidenschaft handeln, ohne sein Herz von der Welt fesseln zu lassen, und soll ohne Rücksicht auf den Erfolg, auf Glück oder Unglück in reiner Gott-ergebenheit seine Pflicht erfüllen. Steine und Gold soll man gleichachten, aber wohlgesinnt sein für alle Geschöpfe und ihr Bestes suchen.



Wer mit treuem Glauben irgendeinen Gott verehrt der ist ein wohlgefälliger Diener des Höchsten und Einen; dieser ist der Genießer aller Opfer, welcher Name auch dabei angerufen werde: Blüten und Früchte, wenn sie ein demüthiger Sinn darbringt, empfängt er gern. Der Gläubige ist wie das Wesen woran er glaubt, er gelangt nach dem Tode zu dem welchem er sich gewidmet hat, der Inhalt des Glaubens ist ein Abbild des Herzens (in seinen Göttern malt sich der Mensch). Die rechte Buße ist nicht Selbstpeinigung, sondern Selbstbeherrschung, Geduld und daß man fernerhin das Herz vor Schuld bewahrt. Höher als Opfer und äußerer Brauch steht die Innerlichkeit des Gemüths, das sich von Leidenschaften entstrickt, ruhig und still sich in sich und in das ewige Selbst vertieft; dadurch erhebt sich der Geist aus der Endlichkeit zu Gott, dem Ewigen und Einen. Einsam soll der sich der Vertiefung Widmende auf Opfergras sich niederlassen, unbewegt den Odem einziehen, nirgends umherblinend auf die Nasenspitze die Augen richten und den geheimnißvollen Namen der Gottheit Om summen; — so machen sich doch brahmanische Neußerlichkeiten wieder geltend. Indes darüber erhebt sich die Forderung der Seelenreinigung und Gemüthsruhe. Den Gliedern der Schülkröte gleich soll der Vertiefte die Sinne von dem Stoff des Sinnenreizes zurückziehen, still halten vertieft in Selbstvertiefung, wie die Lampe die kein Wind bewegt, und seine Gedanken in das eine Wesen, in die Weltseele versenken. So geht er mit seinem Selbst ein in das göttliche Selbst.

Indem auch diese bewunderungswürdige tief sinnige Gedankenrichtung dem Mahabharata eingeflochten wurde, gestalteten die Indier dasselbe mit Absicht zu einem Sammelwerk alles Wissenswürdigen; das Gedicht nennt sich selbst ein großes Lehrbuch des Glücklichen, ein Lehrbuch des Rechts, ein Lehrbuch des Angenehmen, ausgesprochen durch Viasa vom unermesslichen Geist. Die didaktische Tendenz gesellte sich zur ursprünglichen Lust an der dichterisch freien Darstellung, während die Priester den alten Sagenstoff umprägten und ihre Anschauung in das Werk hineinarbeiteten. Damit hung zusammen daß man den Unterschied der Poesie und Prosa, den die vorbuddhistische Zeit in der Lyrik der Hymnen und dem Epos sowie in den Brahmanas und der Philosophie schon hervorgebildet hatte, wieder aufgab, und für die Literatur auch der Wissenschaft die metrisch gebundene Form nahm.

Das Brahmanenthum übte nach der Berührung mit den

Griechen seine Einflüsse über Alexandrien, die orientalischen Ideen wirkten zur christlichen Gnosis mit. Die Idee der Menschwerdung Gottes war den Indiern eigen wie dem Christenthum, und sie faßten nun auch die drei großen Götter Brahma, Vishnu, Siva zur Einheit, zu einer Dreigestalt, zusammen, zur Trimurti: es ist dasselbe göttliche Wesen das sich dreifach offenbart als Schöpfer, als Erhalter, als Zerstörer und Auflöser des Endlichen, sodasß aber der Tod sogleich die Wiege neuen Lebens wird. Wie indeß Siva in den Bergen, Vishnu am Ganges seine ersten und meisten Verehrer hatte und die Brahmanen an Brahma festhielten, so entstanden Sekten welche immer in einem dieser Götter den alleinwahren Gott sahen und die andern nur für besondere Namen seiner Thätigkeit oder seiner Eigenschaften erklärten. Ihre Lehren sind in den Puranas dichterisch ausgesprochen. Sie verhalten sich zum Mahabharata wie Hesiod zu Homer.

Die Puranas reden vom Ursprung der Welt, geben die Genealogie der Götter und alten Könige, und reihen daran neue Dichtungen über den Gott dem sie huldigen, oder wandeln die alten Mythen im Geist der Sekten um. Da erscheint vieles noch makloser als in den spätern Theilen des Epos, und manches ist völlig absurd; dazwischen aber erklingen wieder Töne von einer seelenvollen Sinnigkeit, und große oder sittlich schöne Gedanken durchbrechen oder tragen die phantastische Winterwelt. So kämpft Kasiyu der Niesenkönig gegen Vishnu, unterjocht die Erde, hant sich als Weltthyrann ein Schloß auf dem Himalaja und zwingt selbst die Götter zu seinem Dienste; nur Brahma, Siva, Vishnu entziehen sich unsichtbar der Trone. Aber in Kasiyu's Knaben Prahraba fehlte die Verehrung für Vishnu, die Außendinge schienen ihm Schatten ohne Wirklichkeit, nur im Gefühl der Vereinigung mit dem ewigen Geist fand er seine Freude. So bekannte er dem Vater daß er gelernt habe das Eine was zu wissen noth thut, zu verehren den Urgrund der in allem ist wie alles in ihm. Das Kind ward eingesperrt und gegerfelt daß es widerrufe, aber es fuhr fort zu bekennen daß in dieser Scheinwelt nur Vishnu die Wirklichkeit und Wahrheit sei. Kasiyu ließ die Niesen mit schweren und schneidigen Waffen auf den Knaben schlagen; sie verwundeten ihn nicht; er ließ ihn vom Elefanten zerstampfen, aber er blieb unverletzt; er ließ ihn in eine Schlangenhöhle werfen, aber die Zähne der Nattern waren stumpf gegen ihn und ihr Gift wandelte sich in Balsam; die Flammen des Scheiterhaufens leuchteten wie

kühle duftige Blumen um ihn; den von der Klippe Gefürzten trugen die Lüfte sanft zu Boden. Laß von deinem blinden Wuth, sagte er dem Vater, und erkenne die Macht des Allgegenwärtigen: Sonne, Mond und Sterne, Meer und Wälder sind Glieder seines Leibes; wer auf ihn baut den schirmt seine Fuld, wer ihm treget der flattert in das Feuer seines Jorns wie Wäden ins Licht. Nun ward der fromme Knabe ins Meer versenkt; aber im Abgrund des Oceans rauschte sein Loblied Vishnu's durch die Wogen.

Sei gepriesen, Seele du des Weltalls,  
 Größer als das Größte und doch kleiner  
 Als das Kleinste, immerdar du selber  
 Und doch tausendfach verschieden bist du,  
 Wie das eine Licht in tausend Farben  
 Sich und Strahlen bricht. In allen Räumen  
 Waldest du und kloppst in allen Aern,  
 Denst in allen Seelen, Herr und Meister.  
 Alle Opfer flammen dir und alle  
 Stimmen sind ein Chor zu deinem Lobe.  
 Als Gefäß von deinem Geiste bin ich  
 So wie du unsterblich, in dir lebend  
 Bin ich eins mit dir des Weltalls Seele.

Da sprangen seine Fesseln und die Flut hob ihn empor. Der Riese schalt die Schergen; aber der Sohn entschuldigte sie, nur der allgegenwärtige Gott habe ihn befreit. Der Riese versetzte höhnisch: Wenn denn Gott, von dem du fabelst, in allen Dingen ist, sag' mir, ist er nicht in dieser Säule? Und mit geballter Faust schlug er gegen eine Iaklesäule des Palastes. Sie spaltete sich und der Gott, halb als Löwe, halb als Mensch gebildet, stand in ihr, und trat hervor und erschlug den Riesen mit gewaltiger Praule. Neu athmete die befreite Welt, und der Gott erschien wieder in seiner Milde mit der blauen Votosblumenkrone, Ruhe kam in die Natur, rosigter Schimmer verklärte die Luft, als er den Prahrada zum König weihte.

Wunder sagt es uns zu wenn der betende Phara, der schon durch Sinnesabtödtung die Welt überwunden, sich einer vor dem Löwen ins Wasser springenden Antilope erbarnt, und durch die Sorge für das Thier der Frucht seines Strebens verlustig geht, denn sie zieht seine Gedanken in das Weltliche zurück, der Tod kommt über ihn, sein brechendes Auge hängt an dem zärtlichen Thier, und er wird als Antilope wiedergeboren statt in die Welt.

seele einzuströmen. Oder wenn der Klausner Saupari einen Fisch mit seiner Brut spielen sieht und auch Kinder und Eutel möchte, und sie auch in reicher Glücksfülle bekommt, denn seine Buße war so mächtig gewesen daß er allen Königsöchtern als der schönste Jüngling erschien, — und wenn er dann zu den Enkeln die Urenkel wünscht und dabei inne wird daß für Hoffen und Wünschen kein Ende sei und ein böser Zauber in jenem Fisch ihn vom Weg der Ruhe und des Heils abgeloct habe. Der Dualismus wird so auch in der Vishnuverehrung nicht völlig überwunden, Gott bleibt als der bestimmungsgelost keine Eine der vielfältigen Welt mit seinem wahren Wesen und Selbst doch ein Jenseits, so sehr er als allgegenwärtig und in allen Dingen lebendig gepriesen wird. Immer wieder ertönt mit religiöser Weihe die Mahnung:

Alles Sinnliche, glaub' es,  
 Dran dein Herz du hestest, ist so flüchtig  
 Und so leer wie ziehender Morgennebel,  
 Ja ist nur die wesentlose Schöpfung  
 Deines Geistes, schneller noch vergangen  
 Als entstanden; drum dem Wahn entlagen  
 Daß die Welt der Sichtbarkeit, die Quelle  
 So von Schmerz wie Freude, dauern könne,  
 Richte fest und unverrückt die Sehkrast  
 Deiner Seele auf das Eine Ew'ge  
 Wandellose! Zu dem großen Urgeist  
 Flüchte dich! In ihm nur ist die Ruhe,  
 Nur in ihm der Frieden.

Das Mahabharata fand noch eine Fortsetzung oder Erweiterung in einem Epos das die Geschichte Krishna's und seiner Familie behandelt und nach seinem Beinamen Hari den Titel Harivansam führt. Eine Episode erzählt die reizende Liebesgeschichte von Pradyumna und Pradhabati, schwärmerisch, düstig, märchenhaft. Und so nimmt denn überhaupt die spätere epische Dichtung diese Wendung daß die Liebe ihr Mittelpunkt wird, daß der Ton aus Lyrische anklängt und daß die Dichter in künstlichen Versmaßen und in der Ueberwindung von Formschwierigkeiten ihre Virtuosität zur Schau stellen. So schrieb Bhakti die Geschichte Rama's ganz ausdrücklich zur Erläuterung der Grammatik und zur Darlegung schwieriger Reime und Versmaße. Ja man ging so weit Gedichte abzufassen die einen verschiedenen Sinn gaben wenn man die Silben anders abtheilte und dadurch aus den

gleichen Silben verschiedene Worte bildete, und es gibt ein Wort von Kavirabsha, das der Leser auf diese Art entweder als Mahabharata oder als Ramahana herausklügeln kann, indem es des großen Bürgerkrieg oder die Thaten Rama's erzählt, je nachdem man sich die Worte aus dem Silbenchaos abtheilt. Auch Indier zeigt in solchen Formspielereien den Verfall der echten Kunst, deren Form ursprünglich aus der Größe und Annuth des Inhalts und aus der erhobenen harmonischen Seelenstimmung des Künstlers entsteht und der naturwüchsige Ausdruck der Idee ist, dann aber der äußerlichen gehaltlosen Nachahmung anheimfällt, und in jenen Verschörkelungen zu Grunde geht, in welchen ein eitler Sinn mit der zwecklosen Befiegung zweckloser Schwierigkeiten prunkt. Als Heil- und Verjüngungsquell strömt auch in Indien daneben das Volkeliel, aber es harret noch vergebens des Künstlergeistes der sich ihm anschließt, wie nach der Zeit der Begnißschäfer Goethe in Deutschland, wie zum Troß des höfischen Stils Shakespeare in England, gethan.

### Vehrbichtung. Fabeln und Märchen.

Wie schon in der ältesten indischen Literatur der Gedanke in der Dichtung hervortritt und sie auszeichnet, so nahm sie, wie wir sahen, allmählich eine lehrhafte Richtung an und die Erfindung der Phantasie ward dem Zweck dienlich einen Spruch der Sinnlichkeit oder Lebenslosigkeit einzuschärfen. Auch im buddhistischen Kreise finden wir die Vehrweise Christi eine Idee dem Volk durch die Einleidung in eine Erzählung ansprechend vorzutragen und zugleich das Nachdenken zur Erfassung des zu Grunde liegenden Sinnes anzuregen. Die religiösen Wahrheiten wurden in Parabeln und Legenden dargestellt.

Eine Sammlung von Parabeln dient zum Commentar von Buddha's Sprüchen; wahrscheinlich hat er selbst von Anfang an wie Jesus Erzählungen und Gedanken miteinander verbunden. In solchen Geschichten wird häufig ein räthselhaftes gegenwärtiges Gescheh dadurch erklärt daß Buddha die Zeiten durchschaut und auf frühere Thaten in andern Lebensperioden der Seelen hinweist. Denn der Mensch erfährt an ihm selber was er andern gethan, wenn nicht alsobald, dann nach dem Tod durch die Art und Weise wie er wiedergeboren wird und was dann sein Loos ist. Andere



Geschichten zeigen die Macht des Sittengesetzes. Da hört ein König, der in Liebe zu der Frau eines andern entbrannt ist, als er im Halbschlummer unruhig sich hin und her wirft, die ihn erschreckenden Töne *du sa na so*. Er wendet sich an seinen Brahmanen, der ein großes Opfer verlangt; von allen Gattungen lebendiger Wesen soll eines dargebracht werden. Daß hier auch ein Mensch bluten soll das ruhet die Königin, und sie wendet sich an Buddha. Dieser deutet die geheimnißvollen Töne. Es waren einmal vier Brüder, die beriethen sich wie sie ihr Erbe durchbringen sollten, und kamen zum Entschluß sie wollten Frauen damit verführen. Sie thaten es und kamen dafür in einen siedenden Höllenfessel, wo sie dreißigtausend Jahre hinabsinken bis sie den Boden berühren; dann steigen sie wieder empor, und kommen einen Augenblick an die Oberfläche; da möchten sie nun jeder einen Spruch berekend ausrufen um Gnade zu erlangen, aber ihre Schuld ist noch nicht gebüßt, jeder spricht nur eine Silbe aus, und von neuem sinken sie in die Tiefe. Der Augenblick ist gerade gewesen wo sie oben waren, und der König hat ihre Stimmen gehört. Der König wird dadurch gebessert, die zum Opfer bestimmten Wesen werden befreit. — Oder das Huhn wird böß auf das Mädchen, das täglich das frisch gelegte Ei verzehrt, und wird als Kage, das Kind als Henne wiedergeboren, und nun frist die Kage die Küchlein; aber die Henne großt darob und wird zum Leopard, die Kage zur Gazelle, und der Leopard verzehrt ihre Zungen; so geht es fort fünfhundert Jahre lang, bis das Mädchen wieder ein Mensch geworden und die Predigt Buddha's hört, daß man nicht großen, sondern das Böse durch das Gute, den Haß durch Liebe besiegen müsse. Die schönste mir bekannte Parabel ist die von *Kisagotami*. Ein reicher Mann im *Savatthiland* sah eines Morgens all sein Gold in Kohlen verwandelt. Ein Freund erkennt daß er des Reichthums nicht werth gewesen, und rath ihm er solle die Kohlen zusammenschichten und zum Verkauf ausbieten. Frage aber jemand warum er Gold und Silber verkaufe, so solle er antworten: Bring es mir. Und wenn er das Gebotene in seine Hand nehme, werde es wieder Gold und Silber sein. Geschehe das durch eine Frau, so solle er ihr seinen Sohn vermählen und beiden seine Habe überlassen. Und eine Jungfrau namens *Kisagotami*, die würd.g der Schäge war, trat zu dem Mann, der vor seinem Kohlenhaufen stand, und fragte ihn warum er Gold und Silber neben den Waaren der andern Kaufleute feil biete. Gib mir doch das Gold

und Silber, war seine Antwort. Und die Jungfrau reichte ihm eine Hand voll Kohlen, die wieder zu Gold und Silber wurden, wie sie aus ihrer in seine Hand kamen. Da vermählte er sie seinem Sohn und überließ ihnen sein Vermögen. Beide lebten froh und glücklich. Kfsagotami gebir einen Sohn. Aber wie der laufen konnte, da starb er. Und sie nahm das todtc Kind an ihren Busen und ging von Haus zu Haus und fragte ob niemand ihr eine Arznei geben könnte. Die Leute schüttelten den Kopf, wie wenn sie den Verstand verloren habe; ein Weiser aber dachte: Die Frau ist jung und glücklich gewesen und kennt das Gesetz des Todes noch nicht; ich will sie trösten. Und er sprach zu ihr: Gehe zu Buddha, er wird dir helfen. Und Buddha sagte ihr: Bringe mir eine Hand voll Senfkörner, die geben deinem Kinde das Leben wieder; aber du mußt sie in einem Hause holen wo noch kein Gatte, keine Kinder, keine Aeltern gestorben sind. Da ging sie von Thür zu Thür, überall bot man ihr Senfkörner, aber wenn sie fragte, ob auch nicht Gatte, Kind oder Aeltern in dem Hause gestorben seien, da hatte jedes Haus seine Todten zu betrauern. Da begrub sie ihr Kind im Walde und kam wieder zu Buddha. Ich habe, sagte sie, die Senfkörner nicht gefunden; der Todten sind viel, der Lebenden wenig. Und Buddha sprach: Du dachtest du habest allein einen Sohn verloren; aber das ist das Gesetz des Todes, daß alles Lebendige vergänglich ist. Da ging sie beruhigt nach Hause. Und wie sie des Abends in die Lichtflamme blickte, da dachte sie: Mein Zustand ist dem der Lampe gleich. Und sie vernahm Buddha's Worte: Alles Lebendige gleicht der Lichtflamme, einen Augenblick leuchtend, in andern erloschen; nur in Nirvana ist dauernder Frieden. Da ruhte ihre Seele in stiller Beschaulichkeit.

In der Thiersage haben wir ein Gemeingut der Urgent: während Deutschland sie am reinsten hielt und am meisten episch ausbildete, bewahrte doch auch der reale Geist der Griechen in der Fabel die Natur der Thiere; bei den Indiern aber schlug theils der Zweck der Lehre so mächtig vor, theils ließ sie der Glaube an die Seelenwanderung in allen lebenden Wesen so sehr dieselben Seelen erblicken, daß die Thiere nur zur Maske der Menschen wurden, daß ihre eigenthümliche Art nur ganz äußerliche Berücksichtigung fand. Wenn auch von A. Weber nachgewiesen ist daß durch die Griechen nach Alexander eine Reihe von afropischen Fabeln nach Indien kam, so steht doch denselben ein großer Reichthum originaler Erzeugnisse zur Seite. Daß an

Kleine dem Mächtigen helfen kann, war einmal eine Erfahrung der Urzeit. In Indien füllten Mäuse die Grube, in die der Elefant gestürzt ist; in Griechenland zernagt die Maus den Strick, in welchem sich der Löwe gefangen hat; Elefanten und Löwen sind Thiere die in der Urzeit unbekannt waren, die aber nach der Scheidung der Völker sich die einen in Indien, die andern in Griechenland als die besonders gewaltigen darstellten; die Maus war aber im gemeinsamen Alterthum bekannt. Es sagt ihr besser zu daß sie den Strick zernagt; die spätere indische Fassung läßt sie das dann auch beim Elefanten thun. Durch mannichfaltige Fortbewegung im Munde des Volks gewinnen solche Geschichten gleich Kollsteinen endlich die runde präcise Form, den treffenden Ausdruck.

Was aber die Indier auch aus dem Occident empfangen, sie haben es reichlichst durch die novellenartigen Geschichten und die Märchen heimgezahlt. Die Quelle liegt hier wie im Epos theils in der Mythologie, theils in der Lebenserfahrung; der nachhaltige Reiz den die Offenbarung eines tiefen Sinnes in phantasierend spielender Form gewährt, beruht auf der Verschmelzung beider Elemente. Für Indien war das Auftreten des Buddhismus und dann neben und nach ihm das Fortbestehen des Brahmanenthums maßgebend. Die Naturpoesie der Veden, die Göttersage war schon im Epos mit der menschlichen Geschichte verschmolzen; die mythologischen Ideen verschwanden dem Bewußtsein bei den religiösen Aenderungen, aber so viele dichterische Ausdrücke, so viele ihm lieb gewordene Züge hielt das Volk fest und knüpfte sie nun an neue Ereignisse und motivirte sie nun auf neue Art nach Zeit und Sitte. Zu den Trümmern und Motiven der alten Sagen gesellte sich der Kreis von Legenden, von Geschichten der Heiligen, durch welche die Phantasie der Buddhisten ihre Lehren veranschaulichte, um so mehr als auf das vorbildliche Leben des Religionsstifters so großes Gewicht gelegt war. Die Nichtbuddhisten ließen den Heiligen weg, behielten aber das Wunderbare und sinnvoll Gefällige der Erzählung bei, gaben ihr andere menschliche Träger oder vermaandelten die Legende in eine Fabel mit Thiernamen. Wir finden in Indien bereits im 6. Jahrhundert eine Sammlung von derartigen Erzählungen mit eingeflochtenen Sittensprüchen so berühmt daß der Perserkönig Kosru Nushirvan eine Uebersetzung anfertigen ließ; das Werk war als Ainstenspiegel abgefaßt in 12 Büchern und bildet die Grundlage für den unter dem Namen Hitopadesha, freundliche heilsame Unterweisung, angefertigten Auszug, wie für die

spätere indische Bearbeitung, welche Panischatantra, fünf Bücher, heißt und hauptsächlich den fünf ersten Büchern der alten Sammlung folgt, Erzählungen der spätern aber einschließt. Denn wie in der Schlussredaction des Epos wird auch hier die Sitte herrschend eine Erzählung zum Rahmen zu nehmen und in ihren Verlauf andere einzufügen, in die wieder andere hineingeschoben hat wie beim Gewicht der Krämerwaage. Bedeutsame Vehren sollen stets nicht durch eine, sondern durch mehrere Begebenheiten veranschaulicht, durch eine Sammlung von Sprüchen eingepreßt werden. Diese moralisirenden Erzählungen sagten den Indiern besonders zu. Die Phantasie ergeht sich in freiem Spiel mit Zeit und Raum, mit den Formen der Dinge, und versetzt die Bilder welche früher religiöse Ideen versinnlichten, als Wunder in die unmittelbare Wirklichkeit; alle Gegenstände werden belebt und befeelt; sie wechseln gelegentlich ihre Formen, streifen ihre Gestalt ab wie Schlangen ihre Häute und verwandeln sich in neue Erscheinungen; in diesem Treiben, so seltsam es uns vorkommen mag, enthüllt sich doch eine höhere Lebenswahrheit, oder es springt aus ihm eine Klugheitsregel für den Hörer hervor. Das Märchen war geboren und übte fortan seinen Zauber auf das Kindergemüth. Es ging aus dem Volksmund über in das Buch, die Bücher wurden übersetzt, aber aus der Uebersetzung kamen die Geschichten wieder in den Mund der andern Völker, von Reisenden wurden sie einhergetragen wie Samenkörner von wandernden Vögeln; was unverständlich war, was nicht zusagte ließ man fallen; man behielt den Sinn bei, gab aber der Erzählung das Gepräge heimischer Sitte, oder ergänzte, ersetzte sie durch ähnliche Begebenheiten eigener Erfahrung; oder man gab das Ganze als solches an, aber einzelne Züge, einzelne Motive prägten sich der Erinnerung ein und wurden bald der Keim selbständiger neuer Geschichten, bald wurden sie bestehenden Sagen zu deren Fortgestaltung eingepflanzt. Das alles geschieht allmählich, absichtslos; ist aber die rechte Gestalt gefunden, dann haftet sie nun im Volksgemüth oder wird wieder von der Literatur aufgenommen. Die indischen Märchen kamen durch den Buddhismus zu den Mongolen, die zwei Jahrhunderte in Osteuropa herrschten und dadurch ihre Kunde den Slaven überlieferten. Andererseits drangen islamitische Völker in Indien ein, und eigneten sich Juden und Araber nicht bloß durch mündliche Erzählung, sondern durch Uebersetzung der Sammlungen die indischen Märchen an. Von beiden kamen sie durch den Per-



lehr im Osten seit den Kreuzzügen oder von Westen her durch die Mauren in Spanien zu den romanischen und germanischen Nationen. Meisterhafte Erzähler, ein Boccaccio im Desameren, ein Don Manuel im Conde Lucanor, ein Straparola bemächtigten sich ihrer, und durch sie wurden sie so recht in Europa wiedergeboren und kamen von neuem in den Mund des Volks, in die Poesie eines Ariost und Shakespeare. Ja Buddha selbst ward ein Heiliger des katholischen Kalenders: die Geschichte wie er mancherlei Weh des Lebens erblüht ward einer Legende eingefügt und ihr Träger Josefaphat, aus Jeshafatwa arabisirt, ward in Rom kanonisirt.

Theodor Benfey hat in der so gelehrten als geschmackvollen Einleitung zu seiner Verdeutschung des Pantshatanttra den Nachweis geliefert wie die indischen Märchen durch ihre innere Vortrefflichkeit meistens das was bei den Europäern schon Aehnliches vorhanden war, in sich aufnahmen, sodaß in der Umwandlung vielfach nur ursprünglich getrennte Füge und Motive lateinestepisch vermischt wurden, wodurch die scheinbar so große Masse europäischer Märchen sich auf eine keineswegs beträchtliche Anzahl von Grundformen reducirt, aus denen sie sich mit mehr oder weniger Glück und Geschick durch theils vollstliche, theils individuelle Thätigkeit vervielfältigt haben. Denn das Märchen berührt viele Herzenssaiten, und die eine Bearbeitung hält diesen, die andere jenen Ton vorzüglich fest, alle aber verlangen nach dem gesunden sittlichen Volksbewußtsein den Sieg der sittlichen Weltordnung, der auch bei schmurrenhafter Laune der heitern Behandlung bewahrt bleiben soll. Jene Grundformen aber sind es welche den unverlegbaren, immer neu aufsprudelnden Born bilden, an welchem das ganze Volk, hoch und niedrig, am meisten aber dasjenige dem sonst wenig Quellen geistigen Genusses fließen, sich immer von neuem erfrischt.

Für das Phantasieleben der Menschheit haben diese Erzählungen daher eine Bedeutung die man nicht zu hoch anschlagen kann, und deshalb scheint es am Orte das Gesagte durch einige Beispiele zu erläutern.

Das indische Epos hat folgende Erzählung: Zu König Usinara flüchtet hilfesuchend eine vom Habicht verfolgte Taube. Der Raubvogel behauptet sein Recht auf Nahrung, der König gibt aber lieber ein Stück des eigenen Fleisches so schwer wie die Taube, als daß er die ihm vertrauende, schutzsuchende ausgelieferte. Da wiegt die Taube stets schwerer denn das ausgeschnittene Fleisch, bis daß Habicht und Taube sich als die Götter Agni und Indra



offenbaren, die des Fürsten Tugend prüfen gewollt, und ihn mit sich in den Himmel nehmen, während sein Ruhm auf Erden ewig währt. Die Grundlage bildet hier eine Legende des Buddhismus, der sich bei seiner erbarmentenden Liebe gegen alle lebenden Wesen, auch gegen die Thiere, in solchen Opfererzählungen gefiel, während den Nichtbuddhisten das Ausschneiden des Fleisches, das Abwägen desselben gegenüber einem fordernden Wägbiger, dem man nicht genug thun konnte, etwas Abscheuliches hatte, und der Blick ist von dem hingebenden Dulder, der ursprünglich verherrlicht werden sollte, auf den hartherzigen Dränger wandte, dessen Unerkittlichkeit zuletzt ihren Lohn finden mußte. Und so begegnen wir denn in einem mongolischen Märchen, und nach ihm im russischen Urtheil des Schenkla, einer Reihe von scharfsinnigen Entscheidungen streitiger Rechtsfälle, in denen der Beklagte gewöhnlich absichtliches schuldig geworden und durch eine kluge Wendung freigesprochen wird, und bei der muhammedanischen Fassung dieser Erzählung beginnt sie mit dem Soldaten, der dem Juden für geborgtes Geld ein Pfund Fleisch verschreibt, und der Richter heist den Juden das Fleisch ausschneiden, aber ohne einen Tropfen Blut zu vergießen. In Hagen's Gesamttabenteuer kommt die Geschichte in Bezug auf einen Kaufmannssohn vor, und während der Jude ihm nach dem Hof des Kaisers folgt, geht es ihm ganz ähnlich wie in der mongolischen und muhammedanischen Darstellung, er überreicht ein Kind, fällt durch einen Sturz aus der Höhe einen alten Mann todt, und der Richter sagt er soll der Frau wieder ein Kind schaffen, den Sohn des Alten auf sich herabstürzen lassen. Shakespeare ließ die andern Dinge bei Seite, erfaßte aber die Idee von der Dialektik des Rechtsbegriffs, daß er einseitig auf die Spitze getrieben ins Unrecht umschlägt, daß der Buchstabe tödtet und der Geist lebendig macht, daß nicht auf strengem Recht, sondern auf freier Sittlichkeit und Gnade das Leben beruht, daß die Gesinnung in allen Verhältnissen die Hauptsache ist, und fügte dem Mittelpunkt der Geschichte vom Fleisch ausschneiden die Wahl der Kästchen und den Streit um die Ringe in erheiternder Weise zur Vervollständigung des Grundgebauens hinzu.

War hier das Motiv beibehalten, aber der Sieg nicht durch Selbstaufopferung und Dulden, wie im Buddhismenthum, sondern durch Geisteskraft und Energie der Liebe errungen, so zeigt uns eine andere Parabel die fortschreitende Ausbildung des anfänglichen Grundstocks. Der Reisende der im Walde auf einem Baum

geschlafen hat, sieht unter sich den Tiger lauern, über sich die Schlange; er weiß vor Angst nicht was er thun soll; wie aber von obern Zweigen etwas Honig herabträufelt, nascht er davon und vergiftet der Lebensgefahr. So die einfach indische Erzählung. Die mohammedanische Fassung erweitert das zu einem Bilde wie leicht die Menschen das Leben nehmen. Ein Mann sticht vor einem Elefanten und stürzt in einen Brunnen; er hält sich an zwei schwachen Zweigen, seine Füße stehen auf Schlangenkörpern, auf dem Grund der Grube sperrt ein Drache drohend den Nachen auf; der Mann sieht zu seinem Schrecken wie eine schwarze und eine weiße Maus die ihn haltenden Zweige zernagen; aber er vergiftet alles als er einen Bienenkorb in der Nähe gewahrt und strebt dem Honig nach. Der Brunnen ist die Welt, der drohende Elefant die Noth und Gefahr des Lebens, die Schlangen sind die Säfte des menschlichen Körpers, die sich in Gift verwandeln, wenn man ihr Gleichmaß stört, die Mäuse sind Tag und Nacht, der Drache der Tod, der Honig der sinnliche Genuß. Näktert in seiner anmuthigen Dichtung läßt die Schlangen weg und läßt an den beiden Zweigen selbst Brombeeren reifen, nach denen der Mann greift, und so hat bei ihm die Parabel, nachdem sie auch durch Dschelafeddin Rumi's Hand gegangen, wol eine endgültige Form gefunden.

Wer dächte daß der Miltztopf, den Gellert's Marthe, gehörrig aufgeschlirzt, nach der Stadt trägt, und der sie Eier, Hühner, ein Kalb u. s. w. in steigendem Gewinn hoffen läßt, schon als Melotopf über dem Bett des Brahmanen hing, der im Eifer des Projectenmachens ihn herabstieß? Die Erzählung ist durch Tausendundeine Nacht, durch Conde Yucanor und Lafontaine's Fabeln allmählich unter die deutschen Lehren der Weisheit und Tugend gewandert. Eine ähnliche indische Geschichte kommt in immer neuer Weise vor: Ein Jäger will eine Honigscheibe verkaufen, ein Tropfen fällt auf den Boden; des Kaufmanns Rache leckt ihn auf, des Jägers Hund beißt sie todt, der Krämer erschlägt den Hund, der Jäger und der Krämer rufen im Streit ihre Freunde zu Hülfe, sie sechten bis sie alle todt sind — um einen Tropfen Honig!

Erzählungen vom Lauf der Thiere und vom Umdank der Menschen weisen auf den Buddhismus als ihre Quelle. Wenn aber die Legende sagt daß Buddha in früherer Existenz einmal Hirsch gewesen und dem König von Venares vorgestellt er solle

das Jagden sein lassen, und täglich ein Stück Wild geliefert erhalten, so ist es in ihrem Sinne wenn der Heilige sich selbst statt einer trächtigen Hirschkuh dahingibt, der König aber gerührt der Jagdlust entsagt und den Wald den Hirschen freiläßt. In einem verwandten Fabel will eine Kuh ihren Herrn retten und statt dessen sich dem Tiger ausliefern, nur noch einmal bittet sie ihr Kalb fangen zu dürfen, was denn auch den Tiger erbarmt. Die Nichibuddhisten aber machen jene Legende zur Fabel; dem Vöwen gibt sich täglich ein Stück Wild zum Fraße, damit er nicht mehr jagt; ein Häslein fürchtet den Tod, schleicht spät heran, behauptet von einem andern Vöwen aufgehalten zu sein, und führt den Vöwen, um ihm den Nebenbuhler zu zeigen, an einen Brunnen, wo er dann sein eigen Bild erblickt und kampfbereit hinabstürzt. Hier wird der Schwache durch List befreit und der Tyrann ins Verderben gelockt, indem der Schluß durch die Ausnahme einer wahrscheinlich uralten Geschichte herbeigeführt wird, die uns im Aesop wie im Reinecke Fuchs begegnet, das täuschende Erblicken des eigenen Wildes im Wasserspiegel.

Die Heilung eines Halsgeschwürs durch Lachen, die von Erasmus gelegentlich der Briefe der Dunkelmänner berichtet wird, stammt gleichfalls aus Indien. Dagegen scheint das Märchen vom Schlangenkönig und der Holzhauerstochter aus der Mythe von Eros und Psyche entsprungen zu sein oder mit ihr eine gemeinsame Grundlage zu haben. Wie Psyche den Eros verliert als sie ihn beim Licht der Kerze betrachtet, dann aber durch Thaten der Buße ihn wiedergewinnt, diese Geschichte der Seele, die durch Schuld des ihr geschenkten Heils verlustig geht, bis sie es mit Gottes Hülfe durch Reue und Arbeit sich verdient, — dies findet ein Gegenbild im indischen Märchen, wo ein altes Weib die Holzhauerstochter misstrauisch macht, daß sie den Namen des Gemahls erfrage, der ihr unter der Bedingung daß sie es nicht thue, ein glückliches Leben in seinem Palast bereitet. Er sagt den Namen und alle Pracht ist verschwunden. Nun dient sie, wie Psyche der Mutter des Eros, der Mutter des Schlangenkönigs, sammelt mit Hülfe der Bienen den Duft von tausend Blumen in ein Gefäß, setzt mit Hülfe eines Eichhorns aus Samenkörnern einen Schmut zusammen, bis sie endlich den Geliebten wiedererlangt. Auch in der Schwanenritterfage verliert die Gattin den Gemahl, wenn sie nach seinem Namen fragt. Und die Morgenröthe darf den Geliebten, die Sonne, nicht nackt sehen, sonst hat die Liebesnacht ein

Ende und sie wird vom Bräutigam verlassen, was ebenso bei Eros und Psyche wie in der Legende von Urvasi aus der Urzeit nachklingt. — Der Urzeit gehörten auch Gottesurtheile an; es scheint aber schon aus Indien eingedrungen, wenn bei Gottfried von Straßburg Isolde sich von dem als Pilger verkleideten Tristan aus dem Schiff heben und sich mit ihm zu Boden fallen läßt, und nun darauf die Feuerprobe besteht daß sie in keines Mannes Arm außer dem ihres Gatten und jenes Pilgers gelegen habe; denn ganz ähnlich kommt die Sache mehrfach in indischen Erzählungen vor.

Die Indier wissen auch bei aller Frauenverehrung etwas von bösen Weibern zu erzählen. Einem wandernden Brahmanen will ein Dämon nichts zu Liebe thun, da er schon zu sehr von seiner Frau gequält werde, sondern eine Gunst erweisen; der Dämon hat die Jänliche semen gelernt, als er einen Baum neben dem Hause des Brahmanen bewohnte und vor ihr daraus flüchtete. Der Dämon will in eine Prinzessin fahren, der Brahmane soll ihn beschwören, da will er sie verlassen. Der Dämon weigert sich indeß doch, nur als der Brahmane ihm mit der Frau droht, verläßt er die Prinzessin. Die Geschichte ist im Buch der Vierzig Bezire fortgebildet. Ein junger Holzhauer hat eine böse Frau; er will sich zu seiner Errettung einen Strick kaufen, sie aber meint er wolle das Geld einer Geliebten bringen und folgt ihm in den Wald. Da denkt er ihrer los zu werden, indem er von einem Brunnen spricht worin ein Schatz liege; sie verlangt daß er sie am Strick hinablasse, er thut's, zieht das Seil dann herauf und geht von dannen. Doch nach einigen Tagen fühlt er Reue und Mitleid, läßt den Strick wieder in den Brunnen hinab und ruft: Klammere dich daran. Was er aber heranzieht ist ein Dämon, der ihm die Rettung vor dem bösen Weibe dankt, das ihm seit kurzem seine Wohnung verleihe. Zum Lohn dafür fährt er in des Königs Tochter, daß ihn der Holzhauer dort bann; es geschieht und der Beschwörer wird des Königs Sidam. Der Dämon fährt in die Tochter eines andern Königs, dieser hat von der Wundereut im Nachbarland gehört und bittet daß man ihm den ehemaligen Holzhauer sende. Wie der hinkommt, schnaubt ihn der Dämon zornig an, ob das der Dank für eine Wohlthat sei, daß er ihm nun seine Geliebte entreißen wolle. Der Gerufene erschrickt, faßt sich aber und sagt, er komme nicht der Prinzessin wegen, sondern sei auf der Flucht vor dem bösen Weib, das wieder den Brunnen



verlassen habe und ihn verfolge. Da gerath der Dämon in Angst, fährt aus und flieht von dannen.

Ich übergehe andere Fassungen in Europa, und erinnere an Machiavelli's Novelle Velsager. Als viele Seelen in der Hölle sich beklagen ihr ganzes Unglück stamme daher daß sie eine Frau genommen, soll der Teufel Velsager in Menschengestalt eine Probe machen ob es wirklich so schlimm mit bösen Weibern sei. Er heirathet eine stolze herrschsüchtige Florentinerin, die das Vermögen durchbringt und ihm das Leben so sauer macht, daß es ihm ganz recht ist als er vor den Gläubigern flüchtig gehen muß. Ein Bauer versteckt ihn, und den will er zum Taus dadurch reich machen daß er in Weiber fahre und sich nur durch ihn wieder anstreiben lasse. Es geschieht mehrmals und der Bauer erhält großen Lohn. Dann sagt Velsager jetzt sei seine Verpflichtung erfüllt und der Bauer sollte sich halten ihm wieder zu begegnen. Als Arzt wider Willen (ein in andern indischen Märchen gleichfalls geknüpftes Motiv) wird aber der Bauer gezwungen dennoch zur Tochter des französischen Königs zu reisen. Wie Velsager ihn erblickt schnaubt er ihn an, aber der Bauer erwidert: Ich wollte dir ja nur sagen daß deine Frau kommt. Darauf fuhr der Teufel entsezt aus und fieber geradeswegs in die Hölle als in die Arme der Florentinerin.

Von einem böhmischen Volkemärchen endlich, das Frau V. Nemec ganz trefflich in Wenzig's westslawischen Märchen mit theilt, bemerkt Vensey mit Recht, es zeige was ein poetisch reich begabtes Volk durch vollständige Aneignung aus einem überkommenen Stoff zu machen vermag. So viele neue Motive sind hinzugetreten und das Ganze ist so sehr mit dem individuellen Leben des Volks, das es aufgenommen hat, verschmolzen und davon gesättigt, daß wenn die überlieferten Ein- und Durchschläge nicht zugleich im wesentlichen so rein bewahrt wären, kaum sein historischer Zusammenhang mit der indischen Quelle zu erkennen sein würde. Gerade dadurch aber ist es so belehrend für die Geschichte der Märchenpoesie.

Die böse Rätke ist eine alte Jungfer geworden, geht aber immer noch zum Tanz und findet immer noch keinen Tänzer. Da wandert sie wieder einmal nach der Schenke und sagt bei sich selbst: Wenn denn kein Bursche kommt, so mücht' ich meinerhalben mit dem Teufel tanzen. Und wie sie allein am Ofen sitzt, tritt ein schmucker fremder Jäger heran und bietet ihr zu trinken, führt sie



zum Weigen und tanzt mit ihr den ganzen Nachmittag und Abend. Wie er sie nach Hause begleitet, sagt sie: „Köunt' ich doch so durchs Leben mit Euch tanzen wie heut'.“ „Das kann ja geschehen“, versetzt er, „komm mit mir, häng dich an meinen Hals.“ Wie sie das thut, verwandelt er sich in den Teufel und fliegt mit ihr zur Hölle. Aber sie hängt fest an ihm wie eine Zange, die Teufel können sie nicht losbringen, und ihr Oberster sagt zu dem Ankömmling: „Bade dich und sieh wie du die Käthe los wirfst.“ Und der Teufel kehrt mit ihr zur Erde zurück und verspricht ihr vergebens goldene Berge, wenn sie ihn freigebe. Sie kommen zu einem Schäfer. Der Teufel, der wieder wie ein Jäger anseht, versetzt auf die Frage des Schäfers, was er da trage, es sei ein Weib das nicht von ihm lassen wolle, er gebente sie ins nächste Dorf zu bringen, — und verständigt sich mit dem Hirten daß der sie ein Stück Wegs trage. Der Schäfer hat einen großen Pelz an, Käthe klammert sich an diesen und bei einem Teich schlüpft der Schäfer aus dem Pelz heraus und läßt ihn sammt dem bösen Weib ins Wasser fallen. Deß freut sich der Teufel, gibt sich zu erkennen und sagt dem Schäfer er werde es ihm einst reichlich lohnen. Der Schäfer ist anfänglich wie vom Schlag gerührt, dann aber denkt er: Sind alle so dumm, wie der, so ist's gut. — Das Land, wo der Schäfer wohnt, beherrscht ein junger Fürst, der in Saus und Braus lebt und das Volk zwei Günstlingen zu regieren überläßt. Eines Tags fragt er den Sternseher nach der Zukunft, und hört von diesem das Schreckenswort: Bevor der Mond voll wird kommt der Teufel deine beiden Stellvertreter zu holen, und im Vollmond pakt er auch dich. Da rührt sich dem König das Gewissen, er wendet sich auf den rechten Weg, lebt gottesfürchtig und verwaltet das Land selbst gerecht und weise. Die Stellvertreter aber verrammeln sich in ihren Schlössern, daß ihnen der Teufel nicht beikomme. Der begibt sich mittlerweile zum Schäfer und sagt daß er die Stellvertreter holen werde; der Schäfer solle aber, wenn er ihn auf dem Schloß des einen und dann des andern mit dem Schuldigen kommen sehe, ihn entweichen heißen; das werde er thun; dafür solle der Schäfer von jedem zwei Säcke Goldes verlangen. Aber den König solle er nicht befreien wollen, sonst werde es ihm selber die Haut kosten. Der Schäfer geht zuerst nach dem einen Schloß, dann nach dem andern, trifft jedesmal ein groß Geschrei, sieht den Teufel mit einem Stellvertreter kommen und heißt ihn verschwinden, was auch geschieht. Das

hört der König und heist den Schäfer kommen; und weil der Jäzt mittlerweile so gut regiert, willigt der Schäfer darein zu versuchen ob er ihn retten könne, sollte es ihm auch selbst das Leben kosten. Der König erwartet ruhig und gefast unter dem Wehklagen des Volks die letzte Stunde, der Teufel kommt, der König folgt ihm hinab in den Hof, da brängt sich der Schäfer ganz erhitzt durch die Menge auf den Teufel zu und schreit: „Lauf schnell, sonst wird dir's schlimm ergehen!“ „Wie wagst du es mich aufzuhalten?“ fragt der Teufel, aber der Schäfer versetzt: „Du Narr, hier handelt sich's nicht um den Jäzten, sondern um dich! Ich komme deinetwegen. Räche lebt und sucht dich!“ Da ist der Teufel sogleich wie weggeblasen, und der König macht den Schäfer zu seinem Rathgeber, und der Schäfer gibt die Säcke Goldes den Armen wieder, von denen sie die Stellvertreter erpreßt hatten, und lebt mit dem König glücklich weiter.

Eine buddhistische Legende, der ich zum Schluß noch gedenke, läßt Buddha gleich jenem Kind des heiligen Augustin das Weltmeer mit einer Muschel ausschöpfen wollen; die Götter lachen über das Bemühen, aber der Knabe versetzt: „Wenn ein Mensch von ganzem Herzen eine Handlung vornimmt, so gibt es nichts was er nicht auszuführen vermöchte.“ Da helfen ihm die Götter. In anderer Fassung ist Buddha in früherer Existenz ein Eichhorn, dem der Sturm die Jungen vom Baum in den Fluß geschleudert, der Fluß hat sie ins Meer getragen, und das Eichhorn taucht sein Schwänzchen in die Wellen und spritzt das Wasser auf das Land, so hofft es den Ocean auszutrocknen. Indra lacht darüber, als er aber die ausdauernde Kindesliebe sieht, bewirkt er daß die Jungen wieder ans Land kommen. Unter der Hand der Brahmanen wird daraus die Fabel vom Vogel Strandläufer, der die lächerliche Figur macht seine Füßchen des Nachts während des Schlafs in die Höhe zu strecken, weil er sich einbildet der Himmel stürze ein, wenn er ihn nicht also stütze. Sein Weibchen trägt Bedenken die Eier nahe an das Meer zu legen, er aber sagt: Was kann uns das Meer thum? Das Meer dachte bei sich: Ich will doch sehen was er macht, wenn ich die Eier fortschwenne, — und die Mutter nahm sie mit. Da wollte der Strandläufer, während das Weibchen ihm bemerkte daß ihn sein Hochmuth zu Fall gebracht, das Meer mit seinem Schnabel austrocknen. Denn diese welche die Kraft der Standhaftigkeit besitzen, ob sie auch klein sind, beslegen doch die Mächtigen. Auch kann man ja die andern Vögel

zu Hilfe rufen, denn vieler Einigung bringt Stärke, ob sie gleich einzeln schwach sind; aus Gräsern wird das Seil geflochten, das selbst den Elefanten hält. Und sie wandten sich an den Vogelkönig Garuda, den Vishnu reitet, der wandte sich an Vishnu, und dieser ließ das Meer die Eier herausgeben. So wird der feste Wille des Schwachen doch sieghaft.

Aus der Zeit des herrschenden Buddhismenthums stammen dann auch die Spottgesehichtchen von der Dummheit der Brahmanen, ähnlich wie in den Tagen der Reformation die Mönche lächerlich gemacht wurden. Daß die Brahmanen auch im Drama häufig eine komische Figur spielen, weist gleichfalls auf den buddhistischen Ursprung solcher Dichtungen hin; in jüngern Werken werden sie wieder verherrlicht und dann haben buddhistische Mönche auf ihre Kosten für den Spas zu sorgen. Im Kampf und Wett-eifer der Parteien hat sich auch in Indien die Komik entwickelt und mitunter zu heiterm Humor erhoben.

Auch in den Volksmundarten entstanden mancherlei novellistische Sammelwerke. Eine berühmte Sammlung indischer Märchen und Novellen, eingerahmt in eine romanhafte Geschichte, und in Shlokas abgefaßt, rührt von Somadeva her, der sie zur Ergözung der Großmutter des Königs Hershha Deva von Kaschmir im 11. Jahrhundert niederschrieb. Ein schlichter Ton der Erzählung verbindet sich mit epigrammatisch zugespitzten Gedanken. Das Buch führt den Titel Brihat Katha, Meer der Erzählungsströme.

### Spruchdichtung und Kunstlyrik.

Wenn schon in den Veden und im Epos das Element des Gedankens als solchen hervortrat und die sinnige Betrachtung sich dem Aufschwung des Gefühls oder dem Preise der That zur Seite stellte, so gefiel sich der philosophische Geist der Indier von früh an darin daß er die Frucht seines Sinnes in einzelne Sprüche zusammenfaßte, und die das ganze Wesen beherrschende Phantasie gab denselben am liebsten die Form des Bildes, sei es daß die besondere Erscheinung die allgemeine Idee unmittelbar und metaphorisch ausdrückt, sei es daß sie gleichnißweise und veranschaulichend neben derselben steht. Das Verömaß hilft dazu die Worte genau zu wählen, ihre bestimmte Stellung auch im Gedächtniß festzuhalten und den Spruch wie einen geschliffenen Edelstein in

der Schatzkammer des Gemüths zu bewahren. Doch finden sich auch viele solche epigrammatische Sätze ohne dichterischen Schmuck, nur vom innern Gehalt getragen. Die Beliebtheit dieser Spruchpoesie zeigen uns die Sammelwerke der erwähnten Erzählungen; denn diese sind entweder an jene geknüpft, oder bei jeder sich bietenden Gelegenheit erzieht sich der Erzähler oder eine der handelnden Personen in solchen Gedanken, oft unerschöpflich wie Sancho Pansa mit seinen Sprichwörtern, und schon vor der Grundschrift des Pantshatantra finden wir die Spruchsammlung Bhatrihari's, und die Wirkung auf die verwandte Dichtung der Orientalen war eine ähnliche wie die der Märchen. Mit Bhatrihari hat Herder bereits Deutschland in der Weisheit einiger Brahmanen bekannt gemacht. Ein Gedicht von Sankara Acharya, Mehamudgara, Thorheitshammer, stellt in 12 Strophen die Lehre von dem Leid und der Nichtigkeit der Welt, von der Einheit aller Seelen und der alleinigen wahren Wesenheit Gottes zusammen. Nur Tugend gewährt Frieden. Alles Irdische vergeht wie ein täuschendes Trugbild:

Gleichwie der zitternde Tropfen am Lotus  
Schwindet das menschliche Leben dahin.

Einige Proben aus Bhatrihari werden uns den Höhepunkt sittlicher Bildung bei den Indiern und zugleich die Vorzüglichkeit ihrer Spruchdichtung barthun.

Die Freundschaft mit dem Bösen,  
Gleichgültigen und Guten  
Sei dir nicht einerlei.

Ein Tropfen Regenwasser  
Fiel auf ein glühend Eisen,  
Man sah die Spur nicht mehr.

Er fiel auf eine Blume  
Und blieb ein Tropfen Thaues  
Und glänzte perlengleich.

Er fiel in eine Muschel  
Zur segensreichen Stumbe  
Und ward zur Perle selbst.

Wie der Schatten früh am Morgen  
Ist die Freundschaft mit den Bösen,  
Stund' auf Stunde nimmt sie ab;

Aber Freundschaft mit den Guten  
Wächst wie der Abend Schatten,  
Wie des Lebens Sonne sinkt.

Was uns die Natur zu sein vergönnt hat,  
Mehr und minder kann der Mensch nicht werden;  
Auf des Berges Gipfel und im Thale  
Bleibt er was er ist und wird nicht größer;  
Schöpf' er aus dem Brinnen oder Weltmeer,  
Dort und hier erfüllt er nur sein Allgesein.

Ungebeten kommt die Sonne und erschließt der Blumen Reich,  
Und der Mond erquilt am Abend ungebeten sie mit Thau;  
Ungebeten strömt der Regen allerquidend auf das Land;  
Also thut der Herzensgute ungebeten Gutes auch.

„Dies ist einer von uns, dies ist ein Fremder“, so sprechen  
Niedre Seelen. Die Welt ist nur ein einiges Haus.  
Wer die Sache des Menschengeschlechts als seine betrachtet,  
Nimmt an der Götter Geschick, nimmt am Verhängnisse theil.

So wie die Flamme des Lichts auch ungenewendet hinausstrahlt,  
So vom Schicksal gebeugt strebet ein Edler empor.

Edler Menschen Sinn ist im Glücke lotosweich,  
Aber wird beim Ungemach hart und starr, Felsen gleich.

Erde, du meine Mutter, und du mein Vater, der Lusthauch,  
Und du, Feuer, mein Freund, du mein Verwandter, der Strom,  
Und mein Bruder, der Himmel, ich sag' euch allen mit Ehrfurcht  
Fremdblichen Dank! Mit euch hab' ich hienieden gelebt,  
Und jetzt geh' ich zur andern Welt, euch gerne verlassend;  
Lebt wohl, Bruder und Freund, Vater und Mutter, lebt wohl!

Früher, sagt der Weise, habe er in allen Dingen nur Brauen-  
gestalten erblickt, seit die Salbe der Erkenntniß sein Auge gestärkt,  
sehe er Gott in allem. Die Sammlung zerfällt in ein Buch der  
Liebe, der Pflichten, der Dufung. Und so zieht sich auch durch



die Sprache ein Entweder Oder, ein Dualismus der sinnlichen Lust und der Weltentsagung; „entweder im Walde Busse thun, oder an Weibes Busen ruhn“; A. W. Schlegel hat einen doppelt reimenden Schloß der Art glücklich wiedergegeben:

Wohn' an der Ganga Stromfluten, süßentrübenden, quellenden,  
Oder an zarter Brust Hügelu, sinnentrübenden, schwellenden.

Und so stellt sich der buddhistisch-mönchischen Enthaltensart und Weltflucht eine genußsüchtige und nur sinnliche Liebeslyrik gegenüber. Wo man es verschmäht die Triebe zu ethisiren, zu durchgeistigen, mit dem Sittengesetz zu versöhnen, da brechen sie in thierischer Nacktheit aus der Unterdrückung wieder hervor. So stören ja auch Nymphen die Vushübungen der Selbstpeiniger. Kalidasa's Wellenbote und der zerbrochene Krug (*Chatalakpara*) zeigen noch einige Sinnigkeit. Dort klagt der Liebende der vorüberziehenden Wolke sein Sehnen und gibt ihr Grüße an die Geliebte, hier bedauert die Frau daß sie bei der Regenzeit dem Manne fern sein muß; in beiden Gedichten wird die Natur bald zum Spiegel bald zum Contrast der Gemüthszustände. Aber auch hier schon herrscht mehr das Verlangen nach der leiblichen als nach der geistigen Gemeinschaft. Und so schildern auch Kalidasa's Jahreszeiten die Natur und den Wechsel von Blüten und Wellen, von Sonnenschein und Regen um in allen Erscheinungen ein Motiv für sinnlichen Liebesgenuß aufzuspüren. Fünfzig Strophen eines andern Gedichtes von einem jungen Brahmanen *Tshaurra* geben sich den Anschein als seien sie auf dem Gang nach dem Nichtplatz gedichtet, den der Sänger wandeln muß, weil er heimliche Minne mit einer Königs Tochter gepflogen; jede Strophe hebt an: Auch jetzt noch, — denn noch immer denkt er der Geliebten, und trotz des bevorstehenden Todes möchte er mit ihr lösen. Auch jetzt noch denkt er des Königschwans, der im lotosreichen See der Lust des Nachts mit ihm verweilt und des Morgens wonnemachenbleich, matt von voller Lusterschöpfung von dammen ging; auch jetzt noch denkt er wie sie die Hände zusammenflochten, die Lippen wund bissen oder blutig lüftten, wie denn auch die Nägelmale des Mannes auf der Brust des Weibes in dieser brünstigen Schmelzerei niemals fehlen. Den Gipfel dieser Lyrik bilden *Tshajadera's* *Guagerunda*, das Lied vom Kuhhirten *Krishna*, der bekanntlich als die Verkörperung *Vishnu's* angesehen ward, was

dann auch hier zur mystischen Deutung Veranlassung gab als werde die Liebe Gottes und der Natur in diesem Sinnraumel gefeiert, und demzufolge sind dann religiöse Hymnenlänge zwischen das mann- und weibetolle Wirren und Schwärmen oder das verzückte Stammeln und endliche Ermatten der brünstigen Leppigkeit eingeschoben. Nur äußerlich vergleicht sich das Gebicht dem Hohenliebe. Der stiltliche Gehalt, die innige Liebestreue und der echte Naturlaut im Hebräischen erhebt sich hoch über das nur Sinnliche und über das künstliche Formenspiel und Reimgeklänge des Indischen. Nabha, die Hirtin, sucht Krishna, der mit andern Mädchen spielt, und wünscht sich seine Umarmung; dann wirbt er schwärmerisch um sie, bis endlich ihre Verehnung in Versen geschildert wird, welche die europäischen Uebersetzer anlassen oder mißverstehen. Hören wir als Stilprobe in Rückert's genialer Nachbitbung wie eine Hirtin der Schmollenden Kunde bringt:

Wo er zur Wohnung der Wonnethehnung geacht ist im Schmucke der  
Liebe,  
Stattlich Gelendete, läume nicht, weude dich schnell zu dem Herrscher  
der Triebe!  
Unter dem Duftstranch an Samura's Lusthauch harret der Hainbekränzte.  
Schwungt eine Laube sich, reat es im Laube sich, meinet er daß du ge-  
kommen,  
Schmücket das Lager du, blüset mit zager Bezier dir entgegen bellemmen:  
Unter dem Duftstranch an Samura's Lusthauch harret der Hainbekränzte.

Der Nabha sagt am Morgen nach der durchschwärmten Nacht:

Heider Gefell, an die Angezagellenbewegungs-umbegehenden Thien bring  
Hier den geschickt sich wie Mandana's Kaugstuck dehnenen sehnenden  
Ohrenring.  
Kaug und Geselechte die flatternden, lauge wie Bienen in schwärmenenden  
Hoden mein  
Lillenteucht des Geselehtes umhangenden, fange die ledereen Ledden ein.

In solchem Wortgeklänge, in solcher Formverunstaltung bei steigender Gehaltlosigkeit hat sich dann die indische Lyrik mehr und mehr verloren, während dem Volksgemüth allerdings da und dort bis in die neue Zeit hinein innig empfundene einfache Lieder entsprossen. Schon das Gedicht Mahatara para hat seinen Namen daher erhalten daß der Verfasser am Ende gelobt jedem der ihn an künstlichen Reimen und Abwismen besiege, Wasser in einem

zerbrochenen Krug holen zu wollen. Von den Wechselgesängen der Gitagovinda sagt auch Rosentanz, der sonst von einer zarten verschämten wollüstigen Haltung der Indier redet: Alle Tannen einer leidenschaftlichen Liebe, ihr Verlangen und Bangen, ihr Schmelzen und Grollen, ihr Tändeln und Kosen sind mit einer orgiaistischen Heppigkeit beschrieben, die sich in dem wechselnden überkünstlichen Metrum, in der wollüstigen Musik der Verse widerspiegelt, und die lästernste Sinnlichkeit mit pantheistischen Entzückungen vermischt, wie sie nur in Indien möglich waren. Und Fortlage findet in der indischen Mythik eine Liebe welche nicht verglichen werden kann mit der erfrischenden Rose, nicht mit der edeln Lilie die zum Himmel weist, nicht mit dem erquickenden Veilchen, sondern welche gleich dem Duft des Jasmin berauscht und betäubt. Ich finde unser Wort Liebe zu edel für diese Raffinerie der Wollust, die in ihrer überladenen bilderverschönernden Sprache nur die Ausartung des Volles und der Kunst bezeichnet.

### Das indische Drama.

Die Anfänge des Dramas auch der Indier liegen in der Wiege der Religion. Die Feste der Götter wurden mit Musik, Gesang und Tanz gefeiert, der Tanz entwickelte sich zu einer pantomimischen Darstellung, und indem diese dem Wort sich gesellte, war das Schauspiel vorhanden. Das Epos zeigt uns vielfach die Wechselrede, und schon in den Vedea begegnet uns balladenartiger Wechselgesang wie in der spätern Mythik. Daß das Drama mit der dramatischen Kunst sich doch erst nach dem Muster der Auf- führung griechischer Werke entwickelt habe, scheint zweifelhaft, zumal die indischen Dichtungen durch bunten Scenenwechsel, durch Fülle der Begebenheiten und durch die Liebesgeschichten an die romantische Bühne Englands und Spaniens erinnern, ohne daß hier irgend ein Einfluß vorliegt; die indischen Dramen sind kein Nachklang des griechischen, sondern das selbständige asiatische Gegenbild des romantischen Schauspiels, und die Liebesleidenschaft ist ihr Lieblingsstoff, durch Leid und Mühnung zu Glück und Freude zu führen ihr Lieblingsweg. Der Buddhismus mag das Seine beigetragen haben daß sie den gottesdienstlichen Charakter verloren und ein weltliches Gepräge gewannen. Bei festlichen Gelegenheiten, Krönungen, Hochzeiten, Geburt eines Prinzen fanden

an den Königshöfen Aufführungen statt, eine stehende Bühne gab es nicht, große Säle oder Höfe wurden für das Theater eingerichtet. Die Decorationen mußten durch die Einbildungskraft ersetzt werden, und die Handlung selbst ward oft so dargestellt daß eine Person auf der Bühne den Vorgang erzählt, den sie zu sehen vorgibt, wie das ja auch bei uns in Bezug auf Schlachten üblich ist.

Indeß legte doch schon die sinnliche Gegenwart der Darstellung und die Anschauung der Wirklichkeit der Phantasie eine Fessel an und führte zu größerer Bestimmtheit und Lebenswahrheit, als der spätern indischen Epik eigen war. Das Drama ward zum Spiegel der menschlichen Verhältnisse, der Zeiten und Sitten. Es forderte Verständlichkeit, und neben der Schriftsprache, dem Sanskrit, das die Haupthelden reden, drangen die lebendigen Mundarten ein, das weichere Prakrit, das Sprache des gewöhnlichen Lebens bedeutet und sich in mehrere Tenarten zerlegt, die zugleich den Charakter oder Stand der auftretenden Personen hervorheben: der Dialekt von Saurasena gehört den Frauen an, Dienern und Kaufleuten der von Ardha, Haremsdiener sprechen Magadhi, Soldaten die Sprache des Dellhan; die Dämonen reden ein eigenes kauderwälsch Paishatshi. Grenzen alle diese Dialekte nicht nahe aneinander, so wäre ein unverständliches Gemisch entstanden; es war die Aufgabe des Dichters sie für die Kunst zu gestalten und das Allgemeinverständliche mundartlich zu schattiren. Dabei wechselt Vers und Prosa je nach dem Stoff, und der Dialog ist bald die Rede des gewöhnlichen Lebens, bald ergießt sich das Gefühl in den schwierigsten Versmaßen.

„Wenn du sagst, ich bin allein mit mir, so wohnt in deinem Herzen immerdar jenes höchste Wesen als aufmerksamer und schweigender Beobachter von allem Guten und allem Bösen; dieser Dichter in deiner Seele selbst ist ein unbeugsamer Vergelter. — Die Sünde begangen in dieser Welt bringt wie die Erbe nicht sogleich ihre Früchte, aber allmählich wachsend stürzt sie den der sie begangen. Trifft die Strafe nicht ihn selbst, so doch seine Kinder, so doch seine Enkel unabwendbar. Nie ist die begangene Sünde ohne Folge für den Urheber; durch Ungerechtigkeit gefangen er für einige Zeit zum Glück, aber zuletzt geht er zu Grund mit seiner Familie und mit allem was ihm gehört.“ Diese Sprüche im Geseß Manu's zeigen daß im indischen Bewußtsein die Principien des germanischen und des hellenischen Dramas vorhanden waren, das Gewissen und die Nemesis. „Ohne die That des

Menschen geht das Schicksal nicht in Erfüllung“, lautet ein Brahmanenwort. Doch werden Schuld und Sühne nicht zum Kern des Tragischen gemacht, vielmehr wollen die Indier einen heikeln Ausgang, und statt durch Selbstverschuldung den Untergang s. t. zu bereiten sind die Helden mehr um ihrer Tugend willen das Opfer der Verfolgung; allein das Leid läutert und verklärt sie, macht sie des Glückes werth das sie endlich erlangen.

Das indische Drama hat die Elemente des Epischen und Lyrischen nicht zur völligen Durchdringung gebracht. Es ist zu wenig Darstellung der That, das heißt der Selbstverwirklichung des Willens und seiner überlegten Entschlüsse zur Erreichung eines Zweckes, zu sehr nur Schilderung von Begebenheiten, die sich gerade zutragen und die Menschen in mannichfache Verhältnisse bringen. Diese Situationen werden dann verwandt um die durch sie veranlaßten Gefühle lyrisch auszudrücken, die in ihnen waltenden Seelenstimmungen zu äußern; statt der Selbstentwicklung der Handlung erhalten wir eine sinnvolle Betrachtung des Geschehenen. Der Geist schaut zu wenig in die Zukunft, und der Dialog stellt die Empfindungen und Gedanken der sich Unterredenden mehr nebeneinander hin, als daß er sie in Wechselwirkung zeigte und aus der Gegenseitigkeit des Einflusses, den sie aufeinander üben, den Fortschritt der Handlung hervorgehen ließe. Selten treten streitende Mächte einander energisch gegenüber, noch seltener aber ist der innere Conflict, dieser eigentliche Nerv des Dramatischen, der den Gegensatz der Principien und damit den Kampf in die Seele des Helden selber aufnimmt. Dadurch fehlt die Concentration und die Spannung, die wir mit Recht vom Drama fordern; statt ihrer gefällt sich die indische Phantasie im Reichthum und Reiz der Situation und in der wohlklingenden Entfaltung zarter Gefühle. Die mannichfachen und wechselnden Ereignisse sind zu sehr ein äußerliches Schicksal, das mit den Menschen spielt und spielend sie zum Ziele führt; sie werden zu wenig aus den Charakteren abgeleitet, und die Motivirung ist selten gründlich, wir müssen zufrieden sein wenn sie nur leicht angedeutet ist, wenn Zufall, Zauber und Wunder nicht allem herrschen, und von dem Verlauften und Verlaufenden ein mäßiger Gebrauch gemacht wird. Auch die Charakterzeichnung ist nicht vorzugsweise betont; sie gibt weder ideale Typen der Menschheit in plastisch durchgebildeter Vollendung, noch entwickelt sie die Persönlichkeit aus dem ursprünglichen Kern des originalen Wesens zum individuellen Leben



in der Weise wie das eine von Sophokles und Schiller, das andere von Shakespeare und Goethe geschieht. Doch finden sich Ausnahmen, und König Indrala weiß idealschöne und genrehaft drastisch ausgeführte Gestalten in bewunderungswürdigem Contrast gegenüberzustellen und sie im Verlauf der Handlung zu vertiefen, zu entwickeln. Andererseits finden wir im Intriguensstück und auch sonst manchmal eine so folgerichtige Plausführung, daß die Geschicke der Menschen die Ergebnisse klug ersonnener und wohlgeleiteter Anschläge werden. Indes ist die Energie des selbstbewußten freien Willens nicht die Achse des indischen Dramas, da sie dem indischen Fabel fehlt; aber was den Indiern eigen ist, tiefstümige Betrachtung, Innigkeit der Empfindung, Phantasiefülle und das Wohlgefallen an der Schönheit sprachlicher Darstellung in Versen und Gleichnissen, das findet sich in vollem Maß auch in ihren hervorragenden Dramen wieder.

Die Indier selbst haben eine dramaturgische Literatur und ihre Poetik stellt die Regeln und Formen der Kunst wenn auch ziemlich äußerlich zusammen. Ein Vorspiel macht die Zuschauer mit dem Verfasser und Stoff des Stückes bekannt; der Leiter des Schauspiels, der die Bühne aufgeschlagen, unterredet sich darüber mit einem Mitglied der Gesellschaft, nachdem er mit Gebet und Segenswunsch die Götter angerufen. Das Stück selbst wird in viele Acte zerlegt, es kommen deren mehr als 10 vor. Den Abschluß bezeichnet nicht ein Zusammensein, sondern gerade der Abgang sämtlicher Personen von der Bühne. Man unterscheidet die vorbereitenden Umstände oder die Exposition, dann einen Nebenumstand der die Handlung hemmt oder fördert, die Retardation die auf verdeckte Weise dennoch dem Ziele näher bringt, den Umschlag ins Entgegengesetzte und das erreichte Ziel; man unterscheidet den Samen als den eigentlichen Kern und Keim der Begebenheit, von dem Tropfen, einem zufälligen Nebenumstande, von der Fährne oder der episodischen Verzierung, und von dem Zweck in welchem das Ganze seine Erfüllung findet.

Von dem niedern Lustspiel, das sich mit Gesang und Tanz dem Vaudeville gleich an die Massen wendet, und sie mit derben Späßen, Wundern und Zauberpossen ergötzen will, zählen die Indier wieder nach ganz äußerlichen Merkmalen 18 Spielarten auf. Sie unterscheiden es von dem höhern Schauspiel, welches stets Ernst und Scherz miteinander mischt, auch der Satire durch die moralische Tendenz einen ernstern Hintergrund gibt, auch die

düstern Anfänge und bedenklichen Verwickelungen zu einem heitern Ausgang führt. Die ionische Figur ist der Vertraute des Helden, in der Regel ein ebenso furchtsamer als schlüssiger Brahmane. Den Indiern fehlt die eigentliche Tragödie, sie haben statt ihrer das Verschmüngedrama. In der Tragödie darf nur die stillesse Nothwendigkeit, nicht die Raune des Zufalls als Schicksal walten; der Untergang des Helden, den er sich nicht durch seinen Charakter und seine Thaten selbst bereitet, sondern der als ein blindes Verhängniß über ihn kommt, würde in der That unverträglich sein, wenn aber das Spiel des Schicksals am Ende zum Guten ausschlägt, mag man sich dessen erfreuen und die vorhergehende Verwirrung als eine Aufgabe oder Prüfung hinnehmen. So erscheint denn auch das Reid weniger als Sühne der Schuld denn als heilsame und weisende Schickung, als Mittel die Innigkeit der Empfindung, die Treue des Herzens, den Heldenmuth des Duldens zur Erscheinung zu bringen, und märchenhafte Motive sind auch im ernstesten Drama gewöhnlich. In den meisten Stücken bildet eine Liebesgeschichte den Mittelpunkt, und der Conflict verliert schon dadurch von seiner Schärfe daß dem Mann der höhern Stände mehrere Frauen gestattet sind, und die Helden also nach der Norm der Gandarvenche mit einer neuen Geliebten sofort das Brautlager besteigen ohne daß dies in ihre frühern ehelichen Verhältnisse störend eingriffe; die Ehefrau eines Brahmanen glaubt sich in ihrem Recht nicht beeinträchtigt, wenn eine Hetäre ihn schwärmerisch liebt und Erhöhung findet.

Das höhere Schauspiel hat bei den indischen Theoretikern wieder 10 Arten, die den vorhandenen Stücken angepasst sind. Sie unterscheiden die Darstellung von Begebenheiten aus dem Kreise der Götter, Helden, Könige, von dem bürgerlichen Drama, in welchem die höhern Stände auftreten; sie unterscheiden Intriguenstücke von Schauspielen des heroischen Poms und Spectakels, oder von Schauerstücken, einactige von vielactigen Werken, und nehmen auch die possenhafte Satire noch auf, wenn der Träger derselben ein Künig oder Brahmane ist.

Die Indier selbst geben keine Entwicklungsgeschichte ihres Dramas, sie nehmen auch hier nachträglich das Fertige für das Ursprüngliche, und lassen es durch einen alten Weisen Bharata erfinden und vor den Göttern selbst aufführen. Den Höhepunkt bezeichnet Kalidasa. In Bezug auf ihn sagt ein indischer Spruch: „Die Poesie war eine frühliche Tochter Valmiki's, sie ward erzogen

durch Viasa, und wählte den Kalidasa zum Bräutigam, ist aber nun alt und weiß nicht in weissen Hütte sie den Fuß setzen soll.“ Nach einem Vers der ihn mit acht andern als die neun Edelsteine am Hof Vikrama's nennt, nahm man diesen für Vikramaditya, den man wieder ohne rechten Grund 56 v. Chr. setzte, weil seine noch jetzt gebräuchliche Aera dort beginnt. Es gab aber mehrere Könige jenes Namens, und die nahe Verwandtschaft Kalidasa's mit Bhavabhuti's Stücken, die dem 8. Jahrhundert unserer Zeitrechnung angehören, ward die Veranlassung auch jenen in dieser Zeit herabzurücken und dieselbe als die Blüthenperiode des indischen Dramas anzunehmen. Kalidasa's *Sakuntala* war das erste indische Dichtwerk das vollständig nach Europa verpflanzt ward. William Jones übersetzte es ins Englische, danach Georg Forster ins Deutsche. Die Wirkung war eine große. Goethe begrüßte das Drama mit den Versen:

Wißt du die Blüthe des frühen, die Früchte des spätern Jahres,  
 Wißt du was reizt und entzückt, wißt du was sättigt und nährt,  
 Wißt du den Himmel, die Erde mit einem Namen begreifen,  
 Nenn' ich *Sakuntala* dir und so ist alles gesagt.

Herder schrieb die Einleitung zu einer neuen Ausgabe von Forster's Uebersetzung und bemerkte darin: „Mit Blumenketten sind alle Scenen gebunden, jede entspringt aus der Sache selbst wie ein schönes Gewächs natürlich. Eine Menge erhabener sowol als zarter Vorstellungen finden sich hier, die man bei einem Griechen vergebens suchen würde: denn der indische Welt- und Menschengeist selbst hat sie der Gegend, der Nation, dem Dichter eingehaucht . . . Alles ist in der indischen Natur belebt, hier sprechen und fühlen Pflanzen, Bäume, die ganze Schöpfung ist die Erscheinung eines Gottes, nah und fern wirken Geister auf Geister, die umgebenden, darstellenden Formen sind eine liebliche Täuschung. In dieser Darstellungsart, in der alles sich so leise und so zart berührt, kam mit Beibehaltung ewiger Urformen alles aus allem werden. Ein wechselndes Spiel für die Sinne wird das große Drama der Welt, der innere Sinn, der es am tiefsten, innigsten genießt, ist Ruhe der Seele, Götterfriede.“ Ähnlich äußerte sich Friedrich Schlegel: „Die *Sakuntala* ist dasjenige Werk welches von der indischen Dichtkunst den besten Begriff gibt und ein sprechendes Beispiel ist von der dem indischen Geiste in seinen Dichtungen eigenthümlichen Schönheit. Es ist hier nicht die hohe

Kunstforderung der Griechen, nicht der ernste strenge Stil wie in ihren Tragödien. Aber ein lieberliches tiefes Bartsgefühl befeuert alles, der Hauch der Anmuth und lauslicher Schönheit ist über das Ganze verbreitet, und wenn der Gang zu einer müßigen Einsamkeit, die Freude an der Schönheit der Natur, besonders der Pflanzenwelt, hie und da eine gewisse Bilderfalle, einen gewissen Blumenkranz herbeiführt, so ist es doch nur der Schmuck der Unschuld.“ Sehr bezeichnend meinte auch Schelling die Sakuntala sei eines jener wenigen Werke von denen man sagen könne die Seele habe sie allein und ohne alles Zuthun des Menschen vollendet; er findet den Grund ihres bezaubernden Eindrucks in dem Uebergewicht des Seelenhaften, der außerordentlichen Sensibilität einer ihre Hülle gleichsam durchbrechenden, ja sie gleichsam unsichtbar machenden Seele, die sich in der krankhaften Schwärmerei des Gedichts offenbart.

Ich stimme gern in alle diese Vohsprüche ein, aber mit dem Vorbehalt meiner allgemeinen Charakteristik des indischen Dramas, welche auch die Grenze desselben bezeichnet hat. Von lieblichem Reiz ist der idyllische Anfang, die Jagd des Königs, der heilige Büßerhain, Sakuntala unter ihren Blumen, die Liebe des Dushmanta zu der schönen Jungfrau; aber es sind Stimmungsbilder, die nach und nach an uns vorübergeführt werden. Nach des Königs Weggang kommt das Verhängniß in Gestalt eines Flusses, den ein Duffer ausspricht, als ihn Sakuntala nicht bemerkt hatte; Dushmanta weiß nichts von dem Zauber des Vergessens, der sich darauf ohne seine Schuld über sein Gemüth legt, auch Sakuntala kennt weder ihr Vergehen noch ihre Strafe. Zufällig verliert sie den Ring, zufällig wird er (wol nach der griechischen Sage von Polykrates) im Bauch eines Fisches gefunden und dem König gebracht, der durch den Anblick desselben die Erinnerung an seine Liebe wiedererhält. Dem Zauberspul fehlt hier alle menschliche Motivierung in Dushmanta's Seele; nicht Leichtsinns, Stolz oder Herrscherpflicht ließ ihn die Geliebte vergessen, und darum fehlt auch der Wiedererinnerung der sittliche Kampf, die läuternde Sübne, die dramatische Weiße. Wenigstens leise angedeutet ist eine Verschuldigung, wenn Sakuntala in Liebesglück und Trennungsschmerz ihrer selbst und der Welt vergißt, das Heilige nicht wahrnimmt, und dafür von Dushmanta vergessen wird. Aber ganz märchenhaft ist das Aneinanderspielen der Götter- und Menschenwelt, die Entrückung Sakuntala's unter die ihr verwandten himmlischen Nym-



phen, die Ausfahrt Dushmanta's auf Indra's Wagen gegen die Dämonen, und das Wiederfinden der geliebten Gattin und des Sohnes.

Gleichfalls an die alte Sage angelehnt, in der Ausführung noch musikalischer, leidenschaftlich bewegter und singspielartiger ist das andere Drama Kalidasa's, Vikramorvasi, oder der Fels und die Nymphe, die Liebe des Pururavas zur Urbasi, ein Nachklang vom Mythos der Sonne und der Morgenröthe. Die schöne Nymphe verliebt sich in den Felsen und wird zu ihm aus ihrem Himmel verbannt; die Königin ist eifersüchtig und wird beschwichtigt; reizend sind die Scenen, wo Urbasi sichtbar den König umschwebt, ihre Liebe zu erkennen gibt und der Gegenliebe gewiß wird. Der Glanzpunkt ist der vierte Act, der in der Einsamkeit des Merugebirges spielt. Die Liebenden haben sich dorthin zurückgezogen, einen Augenblick hat der König auf eine habende Schöne geblickt, und die Nymphe hat, darüber erlärnt, den Fuß auf ein Gebiet gesetzt, das nach dem Zauberwort eines Büßers Frauen nicht betreten sollen. Dadurch ist sie in eine Weinrebe verwandelt worden. Eine Trauerweise durchzieht die Luft:

Es rubet ein Schwan wol über den Teich,  
Wo Sonne noch den Potos nicht erschlossen;  
Er singt ein Klaglied trüb und weich,  
Weil er getrennt vom liebenden Genossen.  
Das Herz erfüllt von Trennungsqualen gleitet  
Der königliche Schwan den See entlang,  
Wo sich der blühend holde Potos breitet,  
Der fernern Freundin gilt sein leiser Sang.

Da vertauscht Pururavas sein Geschmeide mit einem Kranz wilder Blumen, und irrt im Walde einher die Geliebte zu suchen. Er fragt bei Wollen, Bergen, Pflanzen und Thieren nach ihr. Aber vergebens. Er sieht wie der Pfau nun übermüthig einherstolzirt, und nicht mehr fürchtet daß sein Gefieder von Urbasi's Haarflechten übertroffen werde; er sieht wie der Schwan einem Diebe gleich flieht, der die schöne Haltung von Urbasi gestohlen. Er sieht den Elefanten bei dem Weibe lagern, und will ihn nicht betrüben mit dem Gedanken an den Verlust der Geliebten. Er spricht zum Potos und zum Flusse:

Wie schön ist nicht die Potosblume! Sie zieht  
Vom Weg mich ab und meinen Blick auf sich.  
Die Bienen murmeln zwischen ihren Reichen.



Sie glühet wie die Lippen der Geliebten,  
Wenn durch die meinigen zu hart gepreßt  
Sie lang des brünst'gen Kusses Spur behalten.  
Ich will des Honigsammlers Freundschaft werden.

Sag', Blünderer des Honigthaus, hast du gesehn  
Die Nymphe, deren groß und schmachend Auge  
In Wollust rollt als ob es schwämm' in Wein?  
Doch blühet mich daß diese Nachfrag' eitel,  
Denn hätte ihren Odem je die Biene  
Gekostet, würde sie verschmähen den Lotos.

Ich will am Rande dieses Vergarons weilen,  
Und Stärke sammeln von dem Rüstchen, das  
Aus diesen frischen Wellen Kühlung schöpft,  
Indem den Fluß ich schaue, wie er neu  
Geschwellt dahintreibt. — Welche selne Vilder  
Bemächtig'gen wonniglich sich meiner Seele!  
Die Woge krümmt sich gleich den Augenbrauen,  
Die Störche flattern wie die Junge Liebchens,  
Und dieses Stromes Wellenlinie  
Ist ihre Haltung ganz! All dies erinnert  
An die Erklärte mich; ich muß sie süßnen.

Eine himmlische Stimme heißt ihn einen Edelstein vom Beden  
aufheben, und nun sieht er die Nabe; keine Blüte schmückt sie,  
die Knospen sind verderbt, und einsam trauernd scheint sie ihm  
das Bild der Geliebten, die nun ihr grundloses Zürnen bedauert.  
Er drückt das melancholische Gleichniß ans Herz, und fühlt wie  
in seinen Armen unter seinem Gesange die Nabe sich erwärmt,  
beseht, wieder zu Urvasi wird. Der Edelstein wird einem Stirn-  
band für Urvasi eingesetzt. Einst raubt ihn ein Nabe, aber ein  
Knabe erschießt den Vogel, und kommt mit ihm zu Hofe; er wird  
als Sohn der beiden Liebenden erkannt, den Urvasi heimlich ge-  
boren und fern dem König hat erziehen lassen, weil sie wieder in  
den Himmel zurückkehren soll, wenn Pururadas das Kind gesehen  
habe. Der König weicht den Sohn zum Nachfolger, und wird mit  
Urvasi in den Himmel entrückt. Sie spricht die Schlußverse, die  
wie gewöhnlich ein Segenswunsch sind:

• Das Glück, die Weisheit — mögen diese beiden  
Sich niemals feindlich voneinander scheiden,  
Nein, mögen sie sich treu verblinden  
Der Menschheit wahres Wohl zu gründen.

Durch naturinnige Lyrik, durch Milde und Wohlklang in der Behandlung des Stoffes wie in der Melodie der Sprache vergeleicht sich Kalidasa den europäischen Dramatikern Sophokles und Goethe, während andere durch größere Lebensfülle, mannichfaltigere realistisch gezeichnete Charaktere an Shakespeare und Pope anklagen, wie Subrata und Bharabhuti; ja Bisakadhatta gemahnt uns an das verstandesscharfe Intrigenstück der Spanier und Franzosen, und was wir das Orientalische bei Calderon nennen, mythische Tiefe, Sinn fürs Wunderbare und bilderprangende Schilderung in klangreichen klangspielenden Versen, es hat in den indischen Dramen seine wahlverwandten Elemente. Sicherlich haben aber die europäischen Dichter die asiatischen ebenso wenig nachgeahmt als sie denselben zum Muster gebient; aus dem gemeinsamen Grundquell des arischen Gemüths haben sich die Aehnlichkeiten frei ergossen.

Das Drama *Mrichshakati*, das *Thonwägelchen*, wird einem König Subrata im Prolog zugeschrieben. Es spielt in der menschlichen Gegenwart, in den höhern Kreisen der Gesellschaft, und entrollt ein lebendiges Gemälde indischer Sitten. Die Hauptpersonen sind ein Brahmane und eine vornehme Courtisane, die durch die Liebe zu ihm geabelt und deren Erwidrung würdig wird, indem sie ihre Gunst dem prinzlichen Bewerber versagt und lieber den Tod als seine Geschenke will. Der Name des Stücks kommt daher daß das Kind des Brahmanen statt seines Thonwägelchens eins von Gold haben möchte, wie der reiche Nachbarhabe, und daß die dem Vater huldigende Hetäre Sorge trägt solches anzuschaffen. Zwischen die Liebesgeschichte ist mit vielem Geschick eine politische eingeflochten, die Flucht eines Gefangenen, der den König stürzt und als gerechterer Fürst den Thron bestiegt. Der Brahmane Tsharudatta ist sehr edel gehalten; er war reich und ist durch Freigebigkeit arm geworden. Er sagt:

Ich klage nicht um das verlorne Gut:  
Doch tief betrübt mich, muß ich dir gesehn,  
Daß nicht der Gast mehr meine Wohnung sucht,  
Seidern der Reichthum draus entflohen ist.  
Gleich undankbaren Bienen, die muthwillig  
Des Elefanten breite Sitze flehn,  
Wenn eingetrodnet drauf der Thau verschwunden,  
So kommen sie nicht mehr, nicht mehr zu mir.

Sein Vertrauter Maitreyas ist ihm treu geblieben, und wacht um ihn mit gemüthvoll unwirschem Freundschaftseifer, bedauert aber daß er nicht mehr die duftenden Gerichte schmausen könne bis er selber duftet, nicht mehr wie ein wiederkäuernder Ochs unter dem Thorbogen lagere. Gerade jetzt schenkt Vesantasena dem Weisen ihr Herz. Beide überbieten sich durch Edelmuth. Vergabene wirbt des Rajas Schwager um ihre Gunst, Sanshanala, ein eingebildeter blasirter Küssling, der stets mit unpässenden Citaten aus den Epen sich lächerlich macht. Ihr Besuch bei Tsharudatta gibt nicht bloß Gelegenheit zu prachtvoller Schilderung der tropischen Regenzeit, sondern auch zu einer verhängnißvollen Verwechselung, indem der eben entsprungene Staatsgefangene in den für sie bestimmten Wagen steigt und dadurch der Polizei entrinnt, sie aber in einen Wagen Sanshanala's zu fügen kommt, nach seinem Landgut gebracht, von dem Verschmähten erdrückt, aber durch einen Buddhapriester wieder gerettet wird. Der Mörder indeß beschuldigt den Tsharudatta seiner Missethat, die Anzeichen sprechen gegen ihn und er wird verurtheilt; ruhig geht er mit den Tshandalas, die ihn schonend und ehrfurchtsovell behandeln, zur Richtstätte, während sein Weib sich den Scheiterhaufen schichtet. Da erscheint Vesantasena, und bringt die glückliche Lösung, während zugleich der frühere Gefangene siegreich einzieht; der eingebildete Schwager des frühern Raja sinkt damit in sein Nichts zurück, und erhält Verzeihung von den Lebenden, die sich nun vereinigen. Eine Menge von Episoden und Nebenpersonen, Späher, Diebe, Kutscher, Thormächter, sind nicht müßig, sondern gut gezeichnet für sich helfen sie den Knoten fester schürzen und die Hauptgestalten zur Aeußerung ihres Charakters bringen. Das Stück vornehmlich erinnert an Shakespeare's Zeitgenossen, an Greene oder Heywood und Decker, es erinnert an den Erfindungsreichtum und die Viltberfülle der Spanier, wie Lope, ja Klein vergleicht die milde Weisheit Tsharudatta's mit Lessing's Nathan, und ganz glücklich den Maitreyas mit Al. Faust, der ja an dem Wanges seinesgleichen zu finden hofft und in diesem Humoristen finden kann.

Der südindische Brahmane Bharavhuti im 8. Jahrhundert n. Chr. dichtete zwei große Dramen, die sich an das Ramahana anschließen; das eine folgt dem Epos und gibt die Hauptscenen desselben, das andere gibt die spätere Geschichte des Helden, der um eines Witterwortes und um des Volks willen die schwangere Sita verbannt, dann sie unter vielen Abentheuern und Liebeslagen

sucht, endlich aber mit ihr und ihren Zwillingssöhnen vereint wird: auf einem Theater im Theater nämlich wird vor ihm durch den Dichter des Ramayana, Valmiki, die Geburt der Knaben und die Huld der Götter für sie dargestellt, die Spielenden sind die wirklichen Personen selbst, alles endet in Jubel und Seligkeit. Das ursprüngliche Liebesglück der Gatten und dann ihr Trennungsschmerz und die Wehe des Leides für die reine edle Seele wird in dieser Dichtung gleich vorzüglich dargestellt, und der Ausdruck der Empfindung kleidet sich in die duftig zartesten oder reizvollst funkelnden Bilder. J. V. Klein in der Geschichte des Dramas spricht sich ebenfalls bewundernd darüber aus. „Wer von beiden bringt das mitleidwürdigere Opfer? Er der die unschuldige Gattin dem Volkswillen zu Liebe sich vom Herzen reißt, das all sein Blut ihr nachweint, oder Sie, die schuldlos den Verbannungsschmach Gebeugte, die mit zerrissener Seele den königlichen Gatten von wehevollen Menckelagen gefoltert sieht, und aus Liebe für ihn und aus Rücksicht für sein Pflichtgelübde sich bezwingt? Welche Unschuld-, welche Feuerprobe ist mit solcher Prüfung zu vergleichen? Das ist das poetisch Herrliche und Schöne der Conception daß die geschichtlich überlieferte Feuerprobe, die Sita bestanden haben soll, in unserm Drama als eine Feuerprobe des Herzens-, des Liebe-, Pflichten- und Schicksalskampfes geschildert wird, eine Feuerprobe die ihre Unschuld und Gattentreue verklärt hervorgehen läßt, wie eine Heilige aus der Todesmarter. Nicht weniger tief, schön und groß ist das Pflichtmotiv des Herrschers seinem Volke gegenüber behandelt. Wiefern der allgemeine Volkswille im Recht oder Unrecht sei kommt hier zunächst nicht in Frage. Der einzelne Fall hat eine symbolische Bedeutung, die dahin zielt daß die erste und zwingendste Pflicht eines Königs die ist sich und sein Haus, sein Thronerbes, sein Herz mit allen Lebenswurzeln der Liebe und ihren Beglückungen auszureißen aus seinem Busen und zu opfern für sein Volk, für das allgemeine Wohl, und daß in solcher Hingebung und Opferwilligkeit das wahre ruhmvolle Heldenthum eines Königs besteht. Hier ist die Frage in ihrem tiefsten Punkte erfasst und gelöst. Der von heiligen oder weisen Mänsnern unterstützte Volkswille erweist sich im Ausgang als heilsam und segensvoll für den König selbst und sein Geschlecht. Auch die Verbannung des Brinzenpaares in den Wald und ihre Erziehung unter der Obforge von Weisen und schützenden Naturgeistern, ihre Pflege, ihr Gedeihen und Aufwachsen unter den mütterlichen Händen gleichsam

der Natur selbst, ihre Einarfung zu fürstlichen Heldengünglingen an den Brüsten der Natur, fern von den entzweyenden, Geist und Herz ausmergelnden, verdummenden und veralbernden Einflüssen des Hofes, — dieser Gegensatz von Natur und Hof, um den auch Shakespeare's von Waldeorust durchwürzte Dramen Was ihr wollt, Sommernachts Traum, Cymbelin sich bewegen, — dieser Gegensatz ist auch hier in unserm Ramaschauspiel die Tendenz, angel um welche die Entwicklung sich dreht."

Die Darstellung der Naturschönheit ist in diesen Werken ebenso ausgezeichnet als in dem sentimentalen Liebesdrama, der heimlichen Heirath des Ministersohnes Madhava mit einer Minister-tochter Malati, die er beim Frühlingsfest im Hain des Liebesgottes erblickt, und seshort mit dem Beistand einer Vudhapriesterin zum Weibe genommen; die Väter hatten beide für einander bestimmt, aber Mandana, der Günstling des Fürsten, wirbt um Malati. Die Macht der Liebe siegt über alle feindseligen Gesinnung im Bunde mit der Freundschaft, da Malaranda seine Nemanz zu der Schwester des Günstlings für Madhava benutzt. Komisch heitere und herzerschütternde Szenen folgen einander in buntem Wechsel. Die Trennung der Liebenden, ihr Umirren in romantischer Vergewilbniß führt das Mädchen in die Hände der Priester des ivaähnlichen Gottes Chamunda, wo sie zum Opfer gebracht werden soll. Da seufzt sie nach Madhava: möge sie nach dem Tode in seiner Erinnerung leben; denn die sterben nicht welche in liebendem Andenken einbalsamirt ruhen. Aber schon ist er nah um sie zu retten. Das Werk ist durch leidenschaftliche Gewalt der Empfindung und durch ihre farbige Schilderung höchst ausgezeichnet. Wie in Shakespeare's Romeo und Julie wird das Glück der heimlichen Liebe mit dem Blitz verglichen, und gegen das Ende hin, das die Liebenden glücklich vereint, heißt es einmal sehr bezeichnend für das Ganze:

Wie seltsam wechseln dieses Tags Geschichten!  
In einem Regenschauer mischen sich  
Mit scharfen Schwertern küh'ge Sandestropfen:  
Aus wolkenlosem Himmel kommt herab  
Verzehrend Feuer und wonnelüßer Nektar;  
Im Trank des Lebens schläft ein bitteres Gift,  
Den Donnerkeil umspielen Mondlichtstrahlen.



Als Probe der Intrigenstücke hat Wilson ein Drama aus dem 10. oder 11. Jahrhundert übersetzt. Mudra Rakshasa oder das Siegel des Ministers von Bilaladhatta. Vanda, König von Palibothra, ist durch den Brahmanen Chanakya geführt, und Chandragupta, den die Griechen Sandrakottos nennen, auf den Thron erhoben; Chanakya, der einflußreiche Leiter des neuen Regiments, sucht nun die Hauptstütze der Gegenpartei, den ehemaligen Minister Vanda's, den Rakshasa, für seinen Herrn zu gewinnen, indem er falsche Briefe mit dessen Siegel anfertigt, ihn mit verrätherischen Freunden umgibt, mit den Fürsten entzweit die er gegen Chandragupta aufgebieten, und den Freund, der Rakshasa's Familie beherbergt, gefangen setzt und scheinbar zur Nichtstätte führen läßt. Da stellt Rakshasa selber sich für diesen um ihn zu retten, erfährt daß alles nur geschehen sei um ihn zum Minister des neuen Herrn zu machen, erkennt die diplomatische Meisterschaft Chanakya's an, und tritt an dessen Stelle, — ungeachtet er vorher die Giftmischer gegen Chandragupta gedungen hatte. Chanakya hat seinen Zweck erreicht, seinem Zögling den Thron und den Minister des Gegners zum ersten Staatsmann gewonnen, und entsagt der Welt um der Betrachtung im Walde zu leben. Das Stück setzt all die Tugenden in Scene welche die indische Staatskunst übt und lehrt, Lüg und Trug, Verhaftung und Mord wird um der Staatszwecke willen, das heißt um die Herrschaft zu erlangen oder zu sichern, gewissenlos geübt als ob es das Rechte wäre, aber es geschieht nicht aus Selbstsucht, sondern um des Staatswohls willen, und darum sind die politischen Intriquanten im Privatleben treue Freunde, hingebende Naturen und liebenswürdige Menschen.

Dagegen zeigt eine Reihe anderer Stücke daß bis in das spätere Mittelalter hinein die Heldensage die beliebtesten Stoffe für das indische Drama und damit einen großen volkserhümlichen Hintergrund bot. Auch aus dem Mahabharata wurden viele Begebenheiten dramatisirt, und eine siebenactige Darstellung der Geschichte Rama's von Murari ist zwar in Bezug auf Charakterzeichnung und Composition werthlos, aber wegen ihres correcten rhetorischen Stils in Indien sehr angesehen, während ein vierzehnactiges Stück den Affen Hanuman zum Haupthelden macht und behauptet dieser habe es selbst ursprünglich verfaßt und in Steintafeln eingehauen, Valmiki aber, der Dichter des Ramayana, habe in Poeteneifersucht die Steine ins Meer geworfen, die man

später wieder herausgeführt, und Damodara Misra habe das Drama aus den Trümmern hergestellt. Bis auf den heutigen Tag ergötzen sich die Südländer an kurzweil reifenhafter Darstellung von Vishnu's Verkörperungen.

Zum Schluß erwähne ich ein indisches Gedankendrama, das an die Allegorien der mittelalterlichen Moraltitäten und an deren Vollendung, die Autos sacramentales von Calderon, erinnert. Es ist von Krishna Misra um das Jahr 1100 verfaßt und hat die Versöhnung von Philosophie und Offenbarung, von Glauben und Wissen zum Stoff und Zweck; sein Titel ist Prabodha Chandrodaya, Menaufgang der Erkenntniß. Der Verstand hat sich von seiner rechtmäßigen Gattin, der Offenbarung getrennt; der Irrthum ist dadurch als Kind der Selbstsucht entstanden und mächtig geworden und verbindet sich auf der einen Seite mit der Wollust, der Heuchelei, der Ketzerei, während auf der andern die bedrängte Religion von der Ruhe und dem Mitleid getröstet wird. Aber auch die Erkenntniß gesellt sich ihr, und nimmt den Kampf mit den Gegnern auf. Dabei werden nun neben den Personificationen der Begriffe, Tugenden, Laster, auch die Anhänger der verschiedenen religiösen und philosophischen Secten auf die Bühne gebracht und oft mit einer überraschenden Komik behandelt. Am Ende versöhnen sich Verstand und Offenbarung, und der Urzeit erkennt sich in beiden, beide als Formen seines Lebens mit Wirkens.

Nachdem Rama in der Dichtung Bhavabhuti's ein Bild aus seinem eignen Leben als ein Schauspiel im Schauspiel, aufgeführt durch den Heldenfänger Valmiki, angeschaut, da sagt er zum Schluß die trefflichen Worte über die Wirkung echter Kunst, die auch unsere Betrachtung der indischen Poesie krönen sollen:

Mag dies begeistert Spiel, das göttliche  
Eingebung eingehaucht, mag es erfreuen  
Und reinigen das Herz, wie Mutterliebe  
Jed Leiden thut, und gleich des Ganges Flut  
Reinigt und von allen unsern Fehlern.  
Nur die dramatische Kunst mit ihrem Sinn-  
Verstandniß die Geschichte schildern und  
In wohlgezugten Versen sie uns deuten,  
Dass ewigen Ruhmes Ehrerbähr empfangen  
Der große Meister dichterischen Sanges  
Und tiefe Kenner auch der höchsten Lehren,  
Des Brahmanvriend und der heiligen Schrift.

## Die Musik.

Die Musik ward von den Indiern noch nicht als selbstständige Kunst ausgeübt, sondern blieb in Verbindung mit Poesie, Mimik und Tanz, und auf diese Totalität haben wir die Wunder- sagen von ihrer Wirkung zu beziehen. Der Vortrag der Poesie war ein musikalisch declamatorischer, und der Gesang war ein freies und überschwengliches Ausströmen der Empfindung wie in unserm Recitativ. So wurden beim Opfer Verse der Vedas von drei Priestern angestimmt, jeder hat seinen besondern Theil, den Schluß fingen sie zusammen. Der Wagenlenker der Helden war zugleich ihr Sänger. Das Musikalische machte sich nicht für sich geltend, es fehlte die Gliederung und die in sich geschlossene Melodie, wenigstens als bewusste Kunstübung. Das innere Gefühlleben, das sich im Wort aussprach, folgte dem Rhythmus und Metrum der Sprache, und der aushaltende Gesangton belebte die Poesie, und versüßlichte das Auf- und Abwogen der Gefühle im Wechsel von Höhe und Tiefe, im schnelleren oder langsamern Tempo. Man bediente sich dazu der mannichfaltigsten Töne vom dumpfen Gemurmel bis zum gellenden Schrei. Wie der musikalisch-architektonische Aufbau eines Tonwerks noch nicht erstrebt wurde, so fehlte auch der Sinn für Vollständigkeit und Harmonie; die Instrumente begleiteten den Gesang in gleicher Tonhöhe, männliche und weibliche Stimmen haben die untere und obere Octave, aber keine Quarte oder Terz wird gleichzeitig vernommen, geschweige daß mehrere Stimmen eigene Wege gingen und doch gut zusammenklängen. Die Instrumente verstärken den Gesang, und indem sie wechselnd eintreten, schattiren und illuminiren sie denselben durch ihre besondere Klangfarbe. Es ist der Rhythmus dessen Zauber zuerst den ganzen Menschen ergreift und in Bewegung setzt; Schlaginstrumente die den Rhythmus leiten und hervorheben, veranlassen zugleich eine Bewegung der Arme und Hände, die selbst die innere Stimmung zu äußerer Anschauung bringen hilft, und sich auf die Beine, auf den übrigen Körper fortpflanzt; fliegend, ein Instrument schlagend, neigen und beugen sich die Wajaderen zugleich im Tanz. Das gesungene Wort hebt das Metrum, den Rhythmus der Poesie kräftig hervor, und folgt ohne festes Taktmaß mit größerer Freiheit der augenblicklichen Empfindung und ihrem Verlauf in einem melo-

rischen Erzusse, der bei aller Ueberschwenglichkeit und Erregung des Stimmungseindrucks oftmals doch durch den Schönheitsreiz zu symmetrischer Ueliederung, ja in sich abgeschlossener Einheit kommt. Die indische Musik kennt den Takt, und hat wie so vieles andre eine eigene Wissenschaft bei der nachdenklichen Festsetzung dieses Belles erhalten.

Das Brausen des Windes ist dem Arier sein Gesang; Geister der reinen Luft, Genossen des Himmelsgettes, die Gantharven, sind seine Musiker und Sänger. Zauberkräftige, magische Gewalt schreut man der Musik auch über die Natur und die Welt zu, gleichwie sie die Bewegungen des menschlichen Gemüths nach der ihrer Töne stimmt und leitet. Zu den Schlag- und Blasinstrumenten, dumpfen Hörnern oder Posaunen und hellen Flöten, gesellt sich das eigenthümliche Saitenspiel der Vina. Ein Rohr von 4 Fuß Länge und 3 Zoll Weite bildet den Körper; zwei hohle, nach unten offene Kürbisse hängen als Resonanzböden daran, oberhalb des Rohrs sind über Sattel und Steg sieben Metallsaiten gespannt, und für die vier mittlern derselben sind noch bewegliche Stege vorhanden, wodurch ihre Länge von 30 Zoll auf 6 Zoll verkürzt werden kann. Der Ton ist voll und zart. Andere Saiteninstrumente Hinterindiens sind äußerlich von freigenhast abentheuerlicher Form.

Sieben Töne, in drei Octaven wiederholt, bilden die Grundlage der indischen Musik; die Ganztöne werden dann aber wieder in vier Vierteltöne eingetheilt. Die indische Phantasie und Gabe verliert sich theoretisirend in tausendfache Toncombinationen ohne das Wesentliche und Naturgemäße zu erfassen; Gehör und Schönheitsinn aber lassen die Musikübung selbst dem neuropäischen System und seinen Dur- und Molltonarten nicht allzu fern erscheinen. Das Wort Raga heißt zugleich Gemüthsbewegung, Leidenschaft und Melodie, Combination der Töne. Das Phantastische wechselt in den Melodien mit der Einfachheit und wehmüthvollen Innigkeit des echten Volksliedes. Ambros gibt in seiner Geschichte der Musik eine Sammlung von Melodien, und vergleicht sie mit den Malereien, auf denen sich vorzüglich in der Darstellung von Mädchengestalten derselbe knospenhaft unentwickelte Schönheitsinn und dieselbe graziose Schüchternheit der Zeichnung in lebenswürdiger Weise findet. Er bemerkt wie der angeborne Toninn der Indier Rücksicht nimmt auf die natürlichen harmonischen Grundlagen, welche auf die Melodiebildung Einfluss

haben, ohne daß sie sich des waltenden Gesetzes dabei bewußt sind. Denn von Harmonie haben sie keinen Begriff, auch kein Bedürfniß dafür. Aber der Grundton, der den Ausgang der Melodie bildet, lehrt häufig wieder, und wird als bester Schluß empfunden, während einzelne Gänge ihr Ziel in der Quarte finden, und das Ganze der Melodie durch sinnige Gliederung mehrerer Theile manchmal einen regelmäßigen Bau erhält. Doch fügt der lebhafteste Sinn sich schwer in tastliche Ordnung, sondern die Empfindung deht und beschleunigt die Töne und Tonfolgen nach ihrer eigenen Stimmung.

### Die bildende Kunst.

Das alte Indien kannte keine Tempel und Götterbilder; für den Cultus genügte der Opferaltar unter freiem Himmel, das Brahmanenthum förderte statt gemeinsamer Gottesverehrung vielmehr das Einsiedlerleben im Walde, und wenn die Umrisse der Göttergestalten in der Phantasie der Bedasänger verschwabend sind und einer festen Bestimmtheit ermangeln, so steht die reine Geistigkeit Brahma's den Formen der Erscheinungswelt bildlos gegenüber. Doch scheint es urarische Sitte gewesen zu sein geweihte Stätten durch Ringe von Steinen zu umgrenzen, die man pfeilerartig in geringer Entfernung voneinander aufrichtete, eine Sitte die von den Kelten großartig ausgebildet ward, deren Spuren aber auch in Indien vorhanden sind. Das Epos und die Berichte der Griechen reden von einem glänzenden Civilbau in den Städten der Künige; die vollbelebten geraden Straßen waren durch freie Plätze, durch schattige blumenreiche Gärten unterbrochen; das Wasser strömte in Kanälen, die sich hier und da zu Teichen erweiterten, die Häuser waren oft fünf und mehr Stockwerke hoch, mit Galerien und Veranden versehen; zu den Palästen stieg man auf prächtigen Terrassen empor; die Mauern waren mit bunten Steinen geschmückt.

Der Sinn für monumentale Kunst erwachte mit dem Buddhismus, an dessen ernste Nüchternheit sich überhaupt das Wenige des historischen Sinnes knüpft das wir in Indien finden. Der König Ashoka, der um die Mitte des 3. Jahrhunderts v. Chr. sich für den Buddhismus erklärte und die dogmatische Feststellung der Lehre begünstigte, gründete die ersten Denkmale der nun herr-



stentem Religion. Sie waren primitiver Art, aber die Anfänge der Kunst fielen in eine Zeit welche schon die Einflüsse des Westens durch Alexander und seine Nachfolger erfuhr, und dadurch auch Formen aufnahm die in Babylon, Persien und Griechenland geprägt waren. Wir finden Denksäulen und Grabmäler wie bei den Aegyptern die Obelisken und Pyramiden, aber statt der einfach-  
 a  
 Strenge, statt der geraden scharfen Linien zeigt sich der weiche indische Sinn sogleich durch sein Wohlgefallen am Runden und Weiligen und an zierlichem Schmuck. Ashoka ließ am Ganges hinab Denksäulen als Siegeszeichen des neuen Glaubens errichten, deren Inschriften neben den Sentenzsprüchen, durch die sie den Namen Tugentsäulen sich verdienten, auch ihren Zweck und ihren Gründer nennen. Sie sind schlank, gegen 40 Fuß hoch, von einem untern Durchmesser von drei zu einem obern von zwei Fuß verjüngt, mit einem Capital von der Form einer Mode oder einer abwärts gewandten Blätterfelle, wie sich dieselbe als Säulenbasis in Persepolis findet, und unter dem Capital mit einem Halbe, den ein Perlenstab und ein Kranz von Palmetten und Lotusblumen schmückt, wie ihn die Assyrier zuerst gewunden und die Griechen ihn schön stylisirt haben. Oben auf der Säule sitzt ein Löwe; Salsasinha, der Löwe vom Stamm Salsja ward Buddha geheißen, er war dadurch symbolisirt. Solche Denkmale finden sich auch in Guzerat, bei Peshavar und Delhi.

Buddha's vorbildlicher Persönlichkeit ist die religiöse Verehrung seiner Anhänger geweiht; die Reliquien seines Leibes sollten der Sage nach in acht Grabhügeln beigesetzt worden sein, diese ließ Ashoka öffnen; er vertheilte den Inhalt an die Gläubigen nah und fern, und man barg diese Reste nun in großen Bauten, welche die ursprüngliche Form des aufgeworfenen Erdhügels zur halbkugelförmigen Kuppel gestalteten, deren Untersatz ein Cylinder bildet, anfangs niedrig, später aber so hoch daß das Ganze thurmartig wirkt. Der Name Stupa oder in der Volksmundart Tupa bezeichnet den Grabhügel, das gleichfalls übliche Dagep drückt den Zweck aus und bezeichnet den Bau als Körperbewahrer. Es ist eine durchaus compacte Masse; nur eine kleine Zelle, von sechs Steinplatten begrenzt, in der Achse der Kuppel unter der Jinne gelegen, ist hohl und enthält die Reliquien. Die Form der Halbkugel aber ist die der Wasserblase, mit welcher Buddha die vergängliche Welt verglich. Den Gipfel bedeckt ein Schirmdach, mehrere Sonnenschirme neben oder übereinander, das

Zeichen der Königwürde; ein Ständer in der Mitte trägt das buntgeschmückte, häufig metallene Dach. Die Stuppen erstrecken sich durch ganz Ostindien, an drei Punkten finden sich größere Gruppen, die Kugler mit seinem vielgeübten Takt drei Perioden der Vaugeschichte zuweist. Die älteste ist die Zeit Ashoka's und seiner Nachfolger; ihr gehören die Dagops von Malwa in Centralindien an; der größte ist über 50 Fuß hoch, der Durchmesser 120 Fuß; ein Steingeländer umgibt ihn von außen in einiger Entfernung und öffnet sich durch vier Portale, deren Bekrönung auf Elefanten ruht und durch drei geschweifte Architrave gebildet wird, die durch reichgeschmückte Untersäue voneinander getrennt sind. Eine zweite Gruppe gehört Ceylon an, wo der Buddhis- mus in der Mitte des 2. Jahrhunderts v. Chr. zur Herrschaft kam. Dort ist die cylinderförmige Basis etwas höher und mit mehrfachen Umgürtungen versehen, und die Kuppelwölbung wächst aus ihr schwingend hervor und trägt eine kegelförmige Spitze; um einige Dagops reihen sich auf viereckiger Basis schlanke achteckige Granitpfeiler mit ausladendem und dann sich zusammenziehendem und in einer Knospe ausgehendem Capitäl, — und zwar in einem oder in mehreren Kreisen, ein Nachklang der altarischen Weise einen geweihten Ort zu begrenzen. Die dritte Gruppe zieht sich ostwärts vom Indus durch Afghanistan; in einigen von ihnen hat man Münzen gefunden die sie der Zeit vom 2. bis 5. Jahrhundert n. Chr. einordnen; die Kuppel ist etwas gedrückter, der Unterbau dagegen thurmähnlich.

Die buddhistischen Priester waren Mönche; sie versammelten sich zur Regenzeit, sie gründeten Stätten gemeinsamer klösterlicher Ansiedlung, Biharas, und erbauten größere Säle für gemeinsame Religionsübung, die im Hintergrund ein kleines Dagopheiligthum einschlossen. Und wie der Buddhist sich aus der Oberflächlichkeit der Welt in sich zurückzieht und in sich vertieft, so erhielt diese Richtung ihren architektonischen Ausdruck dadurch daß man unterirdische Grotten statt freier Bauten herrichtete und somit in das geheimnißvolle Innere der Erde sich zurückzog. Und wie alles in raslosem Umschwung kreist und das Nad das liebste Zeichen für den Wechsel des Lebens ist, so ward die Decke gewölbt, das Ende der Höhle halbkreisförmig abgeschlossen, und so der stetige Fluß der Bogentinnen auch hier angewandt. Ueber ein Jahrtausend lang haben die Buddhisten diesen Grottenbau geübt, und neben den kleinern Zellenhöhlen für die Priester die

größern Tempel ausgehauen in den Hochlanden Centralindiens am Westgatzgebirge und an der Koremandellküste. Solche Höhlentempel pflegt man als Chaitya-Grotten zu bezeichnen nach dem Schirmdach des Dagoba der im Hintergrund vor der halbkreisförmigen Nische steht, die den Mittelraum abschließt; dieser ist um mehr als das Zweifache breiter und höher als die sich ihm anlehenden Seitenräume und von ihnen durch eine Reihe von Pfeilern unterschieden, über denen ein Tonnengewölbe sich in der Form des Halbkreises oder Hufeisenbogens erhebt. Das Ganze erinnert an die christliche Basilika. In der Grotte von Karli bei Bombay, deren Gepräge alterthümlich einfach ist, und die noch der Zeit vor Christus angehören mag, sind die schweren Pfeilerschäfte abgelandet und breit cannelirt; sie ruhen mit weit- ausgebauchter Rundbasis auf viereckigen Platten; das Capital ist noch der abwärts gewandte, aber mehr aneinander quellende Kelch, und trägt auf der Deckplatte einen Elefanten, der dann die Decke stützt wie die vier Weltseleanten die Erde tragen. Die Grotte ist länger als 100 Fuß. Ueber der Eingangstür ist im Innern eine Trübbüne, und über dieser das große Fenster welches allein das Ganze erleuchtet. In allem Einzelnen und Decorativen sind die Formen der Holzconstruction von ältern Freibauten entlehnt und auf den Fels übertragen, aus dem man ein Rippen- und Sparrenwerk herausmeißelte ohne daß es hier constructiv erforderlich oder von ästhetischer Wirkung wäre. Indes die Regengurten von einem Pfeiler zum andern an der Deckenwölbung versinnlichen den Umschwung derselben lebhafter als die einfache Fläche thun würde, und Consolen über den Pfeilern als Vermittler derselben mit der Decke, die in den Viharas nicht gewölbt ist, erfüllen ihren Zweck auf harmonisch ansprechende Weise. Das Runde, Aufgebauchte, Vorschwellende begegnet sich hier und da mit Wärfen aus dem spätgriechischen Stil; das Einfache mischt sich mit dem Barocken, das schon um dasselbe herumspielt. Auch in den Viharas sind die dort vorkommenden Pfeiler säulenigderb, viereckig, und die Mitte dadurch eingezogen daß die Ecken in wechsgelälliger Begrenzung abgelandet werden. In Vihara-grotten zu Ajanta und zu Naug, die der Zeit nach Christus angehören, finden sich runde Säulen, dort mit hohen viereckigen Piedestalen und Capitälern, sodas der Schaft nur ein Drittel der Höhe ausmacht, hier mit niederer Basis und breiterm Consolencapital und mit spiralförmigen Windungen, die dem Schaft eingegraben sind.

Die reichste Blüte dieses Grottenbaues entfaltete sich im Mittelalter, vom 6. bis 11. Jahrhundert. Das Buddhismenthum und das wieder aufstrebende Brahmanenthum stehen in friedlich regem Wettstreit nebeneinander, das letztere nimmt die künstlerische Errungenschaft des erstern auf, bildet sie aber phantastischer um und wirkt dadurch auf jenes zurück, bis die Brahmanen den Vishnu- und Sivadienst an sich herangezogen und sich endlich im 9. Jahrhundert mächtig genug fühlen ihre Genossen aus Indien zu verdrängen, ihre alte Herrschaft zu restauriren, und sich maßloser Ueberschwenglichkeit hingeben. Zwischen beiden Parteien stand die Shainasekte, die Ideen wie die künstlerischen Formen beider mehr vermischend als vermittelnd. Es sind die Felsenbanten auf der Insel Elefante bei Bombay und im Gebirge bei Ellora, staunenswürdige Wunder der menschlichen Arbeit, die hier vornehmlich in Betracht kommen. Zu Ellora ist der halbmondsförmige Felsenkranz des Gebirges im Umfang einer Wegstunde zu etwa 30 Grotten benutzt und die Außenseite zu den Jagaden bearbeitet, ja einzelne freistehende ganze Tempel sind aus dem Gebirge abgelöst. Eine buddhistische Ishaiyagrotte, die jetzt Tempel des Visvatarma heißt, hat nach außen eine Säulenvorhalle, und die Pfeiler im Innern verbinden massige Kraft mit rundschwellender Weichheit in ihren Grundformen, während die Verzierungen reicher geworden sind. Die Brahmanen schlossen sich für ihre Tempel an die Biharagrotte an, indem sie die den weiten Mittelraum umgebenden Mönchszellen wegließen und dafür Nischen mit Götterbildern herstellten. Die Felsensäule, wie wir sie mit Kugler nennen wollen, empfängt ihre ausdrucksvolle Bildung. Sie bleibt massig, ein Untersatz und ein Aufsatz sind ziemlich von gleicher Höhe, auf steilem Würfel steht der kurze Schaft und schwillt wie eine Lotusblume empor, über ihm quillt das Capital wie ein bauschiger Pfahl hervor unter der Last eines Würfels, der sich wieder in der halben Höhe zu Consolen unter der Decke erweitert; was selbster hier und da zerstreut war wird zu einem Ganzen verbunden, das der Bestimmung die Last des Gebirges zu tragen einen Ausdruck gibt, welcher zugleich dem schwellenden und quellenden Formenprincip des Indiers zuzagt. Indes behält das Ganze doch etwas Barockes und es ist unangemessen daß kein tragender Schaft als die Hauptsache hervortritt. Anderwärts werden Capitale auch durch Löwen oder Elefanten gebildet, welche mit den Rücken vereint sind während drei



oder vier Köpfe hervorspringen. Das Prachtwerk des Brahmanenthums ist der Kailasa. Durch ein aus dem Felsen gemeißeltes Portal mit zwei riesigen Wächterfiguren tritt man in einen Raum von 250 Fuß Tiefe, 150 Fuß Breite, der theils nach oben frei und offen ist, theils dem Eingang gegenüber sich unter das Gebirge fortsetzt; die umgebenden Felswände sind zu Galerien ausgearbeitet, hinter denen sich größere und kleinere Grotten befinden. In der Mitte des freien Hofraums aber hat man eine parallele Felsklippe stehen lassen und sie ringsum zur Gestalt eines Tempels behauen; die Länge ist gegen 100, die Breite gegen 60, die Höhe 90 Fuß; im Innern ist eine Halle von 17 Fuß Höhe, sonst ist das Ganze massiv geblieben. Neben dem Tempel steht eine kleinere Kapelle, stehen riesige Felsenriesen und obeliskartige Pfeiler. In zwei Geschossen mit stark verschwellenden Gesimsen steigt die Kapelle empor; Pfeiler mit tragenden Menschengestalten gliedern die Wände. Der Haupttempel ist einsiedlig, seine Basis bildet eine Reihe von Elefanten, die ihn zu tragen scheinen. Die Massen quipeln sich in mannichfaltiger Eintheilung und Gliederung übereinander. Die Wände sind mit Götter- und Thierbildern, die Pilaster, Gesimse und andere hervortretende Glieder mit harter juwelierartiger Ornamentirung angefüllt, deren Feinheit mit den Massen und der Wildheit des Gebirges contrastirt. Das Ganze ist auf einen malerisch-phantastischen Effect berechnet. Eine jüngere Andragrotte in der Nähe, die dem Anfang des 2. Jahrhunderts zugeschrieben wird, hat gleichfalls einen kleinen menschlichen Freitempel, der zweisiedlig aufsteigt; das Gesims des Untergeschosses wird von gräciförmigen Säulen getragen, das Obergeschoss verjüngt sich in schnörkelhaften Absätzen, das Ganze erinnert an späteres occidentalisches Rococo. Die Figuren sind indeß nicht brahmanisch, und das roth bemalte Werk gehört wohl der Dschainafeste an.

Kleine indische Tempelbauten aus dem 1. Jahrtausend n. Chr. die in Kaschmir erhalten sind, erscheinen einfacher, geradliniger, und verhalten sich zu jenen wie ein Werk von Palladio zu dem überladenen Prunk der Jesuitenkirchen. Auf einem steilanstiegenden Unterbau erheben sich zwei Säulen, die ein Portal einrahmen, dessen spitzer Giebel die Grundlinie des Daches durchschneidet, während die Seitenlinien mit denen des Giebels parallellaufend in einem obern Aufsatz zusammentreffen.

Endlich an der Koromandelküste sind die Werke von Maha-



malaipur spätbrahmanisch; pyramidalische Felsklippen im Meer sind zu Dreitempeln behauen, ebenso die Felsklüfte zu Grotten ausgehöhlt und außen zu Facaden gestaltet in abenteuerlicher Mischung des Architectonischen und Plastischen, ähnlich wie zu Ellora, wenn auch die Säulen freier und schlanker sind. Doch nicht blos an den Küsten Vorderindiens, auch im Innern und in Siam finden sich solche Baumwelsen. So die Grotten von Malva in Centralindien zu Dhamnar, wo die Räume theils dem Buddha, theils dem Vishnu und Siva geweiht sind, jene einfacher, diese buntgestalteter. So nicht weit von Kabul neben zwei ungeheuern in den Fels gehauenen menschenähnlichen Kolossen die vielen Nischen und Höhlen, die noch jetzt dem Volk zur Zuflucht oder Wohnung dienen.

Die düstere in das Innere des Berges eingegrabene Grotte entspricht auch hier der Versenkung des Gemüths in das geheimnißvolle Eine, in Brahma, während die Außenseite die Welt wie einen Traum des Gottes in buntem Formenwechsel erscheinen läßt; dort die Abstraction, hier die Phantastik des Inderthums, die Ausschweifungen im Vishnu- und Sivacultus. Die Bearbeitung des feststehenden Berges bindet an kein Gesetz, sondern reizt zum Wettstreit mit den Naturformen, zur Ausprägung dessen was die Einbildungskraft namentlich bei Mondschein in den Felsgestalten zu sehen meint. Darum wird auch der Eindruck dem eines verzauberten Steinbruchs verglichen, und Kunst und Natur scheinen in einem brütenden Chaos gelegen zu haben, das plötzlich erstarrte. Wol sucht sich der Geist im Buddhisten- und Brahmanenthum der Herrschaft der Natur zu entziehen, indem er sich in sich selbst und in das ewig Eine versenkt, aber dies wie das eigene Innere des Menschen bleibt eine dunkle Leere und wird weder durch Selbstbestimmung gestaltet, noch als die Seele oder das bildende Princip des Leibes angeschaut, und darum kommt die bildende Kunst weder dazu das Naturideal noch das des Gemüths zu klarer Erscheinung zu bringen; das Innere und Aeußere bedingen einander nicht, es fehlt die Harmonie, und die Einbildungskraft folgt darum doch wieder den Naturspielen, und sucht sie bald nach eigenem Sinn zu formen bald zu überbieten.

Nach dem 12. Jahrhundert finden wir den Pagodenbau. Pagode ist die tamulische Form von Bhagabada, d. h. was dem Vishnu oder Krishna (Bhagavan) gehört. Der Bau ist ein weit-

gedeckter ummauerter Raum, den mehrere Höfe, Teiche, Zäunpänge, Tempel und Pilgerherbergen füllen; das Eigenthümliche sind die großen Hallen zur Aufnahme der Pilger, und die thurmähnlichen Pyramiden der Eingangsthore, die in vielen Geschossen aufsteigen und dieselbe Verwirrung und Verschörkelung der Formen in sinnloser Ueberladung zeigen, wie die Innenwände der Säle und die Tempel, deren üppig formlose Formenfülle in Schmaus und Weichheit alles occidentalische Rococo weit überbietet. Wir nennen die Pagoden von Jagernaut und Namisseram als berühmte Beispiele, und gedenken zum Schluß unter den Bauten auf Java, die durch indischen Einfluß entstanden, und eine Mischung buddhistischer und brahmanischer Elemente zeigen, des Haupttempels von Boro Budor, der sich wie ein Berg in sechs Terrassen erhebt, deren Wände mit vielen Nischen versehen sind in welchen Buddhabilder sitzen; auf dem obern Plateau steht ein Dergelkreis von Dagestumpeln, die innern höher als die äußern, und ein großer Dagep von 50 Fuß Durchmesser bildet den hervorragenden Abschluß des Ganzen. So kraus auch die Ornamentierung sein mag, im ganzen herrscht mehr Maß, mehr Würde als des Gleichen und dadurch mehr Ruhe als in den spätindischen Werken.

Es war wiederum das Buddhismenthum welches auch in indische Plastik und Malerei ins Leben rief, und zwar dadurch daß die Sehnsucht erwachte das Bild des verehrten Meisters zu besitzen, dessen Persönlichkeit ja das Ideal des menschlichen Lebens war. So suchte man in ihm den Menschen in seiner leidenschaftslosen Ruhe, in seiner Milde und Seligkeit darzustellen, und die liebevolle Miene des siegreich Vollendeten möglichst schön zu halten. Die großen geradstehenden Augen sind in Beschauung gewöhnlich halbgeschlossen. Die Stirn ist breit und gewölbt, Kinn und Wangen sind voll, die Nase hervortretend; die indogermanische Physiognomie wirkt in Indien kenntlich ausgeprägt, in China und Tibet freilich machen sich mongolische Züge geltend. Die Glieder des Leibes sind rund, fleischig, weich, damit in den weiblichen Typus hinüberspielend. Buddha sitzt mit kreuzweis untergeschlagenen Beinen in Nachsinnen vertieft, oder er steht als Prediger und Lehrer mit erhobener Rechten, mit belebtem Antlitz, oder er liegt in seligem Schlummer, der Welt vergessend.

Dageps und Grotten der vorchristlichen Zeit sind mitunter mit Reliefs geschmückt, Scenen des kriegerischen oder friedlichen

Lebens, in naiver nüchterner Weise, in kleinem Maßstab ausgeführt. Darauf folgen (leider sehr zerstörte) kolossale Bilder Buddha's an Felswänden. Dann die Sculpturen zu Ellora, wieder in kleinern Verhältnissen, ruhig, hin und wieder mit Gestalten der alten Mythologie vermischt, die Buddha huldigend umgeben. Ein neues Prachtwerk von Jerguſſon veröffentlicht Sculpturen von buddhistischen Topen zu Santschi und Amravati, die er dem 1. bis 5. Jahrhundert unserer Zeitrechnung zuschreibt. Sie zeigen einen Fortgang von gebrühten Formen zu schlanken und geschmeidig bewegten; wir sehen fast byzantinische Buddhagestalten, stehend, mit erhobener Rechten, in faltigem Gewand, und dann wieder die gewöhnliche Weise der nackten sitzenden Figur; wir sehen Scenen des Kampfes, der Städteeroberung neben idyllischen Darstellungen des Wald- und Gartenlebens, zugleich aber auch viele Bilder eines Schlangen- und Baumcultus, der dort im Volk wol nie erloschen war und jetzt unter dem Buddhismenthum wieder sich ausbreiten konnte. Die Kraft des Wachsthum's, das Walten der schöpferischen Natur symbolisirt sich in den Pflanzen, und die Schlange ist von verschiedenen Völkern zum Sinnbild bald einer bösen und feindseligen, bald einer geheimnißvoll klugen, sich verjüngenden Macht oder der Ewigkeit verwandt worden.

Der größte Reichthum der indischen Plastik gehört den brahmanischen Felsstempeln an, und füllt die Außenwände wie das Innere der Grotten. Die Gegenstände sind dem Götterleben und der Heldenfage entlehnt. Die Gestalten sind größtentheils nackt, mehr mit Schmuck am Halse und an Arm- und Fußgelenken verziert als mit Gewändern bekleidet. Die Körper haben gute Verhältnisse und weiche volle Formen, die mehr weibliches als männliches Gepräge zeigen. Der Bildung wie den Linien der Bewegung liegt ein stillbefriedigtes Dasein zu Grunde. Der Hauptzug der männlichen Figuren ist hiezburch der einer eigenen jugendlichen Milde, welche sich nicht selten bis zu einem fast schüchternen Ausdruck steigert. Die weiblichen Gestalten entfalten sich aus solcher Weise der künstlerischen Auffassung manchmal zu einer fast wunderbaren Anmuth wie namentlich in den buddhistischen Grotten zu Karli; voll in Brust und Hüften, elastisch in den Gelenken, weich geschmolzen in den Linien der Bewegung erscheinen sie als Bilder des süßesten Verfunkenseins der natürlichen Existenz, zumal in Darstellungen wo sie mit untergeschlagenen Beinen in losender Gruppe sitzen. Aber freilich gibt sich das meiste eben nur wie die

Verkörperung eines träumerischen, fast pflanzenhaften Daseins. Die Reliefs nackter Männer und Frauengestalten zu Karli zeigen die lieblich zart bewegte Haltung von Tänzern und Tänzerinnen. Es fehlt indeß der Mehrzahl indischer Bildwerke nicht eben nur die Andeutung stärkerer Muskelkraft und die hierauf beruhende markvollere Bewegung, welche ein zum Handeln berufenes Geschlecht ankündigt, es fehlt auch jener tiefere Impuls der den Körper als Organ eines geistigen Willens erkennen läßt, der die Form und Bewegung zum Ausdruck sittlichen Daseins oder der Conflict eines solchen macht, und durch den das Wesen einer wahrhaft künstlerischen Idealität bedingt wird.

Unvermögend die geistigen Eigenschaften der Götter durch die Formen der Gestalt, namentlich des Angesichts klar und voll auszusprechen, greift die indische Phantasie zu einer sinnlichen Symbolik, und gibt dem starken Riesen viele Arme, dem weisen Gott mehrere Köpfe. Brahma erhält als der nach allen Seiten Sehende vier Gesichter, und als Bezeichnung seiner Allmacht vier Hände; in der einen hält er Scepter oder Opferlöffel, in der andern einen Ring der Ewigkeit in der dritten die Vedas, und die vierte ist offen um seine fortwährende Bereitwilligkeit zur Hilfe anzudeuten. Oder man setzt Thierköpfe auf Menschenleiber, und so muß Ganes zur Bezeichnung seiner Klugheit statt einer feinen Nase den Elefantentrüffel vor sich hertragen. Bei den vielgliederigen Gestalten wird in der Mitte als Hauptfache der Menschentypus bewahrt, und in der Vorderansicht im Hochrelief ausgemeißelt, während jeß daran rechts und links Gesichter mit auswärts gerichtetem Profil anreihen, oder Arme, deren Ansatz am Rücken man nicht sieht, neben den beiden wirklichen in ihrer Thätigkeit sich hervorstrecken. Man gibt sich keine verständige Rechenschaft, es sind Traumbilder die der Meißel verkörpert. Solche Dinge traf Goethe's Bann. Er sagte:

Nichts Schrecklicher kann den Menschen geschehn  
Als das Absurde verkörpert zu sehn.

In der Rede geht das Dumme vorüber, aber im Bilde bleibt es bestehen, fesselt die Sinne und knechtet den Geist. Mit der „verrückten Bierathbrauerei“ der Höhlenexcavationen, der Elefanten- und Fäßen Tempel, „wo sie treiben mit heiligen Willen Spelt, man fühlt weder Natur noch Gott“, verwarf er die vielköpfigen Götter am Ganges gleich den hundsköpfigen am Nil. Nach Schnaase,



vermischt bei den Felsenreliefs die architektonisch strenge Haltung, die in Figuren von der dreifachen Höhe des Menschen nothwendig wäre, während die kolossalen Glieder in weichlicher Behandlung ohne deutliche Bezeichnung des Knochenbaues und der Muskeln bei ihren schlangenartigen Biegungen den Eindruck widerlicher Schlaffheit, machtloser Sinnlichkeit oder eines gespenstigen Wesens machen. Bei kleinern Massen dagegen ist der Ausdruck eines träumerischen Behagens in den Gestalten oft anziehend, wenn sie in nachlässiger Haltung den Oberkörper nach der einen Seite neigen und das Hervortreten der entgegengesetzten Hüfte das Ganze mit einer faustgebogenen Linie umschreibt, während auch der Kopf sich senkt wie eine volle schwere Blume auf schwankem dünnem Stengel.

Was aber in der Bildung kleinerer Gruppen vortheilhaft hervortritt mehr als in Aegypten und Babylon, das ist ein malerischer Sinn für Composition, mag derselbe auch für umfassendere Darstellungen noch nicht ausreichen, und der ordnende Geist, der künstlerische Verstand noch mangeln; jedoch ein malerisches Gefühl ist vorhanden, setzt die Gestalten in innige Wechselbeziehung und gibt dadurch den Darstellungen ruhiger Gemeinsamkeit einen seelenhaften Reiz.

Nicht blos daß wir an den Sculpturen Farbenreste finden, der malerische Trieb hat gleichzeitig mit der Plastik schon die Wänten der Buddhisten in vorchristlicher Zeit durch Wandgemälde geschmückt, deren Spuren aber durch die Zeit bis zum Unkenntlichen verwischt sind. In den Grotten von Ajunta und Baug aber sind solche erhalten und werden sehr gepriesen. Die Darstellungen einer Procession, einer Jagd, auch Schlachten, endlich die Figur Buddha's sind den Schilderungen der Reisenden nach kühn gezeichnet, mit freiem Pinsel ausgeführt, lebhaft in der Farbe, und werden allem weit vorgezogen was die indische Kunst in der Gegenwart hervorbringt. Im Drama Rama Charitra wird die dem Stück vorausliegende Geschichte dadurch dem Zuschauer mitgetheilt daß Rama und Sita die Bilder betrachten die ein Maler nach den im Epos besungenen Thaten und Scenen gemalt, und dabei sich ihrer Erlebnisse in liebevoller Wechselrede erinnern. Die neuern Werke gehören der Kleinmalerei an, und sind auf Papier oder Marienglas ausgeführt. Sie stellen neben steifen mythologischen Scenen und mancherlei phantastischen Kunststücken besonders den geselligen Verkehr der Menschen, das Büßerleben und die Wechselbeziehung liebender Paare dar; das Leben



der Mädchen, wie sie sich schmücken, im Bade belauscht werden, mit Gazellen losen, mit Blumen sprechen, ist mit sinniger Anmuth abgebildet und es weht der leise Hauch eines zarten Gefühls auch in den herkömmlichen Formen und in der sanft schattirenden Farbenandeutung, welche die zarten Umrisslinien hervorhebt. Andere Bilder wollen wieder durch bunten Farbenschmuck ergötzen. Im ganzen zeigt sich mehr Zierlichkeit als Seelenausdruck oder Naturwahrheit.

Aus der Poesie lernen wir ein tiefes Naturgefühl der Indier kennen, und es scheint daß die landschaftliche Schönheit wie sie ein Widerklang des Gemüths und seiner Stimmungen ist ihnen zuerst aufging. Das Epos vergleicht die weibliche Schönheit und ihre Wirkung auf das Herz der Beschauer gern mit himmlischen Lichterscheinungen; Damajanti ist die Vollmondnachtgleichefallende, und in der Trauer gleicht sie dem jungen Streif des Neumonds, den schwarzes Gewolk umgibt; ähnlich heißt es im Nibelungenlied von Chriemhild:

Wie der lichte Vollmond vor den Sternen schwebt,  
 Des Schein so hell und lauter sich aus den Wolken hebt,  
 So glänzte sie in Wahrheit vor andern Frauen gut;  
 Das mochte wol erheben so manchem Helden seinen Muth.

Oder ein andermal:

Es kam die Minnigliche; so tritt das Morgenroth  
 Hervor aus lichten Wolken.

Im Drama wiegt die Vergleichung der Frauen mit Pflanzen vor. Die innige Verwandtschaft beider hat kein Volk feiner empfunden und annuthiger ausgesprochen als die Indier. Saluntala's Lippe glüht wie ein zartes Blumenblatt, ihre Füße sind wie Wasserkissen, ihre Arme hängen gleich biegsamen Stengeln forzlos herab und die Hände schmücken sie wie frische Blüten. Die Madhavipflanze, spricht sie, ist meine Schwester, kann ich anders als ihrer pflegen? Der Amrabaum wird von jungen Mädchen der Bräutigam genannt; er scheint der Saluntala mit den Fingerspitzen seiner Blätter zu winken um ihr ein süßes Geheimniß ins Ohr zu flüstern. Tushmanta vergleicht die jungfräuliche Geliebte einem jungen Blatte das noch keine Hand vom Stiel gelöst, einer Blume deren Wohlgeruch sich noch nicht ergossen hat; als sie dem Gatten folgt, nimmt sie rührenden Ab-

schied von der Waldeinsamkeit, und klagt: Von meines Vaters Brust gerissen wie der junge Sandelbaum vom Malayagebirge wie werd' ich wachsen auf fremdem Boden? Homer dagegen vergleicht Penelope mit der klagenden Nachtigall, und seine Helden im Kampf am liebsten mit Löwen, sowie auch das indische Epos die Tapfern geradezu als Mäntiger, als Stiere bezeichnet.

In den indischen Dramen nun werden Landschaftsbilder erwähnt und beschrieben, und wie dabei der Stimmungsausdruck noch in der Schilderung deutlich wird, so sind es wiederum Frauen die sie malen, die dieses weiche empfindsame Naturgefühl zur Darstellung bringen. Der König Dushmanta verlangt zu einem Bilde Saluntala's die Landschaft: im Vordergrund ein Baum mit dunkel-laubigen weitverzweigten Ästen, daran einige Mäntel aus gewebter Klude in der Sonne hängen und trocknen; ein paar schwarze Antilopen liegen in seinem Schatten, das Weibchen reibt sich sanft die Stirn am Horn des Männchens; nach dem Mittelgrunde schlängelt sich der Malinistrom mit verliebten Flamingos am grünen Ufer; und Hügel mit Ziegenheerden leiten nach dem Hintergrund hin, den der schneebedeckte Himalaja abschließt. In dem Drama „die heimliche Heirath“ kommen poetische Landschaftsbilder vor. Es heißt einmal:

Wie weit dehnt sich die Aussicht! Berg und Thäler  
Und Städte, Dörfer, Wälder, helle Ströme!  
Dort wo der Para sich und Sindhu winden,  
Erscheinen Padnavatis Thlrine, Tempel,  
Hallen und Thore in der Glut verlehrt,  
Gleich einer Stadt die aus dem Himmel ward  
Herabgeworfen in die Silberwellen.

Wie der König Pururavas im vierten Act des Dramas Vikramorvasi in allen Erscheinungen ein Bild, einen Reflex seiner verlorenen Geliebten sieht, so sagt auch Madhava:

Der Liebsten Schönheit blühe in Blumenkroopen,  
Ihr Auge hat die Antelope, es wiegt  
Mit ihrer Amuth sich der Schmetterling.  
O sie ist mir getödtet, und vertheilt  
Sind ihre Reize an die ganze Welt!

Solche glänzende Stellen indischer Poesie zeigen zugleich jenes innige landschaftliche Naturgefühl kraft dessen allein der Maler

vermag in Berg und Thal, in Fluß und Wald eine Gemüthsstimmung auszudrücken. So ist der Band der Menschenseele und der Weltseele, der in Indien geschlossen ward, die Grundlage jeder künstlerischen Landschaftsmalerei.

Die bildende Kunst hat die Entwicklung des indischen Geistes nicht begleitet und geleitet wie die Dichtung, sondern sich erst dann eingestellt als derselbe eine Reformation und Befreiung im Buddhismenthum versuchte und dagegen das Brahmanenthum seine Restauration in einer hin- und hertaumelnden, nicht fortschreitenden Bewegung feierte und wieder die Geister an seine Sagenketten band. Darum hat die bildende Kunst kaum eine Geschichte. Die Künstler sind nicht dazu gelangt den Charakter der Götter oder Helden durch entsprechende Formen auszuprägen, sondern überließen sich einer phantastischen Symbolik; damit konnte kein Unterschied in der Auffassung, kein Streben und Ringen nach Vervollkommen stattfinden, die Originalität und Individualität der Meister war nicht betätigt; die Ueberlieferung und das Herkommen gaben den Ton an, der Schönheitssinn ging nicht über die allgemeinen Verhältnisse der Gestalten und den Ausdruck träumerischen Behagens hinaus. Die persönliche Freiheit war in der Scheidung der Kasten, unter dem geistlichen und weltlichen Druck im Volk erloschen, Frauen und Wilden aber war eine Arbeit, die nicht wie Sonnen und Dichten den herrschenden Brahmanen, sondern dem dienenden Volk zukam; in diesem führte der Geist ein Pflanzentleben, und wie einzelne Volkslieder, so gibt der Stimmungsausdruck einzelner Gemälde dies noch seelenvoll kund.

Der Kampf mit dem Buddhismenthum in den Jahrhunderten vor und nach Christus hatte die Brahmanen zum Wettstreit mit deren Bestrebungen aufgerufen; nach dem Sieg ward das Alte mit frischer Kraft hergestellt und blühten Kunst und Wissenschaft, aber dann ließ der mangelnde Gegensatz das Indenthum erstarren und erschaffen, bis später muhammedanische Perser und christliche Europäer neue Elemente einführten.

So gewann Indien vom Auslande den Anstoß zur Fortentwicklung. Als die erobernden Muhammedaner aufhörten gewaltsam zu besiegen, als Islam und Brahmanenthum gleichberechtigt neben einander standen, da singen die Verehrer Vishnu's und Siwa's an sich des phantastisch Mythologischen, Abergläubischen zu schämen und stellten in Parabrahma den Urgott alles Seins, den alldurchwaltenden Alleinherrscher des Alls in den Vordergrund, um

ließen die Götzenbilder verschwinden; Kastengesetze, Ceremonien-gesetze wurden abgethan, Ramandana und Kabir predigten im 14. Jahrhundert einen reinen ethischen Theismus für Indier und Muhammedaner: Es ist ein Gott von Ewigkeit, heilig und allmächtig, der reine gute Mensch, sein Ebenbild, vereint sich ihm im Tod und im Leben. In gleichem Sinn mahnte Raktal, der Gründer der Silhreligion, daß man die unbedeutenden Abweichungen, die Wunderlegenden nicht ferner betone, und sich an das in allen Religionen Gemeinsame halten solle, damit es nur noch die eine Verehrung des Höchsten gebe, nenne man ihn nun Alla oder Vishnu. Und denselben Einfluß übt jetzt das Christenthum. Ram-Mohun-Roy wies am Anfange des Jahrhunderts darauf hin wie in den alten Religionsbüchern so viel herrlichere Ideen seien als in dem abergläubischen Götzendienste der herabgekommenen Menge. Er zeigte wie schon in den Veden die vielen Götter nur mannichfache Namen des Einen seien je nach seinem mannichfaltigen Walten und Wirken, und wie diese Namen Versuche seien die Vorstellung des Göttlichen auszudrücken; der Himmelsgott belohnt das Gute und bestraft das Böse; er heißt Vater und Freund. Debendranath Tagore wollte nicht die Veda's wie eine besondere göttliche Offenbarung der Bibel an die Seite gestellt wissen, sondern sah in der nie versiegenden Offenbarung Gottes im Herzen der Menschen die rechte Grundlage allen Glaubens; er wählte darinn aus allen indischen Weisen die edelsten Sprüche um sie zum Gemeingut seiner Gemeinde, der Brahma-Samaj, zu machen. Er betont das national Indische, er will das Ueberlieferte gut und geistig deuten, während Keshub-Chander Sen noch reformatorisch fortschreitet, und selbst den heiligen Schwur der Brahmanen abgelegt wissen will, die sie mit der Vorzeit verknüpft und stets daran erinnern soll, daß sie an das Heilige gebunden sind und von jedem Unreinen in Gedanken, Wort und That sich enthalten sollen. Er wählt das Beste aus allen heiligen Büchern der Menschheit, er zieht vornehmlich die Evangelien heran um das Erbauungsbuch seiner Genossen zu bereichern. In dem Katechismus dieser Gemeinden heißt es:

Wer ist die Gottheit der Brahmos? -- Der eine wahre Gott der keinen Zweiten hat, den alle Weisen verklären.

Was ist der Gottesdienst der Brahmos? -- Gott zu lieben und die Werke zu thun die er liebt.

Was ist der Tempel der Brahmos? -- Das reine Herz.

Was ihre Ceremonien? -- Gute Werke.

Was ihr Opfer? — Ausbeuten der Felderwelt,  
 Was ihre Forderungen? — Nicht mehr künden,  
 Was ihr Heilthumwort? — Die Unerschöpfbarkeit der Güter.  
 Was ihre heilige Formel? — Sei aut und bleib Gutes.

Unsere Fortschritte im praktischen Leben, in den Naturwissenschaften und in der darauf begründeten Industrie beginnen gleichfalls in den Orient einzudringen und ihn zu neuer Thätigkeit aufzurufen. Das beschauliche Brahmanenthum hatte zu wenig Sinn für die gegenwärtige Wirklichkeit, für die Erkenntniß des Heutigen; so konnte der Indier Paracha Michira unser Ziffersystem schon vor 1400 Jahren anwenden, aber erst die Araber, die Europäer haben es fruchtbar gemacht, und können nun heimzahlen was wir dem Morgenland verdanken.

## I r a n.

Das Hochland von Iran wird östlich durch das Stromgebiet des Indus, westlich durch das des Euphrat und Tigris begrenzt. Im Norden liegen die Steppen des Oxus und das Kaspische Meer, im Süden umströmt der Ocean das Gestade. Das Land ist reich an Gegensätzen. Fruchtbare Fluren wechseln mit wüsten Gebieten, winterliche Schneestürme mit wolkenlosen Sommern und ihren sonnigen Tagen, ihren sternhellen Nächten; während Mediens fruchtbare Hochebenen in immerwährendem Frühling zum Ackerbau einladen, erzichen die Berge ein rauheres Geschlecht von kräftigen Jägern und Hirten; die Thäler von Schiras im Süden wie die am Elburz im Norden prängen im Schmuck der Wälder, der blumigen Wiesen, und Neben oder Orangen- und Citronenbäume laden zum Genuß der festlichen Früchte. Die Arbeit des Menschen wird aufgerufen von der Natur und zugleich belohnt. Der Boden ist da für ein thätiges Volk, daß es des Lebens frech werde und mit Kraft und Einsicht eine eigenthümliche Cultur begründe. Da siedelte ein Theil der zuletzt noch im Stammland gebliebenen Arier sich an, als ein anderer den Indus und Ganges sich zur Wohnstätte erlor.

Der Dienst des lichten Hummlegettes erhielt sich, der Gegen-



sah aber der Finsterniß, der Winterstürme trat energischer hervor, und die Grundstimmung des Volke zeigte sich als eine solche die weniger in ein phantasievolles Wobauenthum wie die Indier verseht, und mehr auf das handelnde Leben und die sittlichen Ideen gerichtet war. Der Gegensatz des Guten und Bösen knüpfte sich an den des Lichts und der Finsterniß, des Wohlthätigen und Schädlichen; Wahrheit im Gemüth sollte der Klarheit in der Natur entsprechen, der Mensch den großen Weltkampf von Tag und Nacht, von schöner Ordnung und wilder Unordnung im verderblichen Treiben wider Kräfte rüstig mitkämpfen. Sein Ideal war der Dienst des Lichts und der Wahrheit nicht in Grübeln und Träumen, sondern in männlicher Thatenlust; statt den Willen zu vernichten und untergehen zu lassen im Unendlichen galt es ihn zu behaupten und das Reich des guten Geistes durch Reinheit in Gedanke, Wort und Werk kräftig zu fördern.

Die Cultur beginnt in Ostiran durch die religiöse Reform und die Heldensage; sie entwickelt sich im Westen in Kampf und Sieg über die semitischen Nachbarn, in Berührung mit Aegyptern und Hellenen, und die Perser nehmen mit verständig klarem Sinn die ihnen zusagenden Formen bauender und bildender Kunst von den Nachbarn auf um im Anschluß an sie dem eigenen Wesen ein Dentmal aufzustellen. Wie das weltliche Wirken des Menschen selbst Gottesdienst, Priesterthum des guten Geistes sein sollte, so ist auch nicht vornehmlich das Religiöse, sondern das Weltliche, wie es im Staat und Königthum gipfelt, Gegenstand der bildenden Kunst. Die Phantasie findet ihr Maß durch den Anschluß an die Wirklichkeit und durch die sittliche Idee.

Hat man in den phantasiereichen Indiern die asiatischen Griechen gesehen, so dürfen wir die Iranier mit den Germanen vergleichen; der Sinn ist nüchterner, minder auf die Erscheinungsform als auf die Innerlichkeit der Sache gerichtet, das sittliche Element ist vorwiegend; die Entwicklung vollzieht sich nach volksthümlich selbständigen Anfängen gern und leicht in der Aneignung des Fremden, das aber im eigenen Geist wiedergeboren wird.

### Zarathustra.

Wir haben gesehen wie aus der Idee Gottes, die sich an den allumfassenden lichten Himmel knüpfte, schon in der gemeinsamen arischen Urzeit sich die Mythologie zu entfalten begann,

indem einzelne Seiten des göttlichen Wesens und Wirkens in den Naturerscheinungen angeschaut und mit ihnen verschmolzen für sich selbstständig wurden. Ein streitbarer Lichtgott trat im Gewitterkampf neben den allumfassenden Himmelsgott, in der Sonne und in der Morgenröthe, im Feuer, im Sturm und in der regenspendenden Wolke wurden persönliche göttliche Mächte verehrt. Im Hintergrunde des Bewußtseins blieb die Einsicht daß sie nur mannichfaltige Offenbarungen des Einen seien, aber die einmal entseffelte Phantasie fuhr fort die bereits bestehenden Götter in neuer Weise zu feiern, neue Gestalten ihnen zu gesellen. Dies war der Weg den die Indier gingen, und die Vedas haben uns die Zeugnisse ihres Denkens und Schaffens gegeben. Hier lag die Gefahr nahe daß der Geist in der Vergötterung der Natur sich an sie verlor, daß sie das Erste, die sittliche Idee das Untergeordnete wurde, daß im Sinnbild über dem Bild der Sinn in Vergessenheit kam. Ein anderer Weg war die Rückkehr zum ursprünglichen Einen, die Erkenntniß seiner Geistigkeit und damit die Erhebung über die Natur, die Betonung des Sittlichen und damit des Kampfes zwischen gut und böse, da das Gute sich erst in der Ueberwindung des Gegensatzes vollendet. Diesen Weg schlug Zarathustra ein, und seine Reformation begründete das Parsenthum.

In jüngern Vedahymnen und mehr noch im Zend-Avesta, dem Religionsbuch der Perser, zeigt sich der Gegensatz. Ursprünglich waren Devas und Asuras Bezeichnungen für göttliche Wesen; die Iranier halten in Ahura dies letztere fest und machen die Devas zu Urhebern des Bösen, zu Vögern und Verführern, und nun wurden auch den Indiern die Asuren zu Götterfeinden, und die Brahmanas reden von ihren Kämpfen mit den Devas. Die Naturgötter werden von den Iranlern für falsche Götter erklärt im Gegensatz zu dem reinen Lichtgott, dem Geiste des Guten und Wahren. Die Iranier wandten sich zum Ackerbau; das reizte ihre frühern Genossen, die nomadenhaft einherzogen, räuberische Ueberfälle zu machen, wezu dieselben ihren kriegerischen Indra anriefen, und so konnte dieser als ein feindlicher Dämon erscheinen. Mit dem Ackerbau verband sich ein geordneter, sittlich nüchternere Sinn, während die übermächtig einherstreichende Phantasie den andern Theil des Volkes noch nicht rasten ließ, sondern ihn weiter ziehen und ein neues Land suchen hieß, dessen Natur der geistigen Eigenthümlichkeit zujagte. Gemeinsam blieb die Anzündung des heiligen Feuers beim Opfer als das Symbol der Reinigung, der

Erhebung von der Erde zum Himmel, gemeinsam das Soma- oder Homaopfer und die Verehrung der in dem heiligen Trank wal tenden Kraft der Begeisterung und Lebensstärkung als eines göttlichen Wesens, nur daß bei den Iraniern an die Stelle des gegorenen berauschenden Saftes der ungegorene trat, und die Ceremonie viel einfacher war; gemeinsam blieb die Ungürtung mit einem Strick oder einer Schnur zum Zeichen der Aufnahme in die Gemeinde. Aber die Phantasie herrschte bei den Indiern, die gute Gefinnung ward das Höchste bei den Iranern; daher ward die Weltauffassung dort mehr dichterisch als moralisch, hier mehr moralisch als dichterisch. Die Indier bildeten die mythologischen Ansätze immer reicher und blühender aus, die Iranler brachten sie auf die einfachen Grundbegriffe zurück und läuterten sie mit sittlichem Geist.

Der ursprüngliche gemeinsame Ehrenname der priesterlichen Sänger, *Kavi*, ward in *Kava* ungeändert, woraus *Kai* (*Kai Koshu*) geworden, *Kavi* aber heißen nun im Zend *Wespa* die Priester der falschen Götter, während auch die wahren Götter Kunde unter dem Namen der *Kavari* kennen. Sie nennen solche auch *Maghava*, und gerade so heißen Zarathustra's Freunde, woraus dann die Magier wurden. Der Gegensatz des orizastischen *Indracultus*, dem die kriegerischen Nomaden huldigten, und des Feuerdienstes, den die Ackerbauer anubilden, und hiermit im Zusammenhang die letzte Scheidung der Arier in Indier und Iranier ist durch die Religionsbücher selbst bezeugt, und damit haben wir zugleich die Bestätigung unserer Ansicht daß ursprünglich die Völkerseidung mit dem Auftauchen neuer Ideen, mit der Bildung der Mythologien und besondern Sprachen sich vollzogen hat. Zarathustra ist also der Grenzstein einer letzten Scheidung des arischen Stammes; in alten Niederbruchstücken sind die Nachklänge heftiger Kämpfe vorhanden, unter denen die Abtrennung der Indraverehrer als Indier und ihre Auswanderung nach dem Indus, und die Entstehung der für sich selbständigen Iranier vor sich ging; Zarathustra gehört damit in das 2. Jahrtausend v. Chr., ein Zeitgenosse vielleicht von Moses.

Im Zend-Avesta selbst ist die Rede von alten Weisen, *Sachasanto*, Feueranzünder genannt, welche die guten Geister durch Anzündn des heiligen Feuers verehrten; diese wurden *Ahuras*, die Lebendigen, oder *Mazdas*, die Weisen, Weisheitsprebenden, genannt. Es ward das Ideale, das Geistige und Sittliche, hervorgehoben in den Mächten des Lichts und der heitern Lust,

welche nach dem Volksglauben das Leben der Erde behuteten und die Dämonen des Dunkels und der Dürre bekämpften. Der Gegensatz der fruchtbaren Thäler mit dem rauhen Gebirge und den nebelreichen Steppen und Wüsten, des milden klaren Sommers mit dem wilden nächtigen Winter, der Gegensatz einer beginnenden oderbaureich friedlichen Cultur mit rohen nomadischen Räuberhorden der Steppen und Berge, der Kampf und die Arbeit die von dem Menschen jetzt für die Erhaltung und Förderung seiner Wohlfahrt gefordert wurden, ließen im Bewußtsein den Unterschied des wahren und des unwahren Seins, des Guten und Bösen bestimmter erkannt werden. Es war Zarathustra der die widerstrebenden Mächte auf die Einheit der Principien zurückführte, indem er in echt arischer Weise Wissen und Gewissen auf trennte, den Geist des Wahren als den des Guten erfaßte, mit einem einzigen Quell und Grund des Lebens als den Schöpfer und Herrn der Wesen verkündete. Er nannte ihn Ahura Mazda, den Lebendigen Weisen. Dem Guten steht das Böse, dem Wahren das Falsche gegenüber, aber keineswegs als gleichberechtigt, vielmehr wie dem wahrhaft Seienden das Nichtseiende, nicht Sein-sollende, das überwunden werden soll, damit durch den Kampf sich das Rechte als solches bewähre. Unter dem Namen der schlechten Gesinnung, Akem mano, faßt Zarathustra die Mächte des Trugs (die Druhs) und des Bösen zusammen zur Einheit des Principis, das in die Welt des Positiven das Negative, in das Reine die Unreinheit, die Verwirrung und Verdurkclung bringt; als Angromainyus oder der Uebelsinnende tritt der Herrscher der Finsterniß dem guten Geist entgegen, die Menschen plagend und verführend. Ihnen ist die Wahl gegeben zwischen beiden, sie sollen sich für das Gute entscheiden und durch Reinheit in Gedanke, Wort und That das Böse bekämpfen, das Reich der Wahrheit fördern. So als Diener, Priester, Helden des Lichts erlangen sie die Unsterblichkeit und Vollendung in der Lebensgemeinschaft Ahuramazda's, der sie zu sich aufnimmt in das ewige Leben.

Es ist das Ausgezeichnete der iranischen Phantasie daß sie Begriffe und Tugenden personificirt, daß sie die Principien der stitlichen Lebensverhältnisse und geistigen Güter verselbstständigt und als die ersten Offenbarungen Ahuramazda's ihm zur Seite stellt: auch dies findet sich schon in den ältesten Liedern, auch hier erscheint Zarathustra's Genius Ionangebend. So wird gepriesen Behu mano, der gute Sinn, die edle Gesinnung, als die Leben



kraft und Grundlage alles Wirklichen, als der Weg zu Ahuramassa; daraus ward später Bahman; dann Armaiti, Ergebung und Frömmigkeit, die Hingebung des eigenen Willens an den göttlichen; daraus ward zugleich die Empfänglichkeit und Bildsamkeit der Natur, und wie die Erde, die Materie das göttliche Geſetz aufnimmt und willig vom Menschen ſich bearbeiten läßt, ſodaß der Iranier ſie als die heilige Unterwürflige, die ſchöne Tochter des himmliſchen Vaters anruft, ſo ward Armaiti verſchmolzen mit der Erdſeele, deren Traſelwort noch Zarathuſtra verkündigte; die Erde ſelbſt führt den Namen der Ruh, in Ruh und Stur ſind urſprünglich die Grundkräfte der Natur ſymboliſirt. Armaiti ward gewöhnlich mit dem Beiwort ſpanta, glücklich, ſegenſpendend, angerufen, und aus Spanta Armaiti ward dann Sapandomad. Ein dritter Genius iſt die Wahrheit, Aſha vahista, woraus ſpäter Ardibeſcht wurde, der Glanz des Lichtes, das überall verbreitet auch Gottes Allgegenwart bezeichnet, und in ſeiner wohlthätigen Macht vertritt Aſha vahista die göttliche Vorſehung. Ein vierter, Aſhatra, iſt Macht und Reichthum; das irdiſche Glück wird an das Gute, an die Wahrheit geknüpft, es wird durch deren Dienſt errungen; aus Aſhatra ward Chahraivar. Wer ſich gottergeben, die Selbſtſucht beſiegender, dem Guten und Wahren weiht, der empfängt Macht und Beſitz; wie ja ähnliche Gedanken auch durch das Alte Teſtament gehen, und die Anſchauung von der innerſten Einheit der ſittlichen und natürlichen Ordnung der Dinge und der Beſeligung des Guten eine ewige Wahrheit iſt; Dunsen erinnert an den Anfang der Vergpredigt: Selig ſind die Sanftmüthigen, denn ſie werden das Erbreich beſitzen.

Das irdiſche Leben iſt dem Iranier die Miſchung von Sein und Nichtſein, der Streit des Guten und Böſen; das himmliſche und ewige Leben iſt der Sieg und die Vollendung; ſein waltet Faurvdat und Ameretat, Ganzheit oder Wohlfeyn und Unſterblichkeit. Ahordad und Amerdad wurden daraus, und mit dieſen ſpäteren Namen ſind dann die genannten Genien (Amasſhapenta) mit Ernyzd verbunden worden als die Amſhaſpends, die höchſten Lichtgeiſter, die zugleich die irdiſchen Dinge behüten, ſodaß jeder einer beſtimmten Sphäre der Welt vorſieht. Bei der Betrachtung der Veden haben wir in Varuna und den um ihn verſammelten Aſuren die älteſte dort niedergelegte Gottesanſchauung erkannt; ſura und Ahura ergibt ſich nicht bloß als ein und daſſelbe Wort,



sondern auch dort waren die Vichtgenien zugleich stichtische Mächte, Zarathustra hielt reformatorisch wiederherstellend dies Ursprüngliche fest, indem er die idealen Elemente bestimmter hervorhob und ausbildete.

Auf ähnliche Art wie die reinen Geister dem guten werden dem todbringenden Princip des Bösen die Mächte der Finsterniß, der Unordnung, des Luges gefellt. Sie suchen in die Werke des guten Gottes den Samen des Unkrauts und Unheils anzustreuen, die Menschen zu verführen und dadurch zu verderben.

Ahuramassa, der Heilige, Reine, Schöne, der Weber aller Guten, beruft die Menschen für den großen Kampf des Lichts und der Finsterniß; Glaube und Gebet, Andacht und Frömmigkeit seiner Diener stehen ihm bei und helfen ihm die guten Weltthümer gegen die Angriffe der Feinde schützen; der stärkste Helfer Ahuramassa's gegen die Räuber der Seligkeit, die Befehder des guten Sinnes, ist Traesha, ursprünglich das Hören des reinen Wortes der Wahrheit, dann der darauf gegründete Gottesdienst. So gewinnen auch die indischen Götter Kraft durch die Opfer und Vohgesänge ihrer Verehrer, aber die iranische Auffassung ist klarer und tiefsinniger. Gott will das Gute, so will er es durch die Freiheit der Menschen, so will er ihnen keine Gewalt anthun und wartet ihres Mitwirkens und bedarf desselben; die guten Menschen fordern auf freie Weise das Gottesreich, und dasselbe vollendet sich nicht ohne sie, sondern durch die Gemeinsamkeit der stichtischen Weltordnung und der individuellen Geister. So thront Ahuramassa selbst in majestätischer Ruhe über der Bewegung des Lebens, und läßt den Kampf durch die Genien und die Menschen kämpfen, die er befehlt.

Die gute Gesinnung und die Wahrheit, dies Wesentliche in aller Wirklichkeit, wird in maßvoller Schönheit und Ordnung kund durch die Lieder, die rhythmischen Weisheitsprüche; sie drücken die weiterhaltenden Gesetze aus; Ahuramassa ist ihr Urheber und Offenbarer, sein Himmel heißt die Liedernwohnung (Varodemana, das spätere Vorotman) und die höchsten Genien werden als Sänger des Himmels gepriesen. Ahuramassa, heißt es, hat das Beste, und offenbart als der Wissende das wirkliche Lied des Wohlstandes, der Wahrheit und der Unsterblichkeit. Die großen iranischen Weisen sind die Verkündiger dieser Liedersprache der Wahrheit, die Saostjantes, die den Weg des

eröffnen, daß durch Lieder und fromme Hand

der Welt gegründet und gesichert werde. Der hervorragendste und berühmteste unter ihnen ist Zarathustra. Die Perser nennen ihn Zerduschd, die Griechen Zoroaster. In den ältesten Bruchstücken des Zend-Avesta tritt er als Prophet Ahuramasda's auf; als Symbol des Lichtgottes und der Heiligung der Menschen für ihn behält er das Feuer bei; als Grundlage eines sittlich geordneten Lebens fordert er den Ackerbau. Anfangs stand er allein, bedrängt, verfolgt. Da hören wir die Klage seines Gebets: „Nach welchem Lande soll ich mich wenden, wohin soll ich flüchten? Keiner des Volks verehrt mich, die Herrscher sind ungläubig. Wie soll ich, lebendiger Weiser, dich ferner verehren? Ich weiß es daß ich hilflos bin. Sieh auf mich, den treuen unter deinen Getreuen, sieh wie ich weinend dich um Hilfe flehe, Lebendiger, der du das Mitleid verleihst wie es ein Freund dem Freunde gibt, der du das Gute des guten Sinnes als eigen besitzest, du Wahrer!“ Dann sehen wir in den ältesten Liedern daß der Stammesfürst Vistaspa, dann Frashasstra und Oshamaspa ihm gläubig, treu und hilfreich zur Seite stehen; und in dieser Stellung gehen sie durch die ganze persische Sage. Aber Zarathustra allein hat unter allen Feuerpriestern das Meiste gethan daß die Dinge in ihrer gottgewollten Eigenthümlichkeit trotz der Vernichtungsversuche der Widersacher erhalten bleiben, und zwar durch die Dreieit der reinen Gedanken, der reinen Worte, der reinen Thaten. Spätere Verehrer lassen den Angromainhus kommen ihn zu versuchen und ihm die Herrschaft der Erde anbieten, wenn er das Gesetz Ahuramasda's verfluche; er weigert sich des, ob auch seine Gebeine und seine Seelenkräfte zerbrochen würden.

Unter den Gathas, den ältesten Liedern der Iranier in dem Yaena genannten Buch des Zend-Avesta, befindet sich eins das ganz das Siegel der Ursprünglichkeit und des großen Reformators trägt; es stellt ihn dar wie er vor den Feueraltar tritt und Männer wie Frauen aufruft zwischen dem rechten und dem falschen Glauben zu wählen. In Ahuramasda ist das Heil, in seinem Widersacher das Verderben; Armaiti, die Ergebenheit, wirkt die körperlichen Formen, aber der Geist, das erste in der Schöpfung, ist Gottes, und eines Wesens mit ihm. Durch das Wahre und Gute wird das Böse überwunden. Wenn selbst in alterthümlichem Sprach von Zarathustra gesagt wird daß er zuerst dem Verstande machte, daß ihm der Redekunst Anmuth ver-

1 in Liedern die weisen Sprüche und die

Thaten der Wahrhaftigen und die Reinheit zu fördern durch sein Lob, so gibt dieser Gesang Zeugniß davon; wir theilen ihn in der metrischen Fassung mit, die ihm Bunsen nach Martin Haug's wörtlicher Uebersetzung gegeben. Im Original sind es Strophen von je drei Versen, die in achtsilbige Hälften gegliedert sind; außer dem finden wir achtsilbige Verse in vierzeiligen Strophen.

Reise Sprüche des Allweisen mach' ich laud den Rabenden,  
Vorgelange des Lebend'gen, Gottesdienst des guten Menſch,  
Dehret Wahrben Anfang seh' ich heigen aus der Flamme Wehn.

Vorhet auf die Erdsellente, khaunt auf des Keuers Lob';  
Mann und Weib ſoll jeder einzeln nach dem Glauben ſondern ſich,  
Auf, erwacht ihr alten Helden, zieht heran und ſtimmt und bei.

Weiser zwei, grunbeiznen Weſens, Zwillingspaar von Anbeginn,  
Herrſchen ſie, das Gut' und Böſe in Gedante, Wort und That,  
Zwiſchen beiden müßt ihr wachen: gut denn ſeid und böſe nicht.

Alles wirken, ſich bezeugend, jezt beiden immerdar;  
Sein und Nichtſein, Erſtes, Letztes, iſt das Schaffen dieſes Paars;  
Vignern wird das ſchlimmſte Dasein, den Wahrhaftigen das Dert.

Wartet! Nergthes Lob erkläret wer den bezen Vagner wäht;  
Wer erkläret Ahuramazda, der allheil'g iſt und wahr,  
Chret gläubig ihn durch Wahrheit, chret durch heu'ge Thaten ihn.

Dienen könnt ihr nimmer beiden; Zweifelnde verurtheilt der Feind,  
„Schlechten Sinn wählt!“ ſpricht der Deva; ſümmend rennt die Weſerſchar  
Zur Bekämpfung jenes Lebens, das die Zerber pried'gen laut.

Dieſes Leben ſchützt Armaiti, Mutter ſie der Adaperwelt,  
Mit der Macht und mit der Wahrheit und mit frommer Sinnesart;  
Doch der Weiſt, der Schöpfung Erſtling, iſt, o Mazda, bei dir ſelbſt.

Mazda, wenn der Weiſt auf Erden kommt in Noth, ſo hilffſt du aus;  
Frommem Sinne, Herr, verleihſt du den irdiſchen Beſt,  
Strafeſt den der ohne Wahrheit, deß Verſprechen Vllge iſt.

Solches Leben zu erhalten laßt uns alle wirken tren:  
Lebens wahre Förderer ſind die Weſen, die Lebend'gen auch;  
Dort allein wo Einſicht wohnet ſuche das Verſtändniß dir.

Einſicht nur ſchützt vor dem Böſen, flürzet des Verderbens Wert,  
Das Vollkommne wohnt im ſchönen Hauſe nur des frommen Sinns,  
In dem Sinn der Weſen, Wahren, die als Gute chret der Ruhm.

Ueber denn die Lehren welche aussprach Mascha's eigener Mund,  
Zum Verderben, zur Vernichtung allen Elanern, Rettungsbort  
Dem der wahrhaft ist; in jenen Lehren ruhet euch das Heil.

Auf ähnliche Weise kann ich nun nach neuern Mittheilungen  
Haug's noch eine zweite Rede Zarathustra's metrisch wieder-  
zugeben versuchen.

Die ihr kamt von nah und ferne, höret was ich sagen will,  
Wie die Weisen euch verfluchten zweigetheilt ist diese Welt:  
Gebt dem Unheißhüfter nimmer auch das künftige Leben preis.

Zwei der Geister hieb's die herrschend walteten in dem Stront der Zeit.  
Sprach der Schöpfer zum Zerstörer: Folgen uns nicht immerdar  
Weisheit, Wort, Gedanken, Thaten, Seelen und Gesinnungen?

Nun wie selbst Ahuramassa, der es kennt, mir offenbart,  
Sei das Erste dieses Lebens auch euch allen Mund gethan:  
Folget ihr nicht seinem Worte, kommt Verderben über euch.

Was das Beste dieses Lebens? Mascha's Sohn, der gute Geist,  
Der in unsrer Seele wirket, der sich nie betrügen läßt;  
Seine Tochter Gottergebung; gute Werke folgen ihr.

Was in mir der Quell des Lebens offenbaret kommt auch euch;  
Wer es hört wird frei von Mängeln und erlangt Unsterblichkeit:  
Der Awerse, der Lebend'ge waltet durch den guten Geist.

Es besteht durch seine Güte was da lebt und leben wird.  
Zur Verdammniß gehn die Schlechten, Reine gehn zur Seligkeit.  
Dies ist das Gesetz des Ew'gen, dessen die Geschöpfe sind.

Den mein Lied preiß schaut mein Auge, den Lebendigen Weisen, an;  
Er des guten Geistes Wesen in Gedanke, Wort und That.  
Laßt uns Lob und Ehr' ihm bringen in der Himmelhäuser Schar.

Der uns Glück und Leiden sendet wie sein heiliger Rathschluß will,  
Der-Lebendige Weise segne unser Volk das ihn verehrt,  
Er erweck' in Hohen und Niedern seines guten Geistes Kraft.

Der sich den Lebendigen Weisen selber nennt den fügen wir,  
Daß er dieser Welt Vollendung und Unsterblichkeit gewähret,  
Diese beiden ewigen Güter, die in ihm beschlossen sind.

In einem andern Gesange heisset der Prophet was er selbst  
von dem in der Welt waltenden Gott in seinem Innern erkannt  
hat, in Form von Fragen an denselben ein, der Antwort sicher,

denn der Geist ist der Fort aller Wahrheit, — wie wir Nethliches auch bei frommen Dichtern der Hebräer und Indier findet

Fragen will ich dich, Lebend'ger, thue mir die Wahrheit kund:  
Wer ist aller Wesen Vater? wer schuf Sonn- und Sternenhahn?  
Wer laßt wachsen Roud und schwinden? Das, Allreiser, weißt' ich gern

Fragen will ich dich, Lebend'ger, thue mir die Wahrheit kund:  
Wer hält Erd' und Wellen drüber? wer schuf Wasser, Baum' und Thier?  
Wer gab Wind und Stürmen Flügel, waltet stets als guter Geist?

Fragen will ich dich, Lebend'ger, thue mir die Wahrheit kund:  
Wer schuf holdes Licht und Wärme, das Erwachen und den Schlaf?  
Wer heißt Tag und Nacht den Weisen mahnen stets an seine Pflicht?

Fragen will ich dich, Lebend'ger, thue mir die Wahrheit kund:  
Wer erhebt den Sohn dem Vater, wann er scheidet, wenn nicht du,  
Der du bist die heil'ge Reinheit, Allgeist, der Lebend'gen Quell!

An einer andern auch uralterthümlichen Stelle spricht der heilige Geist also zum bösen: Nicht unsere Wünsche, nicht unsere Reden, nicht unsere Werke vereinigen sich; — und zu den Menschen: Wer nicht nach meinem Gesetz handeln wird sowel dem Sinn als dem Worte nach, dem wird das Ende der Welt zum Falle gereichen. Dann heißt es weiter daß Unsterblichkeit der Wunsch der reinen Seele sei, und die Gläubigen sagen vom Vätergott, zu ihm wollen wir beten; denn nun ist es den Augen sichtbar: wer in Werk und Wort des guten Geistes Reinheit kennt der kennt Gott. Ihn wollen wir mit guter Gesinnung zufrieden stellen, der uns dienstbar machte das Erfreuliche und Unerfreuliche. — Reinheit ist dem Menschen nach der Geburt das Beste. Wer den Sinn bessert und gute Thaten verrichtet der handelt nach dem Gesetz, Reichthum vereinigt sich mit ihm nach Willen und Wunsch. Wer aufrichtig die Wahrheit anruft der hat des guten Geistes Wesenheit; daher ist er mit solchem Sinn begabt daß er den Vandenbau zu fördern gedenkt. — Von Gott aber singt der Seher:

Der uranfänglich durch sein eignes Licht  
Der Himmelslichter Menge ausgesonnen hat,  
Durch seine eigne Einsicht schafft er  
Das Wahre, das der Grund des guten Sinnes ist.  
Dies läßt du gedeihen, weiser Geist,  
Der du derselbe bleibst, Unvergänglichster.



Dich den Allweisen, den Ursprünglichen,  
 Nacht' als den Herrn des Geistes ich wie der Natur,  
 Mit Geistesblick hab' ich dich ja erkannt,  
 Und als des guten Sinnes Baier dich erkannt,  
 Als den der Wesenheit des Wahren ist,  
 Als Lebensschöpfer, als lebendig Wirkenden,

Es ruhe in dir die heil'ge Erde stets,  
 In dir, deß Weisheit ihren Leib so schön geformt.  
 Lebend'ger, Weiser, auf den rechten Pfad,  
 Den du ihr uranfänglich angewiesen hast,  
 Vom Landmann kommt zum Landmann segenspendend sie  
 Und gehet dem vorbei der sie nicht baut.

Das heiligste Gebet der Perser, der uralte Honover, lautet:

Der beschließt die beiden Leben, aller Wahrheit Quell und Herr,  
 Gibt den Weisen Lebensathen, Treugesunkenen gibt er Macht,  
 Er erschuf des Lebens Kinder zum Verderb der Lügenbrut.

Haug selbst betont, was aus seiner Uebersetzung der Gathas hervorgeht: Die Lehre Zarathustra's ist Monotheismus, der eine Gott ist Quell alles Lebens, Schöpfer und Herr aller Dinge. Aber der Gegensatz in der Welt zeigt den Kampf des Guten und Bösen, und so sind zwei Principien als Grundkräfte und Pole der einen ewigen Wesenheit, Verjahung und Verneinung, Licht und Finsterniß, woraus Tag und Nacht, Leben und Tod, Wahrheit und Lüge hervorgehen. Der gute schaffende und der böse verderbende Geist, Spentomains und Angromains, sind ein Zwillingepaar, ihr Gegensatz und Streit ist das Leben, das sich im Sieg über den Widersacher vollenden soll. Aber je mehr Ahuramazda selber mit dem guten Geiste verschmilzt, desto selbständiger tritt ihm der böse Geist, der übelsinnende, zerstörende gegenüber, und so entwickelt sich der Dualismus, aber immer mit dem Gedanken daß er überwunden werden soll. Haug bemerkt ferner daß der Eigen- oder Familienname des großen Religionsstifters Spitama, Zarathustra die Bezeichnung seiner Priesterwürde war; so nennen auch wir Jesus von Nazareth Christus, wodurch er als der Gesalbte Gottes bezeichnet wird.

Der Cultus Zarathustra's war vor allem die sittliche That, die Reinheit des Lebens in Gedanke Wort und Werk; von Ceremonien sprach er nicht. Aber seine Nachfolger, die sich zum Priesterstand gestalteten neben dem arbeitenden Volk und dem

kriegerischen Adel, hielten sich wieder mehr an das Aeußerliche und entwickelten allmählich eine förmliche Casuistik in dem ausgepönnenen System leiblicher Reinigungen; ihre Satzungen und Formeln wurden dann ebenso mißbräuchlich auf Zarathustra zurückgeführt und als eine Offenbarung Ahuramazda's dargestellt, wie die Hebräer ihr späteres Ceremonialgesetz für ein Gebet Gottes an Moses ausgaben. Da rühmt dann Zarathustra neben dem Gebet den Mörser, die Schale und den Homa, d. h. die Werkzeuge für das Homaopfer und dessen Darbringung als die besten Waffen gegen die Dämonen, und der heilige Trank gilt als der Lebensstrank, der den Tod fern hält. Die altererbte Verehrung des Feuers läßt dasselbe als das beste Mittel zur Verschönerung der Nachzespenster erscheinen; seine Flammen sind die Geschosse in der Hand des lebendigen Gottes, mit denen er die Frevler vernichtet. Später wird das Feuer als Ahuramazda's Sohn, als der schnellste der Unsterblichen gefeiert; nichts Unreines oder Todtes sollte ihm nahe kommen, auf dem Altar sollte es immerdar lodern. Aber auch das Wasser ist rein und ein Reinigungsmittel. Die in ihm waltende Geistesmacht ist Anahita, die Unbefleckte. Es nährt die Bäume, die mit freudiger Lebensfülle emporsprießen und das Holz, die Nahrung des Feuers, bereiten. Sie wurden hoch gehalten; Herodot erzählt den schönen Zug von Xerxes, daß als er auf der Heerfahrt gegen Hellas in Lydien eine Platane von bewunderungswürdiger Schönheit sah, er den Baum mit Goldschmuck verzierete und ihm einen Wächter zur Hut und Pflege bestellte. Als Thiere Ahuramazda's werden die Wächter bei Tag und Nacht, Hund und Hahn, und die dem Menschen nützlichen, wie Röß und Rind, gepriesen, dagegen das schädliche Gewürm und Ungeziefer dem Angromainhus zugewiesen, der selber in Schlangengestalt erscheint. Wer Sünde thut, der stört auch die Naturordnung, und die unzüchtige Dirne, die sich ohne Hemd und Gürtel preis gibt, verpestet auch das Wasser und die Bäume mit ihrer Unreinigkeit.

Wenn sich hier das ursprüngliche Naturgefühl noch sinnig ausdrückt, so erscheinen die Personifikationen der Tugenden und Begriffe immer trockener, und die spätern Gebete zeigen weniger Gemüthserhebung und Seelenschwung, als das Bestreben durch möglichste Vollständigkeit der Aufzählung, durch herkömmliche Vorgespräche all den Genien genug zu thun, die man aus Abstractionen gebildet hatte. Die Schuld sollte gebeichtet, die Befleckung sollte

abgewaschen, die Uebertretung durch Schläge bestraft werden. Die Strenge und Feinlichkeit der Ceremonien zeigt die Erstarrung der Religion unter der Priesterherrschaft, die sich besonders in der Zeit ausbildete als die politische Selbstständigkeit der Oberherrschaft Aegyptiens erlegen war. Immer aber blieb die Grundanschauung des Parsismus im Gegensatz zu der indischen Selbstqual und Weltflucht eine positive, lebensfrohe, heitere. Mithramasda, der Lebendige, wollte das Leben; es zu fordern und zu pflegen, alle Verwirrung und Unordnung, alles Schädliche und Verderbliche in der Natur wie im Geist zu tilgen war Gottesdienst. Wachtet, betet, arbeitet, freuet euch des Lebens, das blieb die Losung des Volke. Nicht Selbstvernichtung, sondern Selbstbehauptung ward gepredigt. Der Schlaf, der die bewusste Thätigkeit hemmt und unterbricht, erscheint als ein Nebel, Mithramasda kennt ihn nicht; der Mensch soll sich ihm nicht länger hingeben als nothwendig ist. Heilig ist das Leben, aber unrein der Tod; der vom Lebensgeist verlassene Leichnam fällt in der Verwerfung den unreinen Dämonen anheim; nicht das Feuer, nicht das Wasser, nicht die Erde soll durch ihn besleckt werden; man setzt ihn auf einem Steingerüst wie schwebend auf trockenem Berge aus und überläßt ihn den Raubthieren und Vögeln zur Zerstörung; seine Berührung verunreinigt und verlangt sorgsame Reinigung. Die unsterbliche Seele empfängt an der Brücke Tschinbat ihren Richterspruch; gute und böse Geister streiten über sie; ihre guten wie ihre bösen Thaten folgen ihr nach in Trauengestalt um sie entweder in den Himmel oder in die Hölle einzuführen. Aber auch in der Qual der Finsterniß sollen die Seelen nicht zwecklos gepeinigt, sondern gebessert werden; die eigene Neue wie die Gebete der Lebenden bereiten an den großen Todtenfesten Erlösung; wie bei den Indiern knüpft ein unsichtbares Band die Todten an die Lebendigen. Die Reinen treten vor den Thron des guten Geistes, er begrüßt sie, die da zum Heil herangekommen aus der vergänglichen Welt in die unvergängliche.

Jenen eben genannten hohen Lichtgeistern wurden unter dem Namen der Azeos noch viele andere gesetzt, personifizierte Principien der geistigen Güter wie des natürlichen Gedeihens. Dazu kam die Vorstellung der Fravashis oder Ferners. Sie sind die reinen göttlichen Gedanken der Einzelseelen, damit sowohl die lebenspendende schöpferische Kraft, als das Ideal, das Abbild der Seele im Geiste Gottes; der Fravashi ist der Genius als die

reine Energie des Geistes und zugleich als das Vorbild das durch die That des Lebens verwirklicht werden soll. Der Gedanke ist tiefsinnig und wahr: der Seele ist ein Ideal eingeboren, das sie durch eigene Kraft im Leben gestalten soll, indem sie ihre Natur, ihr inneres Wesen zu ihrer That macht; es ist die Seele wie sie im Licht der Ewigkeit vor dem Gesichte Gottes steht, die Seele wie sie in der Vollendung sein wird; um der Freiheit willen ist sie nicht fertig geschaffen, sondern es soll, wie Jakob Böhme sagt, der Mensch seiner selbst Macher sein. Auch an Kant's Lehre von dem intelligibeln Charakter, der allen empirischen Erscheinungen des Menschen zum ewigen Grunde dient, kann die Anschauung des Ferners erinnern.

Daneben blieb ein alt-arischer Gott in der Erinnerung und empfang seinen Cultus. Wir sahen wie der unendliche lichte Himmel als der ursprüngliche Träger der Gottesidee in den Vedas bereits zu zwei befreundeten Wesen gesondert ist, zu Varuna, dem Allumfasser, und zu Mitra, dem freundlichen Licht; den Nachfolgern Zarathustra's wird Mithras als das geschaffene Licht und der in demselben waltende Geist der Sohn Ahuramazda's. Die ihm gewidmeten Gebete und Hymnen rufen ihn an als den wahrredenden, weisen, tausendehrigen, zehntausendäugigen, wohlgebildeten, hohen, auf breiter Warte stehenden, starken, schlaflosen, wachsamem; golden-gestaltig geht er der Sonne voraus und verbreitet sich zuerst über die Gipfel der Berge. Windischmann hat die ihn betreffenden Opfergebete (Mithr Yasht) übersetzt und erläutert. Danach erscheint Mithra ursprünglich als das alldurchdringende, allbelebende Licht, wird aber bald auch mit der Sonne in eins gesetzt. Das Licht, das alles sichtbar macht, heißt selber das allsehende, so wird Mithra zur Personifikation der göttlichen Allgegenwart, Allwissenheit; er ist der Wachsame, der Zeuge aller Gedanken und Handlungen; er ist der Kleine, der Wahrhafte, damit der Hort des Gesetzes, der Treue, des Verkehrs unter den Menschen; wer ihn verletzt der geht zu Grunde. Ein Krieger mit goldenem Helm und silbernem Panzer fährt er einher und schlägt die Schlachten des Lichts gegen die Finsterniß, leitet den Kampf der guten Geister und guten Menschen gegen die bösen Dämonen und ihren Einfluß in der Natur wie in der sittlichen Welt. Aber als ein geschaffenes Wesen arbeitet auch er sich zur Vollendung empor, und führt seine Verehrer mit sich, hinan zur Unsterblichkeit. Die Seelen der Gerechten steigen durch die sichtbare Lichtreligion, Mithra's Geb

zu Ahuramasda's Himmel, dem ewigen Urlicht; so wird Mithra den Todtenrichtern gesellt, so wird er der große Vermittler. Das geschaffene Licht ist nicht bloß das Mittlere zwischen dem reinen Geist oder seinem Urlicht und der dunkeln Körperwelt, sondern Mithra als der Genius der Wahrhaftigkeit, Treue, Gerechtigkeit vermittelt auch den geordneten Verkehr der Menschen untereinander, und führt die Seelen, die mit ihm gehen, zu Ahuramasda empor.

Das Glaubensbekenntniß der Lichtreligion lautet im Zendavesta: Ich höre auf ein Devaverehrer zu sein, und bete zu Ahuramasda, dem Feind der Devas. Ich preise die unsterblichen Lichtgeister, und alles Gute schreibe ich Ahuramasda zu, der da gut, wahr und leuchtend ist, der Schöpfer alles Guten. Ich entfage den schlechten, falschen, unwahren Devas, und verlasse sie mit Gedanken, Worten und Werken. Auf der Seite wo Ahuramasda steht, wo Zarathustra, Kava, Vistasp, Frashostra und Jamaspa standen, wo die Frommen und Wahrhaftigen stehen, da stehe auch ich. Ich preise den guten Gedanken, das gute Wort, die gute That.

An die ältesten Stücke des Zendavesta, die Gathas, schließen die Yasnas sich an, in welchen die Lichtgeister gepriesen werden, und die mythologische Phantasie wieder mächtig wird. Im Vendidad werden die religiösen Gebräuche und die Strafen und Bußen zusammengestellt. In den Yashts treten die Genien bereits neben Ahuramasda, es wird aber auch Gantama, d. h. Buddha darin erwähnt, und somit werden wir wenigstens in die Zeit der Perserkönige nach Syros herabgeführt; es ergibt sich daraus ein ganzes Jahrtausend für die Bildung der heiligen Schriften der Parsen. Avesta bedeutet Wissen, Offenbarung, und ist mit Veda stammverwandt; Zend heißt Uebersetzung, Auslegung und dann die sogenannte Pelsisprache.

### Die Heldenfage.

Als Zarathustra die Idee des einen Lichtgottes und seines Kampfes mit der Finsterniß reformatorisch fortbildete und auf das sittliche Gebiet, auf den Gegensatz des Guten und Bösen hinüberleitete, als in Ahuramasda der eine wahre Gott verehrt wurde, da stiegen die alten Naturmythen, die wir als Erb-  
 at auch der Iranier kennen gelernt haben, vom Himmel auf die



Erde; nach Menschenart gestaltet wie die Wesen und Vorfälle oder Ereignisse waren, verschmolzen sie mit Persönlichkeiten und Begebenheiten der Geschichte, die ihnen ähnlich erschienen, oder bildeten auch die Vorhalle der Heldensage, der epischen Ueberlieferung, die sich überall dadurch kennzeichnet daß Göttermythe und Menschenleben, Natur und Geschichte in dichterischer Auffassung sich verbinden. Die Erstgeburt des himmlischen Lichts, die Sonne die in ihrem Untergange zugleich die Pfade des Todes eröffnet, war den Indern zum Erstling der Menschheit, zu Zama, geworden, der dann auch als der erste der Gestorbenen die dahingeshiedenen Seligen beherrschte; dies Reich der Seligen stellten aber die Iranier als ein irdisches Paradies an den Beginn des Etenlebens, und Zama ist der Fürst eines goldenen Zeitalters. So schildern ihn die Religionsbücher. In der Heldensage heißt es daß zuerst Kaxumors König auf Erden war; der wohnte in den Bergen und kletterte sich und sein Volk in Thierfelle. Sein Enkel Siamesel entdeckte die Kunst Feuer aus dem Stein zu locken; er errichtete den ersten Feueraltar und lernte das Erz schmieden. Dessen Enkel wieder ist Dschem oder Dschemschid, der Zima der alten Saze, der 700 Jahre lang herrlich und glücklich über die Erde gebietet. Er führte prächtige Banten auf und theilte die Menschen in die Stände der Priester, Krieger, Ackerbauer und Gewerbetreibenden. So ist sein Reich nicht mehr der Friede des Naturzustandes, sondern die bürgerliche Ordnung und ihr Segen. Aber das Glück weckt den Uebermuth, und er verlangt von den Völkern göttliche Verehrung für sein Wissen. Da wird dem Wesen Macht auf Erden.

Zu Sohal, einem Fürsten der Wüste war der böse Geist getreten ihn zu versuchen; sie schlossen einen Bund zusammen, Sohal ermordete seinen Vater und setzte sich die Krone aufs Haupt. Bist du zufrieden, sprach der böse Geist, so laß mich einen Fuß auf deine Schultern drücken. Er that's und verschwand, aber an den Stellen, die er geküßt, wuchsen zwei schwarze Schlangen hervor, und sprossen immer wieder auf, wie man sie auch abschneiden mochte. Der böse Geist aber in Gestalt eines Arztes rieth sie mit Menschenhirn zu füttern, dann würden sie den Kralz nicht quälen. An diesen Sohal nun wenden sich die Iranier, misvergnügt über den gefallenen Dschemschid: dieser entsieht vor jenem, wird aber gefangen und mitten auseinandergerißt. Sein Enkel Jeredun wird sein Rächer. Erzogen auf dem Berge Mitras

erhebt sich der Jüngling gegen den Tyrannen. Ein Schmied, dessen Söhne den Schlangen geopfert worden, hat schon die Empörung begonnen und sein Schurzfell an einer Ranze befestigt; das ward das Wahrzeichen des Befreiungskampfes und sein Banner. Feridun schlägt den Schak und schmiedet ihn in einer Vergeshöhle fest; dann herrscht er mit Weisheit und Gerechtigkeit. Aus dem lichten Gewittergott, der die finstere Wessenschlange besiegt, ist der Held geworden, der den Tyrannen bezwingt.

Feridun's Söhne sind Stammväter der Völker, Selm, Tur und Treusch. Er vertheilt ihnen das Reich. Reiderfult tödtet die beiden ersten den edeln Bruder, den Fürsten der Iranier; später beginnt dessen Enkel Minubscher den Rachekampf und damit hebt der Krieg zwischen Iran und Turan an, der sich nun durch die Geschichte hinzieht; der Kampf des Lichts und der Finsterniß ist zum Krieg der Iranier und Turanier, der ackerbautreibenden culturbegründenden reinen Diener des Lichts und der wilden untrennen Wüstenstämme geworden. Der große stilkliche Gegensatz, sein Ernst, seine Tiefe bildet den Angel- und Mittelpunkt der historischen Sage. Wir treten mit Minubscher auf den Boden der alibatrifchen Geschichte. Die Herrscher die das Reich gründeten und ausbreiteten, Kava Kavab, Us, Huvvara, Aurvataepa, Vistaspa sind auch durch die Religionsbücher beglaubigt; unter dem lehtern lehrte und wirkte Zarathustra. Um den Stamm der Personen und Ereignisse aber schlingt die Volksephantasie ihr taustiges blühendes Gewinde der Dichtung. Die Thatfachen werden in der mündlichen Ueberlieferung abgeschliffen, das Bedeutsame wird verstärkt, das Auseinanderliegende verknüpft, Motive, innere Zusammenhänge erfunden; nur das Große, Echle, das der Geist des Volks ausgesprochen, zieht ihn auch fortwährend an, und was der Idee nicht gemäß ist wird ausgelassen und dieselbe dafür in andern freien Zügen ausgeprägt. So wird im Munde der Sängcr der ideale Gehalt der Wirklichkeit künstlerisch hervorgebildet. Der Sinn der Iranier ist klarer heller nüchternor als der irännerische grübelnde Geist der Indier; unter dem reinen Himmel von Iran erscheinen die Umrisse der Dinge schärfer, und alles bleibt maßvoller. Die iranische Sage ward nicht gleich der indischen von einer spätern Phantastik überwuchert, von einer veränderten Lebensansicht nach neuen religiösen Lehren umgestaltet, sondern sie erhielt sich gleich dem heiligen Feuer auf den Altären und mit seinem Dienste durch die Jahrhunderte hindurch, sie ward von dem ritter-

lichen Geist der Sassanidenzeit gepflegt und erweitert, mit neuen Motiven und Sitten ausgestattet, bis sie endlich in Zirdusi ihren Homer fand, 1000 Jahre n. Chr., ein Beispiel von der Zähigkeit der Ueberlieferung, ein Beweis für die echt menschliche Trefflichkeit des Gehalts, die Gebiegenheit der Form. „Den Vekunnen des Zenercultus wurden die Thaten der alten Könige und Helden von Iran durch die zahlreichen Hinweisungen und Beziehungen ihrer heiligen Bücher auf dieselben stets in der Erinnerung erhalten; an den Namen, die sie in ihren Gebeten täglich auszusprechen hatten, entzündete sich ihre Phantasie um die schon an sie geknüpften Traditionen zu bereichern und zu ergänzen, und so reifte an den Strahlen des heiligen Lichtes, die das Auliy der Vekunden beschieneu, die Samenblume des iranischen Epos.“ (Schad.) Wir werden den das Ganze abschließenden Genius später betrachten, die altursprüngliche Grundlage von Zirdusi's Werk gehört hierher; die ritterlich romantischen Züge gab ihr die Sassanidenzeit.

Ormuzd, der reine Lichtgott, ist der Träger der sittlichen Weltordnung, die sich in der Verknüpfung von Schuld und Strafe wie in der Förderung des Guten durch die Sagen zieht und sie innerlich zusammenhält; Ahriman greift selbst als der Versüher in die Ereignisse ein, mehr noch aber erscheint sein Reich, erscheinen die Devs, die in verschiedenen, mitunter thierischen Gestalten die Helden verlocken und schädigen oder von denselben überwunden werden. Zwei wunderbare Kleinode schimmern in zauberhaftem Glanz, der Becher des Dschemschid, und Kai Kossru's Weltenspiegel, die alle Geheimnisse der Welt enthalten, in denen alles Verborgene erspäht werden kann, Symbole göttlicher Allwissenheit. Der Götterberg Alburs ist die Stätte der reinen Geister. Dort wohnt auch der weise redebegabte Wundervogel Simurg, der Freund der Helden. Die Helden tragen Löwen oder Partherfelle um die Schultern, ihre Hauptwaffe neben Pfeil, Bogen und Schwert ist die Keule mit dem stierkopfsähnlichen Knopf und der Faugstrid. Im Kampf walten edle ritterliche Sitte; den Sieg erkämpft der reine Wille und der feste sittliche Muth. Wie der spanische Eld mit gleicher Tüchtigkeit als Jüngling, Mann und Greis unter verschiedenen Königen für Vaterland und Glauben streitet, so auch der iranische Mustem, der persönliche Mittelpunkt einer reichen Sagenwelt. Er ist der Stern des Heils, der den Iranlern aufgeht, als Tur's Enkel, der Turanier Afrastob, mächtig geworden ist und sein Banner auf Tschem

schid's Thron pflanzen will. Einem Helden Mundschér's, Sam, ward ein Kind von untadeliger Schönheit aber mit weißen Haaren geboren, Sal, wie zum Zeichen daß er mit der Weisheit und der Lebenserfahrung des Greises als der Nestor der iranischen Fürsten einer Reihe von Geschlechtern zur Seite stehen sollte. Sam ließ das Kind aussetzen, der Vogel Simurg trug es seinen Jungen ins Nest, aber sie thaten ihm kein Weid, und als Sam den herangewachsenen Sohn wiedergefunden, gibt ihm Simurg eine ihrer Federn; die solle er ins Feuer werfen wenn ihm Hülfe noth sei, dann werde sie, der Wundervogel, ihm zu Hülfe kommen. Rudabe, die reizende Jungfrau, löst ihre Haarflechten auf der Zinne des Daches, daß sie niederwallen zum Fuß des Palastes, und Sal an ihnen zu ihr emporsteigt. Als Sal im Räthselsrathen wie im Kampfspiel die Weisen und die Helden besiegt, willigt der König in den Liebesbund. Nach vier Monden schon ist das Kind unter Rudabe's Herzen so übermächtig, daß Sal es mit einem Dolch aus ihrem Leibe schneiden muß. Das ist dem Rustem. Riesenstark, ehernen Leibes heißt er der Männertwerfer, der Löwentöchter, der Besieger der Drachen und der bösen Geister; zwei Meilen weit wird sein Ruf gehört, Wälder entwurzelt er um sie als Keule zu tragen; beim Becher wie in der Schlacht thut es ihm keiner zuvor; aber auch sein Sinn ist klug und sein Herz edel.

Wie Rustem herangewachsen ist weiß er sogleich das Kriegsglück zu Gunsten der Iranier zu wenden; am Gürtel faßt er den Afrasiab in der Schlacht um ihn zu Kai Kobad zu tragen, und nur das Zerreißen des Gürtels rettet dem feindlichen König das Leben, aber wiederholt geschlagen muß derselbe Frieden halten. Auf Kai Kobad folgt Kai Raxus, in dessen Seele Abryman vermessenen Dünkel flößt, sodaß er durch verwegene Züge Gott versucht und endlich gen Himmel fahren will. Von vier Albern läßt er seinen Thron emportragen, wird aber aus der Höhe herabgeschmettert. Der König lernt Weisheit im Weide. Da wendet sich der Böse gegen Rustem selbst. Dieser hat in der Fremde einen Sohn erzeugt, der sich aufmacht den herrlichen Vater zu suchen, aber unbekannt mit ihm in Streit geräth; stets wird das so nahe Erkennen verhindert, bis Sorab von Rustem's Hand gefallen ist, und die Aeltern nun von namenlosem Schmerz ergriffen werden.

Kai Raxus Sohn Sijawusch ist die Siegesfriedesgestalt der



iranischen Sage. Mein und schön wie der Lichtstrahl des Himmels geht er aus den Rängen siegreich hervor, die ihm eine böse Stiefmutter spinnt; seine Reinheit belundet ein Ritt durch die Flammen. Alle Herzen schlagen ihm entgegen, er trägt den Frieden in sich und bringt ihn mit sich wo er hinkommt. Den Frieden, welchen er den Turaniern gewährt, will sein Vater nicht gutheissen; um das gegebene Wort zu halten und die Treue nicht zu brechen verläßt der Jüngling lieber das Vaterland. Die Turanier nehmen ihn freundlich auf, er erhält des Königs Tochter zur Gemahlin. Aber der Sohn des Lichts soll seinen Bund eingehen mit den Mächten der Finsterniß, denn sie lauern ihn zu verderben, und die kleine Schuld bringt großes Weh. Auch Sijamusch wird von den nordischen Verwandten heimlich ermordet. Aber wie auf Siegfried's Tod nun der Nibelungen Mythos und Untergang und wie auf Achilleus' Tod der Brand Trojas, so folgt auch hier ein furchtbarer Nachkrieg. Siegreich bestiegt der Sijamusch Sohn Kai Koberu den Thron von Iran. Er war in der Verborgenheit der Hirten erzogen und hatte der Kämpfe noch viele zu bestehen, die gewöhnlich Mustem zu glücklichem Ende führt. Diesen trägt einmal ein Dämon in Gestalt eines Walfisches hoch in die Luft und laßt ihn dann ins Meer fallen; aber der unerschrockene Held kämpft mit der schwertbewaffneten Meeten gegen das Ungethüm, während er mit der Finken schwimmt aus Rand rudert. Auch in die Sage von Bischen und Menische wird er verflochten. Der jugendliche Bischen hat landverwüstende wilde Eber gesagt, sein Begleiter Gurgin, der an der gefährlichen Jagd keinen Theil genommen, scheut nun mit Unehren heimzukommen und wird zum Verräther. Er weist Bischen auf das Frühlingsfest hin, das die turanische Königs-Tochter Menische in einem nahen Hain feiere; die holde Menische erblickt den prächtigen Jüngling, beide entbrennen in Liebe; drei Tage lang freut er sich mit ihr, dann sinkt er wein- und liebeberauscht in einen tiefen Schlaf, während dessen Menische ihn mit sich nach Hause nimmt. Dort, das Fensterbeil vor Augen, genießen sie der heimlichen Minne. Aber die Sache wird entdeckt, Bischen gefangen, gefesselt, in einer Höhle an den Felsen geschmiedet und ein Stein vor den Eingang gewälzt. Da gräbt Menische mit ihren Händen ein Loch in den Rand der Höhle, durch das sie mit dem Geliebten reden und ihm das Brot reichen kann, welches sie täglich für ihn erbettelt. Gurgin indessen lügt in Iran daß ein Dämo-



nisches Roß seinen Genossen entführt habe; aber in Dschemschid's Weltenbecher erblickt der König den Gefesselten. Rustem wird herüberufen und erklärt daß hier nur Rust helfen werde. Er verkleidet sich und seine tapfersten Mannen als Kaufleute und fährt nach der tyrantischen Königsburg, wo sie ein Zelt aufschlagen, ihre Schätze ausbreiten. Menische kommt um die Fremden zu bitten daß sie Kunde von Bischen's Los nach Iran bringen sollen, aber Rustem will sich auf nichts einlassen, gibt ihr indeß für den angeschmiebelten Freund ein gebratenes Huhn, in das er seinen Ring legt. Rust erlacht Bischen als er die Gabe und dies Zeichen empfängt, und sendet die Geliebte wieder mit der Frage an Rustem, ob sein Roß Mensch heiße. Da misstraut der Held nicht länger und heizt sie nachts ein Feuer anzulünden, das ihn zur Höhle leite. Den Stein, den viele seiner Mannen zusammen nicht lästern können, schleudert er allein hinweg, befreit den Jüngling, den er vorher versprechen läßt dem Verräther zu verzeihen, und kehrt mit Bischen und Menische heim, nachdem sie dem Afrasiab höhrend noch einen Einfall in sein Schloß gemacht und reichlich Hochzeitgut für die Braut geraubt haben.

Kai Rostu hat Turan bezwungen und lebt in Ruhm und Frieden. Da erbangt sein Herz vor der Gefahr des Glücks, daß es ihn übermüthig und böse werden lasse wie den Dschemschid, und er betet zum Gott des Lichts daß er ihn heimrufe in die ewigen Hallen. Er vertheilt seine Schätze, ernennet den Kobraep zum Nachfolger, und zieht, von wenigen Getreuen begleitet, ins Gebirge. Dort verschwindet er bei Sonnenaufgang im Brausen des Sturms, und seine Begleiter werden von einem Schnee gestöber begraben, sodaß niemand weiß wo der König hingelommen. Die Sage erinnert an die Vergentrückung unserer deutschen Kaiser Karl und Friedrich Rothbart, aber auch an Oedipus und Elias. — Kobraep tritt bald seinem Sohne Gustasp (Vistasp) den Thron ab. Unter diesem verkündet Zarathustra (Zerduscht) die gereinigte Vichtreligion. Afrasiab's Enkel Ardtschasp von Turan feindet die neue Lehre an, Gustasp stellt seinen Sohn Jofendiar jenem an der Spitze des Heeres gegenüber. Jofendiar wird von dem Propheten gegen alle Gefahren gesiegt und am ganzen Leib durch Zauber gehärtet; nur in den Augen ist er verwundbar, aber auch nur mit dem Zweig einer elzigen Ulme; und wer ihn tödtet dem soll kein Glück mehr auf Erden blühen und ihm selber alsbald der Tod verhängt sein. Der siegreiche Jofendiar wird

beim Vater verkleumdet er strebe nach der Krone, und gefangen gesetzt. Jetzt dringen die Turanier wieder vor, der König nicht geschlagen, nur der befreite Sohn kann ihn retten. Aber immer noch argwöhnt der Vater und sendet den Sohn auf Abenteuer aus; er muß mit Drachen und Löwen, mit Zauberweibern und Wölfen streiten, durch reißende Ströme sich den Weg bahnen, bis er aus einem verzauberten Schloß die gefangenen Fürstinnen befreit. Wir meinen uns in die Arins- und Gralsage versetzt, während der Gott Valtur und Siegfried in Isfendiar ein Wesenbild finden.

Gustasp hat in der Freude des Sieges dem Sohn die Krone versprochen, bereut aber seine Zusage, und sendet den Mahrenden mit dem Auftrag nach einem von Rustem ererbten Grenzlande, wo dieser unabhängig schaltet; der greise Held versäume seine Lehnspflicht, darum soll Isfendiar ihn gebunden nach Iran bringen. Mit düsterer Ahnung erkennt Isfendiar die Absicht des Vaters, und sendet seinen Sohn Bahman mit der Botschaft an Rustem. Noch niemand, versetzt dieser, hat mich in Bande gelegt, und es soll's auch niemand. Aber laß deinen Vater mit seinem Heer kommen, wir wollen zusammen trinken und jauchzen, ich will euch meine Waffenkunst lehren, ich will meine Schätze aufschließen und euch zum König begleiten, daß er verlobt werde. Isfendiar läßt antworten daß er den Befehl des Vaters befehlen müsse, daß er's mit schwerem Herzen thun werde, daß er, sobald er die Krone erlangt, den Rustem mit allen Ehren entlassen werde. Die beiden Helden kommen zusammen, sie erzählen einander beim Becher ihre Thaten. Dann aber schreiten sie zum Zweikampf mit Lanzen, Schwertern, Keulen, mit Pfeil und Bogen. Rustem, von Pfeilen starrend, flüchtet des Nachts auf einen Berg, wo ihm der Wundervogel Simurg das Blut aus den Wunden saugt und ihn vom Kampf absteigen heißt, weil sterben müsse werden Isfendiar verlege. Mäh mein Leib dem Tode anheinfallen, wenn nur der Ruf meiner Mannheit besteht, wenn nur mein Name bleibt, erwidert der greise Held. Nun entföhrt ihn Simurg ans Meer zu dem verhängnißvollen Umbaum, und Rustem bricht den Zweig zum Pfeil. Am folgenden Tage versucht er vergebens den Isfendiar zum Aufgeben des Kampfes zu bewegen, dann schießt er ihm den Pfeil ins Auge. Der Sterbende reicht ihm die Hand und bittet ihn daß er sich des jungen Bahman annehme; weinend um den Gefallenen verheißt es Rustem.

Bei dem Rüstern von Kabul, der Rüstern zindpflichtig geworden, lebt dessen böser Bruder Scheghad. Beide machen einen Anschlag gegen den Unbesiegbaren; sie graben Gruben im Walde, stecken aufgerichtete Lanzen und Schwerter hinein und bedecken sie oben mit Reisig; sie laden Rüstern zur Jagd, und wie er den Wald durchsücht und das ahnungsvolle Rieß an der aufgelockerten Erde zurückschneit, da treibt er es voran, und es springt auf die Reiser, bricht mit dem Reiter hinab und stürzt mit ihm in die Lanzen und Schwerter. Doch vermag noch Rüstern einen Nachschuß auf den hinterlistigen Mörder zu entsenden.

Felsen mit Bildwerken, Brücken, Dämme tragen in Iran Rüstern's Namen bis auf den heutigen Tag, ähnlich wie in Europa die Rolandsteine verbreitet sind. Wir schreiben auf sein Denkmal die Verse Homer's:

Dies ist Weiterbeschuß, und bestimmt ward sterblichen Menschen  
Unterzugeben, daß auch ein Gesang sei spätern Geschlechtern.

### Westiran. Bildende Kunst.

Das Land der Perser und Meder stand unter assyrischer Oberherrschaft. Zarathustra's Reformation konnte in Westiran um so leichter Eingang finden als die Grundlagen des arischen Glaubens in ihr erhalten waren. Medien hatte jedoch eine tyrannische Urvölkerung mit ihrem Geisterglauben und ihrer Magie wie wir sie bei den stammverwandten Akkadern kennen gelernt, und die Magier brachten als Priester ihre Ueberlieferungen herein, suchten Altes und Neues dogmatisch festzustellen und legten auf das Ceremonielle und Aeußerliche jenes Gewicht und verhängten gegen die Uebertretung der Sagungen und Bräuche jene harten Strafen, jene Schläge mit den Stachelstöcken, von denen die heiligen Bücher in Abschnitten aus jüngerer Zeit und nicht im Einklang mit dem Ursprünglichen der Aichtreligion des guten Geistes so viel reden, und die dem freien arischen Sinn ebenso widersprechen als sie einem Priesterregiment unter der Oberherrschaft eines fremdländischen Despotismus gemäß erscheinen. Die Macht der Magier ward wie es scheint von Assyrien begünstigt, von Ahura gebrochen. Wie die Natur des Landes es mit sich brachte, lebte der Stäter neben dem Ackerbauer oder dem Hüten; die alten

Geschlechtsverbände und Stammeshäupter blieben bestehen. Dem solchen Fürsten, Dejoles, gelang zur Zeit als Sanherib's Herr in Judäa zu Grunde gieng, die Erhebung Mediens gegen Assyrien und der rasche Aufbau eines Staats; die Räbersprüche des Dejoles wurden gleich denen Salomo's im Morgenlande sprichwörtlich. Elbatana ward zur befestigten Hauptstadt gemacht; auf der Höhe des Berges lag die Burg und das Schatzhaus, und sieben concentrische Mauerringe schirmten dieselben in der Art daß zwischen solchen die Wäzger angesiedelt waren, die Mauern aber, den Berg hinansteigend, mit ihren Brüstungen eine über die andere hervorragten. Die Rinnen der äußersten Mauer waren weiß, die zweiten schwarz, die dritten purpurn, die vierten blau, die fünften hellroth, das alles durch glasierte Ziegel ausgeführt, während die sechsten mit silberner, die siebenten mit goldener Bekleidung glänzten. So umgab ein siebenfach farbiger Gurt den Sitz der Herrschaft. Doch stammten die edeln Metalle wahrscheinlich erst später aus der assyrischen Beute. Die Anlage der Mauern und der Stadt um den Berg erscheint in ähnlicher Art auf ninivitischer Bildwerken, und wenn nach Pelybios der Palast aus Cedern- und Cypressenholz erbaut, die Wälle, die Wände im Innern aber mit Gold- und Silberblech belegt waren, so sehen wir auch da den semitischen Geschmack, den wir am Tempel Salomo's kennen lernten.

Dejoles' Nachfolger Phraortes (655—633) errang den Megar die Oberhoheit über die Stämme der Baktrer und Perser, die mit jenen das assyrische Joch abgeschüttelt. Im Bunde mit dem Statthalter Babylons Nabopolassar stürzte Kyaxares das vom Andrang der Scythen erschütterte Assyrien und eroberte Ninive (605). Aber schon sein Nachfolger Astyages verweichlichte in tyrannischer Ueppigkeit. Da erhob sich die noch ungebrochene gesunde Ueberkraft der Perser. Das Geschlecht der Achämeniden stand fort lange an ihrer Spitze. Auch die Meder überließen ihm die Verrücktheit des Volks, nahmen aber Geiseln aus seiner Mitte zur Sicherung. So kam Kyros (Kuru) der Sohn des Perserfürsten Kambyses an den Hof des Astyages, und erregte von da aus den Aufstand seines Stammlandes, trat dann an dessen Spitze und führte die Seinen zum Siege (550).

Wenn auch Xenophon nicht erwähnte daß die Heldenlieder der Perser von Kyros sängen, Herodot auch nicht angäbe daß er seine Erzählung aus verschiedenen Ueberlieferungen auswählte, das (S-

präge seiner Darstellung einerseits und die Mannichfaltigkeit der uns erhaltenen Nachrichten andererseits würden uns Zeugniß sein wie die historische Sage, wie die epische Dichtung sich des großen Mannes sofort bemächtigt hat; schade daß diese westiranische Volkspoesie nicht zu Hindust hinübergedrungen ist. Als Astyages einst den Myros, sei es nach Persien, sei es mit einem Heer gegen die Skadusier, entsandt, da erhebt sich ein Sänger beim Königemahl und beginnt: „Der Löwe hat den Eber auf die Weide entlassen; dort wird er stark und feist werden, am Ende wird der Schwächere den Stärkern besiegen.“ Vergebens suchte Astyages den Myros zurückzuholen, der Kampf begann, die Perser wurden mehrfach geschlagen und zurückgetrieben, schon stoben sie den Berg hinan wo ihre Weiber und Kinder waren, da riefen die Mütter ihnen zu: wollt ihr in unsern Schoß zurückflüchten? Nun gewannen sie den Sieg. Eine andere Sage läßt den Myros aus niederstem Stande zur höchsten Würde gelangen; den Sohn des Statthalters von Persien macht sie zu einem Hirtensknaben, der als Auslehrlinge in den Palast des Königs von Medien kommt, um seiner Schönheit und Ansehnlichkeit willen bald der Mundschent des Astyages wird, und nun die Erhebung seiner Aeltern zum Unterkönigthum in Persien veranlaßt. Ahuramazda hat das Kind früh in seine Obhut genommen; Hunde, seine heiligen Thiere, haben es gesäugt. Danach ließ dann eine andere Fassung einen Hirten das ausgelegte Kind finden, dem eine Hündin die Brust reichte, während sie ihm die Wölfe abwehrte. Es waren die Meder die den neuen Oberkönig aus persischem Stamm sich dennoch aneignen wollten, wie dies im Orient öfters ähnlich geschieht. Da träumt Astyages daß aus dem Schoß seiner Tochter ein Baum entsproßt der ganz Asien überschattet; die Magier deuten dies auf einen Sohn desselben, der die Oberherrschaft gewinnen und an Astyages Statt gebieten werde. Das zu verhüten vermählt er die Tochter einem Perser, einem der Unterworfenen, und als ein Sohn geboren wird, soll Parysagos den tödten; aber er gibt ihn einem Hirten zum Aussehen, und der Hirt sieht wie eine Hündin das Kind nährt und nimmt dasselbe nun in sein Haus. Der Knabe zeichnet sich unter den Genossen aus, wird ihr König im Spiel, hält strenges Gericht über einen vornehmen Jungen, wird darüber beim wirklichen König verklagt, aber als Enkel desselben erlauft. Wie ähnlich lautet doch die Kommosage! Welch ungeeignetes Mittel die Vermählung der Tochter an einen Perser war, wenn der Mederkönig



verhüten wollte daß ihr Sohn Arien beherrsche, das fiel nach und nicht auf, als wir in der Schulzeit die Geschichte hörten; die Idee, daß wer sein Schicksal wenden wolle es gerade sich selbst bringe, überwiegt die etwas unverständige Darstellung, deren Zweck eben darin bestand den Myros zum Erben des Ahyagos zu machen. Vor dem Kampf um die Oberherrschaft soll dann Myros die Peria den einen Tag angetrieben haben ein Dornenfeld auszureuten, am zweiten aber sie glänzend bewirthet und aufgerufen haben ihm zu folgen, dann würden sie statt der gestrigen Knechtsarbeit immerdar den heutigen Lebensgenuß finden. — Hält man den dunkeln Nachthimmel als den Vater der Sonne oder des Tages, so kann man auch sagen daß der Sohn seinen Vater tödtet, überwindet, indem die Finsterniß vor dem Lichte vergeht. Da sehen dann in der griechischen, römischen, persischen Sage Aestern ihre Kinder aus um nicht von ihnen getödtet zu werden; aber die von einem Tiger gereizten Knaben wachsen kräftig heran, erscheinen voll Mann und Hoheit, und werden ohne ihren Willen doch die Mörder des Vaters oder Ainherrn. So tödtet Oedipus den Laies, Remulus den Amulius, Perseus den Akrifios, Myros den Ahyagos. Wir müßten in einigen von ihnen reinmythische Sonnenhelden erkennen, bei Myros sehen wir daß auf ihn wie in Deutschland auf Karl der Große eine Göttersage der Urzeit niederge schlagen ist.

Myros bezwang Babylon und Lybien; er setzte von Babylon aus den alten Kampf gegen die angrenzenden turanischen Stämme fort. Er entließ die Juden aus der Gefangenschaft, und ward dafür in deren prophetischen Büchern gefeiert; er galt ihnen mit Recht nicht für einen Götzendiener. Auch Aeschylos nennt ihn einen glückseligen Mann, dem die Göttheit nicht gezürnt, da er milde und wohlgesinnt geherrscht und allen den Frieden gegeben habe. Auch Platon sagt daß er den Beherrschten an der Aequität Theil gewährt, verständigen Rath gerne gehört habe und von seinem Volke geliebt worden sei. Xenophon macht ihn zum Träger des historischen Romans, in welchem er ein Musterbild der Aethien aufstellt und zeigt wie man Reiche erwerbe und behaupte. Man wundet daß auch sein Tod — er fiel im Kampf an der Nordostgrenze des Reichs — von der heimischen Sage dichterisch ausgeschmückt wurde. Da wagt er, der Iraner, um die Hand der turanischen Massagetenfürstin, der Tomyris, aber sie schlägt ihn aus, weil es nicht ihrer Person, sondern ihrem Reich gelte, das Myros haben wolle. Nun unternimmt er den Pöerzug. Auf dem-

selben entläßt er den Troß des Heeres, und zieht auch mit dem Kern desselben aus dem Lager zurück, das er mit gebratenem Fleisch und Wein angefüllt. Die eindringenden Massageten erfreuen sich des Mahls, werden aber von Wein und Schlaf betäubt überfallen, getödtet oder gefangen. Der Tomyris Sohn entleibte sich selbst, als man ihm die Fesseln abnahm, vor Scham weil er im Rausch überwältigt worden. Die Königin aber siegte im Nachkampf, und tauchte das abgeschlagene Haupt des Kyros in einen Schlauch mit Blut, damit er sich dessen ersättige.

Daß aber des Kyros Leichnam nicht in die Hände der Feinde gefallen, bezeugt sein Grab zu Pasargada. Dert, wo er die Nieder besetzt am Flusse Kur und dessen Sonne bedeutenden Namen angenommen, fand Alexander von Makedonien noch die Leiche umgeben von Waffen und Geräthen auf einem Ruheden mit goldenen Füßen in einem oben offenen goldenen Sarge. So will es ja die iranische Sitte, daß die Leiche nicht verbrannt oder bestattet und dadurch Feuer oder Erde verunreinigt, sondern daß sie offen aufgesetzt werde den Vögeln des Himmels, dem Vertrocknen und der Verwitterung. Und noch heute sieht in der trümmerreichen Ebene von Muzgab ein pyramidenförmig aufsteigender Unterbau von den heiligen sieben Stufen aus großen Marmorblöcken, die durch Eisenklammern fest verbunden werden. Die Linien der rechteckigen Grundfläche sind 35 und 39 Fuß groß; nach oben werden die Stufen immer niedriger, die unterste misst in der Höhe 5, die oberste kaum 2 Fuß, die Höhe des Unterbaues beträgt 16 Fuß. Auf der Plattform steht ein kleines steinernes Giebelhaus von 16 und 19 Fuß in den Linien der Grundfläche. So gering die Maße, die Form der Stufenpyramide mit dem Heiligtum auf der Höhe erinnert an den Thurm des Belus, der ja auch sein Grab heißt. In das Häuschen oben leitet eine offene Thür; im Innern stand der Sarg, Griechen erwähnen die Inschrift: „O Mensch, ich bin Kyros, der den Persern die Herrschaft erwarb und Asien regierte: nie gönne mir mein Grabmal nicht.“ Kessengräber mit Giebelhäusern finden wir in Phrygien und Lykien; die einfachen schlechten Formen weisen auf die Verhüllung der Hellenen und Kleinasien hin; Fuß- und Krümmungsgeßnis des Giebelhäuschens haben ein griechisches Gepräge, besonders im Profil der Welle welche die Hängplatte trägt; das halten wir mit Kugler fest, und finden ebenso in der Basis derliger Säulentrümmer einen Anlaß an ionische Formenbildung in alterthümlicher Weise: es ist der auch

in Samos präntere schwarze Vögel mit wagredten Fibern. Ganz nach Kreta mit dem Vordruck auch griechische Städte dargestellt, und lag es nahe daß man Kunstverständige Künstler von dort nach der Hauptstadt übersiedelte. Damit war der Zusammenhang der assyrischen Künsten mit den ionischen nicht gелеugnet. Das Grabdenkmal lag in einem Garten, die Säulen die es umgaben schienen nur weniger zu einem Gebäude gehört, als unverbunden nach assyrischer Sitte einen Kranz oder Kranz um den geweihten Ort gebildet zu haben.

Assyrischen Einfluß zeigt ganz deutlich das Relief, das auf einem Steinpfeiler erhalten ist, welcher einem nahe gelegenen Palast angehörte. Da steht ein Mann im Profil, nach rechts gewandt, mit erhabenen Händen, in faltentiefem aber unisämnem Gewand, mit vier großen Flügeln, die windmühlenartig sträg nach oben und nach unten gekrümmt mehr einen Hintergrund der Gestalt bilden als organisch aus ihr erwachsen. Die Behandlung des Gewandes und der Flügel ist ganz assyrisch, der seltsame Körperbau dagegen erinnert an Aegypten: von einer steifen Haube gehen nach rechts und links zwei Widerhörner aus, die in ihrer Mitte drei flaschenförmige mit Kugeln gekrönte Zierathen tragen. Die Inschrift besagt in drei Sprachen: Ich bin Kurnas der König ein Achämenide. Die Flügel bezeugen daß hier das Bild des Verklärten oder der Aernur dargestellt ist.

So zeigen diese ältesten Denkmäler wie die Perser, aus den einfachen Culturverhältnissen eines Bergvolks mit frischer Kraft an die Spitze der Asiaten tretend, die Heldenslieder fortzuschlagen ließen, und wenn Griechen uns nach persischer Uebersetzung die Sagen von Nimus, Semiramis und Zardanapal berichten, so sind solche durch den Mund metopersischer Sänger gesungen und von ihnen angestaltet. Noch ohne eigene Übung in bildender Kunst nahmen die Perser die Formen der benachbarten oder unterworfenen Völker auf, so weit sie ihnen zusagten oder ihren Zwecken angemessen erschienen, um den eigenen Empfindungen, Sitten und Gewohnheiten einen Ausdruck zu geben.

In religiöser Beziehung ist der Dienst Ahuramaada's durchaus herrschend; daneben wird in den Inschriften wol besonderer Schlanggötter, Stammesverstände, gedacht: Mithras und Yuga erscheinen personifizirt, besonders vor letzterer wird gewarnt, und Darius bezeichnet die abgefallenen Fürsten und Empörer vernachlässigt als Vögel, die Yuga habe die Länder abtrünnig gemacht. Die

Könige aber herrschen durch Ahuramazda's Gnade, und was sie vollbringen das geschieht unter seinem Beistand, durch seine Huld. Daß Ahuramazda den Darius oder Xerxes zum Könige gemacht, wird wiederholt in Persepolis durch Worte eingeleitet die ihn ausdrücklich als Schöpfer bezeichnen: „Der große Gott ist Ahuramazda, welcher die Erde schuf, welcher den Himmel schuf, welcher den Menschen schuf und die Ahnlichkeit für den Menschen.“ Sein Gebot heißt: „Denke nichts Uebles, verlasse nicht den rechten Weg, sündige nicht.“

Kyros Sohn Kambyses (Kambusiya) eroberte Aegypten. Nach seinem Tode hatten sich die von den Medern herübergekommenen Magier der Herrschaft bemächtigt, aber der Achämenide Darius (Darahabus) eroberte den im Zerfallen begriffenen Staatenloos von neuem und ordnete ihn mittels einer Verfassung, welche persische Unterkönige (Satrapen) an die Spitze der einzelnen Länder stellte, im Uebrigen aber die Eigenthümlichkeit der Völker schonte und die Tributpflichtigen ihre innern Angelegenheiten selbst verwalten ließ. In der Inschrift von Bisutum (Behistun) rühmt auch Darius von sich daß er die Heiligthümer wiederhergestellt; er habe ausgescharrt im Dienste Ahuramazda's, und dessen Hülfe sei ihm geworden. Zum Schutz des Reichs gegen die scythisch-turanischen Wanderhorden war er nach Europa gezogen und dann mit den Griechen in einen Kampf gekommen, der für ihn wie für seinen Sohn Xerxes unglücklich ausging. Wie in Medien, so trat in Persien durch Glanz und Reichthum nun Ueppigkeit und Schwelgerei am Hofe an die Stelle der ursprünglichen Thatkraft; die unterworfenen Völker mußten für die Sieger arbeiten, die den Luxus der von ihnen gestürzten Mächte annahmen, bis das in sich vermoderte Reich unter Alexander's Arm zusammenbrach und der griechische Geist, die griechische Bildung im Orient ein neues, die verschiedenen nationalen Culturelemente verschmelzendes Leben anregte.

Wie die Germanen durch Rom, so wurden Meder und Perser durch Assyrien zum Bewußtsein ihrer nationalen Zusammengehörigkeit, zur staatlichen Einigung gebracht. Das Königthum war staatsheilend und erschien wie in Spanien nach den Maurenkriegen im Glanz irdischer Macht und göttlicher Weihe; als Verehrer Gottes, als Herrscher dem das Volk huldigt, als Sieger über die Ungeheime der Finsterniß wird der König in Persepolis dargestellt. Der große Organisationsdarwin wird bei Aeschylus ein einziger

König genannt: „Veterrath“ hieß er den Persern, Veterrath war er. Die Völker behielten ihre heimischen Ordnungen unter persischen Statthaltern und Oberrichtern; an die Stelle der blutdürstigen Assyriens trat ein friedliches Zusammenleben. Wenn aber die leitenden Geschlechter, die nicht um ihre Erhaltung zu arbeiten brauchten, bald verweichlichten und erschafften und in abstumpfendem Sinnengenuß für den Sieg Alexander's reif wurden, so war das Verhängniß stürzliche Weltordnung, weil sie die gewonnene Muße nicht idealen Interessen, der Geistesbildung und der Wissenschaft widmeten, nicht der ursprünglichen Energie ein neues Feld eröffneten.

Von Darius und Xerxes sind Trümmer der Reichspaläste und die Königsgräber erhalten; sie geben uns in ihren Resten einen Begriff von der persischen Kunst. Sie zeigen daß hauptsächlich die babylonische Weise herübergenommen wurde, daß nicht minder aber auch ägyptische und griechische Einzelheiten eine Stelle fanden. Ueberwundene Völker wurden zum Theil an neue Wohnstätten verpflanzt, die Werkmeister der eroberten Länder wurden in den Dienst der Herrscher des Gesamtnistaats gezogen, was sie Eigenthümliches brachten ward den Aufgaben und Zwecken der Perser angepaßt oder mit verständiger Auswahl dafür verwendet, und so bildete sich in Persien eine Mischung und Durchdringung der Stilsformen die wir bei den umwohnenden Nationen finden. Es ist ein effektischer Abschluß der orientalischen Kunstentwicklung was uns hier entgegentritt.

Betrachten wir zunächst das Architektonische, so ist zwar die persische Königsstadt Elbatana so gut wie Susa für uns untergegangen, wenn wir auch hoffen dürfen daß künftige Nachgrabungen noch manches Bedeutsame zu Tage fördern. Aber während die Könige mit dem Sitz der Regierung wechselten und den Winter in Babylon, den Frühling in Susa, den Sommer im kühlen Elbatana residirten, so bestand doch der alte Stammsitz als ein Nationalheiligtum fort, wo die Könige gekrönt wurden, wo Darius die Nationalversammlung hielt und die Tribute empfing, und demgemäß gründete Darius und erweiterte Xerxes die herrliche Anlage eines Reichspalastes 10 Meilen nördlich von Pasargada auf einem Vorsprung des Gebirges, dessen Hintergrund in der steilen Felswand die Gräber der Herrscher enthalten sollte. Als Perserstadt, Persepolis, ward die Thron von den Hellenen bezeichnet; Thron des Dschemschid nannte sie das Volk, indem es das spätere



Wert mit den Sagen der Urzeit zusammenbrachte, so wie es in den Wrahsfacaden Kistenbilder sah. Die Vorliebe der Perser für terrassenförmige Gartenanlagen am heimischen Gebirge bot den Ausgangspunkt daß man einen Vorsprung wählte, der sich mit leichtgeschwungenem Bogen an die Felswand gegen Osten anlehnt und in einer Breite von etwa 1400 Fuß mehr als halb so weit in das Thal erstreckt. Die Höhe, gegen 50 Fuß, ward senkrecht abgeschnitten und mit viereckigen Marmorblöcken umbaut; der ebere Raum, nach Norden hin am niedrigsten, ward in der Art zur Plattform geëbnet daß sich nach der Mitte hin und südlich noch zwei Terrassen übereinander in einer Höhe von 8 und von 10 Fuß erhoben, welche den reichsten Banten Ramm boten, während noch mehrere Erhöhungen nach dem Berge hin minder umfassende architektonische Werke trugen.

Zur ersten großen Plattform gelangt man aus dem Thal auf einer kolossalen Doppeltreppe; so allmählich steigt sie an daß 10 Reiter nebeneinander hinaufreiten können; die breiten niedern Stufen sind aus Marmorblöcken gearbeitet. Zunächst gelangt man an ein Thor, von dem noch vier Pilaster mit kolossalen Thiergestalten stehen; zwischen den Pfeilern standen Säulen. Durch das Thor gelangt man nach Süden hin zu einer neuen Doppeltreppe, mittels dieser zur Hauptterrasse. Hier stand, wie die Inschriften bezeugen, das von Darius erbaute Versammlungshaus, eine lichte säulenumschlossene Halle. Ihren Kern bildet ein Quadrat; sechs Reihen von sechs Säulen trugen die Decke; daran lehnten sich eine Vor- und eine Seitenhalle, jede von zweimal sechs Säulen gebildet. Viele dieser Säulen stehen noch und danach wird im Volksmunde Persopolis auch Tschil minar, 40 Säulen, geheißen. Weiter südlich führten mehrere Doppeltreppen zur zweiten Hauptterrasse, auf der die Trümmer der Wohngebäude des Königs vorhanden sind. Mehr nach dem Berge hin liegen die Bruchstücke eines riesenhaften hundertfüßigen quadratischen Baues, in dessen Inneres acht Thüren hineingeleiteten, ein Fest und Audienzsaal des Darius, sowie die Reste kleinerer Anlagen auf einzelnen Erhöhungen des Bodens. Von den Hallen und Gebäuden die zur Wohnung des Königs dienten, oder ihr sich anschlossen, hat auch Xerxes einige errichtet; die Inschrift besagt daß was er und sein Vater gethan, durch Ahuramadda's Gnade vollbracht sei. Auch Artaxerxes Mnemon erbaute sich ein eigenes Wohnhaus.

Wenden wir uns nun auf das Besondere, so erinnern uns zunächst

die Thore an Assyrien und Aegypten, an Assyrien durch die an ihnen hervorragenden Thiergestalten, an Aegypten durch den dreifach eingestuftn Rahmen der Thür und das Kranzgefäss, da straff angezogene Hohllehle mit dem Schmuck aufrecht stehend und vorgebeugter Blätter sammt der darauf ruhenden Deckplatte. Solche Thür- und Fensterrahmen aus einem Stein sind erhalten und zeigen durch ihre Stärke die Dicke der Füllung, die nach babylonischer Art aus sonnentrocknen Ziegeln bestand und allmählich verwittert und weggeschwemmt ist. Die Säulen weisen uns nach Kleinastien. Das Gemeinsame ist ein hoher Schaft, dessen Edlantheit alle sonst üblichen Verhältnisse weit übertrifft; im Versammlungshause beträgt der untere Durchmesser 5, der obere etwas über 4 Fuß, die Höhe des aus nur drei oder vier Stücken zusammengesetzten Schaftes 44, die Gesamthöhe der Säule 64 Fuß; die Entfernung von einer Säule zur andern beträgt 26 Fuß. Die Basis hat manchmal einen Pfahl auf einer viereckigen Doppelplatte, meist aber ruht der Pfahl auf einem breiten umgestürzten Klische, der mit herabhängenden Mäthern geziert in schwungvollem Profil nach unten weiter anladet und von einer runden Platte getragen wird. Diese Basis hat einen eigenthümlichen Reiz, und es ist ein feines Stilgefühl in ihr nicht zu verkennen. Der Schaft ist nach ionischer Art geriefelt, es ziehen sich 48 oder 52 schmale Rurhen an ihm empor. Die Capitäle sind mannichfaltiger Art. Im Versammlungshause sind sie unverhältnismäßig hoch und bunt zusammengesetzt: ein knospenartiger Knopf ist von einer perlenge schmickten Gurt zusammengehalten, daraus quillt in elastischem Gegenschwung ein zweiter Theil mit überfallendem Blätterkranz hervor; darauf folgt nach einem Ring mit eisförmigen Zierathen ein viereckiger Aufsatz, in der Mitte nach aufwärts durch hervortretende Stäbe gegliedert, an den vier Seiten mit je vier Nischen verziert, die aber so angebracht sind daß am untern Ende des Aufsatzes zwei nach oben, am obern zwei nach unten gerichtet sind. Hier erkennt man deutlich wie die constructive und ästhetische Bedeutung dieses Gliedes ganz unbeachtet bleibt, dasselbe nur als äußerlicher Schmuck herübergenommen, zwecklos vervielfältigt und sinnlos auf den Kopf gestellt ist. Dieselbe Säulenform ist nun auch in Susa aufgefunden. Andere Säulen zeigen sogleich über dem Schaft ein consolenartiges Capital, zwei Vordertheile von Thieren, Pferden, Zebras, Eilern, Panthern oder Einhörnern, ragen mit Hals und Haupt rechts und links hervor, und auf der

Sattelniederung des gemeinsamen Rückens liegt nun ein Aufsatz, über dem und den Häuptern der Thiere der Architrav von Säule zu Säule geht. Vielleicht daß das ganze Verbindungsglied zwischen Säule und Gebälk auch noch auf jenen geschlitzten Capitälen über den aufsteigenden und umgestülzten Blätterfelsen angebracht war. Man hat eine Andeutung dieses consolenartigen Aufsatzes auf einem Relief in Darian gefunden, die Perser haben ihn aber mit Vorliebe behandelt, er entspricht ihrer ganzen Bauweise und wir sehen in ihm seine Leistung kraftvoll bildnerisch ausgesprochen, wenn auch phantastischer als der reinen Strenge der Architektur gemäß ist. Dürfen wir nach den Reliefs der Felsengräber einen Schluß auf das Dach machen, so war es flach, über dem ionischen dreifachen Architrav und bilbergeschmückten oder mit Metallblech überzogenen Fries. Die Decke war von Holz durch Palmen- und Cederbalken gebildet. Auf dem Dach ein säulengestragener Aufbau mit dem Feneraltar, vor dem der König sein Morgenopfer angesichts des Volkes brachte.

Suchen wir ein Gesamtbild von Persepolis zu gewinnen, so zeigt der schlanke Höhenbau am Vorsprung des Berges einen erfreulichen Gegensatz zu den indischen Höhlentempeln, der Ausdruck der Lebensbehaftung und klaren Selbstentfaltung macht sich geltend gegenüber der Vertiefung in eine dumpfe Innerlichkeit und der von der Last des Daseins gedrückten Weltflucht. Statt der wulstigen, bauchig überquellenden Formen sehen wir schlanke, leichtgeschwungene. Der heitere Terrassenbau zeigt in seiner Anlehnung an die Bergwand einen entwickelten Sinn für die Verbindung der Bauwerke mit einer schönen Natur. Demgemäß waren die Bauten selbst für eine freie malerische Wirkung vertheilt und zusammengeordnet. Denken wir uns die Marmorsäulen, in dem Versammlungshause herabhängende Teppiche als Raumverschluß, die farbschimmernden, metallgeschmückten Dächer zwischen grünliebigen Bäumen, umblüht von den Rosen von Schiras und andern präugenden Blumenarten, aus denen die Strahlen der Springquellen, für welche die Anlagen noch erhalten sind, brausend hervorprudelten, und wir werden einen freundlich lachenden Eindruck gewinnen, der an den phantastischen Zauber der Alhambra gemahnt, wenn immer wir auch hier wie dort die organische Entwicklung und die in sich geschlossene Folgerichtigkeit eines harmonischen Stils vernassen, und dafür eine Mischung anderwärts gesandener Formen gewahren, die neben sinniger Auswahl und Ver-

werthung auch einen leeren Prunk und eine doch barbarische Verschönerung zeigen.

Persepolis lehnt an den Berg Nachmed an; die Felswand steigt fast gegen 1000 Fuß beinahe senkrecht empor; in einer Höhe von 300 Fuß finden wir die vier Gräber der Achämeniden; tiefer unten zwei jüngere vielleicht aus der Sassanidenzeit. Jene oben sind voneinander nicht wesentlich verschieden; sie ragen aus der geglätteten Marmorwand reliefartig hervor, 120 Fuß hoch, 70 Fuß breit, die untere Abtheilung mit architektonischem, die obere mit mehr plastischem Charakter; die untere ein Nachbild der königlichen Halle, die obere des über ihr sich erhebenden Altarbaues, das Ganze somit eine Darstellung des königlichen öffentlichen Opfers. Das Innere des Grabes ist ein Gemach von 40 Fuß Breite, 20 Fuß Tiefe, mit drei angereihten Zellen; dort ward der Verdamnt ausgesetzt, hier das Gebein gesammelt. An der Fagade des Unterbaues treten vier Halbsäulen aus dem Fels hervor, die eine Scheinthür in der Mitte haben, diese nach ägyptischer Weise eingerahmt und bekront, während die Säulen über einem Halering das Einhorncapitäl tragen; auf dem Rücken der Thiere lagert hier ein doppelter Aufsatz, und über ihm zieht sich von rechts nach links hin ein in ionischer Weise dreistreifiger Architrav mit hervorspringenden Klögchen unter einem Kranzleisten. Der gekrümmte Nacken, das vorragende Horn der knienden Thiere, heben rechts und links sich consolenartig zum Gebälk hinan. Kugler bemerkt an dieser allerdings mehr bildnerisch decorativen als constructiv zweckvollen Kränzung der Säule bei der Entfaltung entschiedener Kraftfülle an der baulich wichtigsten Stelle besonders noch die Beobachtung eines rhythmischen Verhältnisses, insofern die weite Stellung der Säulen und die stark ausladende Masse ihres Capitäl schmuckes einander bedingen. Das Gebälk weist unverkennbar darauf hin daß er aus dem Holzbau stammt; man glaubte nur durch Uebereinanderlegen mehrerer Stämme dem Tragbalken der Decke die nöthige Stärke geben zu können, und die über ihnen vortretenden Klögchen sind die Enden der Querbölzler einer leichten Dachrüstung. Zwischen dem Ober- und Unterbau läuft noch ein Streifen mit Bildwerk, Gmbe, die Wächter des Grabes darstellend.

Der Oberbau ist etwas mehr vertieft, die eingeschnittenen Seitenwände des ihn umrahmenden Felsen zeigen bewaffnete oder vordrehende Männergestalten, je drei übereinander. Das Innere



zeigt ein Gerüst, das den König und den Jenevaltar trägt. Es steht auf mehreren Stufen, seine beiden Seiten sind so gebildet daß oben aus den Pfosten Vorderfuß, Brust, Kopf eines auswärtsgekehrten einhörnigen Stiers hervorragen; darunter ein Stück Säule, aber gebildet aus vorspringenden Randstäben und eingezogenen Kehlen; darunter wird wieder Fuß und Klaue des Thiers sichtbar, und zwar eines pantherartigen mit starker Klaue; der Untersatz, auf dem er steht, ist ein Sinauf zwischen Pfählen. Wir werden an die assyrischen Thronpfosten erinnert, finden aber ein reicheres Formenpiel im Wechsel von Schatten und Licht. Zwischen diesen Pfosten stehen zwei Männerreihen übereinander, die Träger von Vallen, die auf ihren emporgehobenen Armen ruhen. Der Altar ist einfach, der König steht ihm entblößten Hauptes mit erhabener Rechten, den Bogen in der gesenkten Linken, gegenüber; in der Höhe zwischen Altar und König schwebt eine geflügelte Gestalt nach dem Schema des Kreuzes gebildet, indem der menschliche Oberkörper, von einem Kreis umgeben, aus dem abwärts gerichteten Federschweif hervortragt, nach vorn und hinten aber in der Mitte wagerechte Flügel sich erstrecken; die eine Hand ist segnend erhoben, die andere hält einen Ring der Sonne oder der Ewigkeit. Ich verstehe nicht warum man diese Figur den Zerner des Königs nennt. Sie ist uns in unverkennbarer Aehnlichkeit schon in Assyrien begegnet, wo sie als Schutzgeist über den Königsbildern erschien; so finden wir sie auch in Persopolis wieder. Von einem assyrischen Zerner wissen wir so wenig wie davon daß die Perser ihren eigenen Genius angebetet hätten. Vielmehr wie das Bild in Assyrien den höchsten Gott, den Bel als Herrn des Himmels bezeichnete, so werden es die Perser als Symbol Ahuramasda's herübergenommen haben.

Dies führt uns denn zur bildenden Kunst. Auch hier ist Assyrien der Ausgangspunkt, aber die vollschwellende Muskulatur wird zu größerer Einfachheit ermäßigt, ohne jedoch in die architektonische Strenge Aegyptens einzugehen; es ist auch hier ein Mittleres, aber nicht wie in Hellas als Lebenskeim einer neuen Entwicklung, sondern als abschließende Vermittelung der im Orient gegenständig hervorgetretenen Darstellungsweisen. Der persische Sinn für Naturwahrheit spricht aus der Treue mit welcher die Rassen- und Stammeseigenthümlichkeit der Menschen und die Tracht erfasst und wiedergegeben wird. Ein entschieden Neues ist die Beobachtung der Gewandfalten, die nun von der Plastik



ergriffen und in ihren Hauptzügen mit Verstand und Schönheit sinn bezeichnet werden. Doch wird man auch hier in einer trockenen, sorgsam glatten Eleganz das Gepräge eines endenden, nicht eines aufgehenden Kunstlebens gewahren.

Außer der erwähnten symbolischen Figur sind die Gegenstände rein weltlicher Art, der Verherrlichung des Königthums gewidmet. Wandern wir durch die Trümmer von Persepolis, so begegnet uns zuvörderst an der Treppenwand das gehörnte Pferd, ein Tier Ahuramasda's, Schnelligkeit und Stoßkraft von Roß und Stier vereinigend, von hinten angefallen von einem Löwen, gegen den es sich kampfsornig wendet; ein Symbol der Befestigung der Mauer, deren Stärke Persien gegen die Feinde vertheidigen wird. Dann sehen wir an den Portalen jene gewaltigen Thiere als Thorwächter, wie wir sie in Ninive kennen lernten. Es sind stierartige Thiere, aber der Kopf pferde- oder zebrenmäßig gebildet mit dem einen Stühorn; die Glieder von gewaltiger Gedrungenheit und Kraft, an Brust, Bauch, Rücken und Schweif schneckenhausartig geringelte Mähnenbüscheln. An andern Thorpfältern erhebt sich über der Schulter des riesigen Stiers ein schwingenvoll emporgerichteter Adlerflügel; die thierische Brust geht in die menschliche über und trägt ein bärtiges Menschenantlitz mit hoher Mütze. Auch hier ist die Arbeit vortrefflich, und der Ausdruck in sich gesammelter muthiger Stärke übertrifft die assyrischen Darstellungen; die körperliche Energie kommt in diesen Wunderthieren zu bewundernswerther Erscheinung. Sodann finden wir Menschengestalten an obern Treppenwänden; bewaffnete Männer als Wächter des Versammlungshauses, oder vor dem Wohnhause des Darius Figuren mit WeinSchläuchen, Schüsseln und Schalen. Wiederum wird die Bestimmung der Versammlungshalle kund durch die Reliefs welche Xerxes an der Mauer ihrer Plattform in Relief ausbauen ließ. Die speertragenden Leibwächter, die Postleute kommen auf der einen Seite, in persischen oder medischen Gewändern mit den Ehrenketten um den Hals; einige unterreden sich oder fassen einander bei der Hand; einige tragen Dolche oder Bögen, Rösche oder Stäbe. Gegenüber sind in 20 Abtheilungen die 20 Satrapien des Reichs dargestellt. Jeder Gruppe schreitet ein reichgekleideter Stabträger voran sie einzuführen; er hat stets den nächsten Mann bei der Hand, und die fünf andern bringen huldigend ihren Tribut; sie führen Widder, Stiere, Kamele, Rosse und Wagen heran, sie tragen Gewänder,

Waffen, Gefäße mannichfacher Art. Gestalt, Gesichtszüge und Tracht kennzeichnen die verschiedenen Stämme und Nationen.

Im Audienzsaal des Darius sehen wir an der südlichen Pforte den König selbst „wie Ahuramazda im Himmel“ auf hohem Thron über einem großen Gerüst; ein Scepter hält er in der Rechten, ein blumenförmiges Trank- und Opfergefäß in der Linken; die Füße ruhen auf goldenem Schemel. Der Fliegenwedler steht hinter ihm, die Kapuze vor dem Mund, wie jeder mit dem Herrscher Sprechende den Mund verhüllen mußte, daß sein unedler Athem die Majestät berührte. Auch hier wird das Throngerüst von zweimal sieben Männergestalten emporgehoben, auch hier sind die Thronpfosten eine Verbindung des Thiersfußes mit einer architektonischen Gliederung, die im Wechsel vorschwellender und einzugezogener Linien gedreht erscheint und ein reiches Spiel von Licht und Schatten geben, auch hier zeigt der Untersatz die Verbindung von Welle und Wulst mit einem umgestürzten Blumenkelch, ähnlich wie an den Königsgräbern. Die tragenden Männer aber sind nach den mannichfaltigen Trachten des Reichs unterschieden, ein Aeger auch am Wollhaar und der dicken Lippe kenntlich; wir sehen den Herrscher wie seine Macht auf der Kraft und Treue der Untertanen ruht. Ueber dem Thron ist ein Walbachin mit Stieren und Hunden, den heiligen Thieren, und einer geflügelten Sonnenscheibe in der Mitte, wie diese über ägyptischen Tempelpforten gewöhnlich ist. Ueber dem Walbachin schwebt segnend die geflügelte Gestalt, die wir als Symbol Ahuramazda's nehmen.

Ein anderer Pfeiler zeigt den König Audienz ertheilend. Sein Gewand ist das medische Prachtkleid. Die Perser bedeckten sich ursprünglich mit Thierfellen, in welche sie die Beine hosenartig einwickelten, und welche sie mantelartig um die Schultern warfen. Darans entwickelte sich ein Federanzug der den ganzen Körper umschloß, Hosen, Ueberrock mit Gürtel, Schuhe und Kappe. Wie sie aber siegreich vordrangen, nahmen sie auch in der Tracht die fremde assyrische und medische Weise an, jedoch so daß namentlich diese eine Standes- oder Ehrengleichung blieb. Auch hier zeigt sich der persische Sinn in der Richtung das Ausländische sich anzueignen und doch die Nationalität zu behaupten. Das medische Staatskleid ist ein lastenartiges weitärmeliges Gewand, ein Schleppkleid, das beim Gehen an der Seite unter dem Gürtel hochgezogen wurde; daher hier an der Seite die gerad abfallenden und dann die nach hinten und vorn schräg um die Beine laufenden Falten

die miteinander und mit denen des Arms des Künstlers eine Fülle von Motiven boten und zur Darstellung reizten. Purpurne Unterleider und Mäntel, kostbare Schuhe, eine aufrechtstehende goldumreiste edelsteingeschnittenen Tiara, Hals- und Armgeschmücke wurden zusammen, wie sie das Staatsolebild des Artaxerxes bilden, auf 12000 Talente, 15 Millionen Thaler, veranschlagt!

Die Grabchrift des Darius preist ihn als den besten Krieger und Schützen, als den ersten im Jagdkampf. So hat ihn denn auch die bildende Kunst verehrt. In vier mächtigen Marmorblöcken, welche Thorpfeiler am Wohnhause des Königs bildeten, ist er im Kampf mit verschiedenen Ungeheuern dargestellt. Er hebt einen Löwen empor, drückt ihn mit der Finken an sich und zückt mit der Rechten den Dolch; der assyrische Gott Sandan erschien in ähnlicher Haltung Löwenwürgend. Die drei andern Pfeiler zeigen die Thiere ausgerichtet auf den Hinterfüßen; der König packt das eine, das den Kopf und die Flügel des Adlers mit dem Körper des Löwen paart, beim Schopf, er packt einen wilden einhornigen Esel, einen phantastischen Panther am Horn, und stößt ihnen leidenschaftliches ruhig, sicher wie ein Gott, das kurze Schwert in den Bauch. Zugleich veranschaulichen solche Darstellungen den Kampf gegen die Mächte der Finsterniß, die Ungeheuer Ahriman's, im Dienst des Lichtgottes; es sind die unheimlichen Schöpfungen, es sind die Verirrungen des Geistes und Willens, in deren Ueberwindung der König den Seinen vorangeht.

Außerdem ließ Darius zum Gedächtniß seiner Wiederherstellung des Reichs an der Felswand von Behistun am Choaspes über einer klaren Stelle ein Stück Gestein glätten und mit 1000 Keilschriftzeilen umgeben. Dieselben sind äußerst scharf und elegant gezeichnet und der wählende Verstand der Perser belandete sich auch darin daß man die assyrischen Keile beibehielt, statt Silbenzeichen aber Buchstaben aus ihnen und ihrer Zusammenstellung machte. Darius zählt die Thaten auf die er gethan. Inmitten ist er selbst abgebildet, hoch die andern überragend, den Bogen in der Hand, den Fuß auf einen Unterworfenen setzend; es ist Gaumata, der Magier, der falsche Smertes. Ein Strick von einem Hals zum andern bindet die neun Unterkönige zusammen, welche, die Hände auf dem Rücken, vor den richtenden Herrscher treten. Vor ihm, über ihm schwebt wieder die geflügelte symbolische Gestalt Ahuramazda's. Auf Goldmünzen erscheint Darius reitend, jagend, begeh-

schließend, einmal auch auf gestülzeltem Seeperd einen Delphin bewältigend.

Auch die Felswand von Behistun zeigt uns nicht sowol die Siege, die Thaten des Darius, als sie den König als Sieger und Richter veranschaulicht. Doch möchte ich noch den Schluß vorzeitig nehmen daß die Perser überhaupt nicht mehr den frischen Sinn für eigentlich historische Kunst, für die Schilderung wirklicher Begebenheiten gehabt, wie solche uns an den Palastwänden Aegyptens und Assyriens entgegenglänzten. Denn die Wände sind in Persepolis zerstört und die Trümmerhaufen von Susa noch nicht durchforscht. Allerdings aber mögen wir über die erhaltenen Werke von Persepolis urtheilen daß sie das Gepräge der Repräsentations- und Ceremonienbilder tragen; es ist die Idee des Königthums welche verherrlicht wird, der König als solcher erscheint in der Ausübung wiederkehrender feierlicher Acte mit seinem Gefolge, es sind die Stellvertreter der Provinzen die seinem Throne huldigend nahen. Daher nirgends lebhaft oder leidenschaftliche Bewegung, sondern eine würdevolle Gemessenheit, doch keine Steifheit, sondern eine selbstgesetzte Ruhe der Gestaltung, der Haltung. Dabei ist die Profilstellung klar, die Arbeit voll naturtreuer Sorgfalt auch im Kleinen, und ein glückliches Streben durch individuelle Motive das Gleichmäßige zu beleben und auch im Faltenwurf auf die Glieder und ihre Bewegung Rücksicht zu nehmen. Das rationale Element, das wir in der iranischen Religion finden, zeigt sich auch in der Kunst; das einseitig Uebertriebene wird ausgeschlossen, das Mustergültige der verschiedenen Nationen zu verbinden gesucht. Zunächst wie die persische Monarchie eine Nachfolgerin der assyrischen ist, wird auch die Kunstweise Ninives und Babylons fortgesetzt; aber wie zu dem Mauerbau aus getrockneten Ziegeln die Marmorquadern aus dem nahen Gebirge als Pfeiler der Pforten hinzugesetzt werden, kommen auch Formen herein die das Best des Steinbaues, die Aegypter, gefunden. Die hölzernen Pfosten als Stützen der Decke werden mit Steinsäulen vertauscht, die aber ihrer weiten Stellung gemäß ein consolenartiges Capital erhalten; ihre ganze Gestaltung verschmilzt assyrische und kleinasiatisch hellenische Elemente. Aehnlich in der Plastik. Weder die Strenge und architektonische Symmetrie der Aegypter, noch das vorschwellende Mäuselspiel der Babylonier, aber in der Bewegung ein feierliches Maß und in der Thätigkeit eine innere Ruhe; die Gestalt, edler als in Assyrien und freier als in Aegypten, wird von naturtreuen Linien,



die das Wesentliche hervorheben, umschrieben, die Profilstellung wird verständig durchgeführt, aber die starke Modellirung abgeglättet und die Gewandung, wo es ihr gemäß ist, durch einen zierlichen Faltenwurf rhythmisch belebt. Doch es fehlt der Form ursprünglicher Frische, und alles hält sich zuletzt in einem Mittelmaß, das die Ueberschreitungen meidet, aber sich auch nicht zum Höchsten erhebt.

Dabei ist das rein Weltliche ein entscheidender Grundzug der persischen Kunst; das öffentliche Leben nach der Seite des Staats, die Verherrlichung desselben im Königthum bildet ihren Stoff und Zweck. Die Religion hatte den Geist des Guten und Wahren als den einen Schöpfer und Herrn den Hauch des Dienstes der Naturmächte entgegengestellt; er wohnte nicht in Tempeln, man betete kein Bild statt seiner an, sondern entzündete das heilige Feuer als sein Symbol. Welke man seine geistige Gegenwart dennoch veranschaulichen, so deutete man sie an durch das Sinnbild das die Assyrier schon für den Herrn des Himmels geschaffen hatten. Die Architektur ist Palastbau, die Sculptur Darstellung des Weltlichen auf dem Höhepunkt seiner Erscheinung. Sie hat auch dadurch ein ideales Gepräge daß sie nicht das Einzelne nachahmend wiederholt, sondern das Allgemeine in seiner Wesenheit veranschaulicht, das Volk wie es huldigend dem Throne naht, den König wie er von Gottes Gnaden beschirmt den ruhigen Mittelpunkt des Staates bildet, oder im Kampf gegen die Dämonen der Finsterniß der siegeswisse Verkämpfer ist. Die feierliche Gemessenheit der Darstellung ist der Auffassung und dem Gegenstande gemäß. Die Kunst, die für sich selbst noch nicht durch die vollendete Schönheit in freier Herrlichkeit da steht, dient hier nicht der Religion, sondern dem Staat; aber durchdrungen von ehrfurchtsvollem Gefühl der Macht, der sie sich weihet, hebt sie sich an ihr zum Urbildlichen empor. Während das Nationale und Klare ihr zusagt, waltet die orientalische Phantasie in den Wunderthieren, die doch wieder den Anschein der Lebensfähigkeit haben und einem höhern Ganzen sich dienend einordnen.

Wenn auch in Aegypten die Architektur am entschiedensten den Schwesterkünsten ihr Stilsgepräge aufgedrückt und sich tenangebend bewiesen hat, so blieb die bemalte Sculptur doch auch in Assyrien ein Schmuck der Wände, und in Indien und Persien die Bildnerei gleichfalls im Zusammenhang mit den Bauwerken; wir werden deshalb das Architectonische als Kunstprincip des orientalischen Alter



thums behaupten dürfen. Die menschliche Individualität mußte sich einem herrschenden Ganzen eingliedern; erst in Hellas ward sie frei, und damit trat das Plastische selbständig auf und ward der Ausdruck eines neuen Ideals.

### Alexander der Große. Die Saffaniden.

Als Alexander den Oberkönig der Perser besiegt hatte, trat er selbst mit seinen Hellenen an dessen Stelle; aber er wollte nicht bloß erobern, sondern behaupten und Cultur verbreiten; so gründete er griechische Colonien bis nach Indien hin, die nicht bloß Verkehr und Handel belebten, sondern auch ihre Bildung und Gesittung ausbreiteten und einen Ideenanstausch des Orients und Occidents einleiteten. Wie nun auch nach Alexander's Tod das Weltreich zerfiel, die Cultur dauerte und entwickelte sich weiter; wer auch von seinen Nachfolgern die eine oder die andere iranische Provinz unter seiner Oberhoheit hatte, die Stämme selbst blieben unter ihren Häuptlingen selbständig für ihre innern Angelegenheiten, aber allerdings auf diese beschränkt.

Vor dem hellenischen Einfluß hatte sich ein semitischer geltend gemacht. Wie er am deutlichsten in der bildenden Kunst und vor Augen steht, so werden seine Spuren auch in der Religion sichtbar. So dringt der Gestirndienst ein wie er in Babylon ausgebildet war in dem astrologischen Sinn daß der Stand der Gestirne die irdischen Dinge beherrscht und das Geschick derselben daraus erforscht werden könne. Und der Schicksalsgott selber, Bel der Alte, Belitan, verband sich mit der Vorstellung der unendlichen Zeit, Zrvana-akarana, von der es im Avesta heißt daß mit ihrem Inbegriff Ahuramazda die Welt aus seinem eigenen Licht geschaffen. Dann schaut sie dem Kampf zu, den das Gute und das Böse kämpft, und schlägt sich am Ende schiedsrichterlich auf die Seite des Guten; ja sie heißt die Herrscherin in der langen Periode des Streits und theilt als Schicksalsmacht dem Menschen seine Lebensstellung zu. Das sind zunächst nur bildliche Ausdrücke, die wir heute noch ebenso gebrauchen können ohne die Zeit als göttliche Persönlichkeit anzunehmen. Erinnern wir uns aber der Phantasierichtung der Iranier auf die Verkörperung und Personification abstracten Begriffe, so werden wir uns nicht ändern wenn nun auch Zrvana-akarana unter die göttlichen

Wesen aufgenommen wurde. Nach ursprünglicher Ansicht in Ahuramaeba der eine ewige Gott und Schöpfer aller Dinge; aber der Gegensatz von Gut und Böse, von Licht und Finsterniß wie sie als Grundmächte im Leben der Welt vorhanden waren, er schien doch dem Nachdenken eines über ihm stehenden Einheitsgrundes bedürftig, und dazu bot sich die unendliche Zeit, aus der alles hervorgeht, in der alles geschieht, und so machte die Seele der Zervaniten Zrvana-akarana zum schöpferischen Princip der Welt und der sich bekämpfenden Götter. Doch diese Ansicht war keineswegs allgemein, und die unendliche Zeit ward nirgends in den Cultus aufgenommen. Wohl aber hat Artaxerxes II. Tempel und Bildsäulen der Anahit, der Göttin der Fruchtbarkeit, einer orientalischen Venus, errichtet und damit ein der iranischen religiösen Anschauung fremdes Element eingeführt.

Die Perser haben eine Vermittlerrolle und bilden eine Brücke zwischen Orient und Occident, zwischen der Religion der Natur und des Geistes. Die Berührungspunkte mit den Juden ergaben sich in Babylon, wo nach der Heimkehr aus der Gefangenschaft noch lange ein Herd und Mittelpunkt israelitischer Bildung blieb. Parthischer Einfluß ist in der jüdischen Lehre von Engeln und Teufeln unverkennbar. In Bactrien regierten griechische Könige, die allmählich mit der einheimischen Cultur und Sitte verwichen. Neue nordische Stämme trangen ein, die turanischen oder scythischen Parther, die aber ihrerseits die iranische Bildung annahmen und keine Fremden sein wollten. Von Indien her breitete der Buddhismus sich aus, er gewann im Osten Irans große Bedeutung und bot im Westen als Träger der indischen Cultur dem Hellenenthum die Hand. Aber bei alledem behielt Zarathustra seine treuen Anhänger, das Gebot der Wahrheit und Wahhaftigkeit blieb das Höchste, wie auch Reinigungsgebräuche im priesterlichen Mitus das Innere veräußerlichten. Das Zend-Avesta fand jetzt den schriftstellerischen Abschluß. Unter der Fremdherrschaft hielten die Freunde des Aithergebrachten um so treuer zusammen. Sie seufzten und hofften auf Erlösung. Und wie die Juden ihre messianischen Erwartungen ausbildeten und die Buddhisten den Maitreya schon im Geist als welternennenden Friedensfürsten begrißten, so tröstete auch die Perser der Gedanke daß ein Siegesheld kommen werde, Zosiosch (Caoshyang), der das Gute auf Erden zur Herrschaft bringen werde wie es im Himmel waltet. Gleichzeitig mit den ersten Christen und schwerlich ohne Ideen-

anstausch mit ihnen redeten die Perser von einer Zeit schwerer Drangsale und furchbarer Noth, indem das Böse alle seine Kräfte vor dem Erliegen im Entscheidungslampf noch einmal sammelt. Es wird eine Kriegszeit sein daß das vergossene Blut Mühlen treibt, und der Thau rothgefärbt vom Himmel fällt, Seuchen werden die Lebendigen dahinvaffen, alles was die Erde hervorbringt wird mit Unreinigkeit gemischt sein. In der äußersten Verdrängniß sendet Ahuramaſſa einen Ketter, der dem Verderben für Jahrhunderte Einhalt thut; dann aber kommt ein Winter der alle Geschöpfe vertilgt. Aber es öffnen sich die Thore von Dschemschids Paradies, und seine Bewohner bevölkern die Erde aufs neue. Doch wiederum kommt böse Zeit durch Unglauben, bis endlich Sosiosch erscheint. Gegen ihn wird der böse Dahat am Berge Demawand entfesselt, aber auch Keresaspa kommt wieder zum Streit und zwingt ihn das Gesez des guten Geistes anzunehmen, und aller Betrug schwindet von der Erde. — So werden die Gestalten des Mythos, die am Anfang der Geschichte stehen, auch am Ende wieder herangezogen.

An die selbige Zeit unter der Herrschaft des Sosiosch knüpft man nun die Auferstehungslehre an, die schon zur Zeit Alexander's bei den Persern anstauhte. Nicht bloß daß man die Unsterblichkeit der Seele glaubte, auch die Beute des Leibes sollte dem Tod wieder entriſſen werden. Die Körper werden neu belebt, ihre Geister kehren wieder in sie ein, die unreinen Leiber aber werden drei Tage und drei Nächte lang in einer Feueraglut zugleich mit der Erde selbst von aller Befleckung gelautert. In diesem Fluß geschmolzenen Erzes wird auch Ahriman mit seinen Dämonen gereinigt, und alles Böse ihnen ausgebraunt. Dann wird die Erde eben sein, nichts Schädliches wird es mehr geben, und die verklärten Leiber werden dem Lichte gleich keinen Schatten mehr werfen und keiner Speise mehr bedürfen. Sosiosch gibt ihnen vom Saft des Lebensbaumes zu trinken, und sie werden unsterblich sein. Alle Menschen zusammen führen ein gemeinsames seliges Leben, und bringen dem Ahuramaſſa ein ewiges Loblied dar. Ahriman — der ja von Anfang an doch nichts anderes konnte als durch Widerstand und Gegensatz das Gute zur Energie und zum selbstbewußten Sieg führen — wird selbst ein Priester dieses Gottesdienstes sein. Das ist die Vollendung von Ahuramaſſa's Schöpfung und Reich.

Diese Fortbildung des iranischen Glaubens fand ihre Dar

stellung hauptsächlich im *Vundehesch*, einem Religionsbuch dessen Sprache, das *Pehlevi*, dem Inhalt entspricht: es ist eine Mischung semitischer und arischer Elemente. Spiegel sah in diesen letztern die Grundlage; das Satzgefüge sei das arische, mit semitischen Ausdrücken habe der Geschästsstil und eine falsche Eleganz die Muttersprache verziert. Hanz dagegen, dem es gelungen ist die Inschriften der Sassanidenzeit zu entziffern, behauptet das Ursprüngliche sei semitisch, wahrscheinlich das *Bulgar-Assyrische*, das sich während der Herrschaft Assyriens in Iran verbreitete; aber es sei mit iranischen Worten vermischt und iranisch construiert worden, während die meisten Ausdrücke semitisch geblieben. In den ältesten Inschriften finden sich noch keine iranischen Endungen, in spätern kommen sie vor, und in den Büchern herrschen sie. Interessant ist die Schreibung. In der anfänglichen Ideenschrift konnte man die Zeichen für Begriffe und Dinge für die semitischen wie die arischen Wörter gebrauchen. Später ersetzte man die Zeichen mit semitischen Buchstaben, aber die galten nun den Iranern auch nur wie Bilder ihrer Worte, und so lesen sie das semitische *Malka* (König) sofort *Persisch*: *Shah*. Diese iranische Fassung semitischer Wörter heißt *Guzavarsch*.

Die Abfassung des *Vundehesch* fällt in die erste Zeit der Sassaniden. Es ist eine Sammlung verschiedener Bestandtheile. Die Sassaniden gaben dem nationalen Elemente das Uebergewicht über das Fremde wieder, ohne indeß dieses verdrängen zu wollen; im Gegentheil sie ließen indische Fabeln und Erzählungen überlegen, sie zogen griechische Philosophen an ihren Hof, und förderten eine Bildung die später die erobernden mohammedanischen Araber in die Kenntniß des Rechts und der Weisheit einweihte. Das *Zend-Avesta* aber, dieses Grundbuch des Iranerthums, ward im ganzen Reich eingeführt; es bedurfte aber einer Uebersetzung in die Sprache der Zeit. Wenn dabei in der religiösen Literatur der Begriff des Mittlers, des Vermittlers der Seelen mit Gott ausgebildet und an *Mithra* angelüpelt wird, wenn die Weisheit und das Wort Gottes personifiziert werden, so findet sich der Ausgangspunkt und Anlaß dazu allerdings ebenso sehr im *Avesta* und im Geist des *Parfismus*, als die *Alas*- und *Heribundung* unter dem Einfluß und der Wechselwirkung jüdischer und christlicher Ideen, wie wir sie besonders in *Alexandrien* finden, vor sich ging.

Ein Versuch aus iranischen Elementen mit Vermengung des

Buddhismus und Christenthums eine neue Religion zu stiften ist von Mani gemacht worden. Anknüpfend an die Zarathustrasage wollte auch er mehrere Jahre in einer Höhle gewesen sein, aus der er das Buch seiner Offenbarung mitbrachte; anknüpfend an die Verheißung Christi wollte er der heilige Geist, der Tröster sein, der in alle Wahrheit leiten sollte. Von Ewigkeit her bestand nach ihm der Gegensatz des friedseligen Lichtreichs und der aufrührerlichen Finsterniß. Die Bewohner des Lichtreichs aber erblickten eines Tages das Licht, und entflammt von Reid und Begierde beschloßen sie es an sich zu reißen. Aber sein Reich zu schätzen schafft der Lichtgott die Mutter des Lebens, und diese gebiert den Sohn Gottes, den Urmenschen, Jesus Christus. Dieser kämpft mit den Dämonen, aber sie entreißen ihm einen Theil seiner glänzenden Rüstung und bringen ihn selbst in Gefahr, aus welcher der neuerschaffene Geist des Lebens ihn rettet. Auf der Sonne thronend kämpft Christus mit Strahlengeschossen gegen die Mächte der Finsterniß, und sucht die ihm entrißenen Lichttheile wieder an sich zu ziehen, welche die dunkle Materie durchleuchteten und gestalteten, und zur Weltseele geworden waren. So ist die Welt entstanden, ein Mittelreich, aus Licht und Nacht gemischt. Das Licht aber strebt aus der Materie immerfort zur Höhe empor, wo der Geist des Lebens es in den Sternbildern wie in Einern sammelt. Darob erzürnt nimmt der Fürst der Finsterniß alle Lichttheile, die er oder seine Anhänger noch erreichen können, und bildet die Seele des Menschen daraus, verblendet ihr aber, um sie gefangen zu halten und herabzuziehen, die sinnlichen Begierden. Er verbietet ihr vom Baum der Erkenntniß zu essen, aber in Schlangengestalt naht ihr der Samenknüz und treibt sie zum Genuß dieser Frucht. Da schaffen die bösen Geister das Weib um den Menschen zur Sinnelust zu verlocken und die Seele durch Theilung immer mehr zu zersplittern, in immer neue Kerker des Weibes sie einzuschließen. Sie verführen das Menschengeschlecht zur Unwahrheit, aber der Samengeist, Christus, geht erbarmungsvoll in einen Scheinleib ein um die Lichtnatur auf Erden zu erlösen. Seine Kreuzigung ist das Symbol der Schmerzen die er in jeder Seele, als eines Theiles von ihm, durch die Verblütung mit der Materie erduldet. Nun aber ist der von ihm verheißene Paraklet erschienen um die Weltseele, der alten Helmat gedenkend, von der Materie sich trennen zu lassen. Wer sich mit Mani von der Materie reinigt und befreit, der steigt mit ihm zum Himmel.



Ein allgemeiner Weltbrand wird die Materie und Finsterniß verzehren, die Läuterung der Geister vollenden. — Mani ward hin gerichtet und seine Anhänger, die Manichäer, wurden von den Ormuzdienern verfolgt, von den Christen als Ketzer verworfen; doch hat sich die Sekte bis in die mohammedanische Zeit erhalten.

Ein anderer Cultus bildete sich aus persischen und chaldäischen Elementen, verbreitete sich schon vor Christus westwärts, und ward im römischen Reich einer der letzten Auser, an die sich das untergehende Heidenthum halten wollte, so daß seine Mysterien und die ihm geweihten Bildwerke besonders durch die Regionen bis an die äußersten Grenzen des Reichs sich verbreiteten. Der kenne Mithras, den lichten und wahrhaftigen, den Mütter zwischen Ahuramazda und der Welt; er verschmolz mit der Sonne, der unsiegbaren, die an jedem Morgen, in jedem Frühling wieder emporstrebt und der Welt voranstreitet im Kampf gegen die Nacht; er ward verehrt als Verleiher des Lebens, als Seelenführer durch die Unterwelt und zur Seligselt des Himmels. An seine Weißen knüpfte sich die Hoffnung des ewigen Lebens und seines Heils. Sie wurden in einer Höhle vergemeinschaftet, sie führten vom Dunkel zur Klarheit, durch Prüfung und Kampf zum Sieg. Hunger und Durst, Wanderungen in der Wüste, Schwimmen durch brausende Flut, Schreiten durch Feuer und Eis führten zum Genuß der gesegneten Brote und des Hemasastes, wie solcher, dem christlichen Abendmahl ähnlich, auch sonst im spätern Parjencultus vorkommt. Ohne vor dem gezückten Schwert zu zagen setzte sich der Geweihte einem Kranz aufs Haupt, schob ihn aber sofort wieder zurück mit den Worten: Mithras ist meine Krone. Wenn die Stufen der Weihe durch Namen wie Jungfrau, Löwe, Krebs bezeichnet werden, so klingt die Wanderung der Sonne durch die Zeichen des Thierkreises vernehmlich als das Vorbildliche durch. Auf den Denkmälern erscheint Mithras wie er in Jünglingsgestalt, orientalisches gekleidet, das Opfer des Stiers vollzieht, der die Krone alles Lebens in sich trug, aus dem die besondern Wesen hervorgingen; schon eudet dessen Schweif in Kornähren um anzudeuten wie das Pflanzenleben aus dem Untergang des thierischen erwächst; ahrimanische Geschöpfe kriechen nach seinem Blut und Samen heran, aber auch der Wächter Ahuramazda's, der Hund, ist gegenwärtig, wie bei sterbenden Menschen, ein Geleiter der Seele und Bürge der Unsterblichkeit. Genien mit geflügelten und

gehobener Fackel deuten dabei auf den Unter- und Aufgang des Lebens, auf Tod und Wiedergeburt.

Es war der Emporkömmling Ardaschir, der Sohn Sassan's, der 218 n. Chr. die Dynastie der Sassaniden gründete, welche bis zum Einbruch der Muhammedaner in Persien herrschte. Er umgab den Thron mit kriegerischen Edeln, die auf ihren Burgen wohnten, bis der Ruf des Königs sie zum Dienst entbot; von Jugend auf in den Waffen geübt und in adelicher Sitte erzogen bildeten sie die den Römern so gefährliche Reiterei; gepanzert, mit befiederten Helmen, mit Lanze, Schwert und Schild zogen sie auf prächtig geschmückten Rossen zum Turnier und in die Schlacht. Die lebendige Phantasie gab der Wirklichkeit eine Freude an Abentheuern und übertrieb wieder die sagenhafte Darstellung derselben in der Verschmelzung mit den alterthümlich mythischen Ueberlieferungen. Unter Mörin Ruchirvan, dem Gerechten, wurden die Sagen, die für Kireusi die Grundlage seines großen Epos lieferten, bereits als Annalen des Reichs gesammelt. Und wie in der christlichen Ritterwelt entfaltete die Frauenliebe ihren Zauber, und bei das Leben selbst den Stoff für die romantischen Geschichten, die später gleichfalls ihre dichterische Darstellung fanden.

Im sechsten Jahrhundert unserer Zeitrechnung bemühte sich Mörin Parviz die zarathustrische Lehre in ihrer Reinheit neu zu kräftigen. Diesem Streben schließt das Buch von Ardaš Wiraf's Sendung in die andere Welt sich an. Um das Jenseits selbst über die Wahrheit zu befragen wird der fromme Weise ausgewählt; durch Wein und narcolische Mittel wie leblos soll er sieben Tage dagelegen haben, während seine Seele Himmel und Hölle durchwandering. Seine Thaten werden von den Töchtern richtern gewogen und er erhält Einlaß in das Paradies. Zwischen diesem und der Hölle steht er diejenigen festgebannet deren gute und schlechte Thaten gleich sind. Dann schwebt er in die Sternensphäre, wo sternengleich die Edeln thronen, welche Zarathustra's Lehre nicht gekannt aber sich rein bewahrt haben. Auf gleiche Weise findet er in der Wendsphäre die Starken, in der Sonnensphäre die tüchtigen Herrscher. Dann gelangt er nach Garotman, dem Himmel der Glückigen. Dort wo um Ormazd die hehren Vichtgeister thronen, wo Zarathustra selber wohnt, werden seine Anhänger nach ihren Tugenden belohnt, indem diejenigen selig vereint sind welche eine besondere Pflicht der Vichtreligion vorzüglich erfüllt haben. Es herrscht Klarz, Sonne, Wohlgeruch,

und Sättigung ist nicht, sondern stets Genuß. Dann sinkt Wiraf in die Tiefen der Hölle, wo übler Geruch und Schmerzgeheul ihn umfängt. In drei Abtheilungen sind die welche übel gedacht, geredet, gehandelt, dem Zusammenhang nach wol ohne Zarathustra's Lehre gekannt zu haben; denn es folgt auch nun wieder die rechte Hölle, wie droben das Paradies, und die Missethäter die das Rechte wußten werden für ihre Sünden bestraft, doch ohne daß sie in Gruppen gesondert wären oder der Zusammenhang der Strafart mit ihrer Gesinnung und ihren Werken deutlich erschiene. Die unterste Tiefe ist ganz Nacht und Gestalt, und die dort bei Ahriman haufen die hören und sehen nichts, und jeder denkt er sei allein. Nur Ahriman höhnt sie daß sie ihm gefolgt und ihres Schöpfers vergessen hätten. Dann wird Wiraf zu Ormuzd zurück geführt, der ihn der Welt verklären heißt: Es gibt nur einen Weg der Wahrheit; bleibet bei dem Glauben Zarathustra's (Zerdoscht's), seid gut in Gedanke, Wort und Werk! — Pope hat 1816 das Werk englisch herausgegeben, aber in einer vom Original sehr abweichenden, wol muhammedanisirten Gestalt; treue Mittheilungen verdanke ich Martin Lang. Schon um Dantes wissen verdient der ihm unbekannt gebliebene Vorläufer seiner geistlichen Komödie unsere Aufmerksamkeit. Bei allem Glaubensseifer ist die hochherzige freie Ansicht in Bezug auf die welche außerhalb der Richtreligion stehen unserer Anerkennung werth.

Während die im römischen Reich vorgeschundenen Mithras bildwerke selbstverständlich das Gepräge der spätern griechisch-römischen Kunst tragen, finden wir aus der Sassanidenzeit in Persien selbst die Trümmer von Danten sowie Göttersculpturen, welche die Annäherung an die Uebertieferung des nationalen Alterthums nicht verkennen lassen, zugleich aber wie dieses nicht selten eine selbständige Entwicklung zeigen, sondern die griechisch-römische Darstellungsweise mit dem Heimischen verbinden und wahrscheinlich auch von griechisch-römischen Arbeitern herrühren. In den Trümmern von Schapur (der Stadt Sapor's I., 211–272 p. c.) sehen wir das Capital der Doppelsäule wieder. Ruinen eines Palastes des Königs Firuz zu Firuz-Abad zeigen weite überwölbte Räume, Kuppeln und aufstrebende Bogen bald in der Form der Ellipse, bald so daß die Rippen sich schneiden wie im Spitzbogen; aus den Wandpfeilern treten Halbsäulen hervor, die Nischen hinter ihnen sind in einem Halbkreis überwölbt, der bereits in der Art und Weise wie er ansezt ein Vorspiel des maurischen Gutesen

bogens scheint. Während die Säulen hier einfach, ja capitällos sind, läßt ein Felsmonument von Kosru Parviz (591 — 628) die Decorationsweise gleichzeitiger byzantinischer Werke erkennen. Wie die Geschichte jener Zeit in Persien selbst an das Mitterthum des europäischen Mittelalters anklingt, so zeigt auch die Baukunst ein lähnes Aufstreben in schwellenden Formen, eine Mischung des Heimischen mit der Ueberlieferung Roms; doch liegt alles roh nebeneinander, zu einer organischen Entwicklung ist es nicht gekommen.

Die Felsreliefs schließen sich ganz entschieden der Achämenidenzeit an. So wird Ardaschir I., der Gründer der Sassanidenherrschaft, dargestellt wie er hoch zu Ross aus der Hand eines ihm gegenüberhaltenden Reiters einen bändergeschmückten Reifen, das Diadem empfängt. Der König, mit wallenden Locken, in faltenreichem Mantel, hält selber ehrfurchtervoll die Hand vor den Mund, denn es ist der König der Könige, Ahuramæda, der ihm den Ring der Welt Herrschaft reicht, aber ganz menschlich gebildet, das Scepter in der Linken, eine Staffeltrenne auf dem Haupt. Die Pferde sind berkräftig, die Haltung des Ganzen zeigt das symbolisch Ruhige, Repräsentative wie die alte Zeit. An der Felswand der alten Königsgräber und anderwärts hat Sapor I. seinen Triumph über den römischen Kaiser Valerian abbilden lassen. Dieser kniet vor dem Sieger, der in leichtfälligem Gewande hoch zu Ross auf ihn niederblickt. Locken flattern um das Haupt des Persers und über der zinnenartigen Krone trägt er einen aufgebauhten Ballon, vielleicht die Himmelskugel. Hinter ihm hält seine Reiterei in Reih und Glied, indem stets Vorderfüße, Brust und Kopf der Pferde vorragen; hinter Valerian Männer mit mannichfachen Gaben, die den Frieden erlaufen sollen; in weitem Reihen oberhalb Krieger zu Pferd und zu Fuß, aber ohne individuell belebte Ordnung. Ein Genius mit dem Hülfhorn, der über dem Besiegten schwebt, dem Sieger zugewandt, gleicht dem geflügelten Amorknaben. Die Arbeit überhaupt erinnert an das Spät Römisches. Eins der wenigen Rundbilder die von persischer Kunst erhalten sind zeigt den Sapor in einer Kolossalstatue von 15 Fuß Höhe. Aus der Mauerkrone quillt das Haar in weitabstehenden Locken reich hervor, das Gesicht voll ruhiger Würde, mit wohlgepflegtem Schnurrbart, mit gekräuselttem Kinnbart. Auf der Brust kreuzen sich Gehänge; das Schwert ist vom Gürtelband gehalten, Wams und Hosen erscheinen weich wie



von Musselin. Seltsame Pänder umflattern die Gestalt. Saper's Münzen haben auf der Rückseite den Jeneraktar.

In einer Felsnische von Ralsch-i-Austem sehen wir ein Turnier; ein Ritter unter dem Flügelhelm hat den Gegner vom Pferde gestochen. Den ritterlichen Schmuck der Waffen, besetzte oder besflügelte Helme, Ringelpanzer, Speere, Schwert und Schild, das Pferdegeschirr mit Halbmenden, Ringen und Quasten behängt; zeigt ein Felsrelief zu Firuz-Abad, aus dem 5. Jahrhundert. Hier ist die Darstellung des wilbbelegten Lebens in Angriff und Abwehr, in anerschlagenden, vornüber stürzenden, ansprengenden Ritten ebenso überraschend als wohl gelungen.

Von den Gärten und Jagden des Kosru Parviz berichtet die Geschichte, und die Sage feiert seine schöne Gemahlin Zadira und erzählt wie der Bildhauer Ferhad in Liebe zu ihr entbrannte, aus Liebe zu ihr es unternommen habe eine Straße durch die Steinmassen des Gebirges zu brechen und ihr Bild umgeben den Kosru und seinem Gefolge in den Fels zu hauen. Mit dem Schnuchteruf: Ach Schirin! habe er jeden Schlag begleitet, und als der Pfad durch die Höhen von Bisatun bald vollendet war und der König verzweifelte daß er dem Künstler den versprochenen Preis für das scheinbar Unmögliche, die herrliche Geliebte, geben müsse, da habe eine trügerische Alte ihm den Tod Schirins gemeldet; Ferhad schlenbert seine Haxe in die Tiefe, wo sie ein wurzelte und zum Granatbaum erwuchs, und stürzte sich selber hinab. Schirin aber ließ gleich der von der Nachtigall verlassenen Rose ihr Haupt sinken und welkte dahin. Noch viele Jahrhunderte haben davon gesungen, wie wir später bei der Betrachtung der muhammedanischen Kunst sehen werden.

Bei den erhaltenen großen Bildnißfiguren der Felsnische von Tal-i-Vostan mischt sich Persisches mit antiken und byzantinischen Formen. Zwischen zwei geriefelten Säulen mit hohen umbelaubten Capitälen sitzt Kosru zu Ross in voller kriegerrischer Rüstung; das Ringelpanzerhemd, das ihn einhüllt, läßt nur die Augen durchblicken; auch das Pferd ist mit quastenvoller reichgezierter Panzerdecke behangen. Die Arbeit ist so sorgsam wie nur immer in Ninive oder Persopolis, bei aller Derbheit im Großen ist im Kleinen jede Masche, jeder Nagel deutlich angeführt. Ueber einer quadratischen Kläche stehen von halbkreisförmigen Bogen eingeschlossen drei Gestalten. Inmitten der König in prächtigem Friedenengewand, ein Mann zu seiner Linken reich:



ihm den Ring der Herrschaft, es ist sein Schwiegervater Kaiser Mauritianus, der ihn wieder in sein Reich eingesetzt. Schrein steht gleichfalls mit dem Ring der Herrschaft zu seiner Rechten, und gießt aus einem Gefäß Wohlgerüche als Spende vor seine Füße. Die Composition ist schlicht und klar, die Verhältnisse gedrungen; man wird durch die Abbildungen an Eisenbeinschnitzereien der karolingischen Zeit erinnert. Rechts und links über dem Bogen schweben statt der typischen Gestalt Ahuramazda's geflügelte Genien oder Engelsgestalten. Die Arabesken zeigen das Schema des Lebensbaumes, aber aus der steifen Bänderverschlingung in ein freies griechisches Blättergebilde übersetzt. Naturalismus und stilistische Strenge liegen nebeneinander, statt wie in der vollendeten Kunst ineinander zu wirken und aufzugehen.

Daneben schildern uns umfangreiche Reliefs die Jagden des Königs. In fünf Reihen übereinander halten Laufs seine Elefanten, und von da aus eilen oben und unten ganze Rudel von Ebern vorüber; in der Mitte hält der König auf einem Kahu im Reich und schießt von dort aus auf das fliehende Wild, während eine Odaliske zu seinen Füßen die Pante schlägt. Die Figuren sind in Reihen übereinander ohne Perspective gezeichnet und das Bild des Königs überragt sie durch seine Größe, wie in der ägyptischen Kunst. Auf einem andern Relief hält der König ruhig zu Pferde unter dem Sonnenschirm, während seine Genossen den Hirschen nachsprengen. Auf einer silbernen Schale ist Kosru dargestellt wie er zu Pferde Büffel, Eber und Hirsche jagt; er spannt den Bogen zum Schuß, Bänder flattern um sein schmuckes Gewand, der hohe Kopfschmuck knüpft seine Erscheinung an jenes Bild des Kyros an, welches an der Pforte der Kunst in Persien steht.

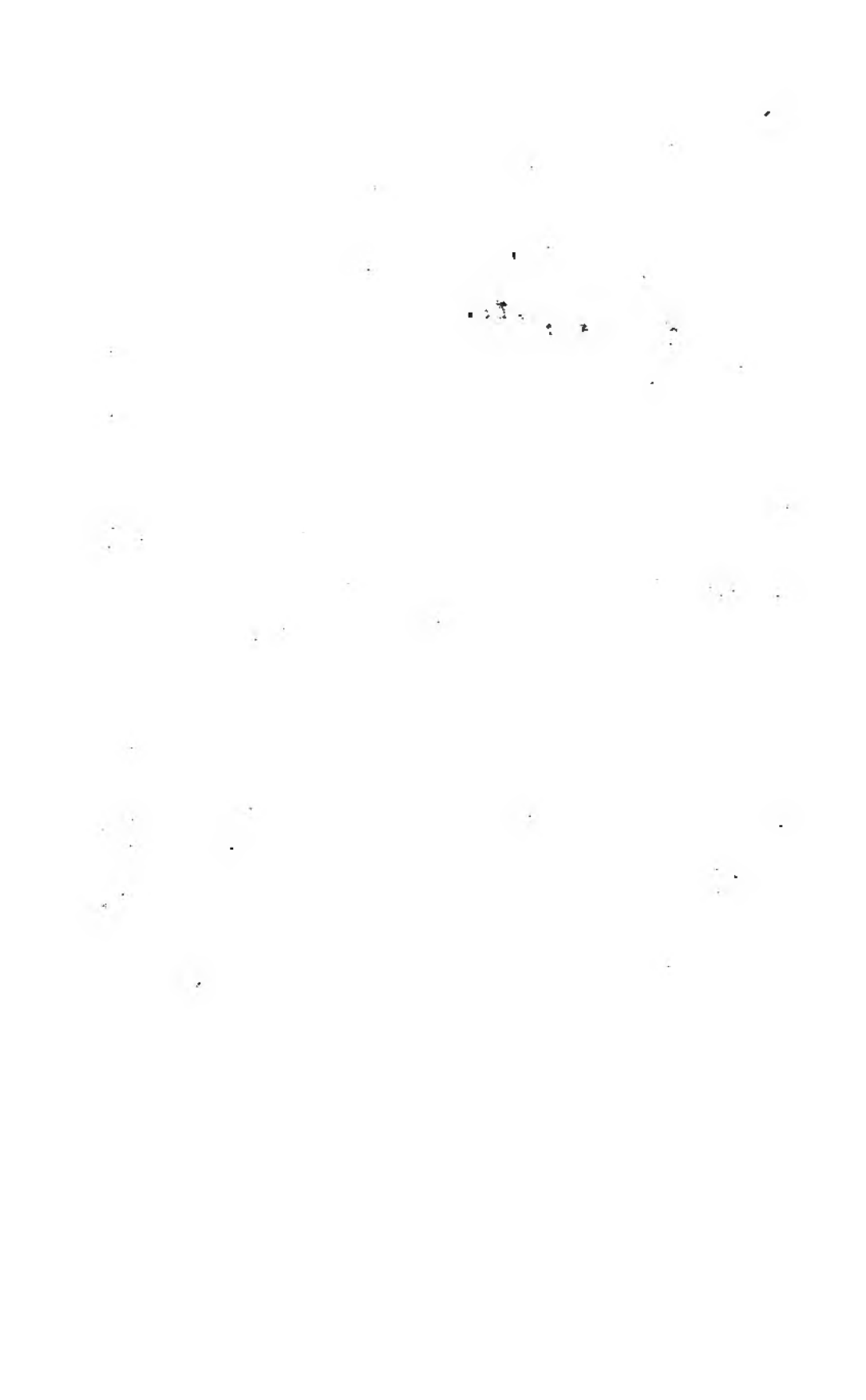
Auch die Malerei ward geübt und hochgeschätzt, und noch heute lieben die Perser den farbigen Bilderschmuck der Wände wie der Bücher trotz des mohammedanischen Bilderhasses. Die Farben sind von leuchtendem Glanz, die Formen aber wunderlich und in der Composition fehlt ebenso sehr die Perspective wie bei den einzelnen Figuren die Abschattung. Schnaase glaubt darin die ältern Typen erkennen zu dürfen und fügt hinzu: „Der Held rußtem bleibt sich in den Miniaturen immer gleich in Gestalt, Gesicht und Ausrüstung, mit rothbraunem, blendem Bart und Haupthaar. Sein Gewand ist von Leder, er trägt einen Drahtpanzer, einen eisernen Helm mit Thierschmuck; der gekrümmte

Dolch hängt an seiner Rechten, er führt eine Keule mit ungeheureren Knoten.“ — Einen kostbaren Teppich von gewaltiger Größe mit einer Darstellung des Paradieses ließ der Khalif Omar bei der Eroberung Madaïns zerschneiden.

So bewahrt der iranische Geist bei aller Geneigtheit Fremdes sich anzu eignen und eine Vermittlerrolle zwischen arischen und semitischen Elementen, zwischen Orient und Occident zu übernehmen, dennoch sein volkstümliches Gepräge und gewährt uns den Anblick einer reichen Entwicklung, die sich unter dem Einfluß Muhammed's noch zu schöner Blüte entfaltete.

---





UNIVERSITY OF MICHIGAN  
3 0015 06277 3166

3 9015 06277 3166

709  
C32  
Vol I

AUTHOR Carriere

TITLE *Wie Anfang der*

Culture des, etc. 44965

SIGNATURE

ISS'D

REY



